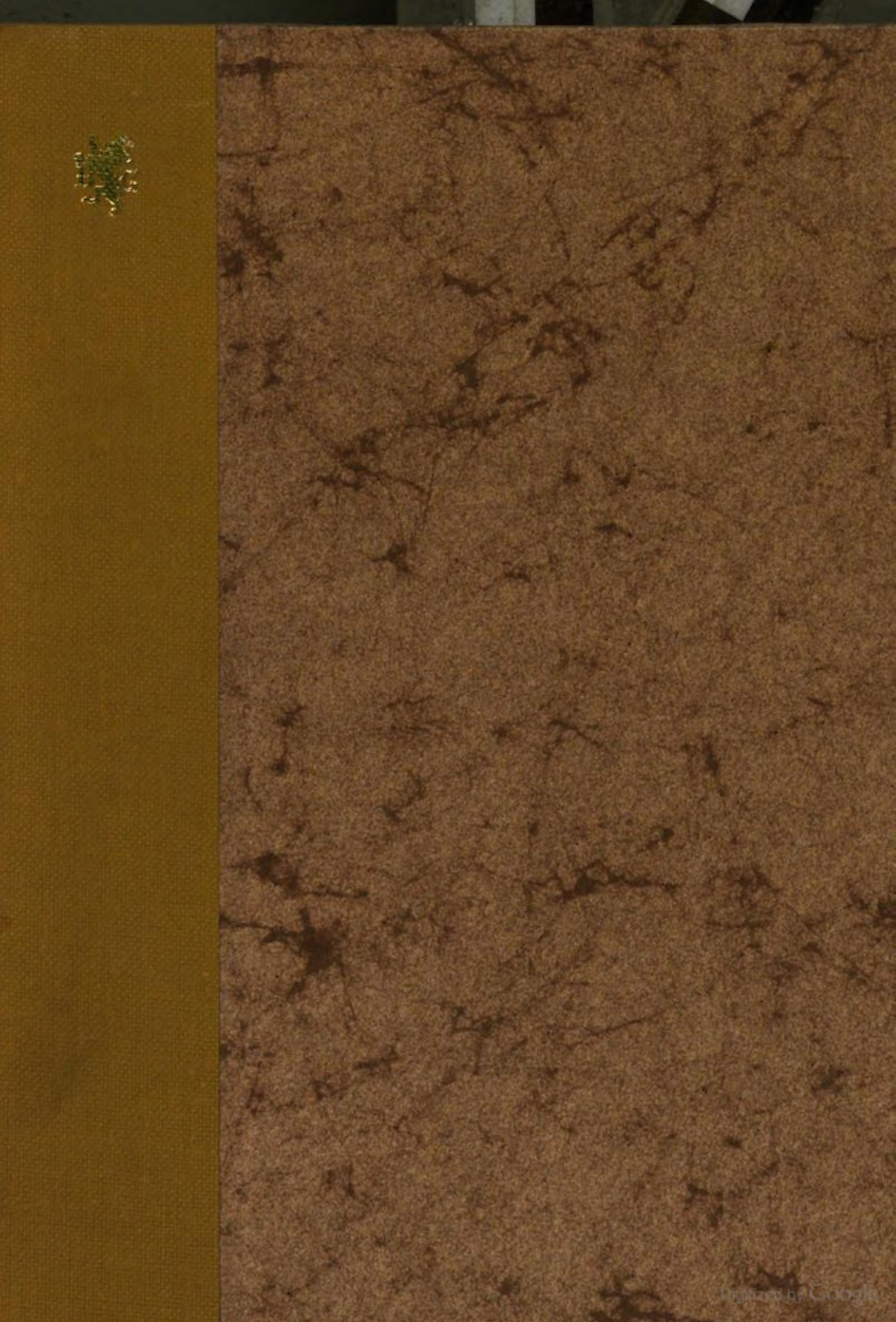

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
90000003

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

Fünfter Jahrgang.

I. Semester. II. Band.

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1846.

434

Digitized by Google

BIBLIOTHÈQUE
DE L'UNIVERSITÉ
DE GAND.

Digitized by Google

Inhalt.

Nr. 14. Roastbeef in Frankreich. Aus Paris. S. 1. — Die Stände in Böhmen. Aus Prag. S. 8. — Adel und Bürger in Schleswig-Holstein. Aus Kiel. S. 12. — Die Dampfschifffahrt zwischen Bremen und New-York. S. 20. — Drei Reiter. Von Moritz Hartmann. S. 23. — Tagebuch: Neue Reime und Gedichte. S. 25. — Politische Federn in Oesterreich. S. 29. — Aus Pesth. S. 33. — Literarische Anzeigen. S. 35. — Gegen einen Artikel der Allgemeinen Zeitung. S. 37. — Notizen. S. 39

Nr. 15. Ein Heidenverhör. S. 41. — Aus einem Pariser Tagebuche. S. 48. — Ein toller Dichter. S. 57. — Tagebuch: Neueste Erzählungsliteratur. S. 65. — Aus Kopenhagen. S. 68. — Der Schauspieler und die Gesellschaft. S. 73. — Aus Wien 1 und 2. S. 75. — Notizen. S. 79.

Nr. 16. Zur Theorie der Volksschrift. Von Berthold Auerbach. S. 81. — Das wahre Virtuosenthum. Von Christern. S. 91. — Briefe eines Reisenden aus und über Galizien. S. 97. — Tagebuch: Randglossen zu dem vorstehenden Aufsatze und zu noch manchem Andern. S. 112. — Zwei Reisewerke. S. 118. — Aus Breslau. S. 121. — Aus Paris. S. 123. — Aus Wien. S. 127.

Nr. 17. Die Noth der Hütten. I. Abtheilung. Novelle von Bernd von Guseck. S. 129. — Das Straf- und Besserungssystem. S. 155. — Zwei Inseln in Böhmen. S. 162. — Tagebuch: Hamburger Personen und Zustände. S. 168. — Aus Wien. S. 172. — Notizen. S. 176.

Nr. 18. Eisenach und Wartburg. Aus einem Reisetagebuche. S. 177. — Das summarische Rechtsverfahren in Oesterreich. S. 191. — Die Noth der Hütten. II. Abth. Novelle von Bernd von Guseck. S. 195. — Tagebuch: Aus Paris. S. 213. — Eine Berichtigung. S. 215. — Notizen. S. 218.

Nr. 19. Arnold Ruge. Erste Abtheilung. S 221. — Was thut Oesterreich vor Allem noth? S. 235. — Deutsche Romane. S. 244. — Tagebuch: Aus Frankfurt a. M. S. 255. — Hamburger Personen und Zustände. S. 258. Aus Brüssel. S. 261. — Aus Wien 1 u. 2. S. 263.

Nr. 20. Das jesuitische Convict in Innsbruck. S. 269. — Arnold Ruge. Zweite Abtheilung und Schluß. S. 275. — Ein Stücklein Menschenleben. Novelle von Elard Biskamp. S. 287. — Tagebuch: Aus Berlin. S. 305. — Aus Paris. S. 307. — Aus Stuttgart. S. 310. — Aus Leipzig. S. 312. — Vier und zwanzig Stunden ohne Paß. S. 315.

Digitized by Google

Nr. 21. Ein Liberaler aus den dreißiger Jahren. S. 317. — Der Tod Leo XII. S. 332. — Die Kirche soll sich aus sich selbst entwickeln. S. 340. — Tagebuch: Hamburger Personen und Zustände. S. 343. — Aus Tyrol. S. 346. — Aus Berlin. S. 347. — Aus Paris. S. 351. — Aus Wien. S. 354. — Die böhmische Ständeversammlung. S. 357. — Vertheidigungsschrift zweiter Instanz für den Schriftsteller Feodor Wehl. S. 358. — Notizen. S. 361.

Nr. 22. Sociale Skizzen aus Paris. S. 365. — Lyrisches Hintertreffen. S. 373. — Das Sängerfest zu Hergen. S. 382. — Die Robotablösung in Oesterreich. S. 389. — Tagebuch: Politische Romane. S. 396. — Die Ständeversammlung in Tyrol. S. 398. — Aus Berlin. S. 399. — Aus Wien. S. 403.

Nr, 23. Zur Geographie der Verbrechen. Von Prof. Dr. Casper. I. Artikel. S. 405. — Zerina. Von Moritz Hartmann. S. 422. — Tagebuch: Aus Berlin. S. 440. — Aus Wien. S. 441. — Aus Paris. S. 444. — Notizen. S. 446.

Nr. 24. Eine Pfründe. S. 449. — Zur Geographie der Verbrechen. Von Prof. Dr. Casper. II. Artikel. S. 461. — Briefe aus einer kleinen Stadt. S. 475. — Tagebuch: Aus Berlin. S. 485. — Aus Wien. S. 488. — Ein speculativer Schauspieler. S. 493. — Notizen. S. 496.

Nr. 25. Briefe von Goethe an Frau von Grotthuß. S. 497. — Polk und die Oregonfrage. S. 516. — Tagebuch: Die Bühnenzerrissenheit. — S. 526. Aus Berlin 1 u. 2. S. 528. — Aus Wien 1 u. 2. S. 533. — Ein Gauner am Rhein. S. 535. — Notizen. S. 540.

Nr. 26. Das deutsch-flämische Sängerfest. S. 541. — Ein Abend auf einem Balle. S. 545. — Ulrich von Hutten. S. 559. — Tagebuch: Aus Wien. S. 566. — Aus Berlin 1 u. 2. S. 568. — Aus Breslau. S. 573. — Aus Prag. S. 574. — Notizen. 575.

Digitized by Google

Roaſtbeef in Frankreich.

Aus Paris. —

Normänner und Börſenmänner. — Mode und Sitte. — Franzöſiſch-engliſche Wechſelwirkungen. — Roaſtbeef als Propagandiſt. — Adeliges Blut und bürgerliches. — Küchenreform. — Einfluß der Nahrungsmittel auf die Zuſtände der Arbeiterklaſſen. — Die Fäulniß des ancien régime. — Ein Thierquälerverein.

Grooms und Tigers, Lions und Dandies, Races und Steeplechaces, Bulls und Puffs! Welche Schaar von arroganten Engländern hat ſich in unſere ſchöne Sprache eingedrängt! ruft der franzöſiſche Puriſt. Das haben wir von der entente cordiale, ruft der franzöſiſche Oppoſitionsſchriftſteller. Ach, unſer blaue Himmel wird am Ende noch neblig werden, unſere goldene Jugend bekommt den Spleen, unſere graciöſen Moden werden zur geſpreitzten Faſhion! ruft eine Leſerin des National, und mit feurigem Proteſt erheben ſie alle drei ihr: Jamais en France — jamais en France l'Anglais ne regnera. — Nur der Börſenmann geht vorbei und hört lächelnd dieſe Ausbrüche eines kindiſchen Patriotismus an: er bleibt Stockjobber, mag Guizot regieren oder Thiers, das iſt, gewiß. Die Normänner haben einſt England franzöſirt, jetzt kommen die Börſenmänner, um Frankreich zu engliſiren. Gerechte Nemeſis.

Neulich ſchrieb ich Ihnen, daß eine große Umſtimmung mit den Sitten und Gewohnheiten des franzöſiſchen Volkes vorgehe und ich meine dies im Ernſt. Aber nicht die bizarre Anglomanie in den höhern Kreiſen, nicht dieſe vorübergehende eitle Mode, welche die Franzoſen ganz närriſch kleidet, auch nicht die Speculations-

Digitized by Google

und Actienwuth, die ein Muttermaal des Zeitalters überhaupt ist, zeigt von jener Metamorphose. Nicht auf den Boulevards sieht man den „Marsch der Civilisation" und die Moden sind oft nur eine unwillkürliche Carricatur, eine satyrische Maskerade des Volks- und Zeitgeistes. Der flüchtige Beobachter sieht die wilde Jagd herkömmlicher Vorurtheile und Leidenschaften, die mit alten Fahnen und Devisen sich über den Pariser Weltmarkt treibt, ohnmächtig und unfruchtbar sich im Kreise drehend. Man muß in das Innere der Häuser und Werkstätten treten, man muß in die untern Volksschulen heruntersteigen, um zu erkennen, was sich vorbereitet. Während die Chöre der Journalisten dies- und jenseits des Canals sich gegenseitig die altnationalen Stich- und Schimpfwörter zurufen, fangen die ernstern, die schaffenden und ordnenden Geister beider Nationen an, sich zu verständigen und von einander zu lernen. Daß Frankreich nicht ohne Einfluß auf seinen stolzen Nebenbuhler geblieben ist, das offenbart sich unter Anderm ziemlich offen in jenen kühnen Centralisationstendenzen, welche die eigentlich moderne und wichtige Seite des Peel'schen Reformplanes bilden. Die englischen Einflüsse auf Frankreich sind mannigfacher Art. Ich will diesmal nur auf zwei interessante Erscheinungen hinweisen.

Eine Anglomanie sehr blinder Natur beginnt unter den arbeitenden Classen des französischen Volkes zu grassiren. Industrie und Fabrication greifen immer mehr um sich, und der Arbeiter, der mit dem englischen wetteifern soll, will auch essen, wie der Engländer. Roastbeef ist zwar eine fremde Erfindung, aber Roastbeef schmeckt, Roastbeef ist ein gewaltiger Propagandist. Die pikante französische Küche ist gut für den Magen des feurigen Gamins, des müßigen Flaneurs, des lustigen Vaudevillisten, der eine leichte würzige Nahrung braucht, damit sein Blut stets in Wallung und sein Hirn stets in Spannung bleiben, aber sie reicht nicht aus für den modernen Cyklopen und seine schwer anhaltende Riesenarbeit. Die Aerzte sind darüber einig, daß man dem französischen Proletarier eine andere Diät, als die bisherige, vorschreiben muß. Glauben Sie aber nicht, daß das eine Kleinigkeit ist und nennen Sie es nicht einen burlesken Sprung, wenn ich dem Auftauchen französischer Centralisationsideen in England ein englisches Küchen-Regime in Frankreich entgegensetze. Der Mensch ist eine

Digitized by Google

bewegliche Pflanze und trägt ſehr verſchiedene Blüthen, je nachdem er inwendig mit Waſſer oder Wein begoſſen wird. Der Menſch erneuert und ergänzt täglich ſeine Schöpfung aus dem Leib der Mutter Erde und iſt ein ganz anderes Thier, je nachdem was er aus den drei Naturreichen in ſich aufnimmt. Man kann die Völker eben ſo gut nach ihren Küchen, wie nach ihren Kirchen, Staatsverfaſſungen, Literaturen und Trachten charakteriſiren und wer weiß, welche Rolle die Speiſezettel in der Weltgeſchichte geſpielt haben. Homer führt genaue Rechnung über das Rindfleiſch, welches ſeine Helden verzehrten. Der pflanzeneſſende Hindu und der Araber, den eine Handvoll Datteln befriedigt, ſind Phantaſiemenſchen, ſchwungvoll und träumeriſch wie ihre Palmen. Scheint der ſüddeutſche Mehlſpeis- oder der bairiſche Biereſſer nicht von einem ganz andern Adam zu ſtammen? Die Hochtories aller Länder behaupten, daß in ihren Adern anderes Blut fließe, wie in denen der gemeinen bürgerlichen Menſchheit. Man hat ſich gewöhnt, darüber zu lachen. Allein vom phyſiologiſchen Standpunkt nimmt ſich die Sache ernſthafter aus. Man bedenke nur, wie viel Schwarz- und Rothwild die Ahnen aller adeligen Familien von jeher verzehrt haben: daß die Fauſtritter am liebſten erjagte Wildſchweine und Hirſche aßen, während die adeligen Damen zarte Rehe oder wilde Enten in ſich aufnahmen, und man wird es nicht unwahrſcheinlich finden, daß zwiſchen dem Charakter des adeligen und bürgerlichen Blutes ein Unterſchied ſein mag, wie zwiſchen dem zahmen friedlichen Hausthier und den Bewohnern des Waldes. Genug, die culturhiſtoriſche Bedeutung der Küche iſt anerkannt und wir dürfen es daher als eine folgenreiche, hochwichtige Neuerung anſehen, wenn Tauſende und aber Tauſende Kinder Frankreichs anfangen, Roaſtbeef zu eſſen und Grog oder Bier zu trinken.

Auf die Nothwendigkeit einer Küchenreform für die franzöſiſchen Arbeiter wurde man zuerſt im Jahre 1841 beim Bau der Rouener Eiſenbahn aufmerkſam gemacht. Mit den engliſchen Ingenieuren, welche die Eiſenbahncompagnie beſtellt hatte, waren auch viele engliſche Arbeiter nach Frankreich gekommen, und man bemerkte, daß dieſelben raſcher und beſſer arbeiten als die franzöſiſchen. Anfangs mußte man die Urſache in der größern Uebung und in den vollkommenern Werkzeugen der Engländer ſuchen. —

Aber auch ſpäter, als die Franzoſen, von nationalem Wetteifer geſtachelt, den Engländern in jenen beiden Punkten gleichkamen, leiſteten ſie in derſelben Zeit und unter derſelben Leitung nur zwei Drittel von Dem, was die britiſchen Cyklopen zu Stande brachten. Die engliſchen Ingenieure lächelten und ſagten: Eſſet mit unſern Landsleuten an Einem Tiſch. Und merkwürdig, von dem Augenblick an, wo die Franzoſen ſich zur Diät ihrer Mitarbeiter bequemten, war in der Schnelligkeit und Tüchtigkeit ihrer Arbeiten kein Unterſchied.

Die phyſiologiſche Erklärung liegt gewiß jedem Leſer auf der Hand, aber es dürfte vielleicht doch intereſſant ſein, anzuführen, was ein Franzoſe, Dr. Bujeon, über dieſe Erſcheinung und zum Preis und Ruhm der engliſchen Koſt ſagt. Obſt und Gemüſe ſtillen den Hunger nur momentan, denn ſie bieten der Verdauungskraft wenig Stoff; ſie machen den Blutlauf und den Herzſchlag langſamer, ſie dämpfen die thieriſche Wärme und geben eine gewiſſe Empfindung innerlicher Friſche. Im Uebermaaß genoſſen ſind ſie gefährlich. Man ſieht, daß dies für nordiſche Länder die ſchlechteſte Koſt iſt, denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ſtets das Klima berückſichtigen muß. Der Neapolitaner oder Andaluſier wird auch, wenn man ihm Roaſtbeef geben wollte, kein Herkules werden, weil er's nicht vertragen, verdauen und auch nicht goutiren wird. Auch möchten wir eben ſo wenig Beefſteak und Plumpudding als eine gute Vorbereitung für Kopfarbeiten empfehlen. Die norddeutſche Philoſophie z. B. könnte bei engliſcher Koſt lange nicht ſo abſtract ſein, als ſie iſt; im Gegentheil ſcheinen ſchwere Schildkrötenſuppen und Hammelskeulen einen gewiſſen orthodoxen Optimismus zu begünſtigen, während ſelbſt Champagner und Auſtern, — die man ſo gern von manchen Seiten unſern Malcontenten vorwirft — die himmelsſtürmeriſchen Triebe nur befeuern.

Die fetten Subſtanzen, Milch, Butter und Oel ſchwächen die Verdauungskraft und erzeugen jenes unnütze Embonpoint, welches den Säuglingen und Weibern eigen iſt und allerdings zuweilen die Formen anmuthiger macht. Dieſe Formenfülle iſt meiſt mit einer lymphatiſchen Conſtitution verbunden, mit geiſtiger Schwerfälligkeit und Apathie. Daher das holländiſche und flandriſche Phlegma, daher Pedanterie und Materialismus.

Digitized by Google

Die mehligen Speiſen erhalten zwar die organiſche Kraft, vermehren ſie aber nicht, müſſen öfters und in Maſſe eingenommen werden und ihre Verdauung geht auch ſchon deswegen langſamer vor ſich.

Welchen Vorzug hat dagegen die toniſche Fleiſchnahrung, die bei gleicher Quantität doppelt ſo viel verdauungsfähigen Stoff bietet, die den Magen zur Verdauung reizt, den Pulsſchlag beſchleunigt, die Muskelkraft erhöht, das Gehirn durch größeren Blutzufluß belebt und den ganzen Menſchen mit einem unwiderſtehlichen Thätigkeitstrieb erfüllt! Wenn die Engländer nicht ſo viel Fleiſch äßen, was wären ſie! The beef of Old England! iſt daher nicht ohne Grund ein begeiſterter Nationaltoaſt.

Ein Punkt iſt noch dabei in Anſchlag zu bringen: die Zeiterſparniß. Der Arbeiter, der von Vegetabilien lebt, braucht vier Mahlzeiten und eben ſo viele Verdauungsfriſten. Das fleiſchfreſſende Menſchenthier hat genug mit drei Mahlzeiten und braucht nicht ſo lange nach dem Eſſen auszuruhen.

Das Beiſpiel der Eiſenbahnarbeiter bei Rouen hat nun zahlreiche Nachahmer gefunden, obwohl Geſchmack und Gewohnheit der Franzoſen der Neuerung noch hie und da im Wege ſtehen. Die Fäulniß des ancien régime waltet im buchſtäblichen Wortſinn im franzöſiſchen Küchenregime, und es iſt charakteriſtiſch zu ſehen, was der gemeine Franzoſe für eine vornehme, aber ſchlechte Tafel führt. Rings um jede große Manufactur, klagt der erwähnte Dr. Bujeon, ſieht man immer eine Maſſe Kneipen, wo den Arbeitern eine wahrhaft abſcheuliche (détestable) Koſt ziemlich theuer verkauft wird. Aller Abfall aus den Küchen der Reſtaurants oder aus Privathäuſern, aufgewärmte, halb verſauerte oder verfaulte Leckerbiſſen werden da durch ein Uebermaaß von Gewürzen mundrecht gemacht. Der franzöſiſche Arbeiter will ſeinem Gaumen einreden, daß er anſtändig ſpeiſt, er will den Schein einer vornehmern pikanten Koſt, er will vor allem mehrere Schüſſeln, und nimmt Gift zu ſich. Wenn er dagegen einmal den unausgekochten engliſchen Rinderbraten gekoſtet hat, ſo wirft er dafür gern die falſchen Ragouts weg. Bujeon fordert alle Privatunternehmer großer Arbeiten auf, ſelbſt und in ihrem eigenen Intereſſe für eine Be-

köſtigung ihrer Leute nach engliſcher Weiſe zu ſorgen, wie dies bereits von mehrern Fabrikbeſitzern geſchehen iſt.

Aber was werden Sie erſt dazu ſagen, daß man in Paris einen Verein gegen Thierquälerei nach dem Muſter ähnlicher Vereine in Deutſchland und England gründen will? Und ich bin überzeugt, daß hier, wo le ridicule zum Theil noch das größte Verbrechen iſt und der Witz die Stelle des altrömiſchen Cenſors, des Sittenrichters, einnimmt, die Antithierquälervereine nicht ſo ſehr Gegenſtand der allgemeinen Spottluſt ſein werden, wie in Deutſchland; denn gewiß werden ſie ſich weniger lächerlich machen und vor Allem nicht jeden Augenblick an den Mangel anderer Vereine erinnern. Ein Verein gegen Menſchenquälerei iſt nämlich das franzöſiſche Volk ſelber. Auch haben unſere deutſchen Thierquälervereine einen ſentimentalen oder pietiſtiſchen Beigeſchmack, der hier unmöglich iſt. Endlich kommt in Deutſchland jene kleinſtädtiſche Wichtigmacherei und Pedanterie dazu, die hier ebenfalls nicht aufkommen kann. Ich ſehe ſchon, der Charivari wird mit dieſen Vereinen ſchwerer fertig werden, als mit der Deputirtenkammer und Herrn Guizot. Charakteriſtiſch iſt ſchon das Auftreten der erſten Agitatoren zu Gunſten der Thierwelt. Die Argumente, die z. B. der Thierarzt Gire geltend macht, wenden ſich rein an den Verſtand und das Intereſſe. Die Pferde, ſagt er, werden durch häufige Mißhandlungen boshaft und tückiſch (wie einzelne Menſchen und ganze Nationen); das Schlachtvieh, wenn es mit Schlägen überhäuft wird, giebt ſchlechtes Fleiſch ꝛc.; erſt zum Schluß wendet ſich Herr Gire an das moraliſche Gefühl des Publicums. Die Hauptſache aber iſt la richesse publique.

Ein anderer Thierfreund, Profeſſor Moll, appellirt vor allem an das Nationalgefühl und legt den Franzoſen ſeine Schützlinge unter den üblichen dicken Artigkeiten an's Herz, ohne doch unangenehme Wahrheiten zu verſchweigen. „Wir ſind unſtreitig", ſagt er in einem hieſigen Journal, „das ſanfteſte, höflichſte und, ich kann hinzufügen, das humanſte Volk der Welt. Zum Beweiſe dient die ſchmerzliche Senſation, welche die Dahragrottenaffaire hervorbrachte, die in jedem andern Lande unbeachtet vorbeigegangen wäre. (?) Und doch, mit all jenen Eigenſchaften, zeigen wir gegen unſere Hausthiere eine Grauſamkeit, wie kein anderes Volk auf Erden,

Digitized by Google

ſelbſt die wilden Bewohner Algeriens.“ Darauf zeigt Moll, daß Frankreich nur wegen der rückſichtsloſen Thierquälerei und Schinderei, die hier an der Tagesordnung iſt, ſeine von Hauſe aus trefflichen Pferderacen, ſeine Lothringer, Bretagner, Ardenneſer, ſeine navarriſchen und Poitou-Pferde, nicht beſſer entwickelt hat. Der Franzoſe wiſſe das Thier nicht zu behandeln. Der deutſche, ſpaniſche oder engliſche Reiter ſehe ſein Roß wie einen treuen Kameraden an: dem Franzoſen ſei es nur eine lebendige Locomotive. „Und doch iſt keine jener drei Nationen von Natur ſo großherzig und edel, aber auch keine hat ſo viel unſeligen Leichtſinn wie wir; Niemanden fehlt ſo ſehr jener wohlverſtandene Egoismus, welcher das eigentliche Motiv der Sorgfalt und Güte iſt, die der Engländer ſeinen Hausthieren ſchenkt.“

Digitized by Google

Die Stände in Böhmen.

Aus Prag. —

Wie Duellanten sich auf fremdes Gebiet begeben, um dort ihr blutig Geschäft abzumachen, so muß leider die friedliche Discussion der für Böhmen nicht unwichtigen Frage: welche Stellung nehmen Böhmens Stände ein, wie gebrauchen sie dieselben zum Wohle des Landes? in den freundlich geöffneten, neutralen Spalten der Grenzboten geführt werden; auch hier jedoch muß der Kampf geschlossenen Visires vor sich gehen, auch hier verbergen die Kämpfer Helmbusch und Wappenschild. Heft Nr. 9 brachte einen polemischen, Heft Nr. 10 einen indifferenten Aufsatz, beide gegen die Einsendung „Ständisches in Böhmen" gerichtet.

Wir wollen den Vertheidiger des Ständewesens, seines bürgerlichen Incognitos nicht entkleiden und wollen uns ihn als bloßen Amateur, im Kampfe für die ständische Wirksamkeit, denken, haben dazu auch dringende Veranlassung, weil Amateurs, Gründlichkeit und Competenz häufig vermissen lassen.

Wenn dieser Amateur in Nr. 9 alles Heil in der rege gewordenen Thätigkeit der Herren Stände, alles Unheil in dem Wirken der Bureaukraten Oesterreichs zu finden glaubt, welchem die ständische Thätigkeit so heilsam entgegentreten soll, so müssen wir uns billig verwundern, woher den Herren Ständen so viele Regierungskunst so plötzlich gekommen, schöpften sie doch mit den Bureaumenschen Oesterreichs zugleich ihr ganzes Wissen aus demselben trüben

Digitized by

Borne der österreichischen Unterrichtsanstalten, mit dem Unterschiede jedoch, daß der Bureaumensch sich wenigstens ausweisen muß durch volle zwölf Jahre diese Hippokrene getrunken zu haben, während die Mitglieder hoher Ständeversammlung sitz- und stimmfähig sind, hätten sie auch kein Tröpfchen getrunken; auch kann es nicht unbemerkt bleiben, daß beinahe ausschließend Mitglieder des böhmischen Ständekorpus die Geschicke Oesterreichs leiten, und besonders seit letzter Zeit selbst die wichtigern Aemter der Provinzialverwaltung Böhmens, theils verfassungsgemäß, theils aus besonderer Vorliebe, Mitgliedern der ständischen Körperschaft anvertraut sind.

Der geharnischte Artikel in Nr. 9. ist an einem zwölften Februar geschrieben, der 12. Februar war vordem ein wichtiger Tag für Oesterreich, seit dieser Tag seine Bedeutung verloren, und der 2. März 1835 eine jährlich wiederkehrende Trauerfeier begründet, hat sich das ständische Wesen in Böhmen zu regen begonnen, aus Gründen, die wir nicht näher ausführen mögen —

Anfangs ließ man bloße, aus den Salons in den Ständesaal übertragene, Personalantipathien, die ersten Vorposten-Gefechte machen, man hat einen ständischen Vorstand zum Rücktritte gedrängt, und sich auf solche Weise den Anschein der Furchtbarkeit leichten Kaufes erworben. Das Feld war geräumt, und zwei volle Jahre hat man leeren Formkämpfen gewidmet, um das Terrain für künftige Kämpfe zu ebnen; die Regierung gab nach, schien der Kampf doch nur Formen zu gelten; doch nach den Formen werden die Dinge selber kommen, und dieselbe Nachgiebigkeit wird dann verlangt werden.

Ein unbilliges Zumuthen ist es, wenn der bürgerliche (?) Herr Einsender des Aufsatzes in Nr. 9. die Sympathien der Intelligenz für das bisherige ständische Walten in Anspruch nimmt, und meint, es sei besser daß irgend eine ständische Körperschaft — wie immer gestaltet — bestehe, als gar keine, und es seien die Thätigkeitsäußerungen der Stände Böhmens freundlich zu begrüßen; — wie soll eine Congregation im Volke Wurzel fassen, da Mitglieder nicht bloß durch wirklichen Besitz, sondern auch durch ehemaligen, wenn auch längst schon verlorenen, wie durch bloß anzuhoffenden Besitz stimmfähig sind, ist ihnen nur der Adel geblieben, während ein gutes Viertheil des ständischen Güterbesitzes in Böhmen

theils durch Conceſſion, theils verfaſſungsgemäß, Unadeligen eigenthümlich gehört, welche in der Ständeverſammlung aller Vertretung entbehren, und ruhig abwarten müſſen welche Zahlungen die Herrn Stände zu votiren belieben, um dann bloß aus dem Steuerſcheine, der Ziffer nach, zu erfahren, welcher Antheil der ſtändiſchen Großmuth ſie trifft.

So werden die unadeligen Gutsbeſitzer die Koſten jener verunglückten Deputation, ſie mögen nun **12,000** fl. oder richtiger **10,000** fl. C.-M. betragen, nach dem Dominical — nicht Decimal — Steuergulden mitzuzahlen haben, während die Herren Deputirten das Reiſevergnügen billig allein bezahlen ſollten, ſo müſſen dieſe bürgerlichen Gutsbeſitzer, ungefragt wie ungehört, nach ihrem Steuergulden Großmuth üben, müſſen Quaimonumente errichten, wie das die Herren der Ständeverſammlung eben zu diktiren belieben, deren mancher keine Hufe Land beſitzt, daher ein großmüthiges Votum ihm eben nicht ſchwer fällt.

Erklärlich iſt es alſo, daß natürliches Rechtsgefühl — nicht Neid und Mißgunſt — einer ſolchen Verſammlung die Sympathien abwenden muß, die allein den Adel repräſentirt, unwillkührlich alſo alles vom ariſtokratiſchen Standpunkte beurtheilt. Die volksbeglückenden Anträge, welche jene Mittheilung in Nr. 9. ſo rühmend beſpricht, müſſen uns an das von Herzog Richmond empfohlene curry-powder erinnern, denn von bloßen Anträgen ſolcher Art, wird das Volk nicht fett. Während die Herren Stände — der Regierungsgenehmigung im Voraus gewiß — immerhin kräftig auf die Volksproſperität einwirken könnten, in einer Sphäre die ihrem freien Beſchluſſe anheim geſtellt bleibt, wogegen jene gerühmten Anträge nur lokale Deſiderien und Anſichten bilden, deren Grundhaltigkeit noch problematiſch bleibt, zumal mancher Antrag nur gemacht ward, um ſich an der Beamtenſchaft zu reiben.

Die Gleichſtellung des Steuerprocentes der Dominicalſteuer, mit der, weit drückendern Auſticalſteuer, ein Volksbeglückender Vorſchlag zur allgemeinen Ablöſung der Frohnen, würde der Regierung höchſt willkommen ſein, würde radikale Heilung der Volksbeſchwerung zur Folge haben, und die verhältnißmäßig kleinen Nachtheile der Lotterie um Millionen überwiegen, doch ſo weit gehet die philanthropiſche Richtung der Ständeverſammlung nicht;

Digitized by

ſie beſchränkt ſich auf jene gerühmten Anträge, dieſe koſten kein Opfer, denn der Geſammtſtaat ſoll jenes curry-powder liefern.

Das beſtehende Ständeweſen etwa als möglichen Anfangspunkt einer freien Verfaſſung im Style der Neuzeit zu betrachten und willkommen zu heißen, muthe man uns nicht zu, wir wünſchen lieber gar nicht, als ſo angefangen; was iſt dieſes Ständeweſen andres als der foſſile Mamuthsknochen der Feudalzeit, der noch immer nicht in befruchtende Erde zerfallen will, und auf ſolchem Grunde baut es ſich's ſchlecht. Das ariſtokratiſche Element als Schildknappe der Stabilität, dient in modernen Verfaſſungen nur als Regulator etwa zu raſchen Fortſchrittes, als Hemmſchuh und Bremſe am Wagen des dahin brauſenden Volaswillens, und man bietet uns den Hemmſchuh ohne Wagen. Der Hemmſchuhe haben wir übergenug, wir wollen getroſt den Wagen abwarten, der Hemmſchuh wird ſich dann ſchon finden ungewünſcht und unverlangt.

Während in joſefiniſcher Zeit der erſte bürgerliche Menſch in Böhmen zum Kreishauptmanne ernannt ward, wird möglicherweiſe in der Jetztzeit bald der letzte bürgerliche zu dieſem Amte gelangt ſein, während in jenem goldenen Zeitalter Oeſterreichs die ſchroffen Schranken zwiſchen Adel und Bürger einzuſinken begannen, ſind dieſelben heute wieder aufgerichtet, feſter und höher denn je, und gar viel trägt das wiedererwachte ariſtokratiſche Ständeleben bei zu dieſer Reſtauration, wir haben Gelegenheit Vergleiche anzuſtellen zwiſchen der älteren und jüngeren Adelsgeneration, und zu folgern wohin das endlich führen muß. Darum behalten wir unſere Anſicht über die ſtändiſchen Tendenzen, bis dieſe ſelbſt ſich ändern, bis die hohe Verſammlung uns thatkräftig zu beſſerer Anſicht bekehrt; unſere Anerkennung und Bewunderung wird ihr nicht fehlen.

Adel und Bürger in Schleswig-Holstein.

Aus Kiel. —

Jagdfeste. — Zur Charakteristik d. Herzogs von Augustenburg. — Bauern u. Jäger. — Die bürgerlichen Ritter. — Die Hierarchie u. d. Lehrstand. — Antidänisches. — Minister und Gesandte. — Herr von Pechlin, der deutsche Dichter und dänische Diplomat. — Dänemark und die Censur. — Zwei Gemälde. — Die Stadt Kiel und ihre Bedeutung. — Conservative Professoren.

Sie lieferten neulich amüsante Jagdskizzen aus Meklenburg, welche den Geist der dortigen Adelsaristokratie vortrefflich charakterisirten. So amüsante Jagdskizzen kann ich Ihnen freilich aus Schleswig-Holstein noch nicht mittheilen, aber wer weiß, was die Zukunft noch bringen kann. Auch diese noble Passion des Mittelalters nimmt hier einen bedeutenden Aufschwung. Die Aristokratie, hoher und niederer Adel, Herzöge und bloße Herrn von —, ja selbst der bürgerliche Adelschwang suchen sich mehr und mehr darin hervor zu thun, die vorhandenen Vorrechte zu conserviren, und, was freilich schwer wird, sie weiter auszudehnen. Hat man sich hier viel von den diesjährigen Jagdfesten des auf hiesigem Schlosse wohnenden Herzogs von Glücksburg, welche auf seinen Gütern abgehalten worden, erzählt, so trifft das wohl nicht den jungen gutmüthigen Fürsten, sondern hat er solche Vergnügungen wohl nur den Offizieren (er ist Oberst und Chef des hier garnisonirenden Jägercorps) und andern Leuten des Schlags gewährt. Er besitzt auch eben nicht viel Güter und ist kein politischer Charakter wie der Herzog von Augustenburg. Dieser hat eine erbliche Virilstimme in der Schleswigschen Ständeversammlung, ist in den hiesigen politischen Wirren sehr thätig und bei der streitigen Erbfolge sehr betheiligt, dazu ein Herr von Geist und Kenntnissen, aber auch von starkaristokratischer Gesinnung, ein Freund der Vorrechte und besonders der Vorrechte der Jagd. Auf seinen bedeu-

Digitized by Google

tenden Gütern nicht blos, ſondern auch in den landesherrlichen Diſtrikten hegt und pflegt er dieſe noble Paſſion, und ſucht da ſein Vorrecht eben als ein Recht weiter auszudehnen. Als vor einigen Jahren das Zollweſen in Schleswig-Holſtein geordnet wurde und die Zollfreiheit wegfallen ſollte, wurde dem Herzog, der ſich ſo lange als möglich gegen dieſe Ausgleichung gewehrt hatte, für die nicht perſönlichen Zollrechte von der Regierung eine Abfindungsſumme von 20,000 Thlr. geboten, aber der Herzog ſchlug das Geld aus, erbat ſich dagegen Ausdehnung ſeines Jagdgebiets, und die Regierung geſtand ihm, wie der Herzog ſich in der Ständeverſammlung ausdrückte, für „ewige Zeiten" ein neues Jagdgebiet zu, die Ausübung der Jagd auf den Feldern ſelbſtſtändiger freier Bauern! Aber außerordentlich ſtark regt ſich gegen dieſes Jagdweſen aus Selbſtſtändigkeitstrieb und Freiheitsliebe das Volk. Man hat ſchon Jahre lang mit immer verſtärkter Stimme von der Regierung die Aufhebung des Jagdregals verlangt und gleichfalls daß ſie der Ablöſung des Jagdſervituts der Bauern auf den adligen Gütern förderlich ſein ſolle. Freilich iſt noch wenig oder gar nichts erreicht, denn die Ständeverſammlungen haben ſich geſcheut, dieſe Fragen ernſtlich zur Sprache zu bringen, und ſo lange ſie es nicht thun, wird die Regierung ſie auch ruhen laſſen. Die Regierung hat ſich ſogar auf die Bemerkungen der Ariſtokratie in den Schleswig-Holſteiniſchen Ständeverſammlungen bereit gezeigt, die Klagen der Gutsuntergehörigen wegen Wild- und Jagdſchäden zu beſchränken! Aber der Bauernſtand hat ſich in verſchiedenen Gegenden des Landes gegen die Vorrechte der Jagd erhoben; unter andern ſind 616 Bauern mit einer Beſchwerde bei den Landesherrn aufgetreten, und die Stände werden in der nächſten Diät nicht umhin können, die Sache zu verhandeln und die Liberalen werden in dieſer wie in mehreren andern Sachen entſchieden mit den Ariſtokraten brechen müſſen. Für den Herzog von Auguſtenburg iſt aber die Jagdfrage ſicher mit Beweggrund geworden, daß er, dem Vernehmen nach, die nächſte Schleswigſche Ständeverſammlung nicht perſönlich beſuchen, ſondern von ſeinem Recht, ſich vertreten zu laſſen, Gebrauch machen will. Kommt unſre Ariſtokratie der Meklenburgſchen hinſichtlich der noblen Jagdpaſſion noch nicht gleich, ſo ſtehen unſere bürgerlichen Beſitzer hin-

ſichtlich adeliger Güter den bürgerlichen Rittern Meklenburgs hinſichtlich politiſcher Beſtrebungen noch viel weiter nach. Sie bilden eigentlich nur ein Apendix der adeligen Beſitzer, der eigentlichen „Schleswig-Holſteiniſchen Ritterſchaft“ und folgen dieſer mehrentheils ganz gutwillig.

Die Adeligen haben hier ein förmliches Corps der Ritterſchaft gebildet und die bürgerlichen haben nicht nur keine Einſprache gethan wie die Meklenburgſchen, ſondern laſſen ſich ganz geduldig als die Außenſtehenden „Non recepti“ bezeichnen. Es gibt hier auch Jungfrauenklöſter wie in Meklenburg und zwar 4 an der Zahl. Das Kloſterrecht haftet ohne Zweifel an den großen privilegirten Grundbeſitz, aber der Adel hat es an ſich gezogen und die bürgerlichen Ritter haben die Frage nach der Berechtigung zur Theilnahme noch nie ernſtlich in Anregung gebracht, wie die Meklenburger es nicht ohne Erfolg gethan haben. Nur in unbedeutenden Nebenſachen, als bei der Wahl für Aemter in gemeinſchaftlichen Angelegenheiten haben die bürgerlichen von der Mehrheit der Stimme, welche ſie auch hier beſitzen, Gebrauch gemacht; dagegen haben ſie in den Ständeverſammlungen wenig geleiſtet, haben aber auch wenige einigermaßen befähigte und von einem freien Geiſte beſeelte Mitglieder aufzuweiſen. Noch weniger freilich haben die Adeligen aufzuweiſen; ſie haben eigentlich nur einen tüchtigen Charakter, den Prälaten von Preetz, der auch eigentlich alle die Bürgerlichen aufwiegt und alle leitet. Derſelbe iſt Ariſtokrat und von ariſtokratiſchem Stolz beſeelt, aber ein Mann von Geiſt und bedeutender Bildung, der auch den nothwendigen Aufforderungen des Zeitgeiſtes zur rechten Zeit nachzugeben weiß. Eins müßten wir aber von unſern adeligen und bürgerlichen Rittern loben. Sie haben die Entſchädigung, die der Staat ihnen für den Verluſt ihrer Zollfreiheit bewilligte, ungefähr eine halbe Million Thlr. Preußiſch Courant nicht unter ſich vertheilt, ſondern zu einem Fonds beſtimmt, deſſen Revenüen alljährlich zu gemeinnützigen Zwecken im Lande vertheilt werden ſollen. Auch davon iſt der Prälat von Preetz der Urheber und nach ſeiner Anſicht und Angabe wird gewöhnlich die Verwendung beſtimmt. Man hat in dieſer Hinſicht auszuſetzen, daß bis-jetzt faſt nur materielle Zwecke Berückſichtigung gefunden haben, hinſichtlich der intellectuellen die

Digitized by Google

pietiſtiſche Richtung gefördert worden iſt, während die Anträge, welche aus einer freien Anſicht hervorgingen und auf Förderung einer freien Geiſtesbildung hinzielten, mehrentheils, die zur Förderung der Volksbildung aber durchaus abgewieſen wurden. Der Adel und was daran hängt iſt hier zu Lande dem Pietismus der proteſtantiſchen Kirche ſehr ergeben. Das ſtimmt auch ja mit der übrigen conſervativen Richtung ganz überein. Deshalb fraterniſirt die Ariſtokratie auch hier ſtark mit der rechtgläubigen Hierarchie und ſie wirken jetzt eifrig zuſammen, den böſen beweglichen Zeitgeiſt darnieder zu halten. Damit aber haben ſie gar viel zu thun, denn dieſer hat, wenn auch von der Geiſtlichkeit den kleinſten Theil doch den Lehrerſtand von oben bis unten faſt ganz und ebenfalls den gebildeten Bürgerſtand mächtig ergriffen, auf unſerer Univerſität wenden ſich trotz der ſtrenggläubigen Lehrer die beſten Köpfe unter den Theologie Studierenden der kirchlichen Bewegung zu, ältere und jüngere Theologen haben zu Ende des vorigen Jahrs eine „Norddeutſche Monatsſchrift zur Förderung des freien Proteſtantismus“ gegründet, womit ſie viel Beifall finden und ganze Kirchengemeinden werden nur, wenn auch nicht mit Gewalt, ſo doch durch Hinderniſſe, die man ihnen in den Weg legt, abgehalten, ſich von den orthodoxen Kirchen gänzlich los zu ſagen, aber eins iſt da, was bisher die Männer des Stillſtandes und der Bewegung noch zuſammen gehalten hat, das iſt der Kampf gegen das Dänenthum, das iſt das gemeinſame deutſche Nationalgefühl.

Däniſch will man nicht werden, weder im Geiſt, ſo daß man die deutſche Sprache, deutſche Bildung, Geſetzgebung u. ſ. w. behalte, aber die ſtaatliche Selbſtſtändigkeit, ſoweit ſie beſteht, aufgebe und mit Dänemark eine Staatseinheit bilde, wie es dort Volk und Regierung begehrt. Dagegen wehrt man ſich in aller Weiſe durch Proteſtationen, Petitionen und Demonſtrationen und man könnte nicht wiſſen, ob nicht der ruhige, ja phlegmatiſche Volkscharakter der hieſigen Bevölkerung ſelbſt zum ernſtlichen Handeln käme, wenn man von Kopenhagen aus einen ernſtlichen Act vornähme. Freilich iſt dieſe nationale Stimmung bei den verſchiedenen Ständen auch verſchieden; der Adel und ein großer Theil des Beamtenſtandes will hauptſächlich conſerviren, was vorhanden iſt, er will wohl nicht däniſch werden, will die ſelbſtſtändigen

Digitized by Google

Staatsverhältniſſe und Einrichtungen, wie ſie hergebracht ſind, feſt halten und etwas feſter ſtellen, will aber nicht ganz deutſch werden, ſondern mit Dänemark in einer Union bleiben; denn auf dieſe Weiſe werden am beſten manche Vorrechte und hergebrachte Einrichtungen erhalten, als namentlich die Geſandtſchaftspoſten an fremden Höfen, die Schleswig-Holſtein für ſich allein wohl mehrentheils aufgeben würde. Auffallend iſt es hierbei und ein Zeugniß von der Charakterloſigkeit mancher unſerer öffentlichen Charaktere, daß die jetzigen diplomatiſchen Verhandlungen um die Selbſtſtändigkeit unſers Landes, grade durch Leute aus Schleswig-Holſteiniſchem Adel und Schleswig-Holſteiniſcher Ritterſchaft geführt werden. Der Miniſter der Auswärtigen, unter deſſen Leitung ſie geführt werden und der auch Mitglied einer beſondern Commiſſion zur Ergründung und Feſthaltung der Erbfolge iſt, gehört zur Schleswig-Holſteiniſchen Ritterſchaft; die Geſandten von Petersburg, Berlin, Wien, London, Paris und Frankfurt, wo unſre Angelegenheiten vom däniſchen Cabinet im däniſchen Sinn neulich zu Sprache gebracht ſind, ſowie der Herr von Bülow, der mit einer beſondern Miſſion nach England beauftragt war, ſind Schleswig-Holſteiner und von Herrn von Pechlin in Frankfurt weiß man, daß er auch außeramtlich in deutſchen Zeitungen für die Anſichten des däniſchen Cabinets zu wirken ſucht trotz ſeiner idealiſtiſch-ſentimental deutſchen Gedichte. Solches iſt freilich der hier anſäſſigen Ariſtokratie nicht angenehm. Die große Mehrheit der Gebildeten aus den bürgerlichen Klaſſen aber, das eigentliche Volk, ſo weit es zum Bewußtſein gelangt und der Fragen kundig geworden iſt, will aus dieſem status quo heraus, will in Wirklichkeit ſelbſtſtändig werden, will ſich dem übrigen Deutſchland ganz anſchließen. Die Conſervativen haben es auch bei uns nicht daran fehlen laſſen, den nationalen Enthuſiasmus in ihrem Intereſſe auszubeuten, ſie haben dabei viel Ungehöriges erhalten und manches erlangt, was ſie ſonſt nicht erlangt haben würden; die Hauptſache aber iſt, daß ſie die Liberalen in einer gewiſſen politiſchen Unthätigkeit rückſichtlich der innern Angelegenheiten erhalten haben. Eins habe ich davon ſchon berührt, nämlich das Jagdweſen, ein anderes iſt die Verfaſſung und ein drittes die Preſſe, von andern wichtigen Angelegenheiten abgeſehen. Aber es kann dieſe Unthätigkeit unmöglich

Digitized by

länger dauern; es wird zum Bruch kommen und es wird ſich dann fragen, ob die Conſervativen wiſſen werden, bei Zeiten nachzugeben. Namentlich, was die Preſſe betrifft, kann es unmöglich länger ſo bleiben. Weil es den Dänen nicht paßte, daß die periodiſche Preſſe hier die öffentlichen Fragen im antidäniſchen Sinn beſprachen, forderten ſie durch Preſſe und Ständeverſammlungen die Regierung auf, die Cenſur zu ſchärfen, ja die Discuſſionen ganz zu verbieten. Und das geſchah dort vorzüglich von liberaler Seite aus! Die Regierung iſt darauf eingegangen, ſie hat die Cenſoren dahin inſtruirt, daß ſie auch kein Wort dürfen paſſiren laſſen, welches gegen die Dänen gerichtet iſt oder welches ſich über das Verhältniß dieſer Herzogthümer zu Dänemark in deutſchem Sinn ausſpricht, ja ſelbſt, was in deutſchen Ständeverſammlungen mit deutſchen Regierungen verhandelt und mit deutſcher Cenſur gedruckt wird, darf in unſern Blättern nicht abgedruckt werden. Dagegen beſprechen die däniſchen Blätter, die hier freilich wenig geleſen werden, alle dieſe Angelegenheiten fortwährend nach ihrem Sinn und mit ſtarken Invectiven gegen die Herzogthümer und die Regierung kann es ihnen nicht wehren, wenn ſie auch wollte, weil in Dänemark in innern Angelegenheiten ein gewiſſer Grad von Preßfreiheit herrſcht. In kirchlichen Dingen ließ man anfangs ſo ziemlich Alles paſſiren, aber vor kurzem ſind Inſtructionen erfolgt, welche auch hier Alles vertilgen heißen, was der Bewegung angehört. Man will damit verhüten, daß das Volk ſich nicht weiter der Bewegung anſchließe. Ob das gelingen wird, ſteht ſehr zu bezweifeln, zumal man die Volksverſammlungen nicht verbieten kann, da das Geſetz ſie poſitiv geſtattet. Ganz klug haben unſre Conſervativen neulich den Schleswig-Holſteiniſchen nationalen Enthuſiasmus zu einer Art Demonſtration benutzt. Einige Perſonen aus dem höhern Adel kamen auf die Ideen, zwei hiſtoriſche Gemälde anfertigen zu laſſen und in die beiden Ständeſäle zu geben, das eine darſtellend, wie der letzte Schleswig-Holſteiniſche Herzog aus dem Schlauenburgſchen Stamme die ihm von den däniſchen Reichsſtänden angebotene Königskrone ausſchlägt und auf ſeinen Neffen den Grafen Chriſtian von Oldenburg verweiſt; das andere darſtellend wie ſpäter die Stände Schleswig-Holſteins, denſelben Grafen von Oldenburg, der alſo König von Dänemark geworden, zum Landesherrn erwählen und er die

Selbſtſtändigkeit und die Verfaſſung des Landes beſchwört. Da haben denn die Liberalen mehrentheils beigeſtimmt, nicht bedenkend, daß die alten Facta und die alten Pergamente uns wenig mehr helfen und nützen können, daß es uns auf ein lebendiges nicht auf ein todtes Recht jetzt ankommt. Die Demonſtration ſollte übrigens gegen die däniſche Regierung gerichtet ſein, ſie ſollte ſehen, daß man nicht däniſch werden ſondern die Selbſtſtändigkeit erhalten wolle. Für alle ſolche Beſtrebungen iſt Kiel in der Regel der Mittelpunkt, von wo die Anregung ausgeht, wo man ſich zur Ausführung vereint, denn Kiel liegt ungefähr in der Mitte des Landes, zur Kieler Meſſe, der „Umſchlag" genannt, kommen einmal im Jahre faſt alle großen Grundbeſitzer, faſt alle Geſchäftsleute und ein großer Theil der Intelligenz des Landes. In Kiel iſt ja auch die Univerſität des Landes. Die Univerſität vertritt als eine deutſche allerdings im Allgemeinen die deutſche Tendenz aber in conſervativer Weiſe. Nicht anders als ganz conſervativ haben die academiſchen Lehrer ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten und namentlich in einer Adreſſe an die Holſteiniſche Ständeverſammlung, die ſie mit andern Einwohnern der Stadt unterzeichneten, ausgelaſſen und dennoch erhielten ſie von ihrem Landesherrn bei deſſen Anweſenheit vorigen Sommer einen ernſtlichen Verweis. Sie wagten freilich nichts darauf mündlich zu erwidern, aber ſie wagten es, ſich ſpäter in einer ſchriftlichen Eingabe zu rechtfertigen, wie Einige ſagen, oder zu entſchuldigen, wie Andere, denn, was ſie geſagt haben, weiß man nicht, da, als man ſpäter verlangte, ſie möchten das Land doch davon in Kunde ſetzen, weil das Land ſich für die Erhaltung der Aeußerungsfreiheit und vorzüglich der academiſchen Lehrfreiheit intereſſire, ſie erklärten, es ſei nur eine Privatſache zwiſchen den Profeſſoren und ihrem allergnädigſten Landesherrn! Das war doch ſo conſervativ als möglich! Vielleicht hat das auch wieder die Gnaden des Landesherrn zu Wege gebracht, da derſelbe geäußert hatte, man dürfe nicht erwarten, daß er bei ſolcher Richtung der Univerſität mehr für ſie thue, als was die Pflicht von ihm fordere. Ob es nun aus Gnade oder aus Pflichtgefühl geſchehen, daß das Budget der Univerſität für das laufende Jahr um etwas erhöht worden iſt und daß fünf Profeſſuren in der philoſophiſchen Facultät beſetzt werden ſollen, worunter zwei ganz neue, läßt ſich ſchwer-

Digitized by

lich mit Gewißheit ſagen, da man die Grenze zwiſchen Gnade und Pflicht wenigſtens in dieſem Falle nicht zu bezeichnen vermag. Das Budget der Univerſität iſt theils auf Anregung der Stände theils aus eigenem königlichen Antriebe jetzt um reichlich 10,000 Rthlr. Pr. Crt. höher als es früher war; bedeutend iſt es aber noch immer nicht, denn es beläuft ſich im Ganzen nicht höher als 54,000 Rthlr. Pr. Crt. Hätte nicht die mit Dänemark gemeinſchaftliche Staatscaſſe die Verpflichtung für die Univerſität zu ſorgen, ſtände dieſelbe ganz unabhängig von Dänemark da, ſo würden Corporationen wie das Land ein Erhebliches mehr für ſie thun; wahrſcheinlich würde dann ihr Ruhm und ihre Blüthe auch ſchöner ſein, vielleicht ein lebendigerer Geiſt in ihrer Mitte herrſchen. Jetzt läßt man gereiſte und berühmt gewordene Männer gerne weiter ziehen und beruft wieder aus dem juste milieu des Gelehrtenſtandes. Auf die Berufung üben Facultäten wie Einzelne natürlich ihren Einfluß und da iſt man denn mit Curatorium und Regierung einverſtanden, daß der herrſchende Geiſt conſervirt und fern gehalten werde, was in die ruhige Wiſſenſchaft und das ruhige Leben Gährung bringen könnte.

Die Dampfschifffahrt zwischen Bremen und New-York.

Aus Hamburg. —

Unsere Nachbarn und hanseestädtischen Collegen, die Bremer sind rührige Leute. Sie haben eben jetzt wieder einen Coup gemacht, der mit namhaften und dauernden Vortheilen für sie verbunden sein wird. Es handelte sich um eine direkte Postverbindung zwischen Amerika und Deutschland. Schon eine Congreßakte vom 3. März 1845 hatte den amerikanischen General-Postmeister ermächtigt, jede Dampfschifflinie nach Europa, welche er für nöthig halten würde, einzurichten. Bremen hatte bereits seit längerer Zeit sein Augenmerk darauf gerichtet, bei eintretender unmittelbarer Postverbindung zwischen Amerika und Deutschland, die Hauptstation zu bilden. Ein Deputirter war von Bremen nach Washington gegangen und den Generalpostmeister wie den Präsidenten der vereinigten Staaten wurde die Wichtigkeit einer Linie nach Bremen so überzeugend dargestellt, daß die Entscheidung hiefür schon im September vorigen Jahres erfolgt war. Mit der Ocean Steam Navigation Company ist nunmehr von Seiten des amerikanischen Generalpostmeisters ein Uebereinkommen getroffen worden, demzufolge vom 1. Januar 1847 an eine Postbeförderung zwischen New-York und Bremen zu Stande kommen wird. Es werden im Jahre 40 Fahrten stattfinden und die oben genannte Compagnie erhält

von der amerikaniſchen Regierung einen Zuſchuß von 400,000 Dollars. Es ſollen die ſchönſten, etwa 1400 Tons haltenden Dampfſchiffe, welche eine Schnelligkeit von 23½ engl. Meilen per Stunde entwickeln können, für dieſe Fahrten erbaut werden. Man glaubt, daß bei nicht zu ungünſtiger Witterung die Tour zwiſchen New-York und Bremen binnen 13 Tagen gemacht werden kann. — „Ganz Deutſchland," ſchreibt ein Correſpondent der „Weſerzeitung" ihr aus Waſhington, „ganz Deutſchland hat Urſache, ſich zu dieſem Ereigniß Glück zu wünſchen, einem Ereigniß, welches dieſes Land den Vereinigten Staaten ſo nahe bringen wird, wie England es ihnen gegenwärtig iſt, welches den Handel zwiſchen beiden Ländern zu einem vollkommen direkten machen wird und das Verhältniß in der That zwiſchen ihnen zu Wege bringen, welches ſchon lange in ihrem Handel hätte eintreten ſollen, das von natürlichen Alliirten: die Produkte des einen Landes, Tuch, Leinen u. ſ. w. werden gegen die des andern Landes, Taback, Baumwolle u. ſ. w. ausgetauſcht werden. Der Zollverein hat jetzt nur einen höheren Zoll auf Twiſt zu legen, um dieſes wünſchenswerthe Reſultat zu beſchleunigen. Sollten die Staaten, welche ihn bilden, ſo blind und ihre Intereſſen ſo wenig berückſichtigend ſein, um noch länger mit dieſer Politik zu zögern? Wir können es uns nicht denken."

In welchem Verhältniß ſteht nun Hamburg zu dieſem folgenreichen Unternehmen, das ſich vor ſeinen Augen zu entwickeln beginnt und bald in voller Ausführung ſein wird? Hamburg war theils verdutzt, theils gleichgültig und mit ſtaunenswerther Großmuth dem glücklich ſpekulirenden Bremer, die neue Errungenſchaft vergebend. — Die Dampfſchifffahrtsverbindung zwiſchen dieſer Stadt und Amerika nur als neue Nahrungsquelle zu betrachten, würde eine ziemlich kleinliche Auffaſſung ſein, und doch iſt ſie gewiß die des größten Theiles unſeres gewöhnlichen kaufmänniſchen Publikums. Nun fehlt es aber dem handelsmächtigen Hamburg gewiß nicht an Erwerbsquellen mannigfachſter Art. Warum ſollten wir uns alſo der Scheelſucht überlaſſen und dem gelbſchattirten Neide. Ja, wenn damit noch etwas wieder gut zu machen wäre! Daran iſt nicht zu denken und die etwa Bekümmerten mögen Erleichterung finden in dem ſchon aufgeſtellten Raiſonnement, daß es nicht befremden dürfe, wenn die Regierung der Vereinigten Staaten Bremen

den Vorzug gebe, da unſre Flagge, weil nur ein kleiner Theil hamburgiſcher Importen in eigenen Schiffen hingeht, dort weniger geſehen werde als die Bremens, auch Letzteres ſich in einem weit überwiegenden Verhältniß an dem Auswanderergeſchäfte betheiligt habe. Der Werth unſerer Ausfuhr nach Amerika überſteigt, nebenbei bemerkt, da Hamburg größentheils Manufakturwaaren, Bremen aber meiſt nur Rohſtoffe ſchickt, den der Importen letzterer Stadt bedeutend. — Auch glaubt man bei uns mehr eine politiſche als eine merkantiliſche Spekulation der amerikaniſchen Regierung darin zu erkennen, indem ſie eine direkte Poſtverbindung mit Deutſchland unterhalten will, woran ſie einen ſo bedeutenden jährlichen Zuſchuß verwenden muß, daß Privatgeſellſchaften eine ähnliche Laſt ſchwerlich zu tragen vermöchten. In Hamburg nun, wo man von der durch Andere eingerichteten Unternehmung doch etwas zu profitiren wünſcht, iſt der Vorſchlag gemacht, Dampfſchiffe nach Bremerhaven zu ſchicken und hier — weil die amerikaniſchen Böte, ihrer Größe halber, ſchwerlich weiter kommen — die transatlantiſchen Reiſenden und Briefe in Empfang zu nehmen, wie auch regelmäßig von Hamburg nach Bremerhaven zu befördern. Möglich genug, daß ſich zur Ausführung dieſes Planes, wodurch Hamburg faſt nicht geringere Vortheile wie durch eine direkte Poſtverbindung mit Amerika haben würde, eine hamburgiſche Geſellſchaft bildet; daß ſich aber die Bremer dann tüchtig ärgern werden, auch ein unbeſtreitbares Recht hiefür haben, liegt auf der flachen Hand.

Digitized by Google

Drei Reiter.

Jüngſt an der deutſchen Grenze war zu ſchauen
Mit einem Mal' im Nebelmorgengrauen
Die unheimlichſte Trias, wie bis da
Sie niemals noch ein deutſches Auge ſah.

Drei Reiter warens — fern herbei gerufen
Zur Polenjagd — an ihrer Roſſe Hufen
Hat Blut geklebt, denn ein verblutend Land
Hat die fantaſt'ſche Trias juſt durchrannt.

Der Sprache Laut, das Antlitz, die Gewande —
So fremd iſt Alles, ob dem Mährchenlande
Entſprungen wär, der vielverſchied'ne Sohn
Vom Kaukaſus, vom Ural und vom Don.

Sie ſchau'n herüber übers Grenzgelände,
Das ihres langen Rittes Ziel und Ende,
Sie halten an in Sinnen ſtill verſenkt:
Doch iſt verſchieden was jedweder denkt.

Sein Rößlein ſtreichelt der Koſack mit Lächeln:
„Süß ſcheint die deutſche Luft dich anzufächeln,
Die deutſche Weide, deucht mir, lockt dich an —
Sei ſtill, der letzte Ritt iſt nicht gethan.

„Sei ſtill mein Rößlein — aus der Seine Fluthen
Schon tranken einſt am Don geſäugte Stuten —
Noch kann geſcheh'n was ſchon vor Zeiten war:
Im Himmel Gott, auf Erden lebt der Czar."

Mit dummen Augen glotzet den Genoſſen
An der Baſchkire: „Warum auf unſern Roſſen
Nicht dürfen hinüber in das Land —
Mein Pfeil iſt ſcharf, mein Bogen iſt geſpannt.

„Viel Städte ſeh' ich dort — o reiche Beute,
O gelbes Gold! — ein guter Tag wär heute! —
Hinüber ſprengen möcht' ich gern, fürwahr!
Gehört nicht alle Welt dem weißen Czar?" —

„Noch nicht!" — mit ſchlauem Lächeln der Koſacke —
„Ganz todt muß ſein die tückiſche Pollacke,
Zerſtampfen mit den Hufen müſſen wir
Erſt dieſes ganze Land — dann erſt, Baſchkir!" —

Doch ſtilles Sinnen feſſelt den Tſcherkeſſen —
Denkt er der fernen freien Berg' indeſſen?
Fragt er, von Seufzern eines Volkes umweht,
Ob Nicolai, ob Schamyl der Prophet? —

Er lenkt ſein Roß — von Nebeldämmerungen
Iſt er mit den Gefährten bald verſchlungen:
Wär' nicht zu hören noch der Hufe Schlag
Man dächt', es wär' ein Traum bei hellem Tag.

Die blauen Augen, die ſie ſahen halten
An deutſcher Grenze, glaubten Spukgeſtalten
Zu ſchauen aus einem böſen Zukunftstraum —
Den wagt ein deutſches Herz zu deuten kaum! —

Moritz Hartmann.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Neue Reime und Gedichte.

Die alte Zeit iſt geſtorben und die neue wächſt tüchtig nach; darum ſind in manchen Phaſen des Lebens die überkommenen Begriffsbeſtimmungen unpaſſend geworden, dennoch hat man auch noch keine neuen gefunden. Ueberall muß der Zuſatz „modern" aushelfen und weil ſich das neue Leben eben aller Arten anders conſtruirt, hat dies „modern" aller Arten und bei jedem Einzelnen eine verſchiedene Bedeutung. So ergeht's uns mit dem Begriffe der „Geſellſchaft," ſo wie dem der „Politik", ſo mit den Benennungen aller einzelnen Gattungen der äſthetiſchen Literatur, welcher die Leute der alten Schule mit dem Namen „Belletriſtik" gern einen Beiklang von Unbedeutſamkeit geben möchten. Und alle dieſe Unbeſtimmtheiten ſind nicht erſt ſeit einigen wenigen Jahren, ſondern ſeit mehr denn einem Jahrzehnt. Vor Allem wollen aber in der verſifizirten Poeſie, in der eigentlichen Gedichtwelt, die alten Eintheilungen in keiner Weiſe mehr zulangen. Die früher ſtreng nach Klaſſen und Geſtalten getrennten Blüthen derſelben haben ſich aus einem Beet in's andere hinübergerankt und aus den Vermiſchungen ſind neue, früher gänzlich unbekannte Gewächſe aufgekeimt. Sie haben ſich wieder in andere Abarten fortgepflanzt: das Leben iſt weiter geſchritten, die Theorie ſeiner Erſcheinungen dagegen zurückgeblieben. Deshalb iſt auch die Kritik ſomit und durch die ganze neue Stellung der Literatur zum und im Leben in ein eigenthümliches Verhältniß zum leſenden Publikum gekommen. Sie mußte vom Katheder herabſteigen, von wo aus ſie ehedem ein Schwören auf die Worte des Meiſters verlangte und der literariſche Beurtheiler ſteht jetzt nur eben mitten unter dem Publi-

kum, um ſeine Stimme neben der der Andern hören zu laſſen, welche ohne Anſpruch auf allgemeinere Geltung ihre individuellen Eindrücke und ſubjectiver Anſichten vortragen. Er ſoll nur aufmerkſam auf Dieſes oder Jenes machen, damit es nicht durch die Ungunſt der Verhältniſſe ſpurlos vorübergehe im wilden Strom der Bücherwaſſer. Aber auch darin hat die Kritik mancherlei Erfahrungen gemacht: das Publicum las und kaufte Bücher, welche ſie nicht in den Mund genommen aber verdammt hatte, das Publikum ließ andere gänzlich unbeachtet, die ſie unter Trompetenſchall auf ihr Schild gehoben. Wahrlich ein unangenehmes Bewußtſein, wenn man in den Fall geſetzt iſt, auf einige neuere Erſcheinungen hinzuweiſen und ihren Werth zu beſtimmen! — Hat doch die Kritik ſelbſt ſo wenig Einfluß auf die äſthetiſche Produktion in der Literatur gehabt, daß ſie es nicht vermochte, gewiſſe einzelne moderne Richtungen, z. B. der Poeſie in ihrer Weitergeſtaltung zu finden, wenn ſie gleich mit allen möglichen Gründen der Theorie nachwies, wie dadurch der wahren und wirklichen Poeſie das innerſte Leben bedroht und der ächte Kern genommen ſei. So mit der politiſchen Lyrik. Eine ganze große Schaar der bedeutendſten Namen ſtemmten ſich ihr entgegen; und dennoch lebt ſie fort, iſt ſie ſogar vorzugsweiſe gepflegt und hat ſie bereits ihre neue Entwickelung als ſociale Lyrik gewonnen, ſeitdem die Politik ſelbſt ſocial geworden iſt. Merkwürdig, daß gerade in den Dichtern öſterreichiſchen Stammes dieſe Elemente, früher das politiſche vom ſozialen getrennt, neuerdings auch viele vereint, ihre eifrigſten und bedeutenſten Vertreter gefunden haben. Es iſt nicht nöthig, an St. Grün, Lenau, Bauernfeld nochmals zu erinnern; die neueſte Zeit hat uns in Meißner, Moritz Hartmann u. A. nicht nur deren Epigonen, ſondern auch echte Nachkommen vorgeführt. Hermann Rollet will ſich nun mit einem Theile ſeiner Gedichtſammlung, welche er „Frühlingsboten aus Oeſterreich" betitelt, dieſer Richtung anſchließen. Bereits vor vier Jahren war er mit einem Bändchen „Liederkränze" hervorgetreten, an denen man eine hübſche Sprache und leichte Verſification lobend anerkennen mußte. Sie waren jedoch im Uebrigen nur der Ausdruck einer rein ſubjectiven doch weder originellen noch gerad gefühlsſtarken Lyrik. Nun erſchien ſeine neue Gedichtſammlung „Freie Klänge." Daraus klingt uns, was gerade die Welt bewegt: Geiſtesfreiheit, bürgerliche Freiheit, Proletariat, Pauperismus und was ſonſt noch dahin Bezug hat. Dann folgt ein Abſchnitt „Friedliche Stimmen", viel länger als der erſte und den Gedichten der Liederkränze ziemlich ähnlich. Den letzten Abſchnitt bilden „Dorfgeſchichten." Alle drei Abtheilungen zeigen mancherlei Gutes, es iſt viel Wärme in den einzelnen Gedichten erſichtlich und doch ſuchen wir rings vergebens nach jenem überwältigenden Aufflammen in Zorn, Liebe und Begeiſterung, wie es gerad aus Oeſterreichs Dichtern ſo oft erſchreckend und erhebend gleichzeitig

Digitized by Google

hervorſprühte. Es iſt eine vollkommen richtige Selbſterkenntniß dieſes Dichters, wenn er in den Einleitungsverſen ſagt:

Und alſo hab' ich geſungen
In ſtiller Traurigkeit,
Den Schmerz, der euch durchdrungen
Und die bitt're Qual der Zeit.
Doch nimmer hat mir zerriſſen
Der Gram die hoffende Bruſt —
Des Schmerzes Finſterniſſen
Entſtieg die Sonne der Luſt.

Er klagt wohl, aber er hofft; er zürnt wohl, aber er iſt verſöhnlich. Eine gewiſſe Mäßigung, nicht nur von den Schönheitsregeln vorgeſchrieben geht durch das ganze Buch und man kann ſich, beſonders bei den Gedichten politiſch-ſozialen Bezugs kaum des Gedankens erwehren, daß hier öfter von Außen her Aufgenommenes, als von Innen Hervorbrechendes geboten ſei. Dennoch wird es nicht ſchwer einzelne Partien des Buches als recht gelungen zu bezeichnen und dahin gehören aus der erſten Abtheilung die „frommen Lieder", theilweiſe die „Naturſtimme", faſt durchgängig die „Feuerroſen". Das allgemeine Lob der Lieblichkeit verdienen die friedlichen Stimmen, wenn auch manches mehr oder minder unmittelbar Gelegenheitliche wegzuwünſchen wäre. Wirklich ſchön ſind mehrere der romanzen- und balladenartigen Gedichte. Unter den „Dorfgeſchichten" ſei die letzte „ein Sonntag" erwähnt. — In gewiſſer Art ſchließen ſich an Rollett's Gedichte die „Höhen und Tiefen" von Ernſt Weller. Selbſt in der Orthographie, welche das h am Ende von Wortn, wie Muth, Gluth u. ſ. w., ſowie die verſtärkenden Conſonanten inmitten andrer gern ſpart, zeigen ſie einige Aehnlichkeit. Doch während Rollett's Lieder mitunter an einem Mangel des Wechſels und der Wärme der Empfindungen leiden, ſind Weller's Gedichte davon ſo überſprudelt, daß die eine die andere überſtürzt, daß die Bilderfülle ſich übermäßig drängt und ſomit mancher hübſche Gedanke nur halb ausgeſprochen bleibt, manches Gefühl nur halbgefühlt. Wo es ſich dagegen um Schilderungen der Natur, um Andeutungen ihrer Beziehungen zum innern Leben des Menſchen handelt, müſſen dieſe Gedichte mit vielem Lob anerkannt werden. — Neben die „Höhen und Tiefen", äußerlich ihnen in Einband, Druck, Format und Papier vollkommen gleich, tritt „Alevila" eine Dichtung von 6 Geſängen von Julian Heins. Ein zauberromantiſches Epos und dennoch der Proletarierpoeſie angehörend; ein Verſuch der Verkettung der alten Vorwelt mit dem modernen Proletarierleben; ein eigenthümlicher Gedanke, aber keine glückliche Ausführung deſſelben, ſo gern man auch die gewandte Sprache und einzelne lebensvoll ſchildernde Epiſoden des Gedichtes anerkennen mag. — Zur politiſch-ſocialen Poeſie gehört auch „die neue Heimath" von

Wilhelm Caspari — eigentlich die Schilderung der Abfahrt eines mit Auswanderern beſetzten Dampfbootes, unter denen ſich nur Einer befindet, welcher um der Freiheit willen die deutſche Erde verläßt. Dies Gedicht würde, in eine Sammlung aufgenommen, ſeinen Platz ganz würdig ausfüllen; als einzelne Brochüre iſt es unbedeutend. — Von dieſen Bewegungen unſeres nächſtgelegenen Lebens werfen die „Lieder aus der Ferne" von Julius Altmann (1. Bändchen: Epiſches) den Blick nach dem europäiſchen Oſtſee und Aſiens angrenzenden Länder. Sie zerfallen in vier Abtheilungen: Tſcherkeſſenlieder, ſibiriſche Lieder, Griechenlieder und Lieder des Orients. Die äußerlichen Eigenthümlichkeiten der öſtlichen Verhältniſſe und des Schauplatzes, der jetzt eine literariſche Mode geworden, wiederſpiegelt ſich allerdings ganz zierlich in dieſen Gedichten; aber von einem tiefern Eindringen in das innere Leben der auftretenden Nationalitäten iſt nur wenig Spur. Es iſt darin überhaupt wenig Eigenthümlichkeit vorhanden und wie die Form häufig an ruſſiſche Vorbilder, vorzüglich Puſchkin und Marlinski, erinnert, ſo iſt's uns bei Durchleſung der Gedichte immer zu Muth, als ſpreche der Dichter die Gedanken und Empfindungen nur aus zweiter Hand, als ſeien ſie nicht unmittelbar und wirklich, ſondern angeeignet und gemacht. Dabei erſcheint die Sprache häufig hart und gezwungen, viel unklare und falſche Bilder laufen ſtörend zwiſchen (z. B. „die Sonne neigte ſich, wie nach Gekoſe — den Kelch verſchließt die glühe Purpurroſe" oder „Pallas iſt ſie nun: die Muſen — hängen flüſternd ihr am Buſen"), kurz, dem ganzen Buche fehlt die letzte Feile oder es iſt zu oft überfeilt und darum wieder verfeilt. — Seitenſtück und gewiſſermaßen auch Gegenſatz dieſer Lieder aus der Ferne bildet „Wladislaw und Diſſepli", eine tſcherkeſſiſche Erzählung von Joh. Heinr. Sievers. Wohin wir auch blicken in den 4 Geſängen dieſes Epos: überall Unmittelbarkeit der Anſchauung, Kraft des Gedankens, volle und warme Empfindung, plaſtiſch ſchöne Darſtellung. Nur ſelten wird der Vers von ſprachlichen Härten verletzt, noch ſeltener der Gedankenfluß durch eben nur ausfüllende Einſchiebſel geſtört oder nur gedehnt. Wladislaw und Diſſepli iſt ein epiſches Gedicht, welches auch in ſeiner innern techniſchen Organiſation das vollſte Lob verdient. Und eben darum möchte man wohl wünſchen, daß es mit dem 14. Abſchnitt des 4. Geſangs abſchlöſſe: denn der 15. bringt ein durchaus nicht in der Einheit deſſelben bedingtes und nicht in deſſen äußerer Abrundung nöthiges Lobgedicht auf Schampl, deſſen Name kaum ſonſtwo in dieſem Epos genannt iſt. Zu dieſen verſchiedenen Gedichtſammlungen des neuen Jahres iſt auch „die deutſche Flagge", ein Album herausgegeben von Eduard Boas zu fügen. „Der Ertrag iſt für die armen Weber im Rieſengebirge beſtimmt" ſagt eine Bemerkung des Titelblattes. Derartige Anzeigen ſind für den Beurtheiler eigentlich immer etwas erſchreckend.

Digitized by Google

Sie gelten so häufig als Captatio benevolentiae, deren Bitte sich die Kritik nur schwer entziehen mag. Um so freudiger ist man dann überrascht, wenn die Gaben der beisteuernden Schriftsteller von wirklichem literarischen Werth und nicht nur nutzlose Abschnittsel sind. Dies ist hier eben bei den meisten keineswegs der Fall. Es finden sich eine Menge Beiträge, welche vollen poetischen Verdienstes sind. Bruchstücke dramatischer Arbeiten lieferten Boas (aus: die Apostelbrüder), Laube (aus: die Bernsteinhexe), Prutz (aus: Erich XIV.), Fleodor Wehl (aus: Hermann von Siebeneichen). Zu den dramatisirten Arbeiten gehört auch Bauernfeld's vielgenannte, aber freilich auch bereits im Album für die böhmischen Ueberschwemmten, wie im rheinischen Jahrbuch abgedruckte, „Reichsversammlung der Thiere." Außerdem gab er jedoch auch noch das vortreffliche Gedicht: „Zollverein und deutsche Flagge." Ueberdies seien namentlich hervorgehoben: Luise Otto's „Wohlauf", E. M. Arndt's Gedichte, „Orientalische Granaten" von Castelli, „Walhalla" von Dingelstedt, „Im Sterben" von A. Gubitz, Harnisch „Aufstand der Flüsse", Leopold Schefer „Lied auf der Pyramide", Levin Schücking „Fahnenwahl". A. B.

II.

Politische Federn in Oesterreich.

In Folge der Ereignisse in Galizien ist auf dem österreichischen Markt plötzlicher Mangel an einem höchst nothwendigen Artikel fühlbar geworden: an Federn! Ich meine nicht jene weichen Bettfedern, das gepflückte Kleid gemüthlicher Gänse, deren Erziehung in Böhmen und Oesterreich von Jugend auf mit einer klassischen Sorgfalt gepflegt wird, von der unser Schulsystem manches profitiren könnte, nicht jene Flaumenfedern, auf welchen es sich mit der Schlafmütze auf dem Kopfe in Friedenszeiten so weich schlafen läßt, auf denen der Mensch behaglich im Statuquo sich wiegt, unbekümmert ob es draußen dunkel bleibt, oder ob der Morgen graut, nein, ich meine vielmehr jene spitzen Gedankenleiter, die Turnierlanzen der modernen Zeit, die im Frieden als wohlthätiger Spaten zum Aufackern, zur Saatlegung und zum Erzgraben dienen und in den Tagen der Gefahr in scharfe Waffen zum Schutz und zum Angriff sich verwandeln. Wie sich die zwei drei Federn, denen noch Schwungkraft inne wohnt, tagtäglich in der allgemeinen Zeitung abplagen, wie sie auf- und niederflattern in angestrengtem Fluge! Aber was sind zwei drei Federn gegen das ganze Heer von deutschen Zeitungen, die wie eine wilde Jagd in diesem Augenblicke hinter Oesterreich her sind. Wie die Besatzung einer lang belagerten Festung mit jedem Morgen erschöpfter auf den Mauern erscheint, so tragen die wiener Correspondenzen in der Augsburger oft

die Spuren der Ueberreizung, der Nachtwache und jener fieberiſchen Glut, die wie ein Verzweifelter kämpft. Es iſt eine traurige Nemeſis. Weil Oeſterreich in ruhigen Zeiten übermüthig und unklug den treuen patriotiſchen aber unabhängigen Federn nicht geſtatten will, als Spaten zu ackern und zu graben, fehlen ſie ihm da, wo es ſie als Abwehr und Waffe braucht. Oeſterreich iſt der beſtverleumdetſte Staat in der Welt! ruft der bekannte wiener Correſpondent par excellence in der Allgemeinen Zeitung aus. Ja beim Himmel und bei dem Angedenken Joſephs II. — das iſt es! Oeſterreich iſt nicht halb ſo ſchlimm als man es, namentlich in dieſem Augenblicke, ausſchreit — aber auch die bleibende Hälfte iſt eine ſtattliche Portion! Und warum habt Ihr ſo lang geſchwiegen, wenn Ihr wußtet, daß man Euch verläumdet? Warum habt Ihr die Vornehmen geſpielt? Noch vor kurzem als Jemand von Hormayers „Anemonen" zu einem bekannten öſterreichiſchen hohen Beamten ſprach, antwortete dieſer: „Bah, wer lieſt das Zeug!" Aber dies Zeug und vieles ähnliches Zeug wird von Jedermann geleſen, und es nützt nichts, wenn Ihr es in Eurem Staate verbietet, wenn Ihr die Augen zudrückt wie der Strauß, der ſeinen Kopf verbirgt und glaubt man ſehe ihn deshalb nicht. Mit Verboten widerlegt man nicht und da draußen leben ſo und ſo viele Millionen Deutſche und ſo und ſo viel Engländer, Franzoſen ꝛc., denen Ihr das Leſen nicht verbieten könnt — und nun könnt Ihr hören wie es von allen Zweigen pfeift, Ihr könnt hören was man Alles geleſen!

Es iſt eine traurige Nemeſis! Weil Oeſterreich ſeinen beſten patriotiſchen Herzen den Mund geknebelt hält in Zeiten der Ruhe, weil es ihnen verboten iſt durch Rath und wohlgemeinten Tadel mit zu bauen auf dem Wege vaterländiſcher Entwickelung, ſo ſchweigen ſie jetzt, müſſen ſchweigen. Denn, wer würde ihnen glauben, wenn ſie ihre Stimme für Oeſterreich erhöben, da ſie nie gegen daſſelbe ſprechen dürfen?! Jedes Wort der Rechtfertigung, auch wenn es die tiefſte Ueberzeugung eingibt, würde als Augendienerei ausgelegt, denn nur der Unabhängige darf für eine Sache ſprechen, der Abhängige erſcheint als Schmeichler und Söldling. Oeſterreich hat ſeinen Schriftſtellern alle moraliſche Kraft geraubt, es hat es ſo weit gebracht, daß man im Auslande nicht begreift wie Jemand Liebe und Patriotismus für Oeſterreich haben kann, und würden heute die unbeſcholtenſten Charaktere für Oeſterreich auftreten und würden Grillparzer, Bauernfeld und der wiener Spaziergänger ein warmes Wort für die Regierung ſprechen, ſie würden im Auslande als bezahlt ausgeſchrien werden. Dies iſt auch das Unglück, das über den Berichten der Allgemeinen Zeitung ſchwebt. In dieſen Berichten iſt unſtreitig viel Wahres und manches iſt mit Beredſamkeit und überzeugender Kraft vorgetragen. Aber weil es bloß als eine Stimme der Regierung erſcheint, weil es nicht von dem moraliſchen Einfluß einer unabhängigen Ueber-

Digitized by Google

zeugung unterſtützt und getragen wird — ſo verfehlt es den größten Theil des Zieles und die deutſche wie die ausländiſche Preſſe fällt mit Hohn darüber her oder verſtopft ſich die Ohren, um ja nicht zu hören.

Es iſt ein wunderbares und lehrreiches Schauſpiel, das die öffentliche Meinung in dieſem Augenblicke Oeſterreich gegenüber bietet. Dieſelben Blätter, denen kein Stein zu ſchwer iſt, um ihn auf Oeſterreich zu ſchleudern, ſind voll Feuer und blinder Lobpreiſung Preußens; dieſelben Stimmen, die voll Polenhaß für die Aufrechterhaltung deutſcher Herrſchaft in preußiſch Polen donnern, ſind voll Polenzärtlichkeit gegenüber Oeſterreich. Wir begreifen dies Alles wo es ſich um vorausgegangene Dinge handelt. — Preußen hat, wie in Allem ſo auch in den polniſchen Sachen, die dreißig Jahre die ſeit dem wiener Frieden verfloſſen ſind, beſſer zu benutzen gewußt, als Oeſterreich. Aber wir begreifen dieſe Parteilichkeit nicht, in Bezug auf die Repreſſiv-Maßregeln, die beide Regierungen zur Unterdrückung des Polenaufſtandes gebraucht haben. Preußen iſt wahrlich nicht zärtlicher mit den Verſchworenen umgegangen als Oeſterreich; wenn ein glücklicher Zufall es vor Blutvergießen verhinderte, ſo iſt das eben ſeinem guten Stern und ſeiner beſſern Wachſamkeit zuzuſchreiben — aber die preußiſchen Batterien waren mit nicht ſanftern Kartätſchen als die öſterreichiſchen geladen und ſie hätten eben auch keine ſchmachtende Mondſcheinarien geſungen, wenn ſie wie die Oeſterreicher durch einen Angriff genöthigt geweſen wären, hinein zu brummen. Von der Bauernhilfe, die Oeſterreich jetzt ſo theuer bezahlen mußte, hätte Preußen eben ſo gut Gebrauch gemacht, wenn es ihm an Mannſchaft gefehlt hätte. Nicht um ein Haar unterſchied ſich das Repreſſivſyſtem Preußens von dem Oeſterreichs und doch ſind ſelbſt die liberalſten Blätter auf ſeiner Seite, während ſelbſt die ſerviliſten ſeiner Zeitungen gegen Oeſterreich offene und verdeckte Stöße führen. In Bezug auf Poſen gab es keine Anklage gegen die Polen, die nicht bei der deutſchen Preſſe Gläubigkeit gefunden hätte: Vergiftung der Officiere, Decimirung der Soldaten u. ſ. w. In Bezug auf Gallizien iſt es umgekehrt, da gibt es kein Verbrechen, daß man nicht der Regierung zuſchiebt, da iſt ſie es durchaus, welche die Bauernpreiſe für jeden Kopf ausgeſchrieben, da iſt ſie es, welche den Ausbruch der Revolution heimlich provozirt hat, um den Adel dezimiren zu können.

Wird man in Oeſterreich nun glauben, daß man die Anemonen lieſt? Wird man nun glauben, daß es eine öffentliche Meinung gibt, die um ſo furchtbarer und leidenſchaftlicher ſich rächt, je mehr man ſie zu ignoriren ſich bemühte? Wird es nun glauben, daß man den böſen Leumund nicht durch Verbote von ganzen Verlagshandlungen bekämpft *)?

*) Wir begegnen ſo eben dem, gegen den ſämmtlichen Verlag von Otto Wigand und Philipp Reclam geſchleudertem Mandat der öſterreichiſchen Cen-

„Oesterreich ist der bestverläumdetste Staat der Welt!" Der Ausspruch ist nicht übertrieben. Keiner fühlt dieses tiefer und schmerzlicher wie derjenige, der um sich her die fürchterlichsten Anklagen gegen sein Vaterland schleudern hört und sie doch nicht widerlegen kann, der nur fühlt es kann nicht so sein, der aber nicht zu beweisen vermag, daß es nicht so ist. Aber weil nun ein Mal Oesterreich selbst der Nothschrei um seinen guten Ruf entfährt, so wollen wir ihn hastig zu Protokoll bringen, für spätere Tage. Denn wahrlich Preußen, gibt in diesem Augenblicke Oesterreich eine Lehre, die es nicht tief genug in die schwarzen Tafeln seiner Erfahrungen eingraben kann. Preußen, das in ruhigen Tagen so vielen Widerspruch in der Presse findet, dessen Zeitungen mit wenigen Ausnahmen gegen die Regierung zu Felde ziehen, findet am Tage der Gefahr alle um sich vereint; Oesterreich hingegen, das kein freies Wort in der Zeit der Ruhe duldet, daß den begründetsten Tadel als Hochverrath behandelt, Oesterreich sieht sich in der Zeit der Noth fast von allen Sprechern verlassen; selbst Jene, welche aus Liebe für das heimathliche Land gerne ein warmes Wort für seine Ehre und seinen Ruf einlegen möchten, wie sollen sie es anfangen um nicht bei der öffentlichen Meinung als Augendiener dazustehen? Wie sollen sie es anfangen um in der Nacht der Heimlichkeit, die Beweisgründe zu finden, die ihren Worten Nachdruck gibt? Wie sollen sie es anfangen, daß man ihnen glaubt?

---

sur, das in diesem Augenblicke wo ohnehin die Stimmung gegen Oesterreich so gereizt, doppeltes Oel in's Feuer gießt. Wir wollen diese Maßregel nicht vom Standpunkt des Rechts kritisiren. Ein Prinzipienstreit wäre eine verlorene Mühe. Aber wir fragen, was hat Oesterreich durch eine so heftige Maßregel sich selber genützt? Die Brochüren des Reclam'schen Verlags sind von der ganzen liberalen Presse als unbedeutend anerkannt geworden und in Oesterreich selbst ist ihr Credit eben nicht gefährlich. Herr Otto Wigand aber hat unseres Wissens niemals etwas speziell gegen Oesterreich gerichtetes publizirt mit Ausnahme jener incriminirten ungarischen Schrift. Verbietet man wegen einer einzigen Brochüre den ganzen Verlag einer der ersten Buchhandlungen in Deutschland, welche die wissenschaftliche Welt mit vielfachen wichtigen Arbeiten versorgt? Schneidet man so leicht der österreichischen Gelehrtenwelt ihre Quellen ab? Wenn Oesterreich jedem deutschen Verleger, der ein ihm feindliches Buch verlegt, mit einem vollständigen Verlagsdamnatur strafen wollte, dann würde die wissenschaftliche Welt des Kaiserstaats gar bald alle seine Kenntnisse aus dem Schulbücherverlag in Wien holen müssen. Wenn Herr Wigand — wie angegeben wird — jene Schrift durch allerlei heimliche Wege einzuschmuggeln wußte, so lese man den Gränzwächtern den Text für ihre Unschicklichkeit, und verdopple die Aufmerksamkeit. Der Schmuggel ist ein herkömmlicher Guerillaskrieg gegen alle Prohibitivbanden. Frankreich und England begünstigen und fördern ihre Küstenschmuggler auf alle mögliche Weise, ohne daß man sie darum infamirt. Wüßte man in Oesterreich, welch einen Eindruck solch heftiges Uebersknieb brechen in Deutschland hervorbringt, man würde sich's wohl überlegen, ehe man's ausführt.

gitized by Google

III.

Aus Pesth.

Schriftsteller-Loose. — Eine slavische Buchhandlung auf Actien. — Schindlers bergmännische Briefe. — Herr von Corvin.

Ich habe unlängst des armen Petőfy Erwähnung gethan, der im Vertrauen auf sein poetisches Talent seinen militärischen Stand aufgab, und sich der Literatur widmete, der aber bald die bittere Erfahrung machte, daß sich die ganze Gönnerschaft der Magnaten blos auf ein paar Spalten Zeitungslob zu beschränken pflegt und eine thatkräftige Freundschaft von unsern literarischen Magnaten umsonst erwartet wird, so daß er zuletzt wieder als gemeiner Soldat unter die Fahne treten mußte, um nicht zu verhungern. Vielleicht wirft man mir ein, das sei Poetenloos, und unsere praktische, mit bestimmten Interessen vollauf beschäftigte Zeit habe weder Lust noch Zeit, um sich um harmlose Sänger zu bekümmern, allein es zeigt sich, daß auch jene Schriftsteller, die ihre Thätigkeit der politischen Debatte und den praktischen Zeitfragen zuwenden, nicht selten, zumal, wenn sie nicht von Geburt aus begütert sind, oder von der Bewegung emporgehoben werden, kein beneidenswerthes Loos haben. So ist z. B. erst jüngst Herr Kovalsoczy, ein tüchtiger Publicist und früher Redakteur der Nemzeti Ujsag, gestorben. Er war ein Mann von 44 Jahren, voll Kenntnisse und politischer Erfahrung, stand lange Zeit an der Spitze eines einflußreichen Blattes und verkümmerte dennoch in Elend und Armuth, und sein ganzes Leichengefolge bestand in vier Menschen, mitleidige Seelen, die ihre Achtung nicht von den äußern Verhältnissen des Verstorbenen abhängig machten, wie seine übrigen Zunftgenossen. — Die Wahrnehmung, daß manche Richtung in der Literatur blos darum nicht so vertreten wird, wie sie möchte und könnte, weil sie keinen Literaturkaufmann findet, der bereit ist, sein Geld zu der Sache herzuleihen, hat schon lange manches feurige Herz mit bitterem Unmuth erfüllt, bis endlich in Agram eine Unternehmung hervortrat, die der Noth ein Ende machen will. Die illyrische Partei, welche überhaupt eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet, seit ihnen der Sieg im Kampfe des politischen Leben gelächelt hat, geht damit um, in Agram eine Buchhandlung auf Actien zu begründen, deren Aufgabe es sein soll, dem slavischen Streben kräftig unter die Arme zu greifen und den jungen, aufsprossenden Talenten hilfreich entgegenzukommen. Es nimmt mich Wunder, daß dieses Auskunftsmittel nicht schon öfter, und zumal in Deutschland, versucht worden ist, wo es zwar selten an einem Buchhändler fehlen mag, der bereit ist, sich mit einer gewissen Tendenz zu identificiren, doch mögen die Geldmittel desselben bei dem besten Willen eine entschiedenere Entfaltung und consequente Durchführung der repräsentirten Richtung manchmal nicht gestatten, und da

wäre es ganz am Platze, durch Organisirung einer Actiengesellschaft die nöthigen Fonds herbeizuschaffen, wobei noch der Vortheil erreicht würde, daß etwaige Bedrückungen von Seite der Staatsgewalt wegen der großen Zahl der Betheiligten ein weiteres und stärkeres Echo fänden, und somit auch mehr Aussicht auf Abstellung der Repressivmaßregel.

Die Pesther Zeitung hat in dem abgelaufenen Jahrgange eine Reihe montanistischer Briefe gebracht, die ein ungeheures Material lichtvoll geordnet und authentisch belegt, vor das Forum der Oeffentlichkeit gerückt, und der Statistik sowohl, als auch der Bergwerkswissenschaft einen großen Dienst erwiesen hat. Diese Darstellungen, welche augenscheinlich darauf berechnet waren, die öffentliche Meinung in Bezug auf das eben jetzt zu Wien in Berathung gezogene, ungarische Berggesetzbuch zu orienriren, sind aus der Feder des Dr. Schindler gestossen, welcher vordem Bergrath zu E.....z gewesen und jetzt die Stelle eines Hofsecretärs bei der Hofkammer im Münz- und Bergwesen bekleidet. Wie man vernimmt, ist es die Absicht des Verfassers, die in der genannten Zeitung niedergelegten Artikel, die den Gegenstand noch keineswegs erschöpfen, gänzlich umzuarbeiten und in Verbindung mit weiteren Details zu einem umfassenden Werk über das ungarische Bergwesen zu verschmelzen, ein Vorhaben, das bei dem Umsturz und der Bedeutung des in Ungarn betriebenen Bergbaues allerdings vielseitigen Beifall finden wird. Da ich hier vom ungarischen Bergwesen spreche, so sei es mir erlaubt, die Ausbeute des hierländischen Bergbaubetriebs im abgelaufenen Verwaltungsjahre mitzutheilen, doch muß ich bemerken, daß dabei der gesammte Bergsegen in Rechnung gebracht worden, und die gegebenen Ziffern somit nicht blos der Ertrag der ausgedehnten Aerarialbergwerke, sondern auch die Ausbeute der in Privatbesitz befindlichen Gruben umfassen. — An Gold, die Mark nach Abzug der Prägekosten, zu 365 Fl. 3 Kr. C. M. gerechnet, wurden in dem erwähnten Zeitraum 2408 Mark gewonnen, an Silber, die Mark zu 23 Fl. 38 Kr., 65124 Mark, an Kupfer, der Zentner zu 52 Fl. 24 Kr. Geldeswerth, 36796 Zentner, an Blei, der Zentner zu 11 Fl. 45 Kr., 3589 Zentner, an Zink, der Zentner zu 15 Fl. 10 Kr., 1948 Zentner, an Roheisen, der Zentner zu 3 Fl. 28 Kr., 360,555 Zentner, an Gußeisen 48,200 Zentner, der Zentner zu 6 Fl. 40 Kr., an Schwefel, der Zentner zu 7 Fl., 5102 Zentner, an Stein- und Braunkohle, der Zentner zu 10 Kr., 362,728 Zentner. Ich übergehe hier minder wichtige oder ergiebige Mineralien und Fossilien, wie z. B. Alaune, Quecksilber ꝛc., und schließe mit der Werthsumme der gesammten Förderniſſe im genannten Verwaltungsjahre; sie beträgt 6,451,573 Fl. C. M., und dürfte kaum von einem andern Lande der alten Welt so leicht übertroffen werden, wobei noch zu bemerken ist, daß die Eisen- und Kohlenproduction mit leichter Mühe verzehnfacht werden kann.

Digitized by Google

Das in Kronſtadt erſcheinende Siebenbürger Wochenblatt bringt einen Stammbaum, wornach der deutſche Schriftſteller, Corvin-Wiersbitzky in Leipzig, der Sprößling einer gräflichen Familie wäre, die ihren Urſprung von dem berühmten Corviner Hunyades herleitet. Er wurde 1812 zu Gumbinnen geboren, wo ſein Vater Poſtdirector war, der bald ſtarb, worauf ſich ſeine Mutter zum zweiten Male mit dem Gymnaſialprofeſſor Dr. Thierſch zu Halberſtadt vermählte. Nebenbei hält das genannte Blatt den ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen des Herrn von Corvin, zumal was die Populariſirung der Geſchichte betrifft, eine warme Lobrede und empfiehlt namentlich ſeine Hiſtoriſchen Denkmale des chriſtlichen Fanatismus und die in Gemeinſchaft mit Held herausgegebene Illuſtrirte Weltgeſchichte zur Volkslectüre.

IV.

Literariſche Anzeigen.

Es gibt erſtaunlich viel Bühnenalmanachs und dennoch muß man bekennen, ihre Zeit iſt vollkommen vorüber. Wer mag auch Schauſpiele *leſen*? Man will ſie ſehen und hören. Und dennoch immer wieder neue Verſuche zu derartigen Taſchenbüchern! Auch die „Norddeutſche Thalia", Taſchenbuch für Freunde des Theaters auf das Jahr 1846 iſt ein ſolcher und *Karl F. Ottmann* der Herausgeber. Faſt mag man fürchten, daß auch dieſer Verſuch mißglücken werde. Holtey's längſt bekanntes Quodlibet „Eines Schauſpielers Morgenſtunde" beginnt das Buch. „Dramatiſche Frauencharaktere" von Feodor Wehl ſind deſſen friſcheſter Beitrag, obſchon auch er über Ophelia's, Julia's und Gräfin Orſina's dramatiſche Auffaſſung eben nicht viel Neues ſagt. Ottmann's Schwank „Ein Rendez-Vous" macht ſich vielleicht auf der Bühne amüſanter, als bei der Lektüre. „Der Malerſaal", Genrebild von R. Bürkner — wie kommt dieſe vom Theater ganz abſeits liegende Novelle hierher? Die „Muſikaliſche Reiſeſkizzen" von F. W. Markull ſind für die Beurtheilung des muſikaliſchen Leipzig nicht unintereſſant.

Leopold Schefer entwickelt jetzt eine außerordentliche Thätigkeit. Während bei Brockhaus eine neue Novelle „Génévion von Toulouſe" erſchien und die Aufmerkſamkeit der literariſchen Welt dem eigenthümlichen Dichter von Neuem zugelenkt, ſchreitet gleichzeitig die Herausgabe ſeiner „Ausgewählten Werke" rüſtig vorwärts. Bereits bei dem Erſcheinen ihrer erſten Bände haben wir Schefer's literariſchen Charakter zu zeichnen verſucht (Grenzboten 1845. Nr. 33.) und glauben alſo jetzt einer nochmaligen ſpeciellen Beſprechung überhoben zu ſein.

Digitized by Google

Der vorliegende 7. und 8. Band enthält Novellen, unter denen „die Osternacht," „die Prinzeninseln" und „ein Weihnachtsfest in Rom" in den größern Kreisen der Lesewelt bereits von früher her rühmlichst bekannt sind; hierzu kommt noch „die Pflegetochter" und „das Verbrechen zu irren." Der 11. und 12. Band bildet des „Laienbreviers" erstes und zweites Halbjahr. Der 9. und 10. Band ist noch nicht erschienen; erster wird Novellen, der andere Gedichte bringen. Es ist immer interessant, wenn es ein Poet über sich vermag für Momente die ihm eigne Kunstform aufzugeben, um sich als Individualität inmitten der Zeitfrage hinzustellen und seine Beschauung derselben klar und offen darzulegen. Dies hat jüngsthin Herrmann Kurtz in einem Büchlein gethan, welches „die Frage der Gegenwart und das freie Wort" betitelt, als „Abstimmung eines Poeten in politischen Angelegenheiten" von ihm bezeichnet wurde. Das Buch enthält interessante Aussprüche über alle Bewegungen, Entwicklungen, Entwicklungshinderungen unserer Zeit; es sind wirklich selbstständige und eigenthümliche Abstimmungen nicht eines in Idealen schwärmenden Poeten, sondern eines Poeten, dessen Aufgabe es wurde, die Wirklichkeit verschönert aufzufassen.

„Russische Geschichten," herausgegeben von August Lewald, 3 Bände. Der Vorbericht beginnt: „Von dem Uebersetzer der folgenden Novellen, meinem werthen Freunde, und von dem Verleger derselben bin ich aufgefordert worden, diese Sammlung, die ich zum Drucke befördert habe, auch mit einem vorwortlichen Geleitsbrief in die Lesewelt zu versehn und den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem die Veröffentlichung geschieht, sowie die Stimmung zu bezeichnen, mit welcher das gegenwärtige Buch in die Hand genommen sein will." Darauf sagt der Herausgeber, wie diese Novellen Gogol's, Kukolnik's und des Fürsten Schachofskoi nichts Anderes sollen, „als das deutsche Publikum mit den Hervorbringungen der jüngern russischen Dichter bekannt machen, die auch in ihrem Vaterland — so seltsam dies manchen Ohren klingen mag — an einer Literatur des Forrschritts arbeiten." Nikolai Gogol bringt vorzüglich Sittenschilderungen Kleinrußland's, Pastor Kukolnik historische Novellen aus der Zeit Peter des Großen, Schachofskoi ein Moskauer Rococobild. — Fünf der hier gesammelten acht Erzählungen sind bereits in Lewald's Zeitschrift „Europa" abgedruckt und von denen Gogol's finden wir mehrere auch noch in einer eben jetzt erschienenen speciellen Uebersetzung seiner Novellen wieder. Die Sprache der „russischen Geschichte" ist glatt und fließend, nur selten durch eigenthümliche Wortsetzung daran mahnend, daß dieselben aus einer Sprache stammen, welche bis in die tiefste Innerlichkeit von dem germanischen Sprachgenius verschieden ist.

Digitized by Google

Das „Album des literariſchen Vereines in Nürnberg für 1816" enthält einen höchſt intereſſanten Aufſatz „über die Hymnenſänger" von J. L. Hoffmann, ſowie eine gute Charaktriſtik „über Karl Simrock und deſſen Gedicht" von W. B. Mönnich. „Redensarten," eine philologiſche Erzählung von G. Arnold macht nur auf den Namen eines Scherzes Anſpruch und iſt als leichtes Spiel mit den im Umgangsleben gewohnten bildlichen Redensarten vollkommen gelungen. Dr. M. M. Mayer, gibt eine lebhafte Schilderung der „vom Markgrafen Georg Wilhelm im Jahre 1717 vor Nürnberg abgehaltenen Jagd." — So zufrieden geſtellt man nun auch von dieſem proſaiſchen Theile des Albums ſein mag, ſo gilt dies doch weniger von den anhangenden Gedichten Dort kann man im Ganzen geringere Anforderungen ſtellen, die Aufſätze nur für den Augenblick des Tortrags berechnet, auffaſſen und damit ihren Charakter des mehr Gelegenheitlichen entſchuldigen; hier treten uns aber ſelbſtſtändige Schöpfungen mit vollem Anſpruch auf ſelbſtände Geltung entgegen. Und daher ſind die meiſten nicht bedeutend genug. Doch möchte wohl die Aufmerkſamkeit anf einige derſelben zu lenken ſein; ſo z. B, auf „Wunſch" von Arnold, „zu eines Helden Gedächtniß" von Marr, „Zwei Roſen" von Merz, „auf den Dampfſchiff" von Neapel und Genua von Wagner, und „Wanderbilder" von Weiß. A. B.

V.

Gegen einen Artikel der Allgemeinen Zeitung.

Aus Lemberg. —

Ich leſe ſoeben in der Allgemeinen Zeitung einen angeblich aus Lemberg datirten Artikel, worin mein Schreiben, das im 9. Heft dieſer Zeitſchrift enthalten iſt, offen angegriffen und mit Seitenblicken auf journaliſtiſche Geſinnungsloſigkeit und oberflächliche Anſchauung bekrittelt wird. Zuerſt muß ich bemerken, daß der obengedachte Brief bereits vor dem 20. Februar, alſo folglich vor dem Ausbruch der Inſurrektion geſchrieben worden, zu einer Zeit, wo zwär vielfache Verhaftungen Statt fanden, aber noch kein Zeichen blutiger Auflehnung gegen die Staatsgewalt auf die Abſichten und die Energie der Verſchwornen ſchließen ließ. Ich ſage dies keineswegs, um die von jenem Correſpondenten der Allg. Zeitung gerügten Worte im Eingang meines Schreibens gleichſam zu entſchuldigen oder gar zurückzunehmen, nein, die darauf folgenden blutigen Ereigniſſe zwingen mich nicht die dort ausgedrückte Anſicht zu widerrufen, ſondern legen mir blos die Pflicht auf, ſie tiefer zu begründen, eine Pflicht, zu deren Erfüllung ich namentlich auch durch den Angriff der Allg. Zeitung gemahnt werde.

Wenn der Correſpondent der Allg. Zeitung die Frage aufwirft, „wer die Nation ſei, die Millionen jener der Regierung ergebenen

Bauern, oder die Hunderte (?) unzufriedener Edelleute," so muß ich ihm die Antwort ertheilen, daß die höhern Interessen einer Nation allerdings durch die an Zahl geringere, an Intelligenz überlegene Klasse der Gebildeten vertreten werden müssen und dies namentlich in einem Lande, wo der Zustand der niedern Volksklassen in geistiger und moralischer Beziehung so trostlos ist, daß die Wahrung der Nationalrechte wohl kaum von ihnen ausgehen kann, eine Wahrheit, die auch von der österreichischen Regierung erkannt worden sein muß, weil sie den galizischen Landtag mit Ausschließung des Bauernstandes lediglich aus den begüterten Ständen zusammengesetzt hat. Die polnischen Edelleute folgen mithin, sobald sie von der Meinung ausgehen, die ganze Nation zu repräsentiren, nur der Anschauungsweise der Regierung und befinden sich folglich mit derselben in keinem prinzipiellen Gegensatz, wohl aber in einer Meinungsdifferenz wegen Ausdehnung der ihnen zugestandenen Berechtigungen. Zudem ist es eine Illusion zu glauben, die Bauern in Galizien hätten aus Anhänglichkeit an die Regierung die Partei gegen den Adel ergriffen; nicht Liebe gegen die Staatsgewalt, sondern Haß gegen die Herrschaft des Adels, nicht Liebe zur Ordnung, sondern die Aussicht auf Plünderung waren die Motive des Rustikalaufstandes, der auch die Kreisbeamten beraubt haben würde, wenn da viel zu rauben gewesen wäre; an Trotz und Frechheit hat es der aufgestandene Bauer wenigstens nicht fehlen lassen. Die Herrschaftsverhältnisse in Galizien fallen überdies weniger dem Adel selbst, als der Regierung zur Last, die in den langen Friedensjahren, welche überall zu gründlichen Reformen benützt worden, wie z. B. in Posen, von ihrem Recht der Initiative keinen Gebrauch gemacht hat, vielmehr durch eine ängstliche Erhaltung des Statusquo mit allen seinen Mißbräuchen den Adel für sich zu gewinnen suchte, von dem sie, freilich vergebens, hoffte, er werde um den Preis dieses Statusquo auf die verlorenen politischen Rechte und die staatliche Existenz der Nation Verzicht leisten. Viele Gutsbesitzer in Galizien wären mit Freuden bereit in eine Ablösung der Bodenlasten einzugehen, allein die Armuth des Bauers macht diese gute Absicht unpraktisch, so lange nicht die Regierung mittelst Vorschüssen aus dem Staatsvermögen den Gutsherrn befriedigt und den Bauer von sich statt von dem Adel abhängig zu machen sucht. Daß die Regierung dies versäumte, zeigt wie wenig sie sich um den Bauernstand Galiziens bekümmerte, denn dem Gutsherrn als Privatmann kann es nimmermehr zugemuthet werden, großmüthig auf bestehende Rechte zu verzichten, die einen Hauptbestandtheil seines Vermögens bilden, das nicht allein ihm, sondern auch seinen Kindern gehört; der Privatmann hat genug gethan, sobald er sich für eine gute Sache ausspricht und zur Ausführung derselben bereitwillig die Hand bietet, das Uebrige ist Sache der Staatsregierung.

Der Berichtiger in der Allg. Zeitung sucht weiterhin meinen

Digitized by Google

deutſchen Patiotismus und die Liebe zum Leben anzuregen, indem er darauf hindeutet, daß die Deutſchen von den Polen dem Tode geweiht geweſen ſeien und es dem Deutſchen nicht gleichgültig ſein könne, den deutſchen Einfluß in einem fremden Lande vernichtet zu ſehen. Darauf kann ich nur erwidern, daß die angebliche Lebensgefahr den Deutſchen in Galizien nicht als Deutſchen, ſondern nur in Folge des von der Regierung beobachteten Syſtems trifft, das den Polen alle auf dem letzten Landtage in Bezug auf Sprache und Nationalität geſtellten Bitten abzuſchlagen für gut fand; das Volksgefühl und der Nationalſtolz der Deutſchen, die man in gewiſſen Fällen, wo ſie dem gouvernementalen Intereſſe dienen ſollen, gern dulden möchte, ſonſt überall planmäßig niedergehalten werden, ſind nicht rege genug, um mit Erfolg angerufen zu werden. Wenn die Politik die deutſche Nation einmal als Nation behandelt, dann mag ſich dieſelbe auch auf den deutſchen Nationalgeiſt berufen. Schließlich erwähne ich nur noch, daß nach den den Deutſchen in den Tagen des franzöſiſchen Druckes gebotenen Lehren, denen die deutſchen Fürſten ihre gegenwärtige Exiſtenz verdanken, ein Volk, das ſich von Fremden beherrſchen läßt, ſelbſt wenn es an deren Ruhm und Civiliſation Theil nehmen kann, ein verächtliches Daſein führe und bei allem phyſiſchen Wohlſein am Ende doch nur eine Heerde, aber keine Nation ſei. Was aber bei den Deutſchen gilt, ſoll es nicht auch von den Polen gelten?

Der Correſpondent d. Grenzboten.

VI.
Notizen.

Ein ſeltener Ehemann. — Voltaire in Kinderſchuhen. — Deutſche Auswanderer.

— Der Selbſtmord aus hoffnungsloſer Liebe iſt eine ganz gewöhnliche Betiſe. Wenn Einer Eine nicht kriegen kann, wird ſie in ſeinen Augen immer ſchöner, ſeine Leidenſchaft immer heftiger, und es iſt nur natürlich, wenn er zuletzt ſeine Sehnſucht mit Blei und Pulver ſtillt. Wie groß aber muß die Liebe ſein, die ſogar nach der Heirath noch im Stande iſt, einen Mann zum Selbſtmord zu treiben! Einen Werther dieſer Art hat noch kein Poet erfunden, und die alten Wertherinnen ſind abgeſtanden, darum ſorgt die gütige Vorſehung, daß die Wirklichkeit der lahmen Phantaſie von Novellen und Romanſchreibern dann und wann zu Hilfe kommt. Eine neuliche Pariſer Begebenheit wäre ein intereſſanter Novellenſtoff. Ein Pärchen, das ſich aus Liebe geheirathet, kann bald nach der Hochzeit ſich nicht vertragen, und die Bemühungen der Verwandten, allerhand kindiſche Streitigkeiten zwiſchen ihnen beizulegen, ſind umſonſt. Die junge Frau will ſich ſcheiden laſſen, der junge Mann, der ſie leidenſchaftlich liebt, weigert ſich. Die Verwandten ſind ſämmtlich auf ſei-

Digitized by Google

ner Seite, aber die Eigensinnige setzt ihren Willen gerichtlich durch. Bei der letzten Verhandlung, wo das Ehescheidungsurtheil ausgesprochen wurde, bemerkte man, daß der junge Geschiedene unendlich traurig war. Früh hätte Niemand sich träumen lassen, daß er an Selbstmord dachte. Zwei Stunden später fand man ihn erschossen in seiner Wohnung. Das war gewiß keines von den blasirten Alltagskindern von Paris. Ein echter Roué hätte eine Fête gegeben, am Tage, wo er seine Frau los wurde; sich darüber zu erschießen, ist aber jedenfalls keine gemeine Dummheit, sondern eine poetische.

— Man kennt die Geschichte von jenem Hans in der Fremde, der aus Paris kam und voll Bewunderung erzählte, daß dort sogar die kleinen Kinder schon französisch sprechen. Seit dieser Zeit scheinen diese noch einen Schritt weiter in der Civilisation gemacht zu haben, mancher christlich-germanische Reisende könnte jetzt ausrufen: In Frankreich sind die kleinsten Kinder schon Voltairianer! Der Pfarrer Recoules ist dieser Tage von dem Zuchthausgericht in Bordeaux zu zehn Tage Gefängniß und fünfzig Franken Strafe verurtheilt, wegen diverser Ohrfeigen, die er einem kleinen Mädchen gegeben. Das Kind hat sich nämlich durchaus geweigert einer Procession sich anzuschließen, die eben Statt fand; offenbar hat dieses gottlose Geschöpf zu sehr in die schändliche Lektüre der Encyklopedisten, Spinozas und Feuerbachs sich vertieft und der gute Pfarrer wollte im heiligen Zorn, diese Teufel in Gesellschaft einiger Zähne ihm ausschlagen. Aber die Richter — wahrscheinlich selber Voltairianer — wollten die heilige Handlung nicht anerkennen! O Bordeaux, Sodom und Gomorrha! hätten wir deine süßen Weine nicht so nöthig, die Rache des Himmels würden wir auf Dich herabbeschwören.

— Während die österreichische Regierung dem allzugroßen Andrang schwäbischer Auswanderer nach Siebenbürgen Einhalt zu thun sucht, lesen wir in belgischen Blättern: „Seit dem Monate März muß man fast jeden Tag auf unserer Eisenbahn einen oder mehre Wagons den Wagenzügen anhängen, um die deutschen Auswanderer zu transportiren, die in außergewöhnlicher Zahl nach Antwerpen sich begeben." — Andererseits meldet die heutige Nummer des Journals des Debats, aus Havre: Noch niemals ist die Zahl der nach Amerika auswandernden Deutschen so groß gewesen, wie in diesem Augenblicke, die Fuhrleute haben nicht genug Wagen, um sie alle herbei zu führen und erst gestern hat das Dampfschiff „Rotterdam" 400 Auswanderer gebracht, die sich nach New-York begeben.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Ein Heidenverhör.

„Wie lebten doch die Heiden
So herrlich und so froh,
Das war ein Volk von Seiden."
Herwegh.

Die jungen preußiſchen Juriſten müſſen bekanntlich, wenn ſie auf der Univerſität genug frei geweſen und für die Freiheit nach Arndt'ſchen und Herwegh'ſchen Melodien geſchwärmt haben, unter Anderm auch, bevor ſie eine Staatsanſtellung erlangen können, im Inquiriren gehörige Fertigkeit erlangt haben. Zwar iſt es nicht nöthig, daß man, um Aſſeſſor zu werden, erſt zwanzig Leute denuncirt habe; aber inquiriren muß der preuß. Juriſt können; er muß durch Einſperren, durch Androhung von Prügeln, durch Entziehung der Lebensbedürfniſſe und andere moderne Torturen unſers geheimen Verfahrens, den Dieb, wie den Majeſtätsbeleidiger, den Straßenräuber, wie „den frechen unehrerbietigen Tadler" zum Geſtändniß zwingen können; ſonſt kann er nicht in den Ruhehafen des Staatsdienſtes einlaufen. Um die nöthige Fertigkeit zu erlangen, fungiren die Auscultatoren drei Monate als Protokollführer bei den Inquiſitoriaten; die Referendare ſind ſchon mit dem Vertrauen beehrt, ſelbſtſtändige Studien in der Ueberführungskunſt machen zu können.

Als ein ſolches protokollführendes Individuum arbeitete ich bei dem Inquiſitoriate zu *** und war dort Zeuge eines Verhörs, das mir jetzt noch intereſſant genug vorkommt, um veröffentlicht werden zu können. Zwei Zigeuner, ein alter Mann von etwa

70 Jahren, und ein junger Burſche waren eingefangen, weil ſie ſich über ihren ehrlichen Lebensunterhalt nicht ausweiſen konnten, und deshalb nach Allg. Preuß. Landrecht für Vagabonden angeſehen wurden. Zu dieſer Vagabondenqualität der Unglücklichen kam noch der Titel „Heide" hinzu, den das Volk dem Zigeuner gewöhnlich beilegt, weil er, obwohl dem Namen und den äußern Gebräuchen nach Chriſt, doch immer, der Annahme des Volkes nach, ſeinen heidniſchen Gottesanſichten treu bleibt. Heide und Vagabond! Kann es einen ſchrecklichern Menſchen in unſerm chriſtlich-germaniſchen und königlich-preußiſchen Staate geben, wo der privilegirte Reichthum und der noch privilegirtere Pietismus ſowohl für dieſe, wie für jene Welt die Zügel der Herrſchaft in Händen hat! —

Der Inquirent, Criminalrath S. war gerade das Gegentheil von einem „Heiden und Vagabonden." Als ein reicher Mann und Beſitzer eines Rittergutes, wie auch als Inhaber eines königlich-preuß. Rathspatentes war er von einem Vagabonden ſo weit entfernt, wie ein Königsmörder von einem Polizeidiener. Ferner hatte er ſo echt königl. preußiſche und miniſteriell-gläubige Geſinnungen über das Chriſtenthum und die Gnadenwahl, und ging jeden Sonntag mit ſo zerknirſchten Mienen zur Kirche, daß man ihn eher für einen bekehrten Philoſophen oder Demagogen hätte halten können, als für einen Heiden. Der lange, hagere Mann mit blaſſem, eingefallenem Geſichte, auf dem ein grinzendes Lächeln hin und wieder mit einem melancholiſch-heuchleriſchen Zuge wechſelte, hätte füglich für das Urbild des Tartüffe gelten können, wenn er nur noch etwas weniger mit Aufrichtigkeit und mehr mit Anſehen und Reichthum vom Himmel begnadigt worden wäre.

Das Verhör fing an; ich hatte meine Feder bereit, und ein ganzes Actenheft lag vor mir, um von den Sünden und Verbrechen der armen Zigeuner vollgeſchrieben zu werden. Die „Heiden" zitterten ſichtlich; ſie waren wohl ſchon mehr, als einmal, vor Gericht geweſen, und bange vor Prügeln. Das ſah man ſowohl in der kummervollen Miene und an der ſclaviſch-gebeugten Haltung des Alten, wie an dem furchtſamen Benehmen des Jüngern.

— Wo ſeid Ihr her? — fuhr der Inquirent die Beiden an.

— Aus dem Waldeck'ſchen, — erwiederte der Aeltere der beiden

Zigeuner, in einer aus dem jüdiſchen und dem Dialekte der Waldeck'ſchen Bauern gemiſchten Mundart. — Ich weiß aber nicht beſtimmt, ob wir dort geboren ſind, aber wir haben uns dort aufgehalten und unſere Leute wohnen dort.

— Iſt dieſer Burſche Euer Sohn?

— Ach, gnädigſter Herr, nehmen Sie es nicht übel, er iſt mein Sohn nicht. Ich bin nur ſein Ohm.

— Wer iſt denn der Vater des jungen Menſchen?

— Der iſt von den Förſtern des allergnädigſten Herrn Fürſten todtgeſchoſſen, weil er in den Wald gegangen iſt. Das wollte der Förſter nicht haben. Die Heiden dürfen nicht in den Wald gehen, die Bäume wachſen nur für die Chriſten, wie der Herr Pfarrer uns geſagt hat.

— Wilddieb! Holzfrevler, — murmelte der Criminalrath vor ſich hin.

— Wie heißt Ihr denn?

— Wir haben ſo eigentlich keine Namen, wie Andre, gnädiger Herr, — meinte der Zigeuner. — Aber die Leute ſagen zu mir: Spielheide, weil ich bei den Bauernhochzeiten öfters, wenn keine Muſikanten aus der Stadt da ſind, auf der Geige etwas aufſpiele, und zu jenem Burſchen dort ſagen ſie —

— Zu mir ſagen ſie, — unterbrach der Jüngere ſchnell den Andern, und ſeine Augen leuchteten, wie die einer Katze, — zu mir ſagen die Leute: Grellauge, und das kommt daher, weil ich Augen habe, die hell ſind und im Dunkeln leuchten, wie ein Stern.

— Unverſchämte! — kreiſchte der Inquirent. — Grellauge, Spielheide, ſind das Namen? wie kann man die in die Acten ſchreiben? Hört einmal, Ihr verrücktes Pack, wenn Ihr auf der Stelle nicht ſagt, wie Ihr heißt, ſo laſſe ich Euch krummſchließen und prügeln.

— Ach, — antwortete zitternd der Aeltere, — befehlen der gnädige Herr nur, wie wir heißen ſollen, wir wollen ja gern ſagen, daß wir ſo heißen. Aber wir wiſſen es ja nicht.

— Blödſinniges Volk! Wie alt ſeid Ihr?

— Ach, gnädigſter Herr, das ſehen Sie ja ſelbſt. Ich bin älter, wie der junge Burſch da, aber um wie viel, das weiß ich nicht. Doch ich habe ſchon manchen Winter gefroren; gewiß ſchon wohl ſiebenzig, es mag auch noch wohl mehr ſein, denn es iſt

ſchon lange her, daß mir die Füße vom vielen Gehen und Laufen müde werden, und das geſchieht nicht, wenn man jung iſt.

— Welcher Religion gehört Ihr an?

Die Beiden ſchwiegen.

— In welche Kirche geht Ihr?

— Ach, gnädiger Herr, in keine; wir haben kein Geld, das wir dem Herrn Pfarrer und dem Küſter geben könnten, wie die reichen Bauersleut' thun, und keine Aecker, wovon der Herr Pfarrer den Zehnten nehmen könnte. Wir dürfen freilich wohl in die Kirche gehen, aber man ſieht es doch nicht gern, und dann haben wir auch keinen Sonntagskittel.

— Seid Ihr Chriſten?

— Nein, aber katholiſch.

— Ha, ha, ha! — lachte der Criminalmann. — Das Heidenvolk will katholiſch ſein. Warum nicht lieber deutſch-katholiſch, oder lichtfreundlich? Darnach ſieht es mir gerade aus. Habt Ihr, — fuhr er mit dem Inquiriren fort, — habt Ihr Eurer Militairpflicht genügt?

Die beiden Zigeuner ſahen einander an.

— Seid Ihr Soldaten geweſen? — wiederholte der Inquirent.

— Ach bewahre, — antwortete der Jüngere. — Unſer gnädigſter Herr kann ſo arme Leute, wie wir ſind, nicht gebrauchen zum Soldaten. Die Herren Bauersſöhne, von den reichen Höfen, die dürfen die Uniform anziehen, wir nicht.

— Womit beſchäftigt Ihr Euch?

— Ach, gnädiger Herr, mit gar Vielerlei, mit Botenlaufen, Holzſägen, auch mit Arbeiten an der Chauſſee, aber — wir haben nicht oft Arbeit, die Leute wollen uns nicht im Hauſe haben, wir ſollen nur ſolche Arbeit thun, die draußen geſchieht, und da können wir im Winter nichts verdienen.

— Wovon lebt Ihr denn im Winter?

— Ja, dann müſſen wir frieren und hungern. Wir gehen dann zu den reichen Leuten hin, die ein Haus haben, und ſagen Gebete her, dann geben uns die Leute Brod und laſſen uns in den Scheunen ſchlafen.

— Gebete? — Des Inquirenten Auge leuchtete; er faltete die Hände und ſchaute zum Himmel. — Was das Volk doch wohl für

Digitized by

Gebete haben mag! Sie ſind doch nicht einmal Chriſten! Sagt Eure Gebete 'mal her, — fuhr er die Zigeuner an.

— Ach, gnädigſter, beſter Herr, — bat der Alte, — es ſind eigentlich keine Gebete, es ſind Reimereien, ſo ganz ſchnurrige Wörter, die wir den Leuten vorbeten. Der junge Burſch da kann ſolche Wörter, die ihm ſein Vater, ehe er ſtarb, vorgeſagt hat.

Der junge Zigeuner, aufgefordert ſeine Verſe zu recitiren, ſagte mit monotonem Vortrage und in einem fürchterlichen Jargon ungefähr folgende Strophen her:

Die Sonne, ſie ſchien des Morgens ſo roth,
Sie ſchien dem König drei Töchterlein todt.

Der König, der herrſchte im Morgenland,
Sein prächtiges Schloß lag am Meeresſtrand.

Die Wellen rauſchten, es wogte die Fluth,
Und drüber glänzte der Sonne Gluth.

Sie ſchien in die Fenſter des Palaſts hinein,
Da ſtarben dem König die Töchterlein.

Der Liebſte der Erſten, der fiel in der Schlacht,
Und das hat dem Mädchen den Tod gebracht.

Der Bräut'gam der Zweiten, ſie liebt ihn ſo ſehr,
Er ging zu 'ner Andern, weit über das Meer.

Die Dritte, ſie war ſo ſtill, ſo bleich,
Und doch war ihr Herz an Lieb' ſo reich.

Sie hätte ſo gerne geliebt und gefreit,
Doch achtete Niemand die blaſſe Maid.

Sie weinte bei Tag, ſie weinte bei Nacht,
Hat immer umſonſt auf den Liebſten gewacht.

Da ſchien die Sonne des Morgens ſo roth,
Sie küßte das bleiche Mädchen todt.

Der König, der König vom Morgenland,
Laut weint er des Abends am Meeresſtrand.

Spöttiſch lachte der gottesfürchtige Inquirent über ſolche Gebete. — Welche Gotteslästerung, ſolch' heidniſches, unſinniges Geſchwätz ein Gebet nennen zu wollen, — murmelte er vor ſich hin.

Der Alte, der dies Lachen für Wohlgefallen zu nehmen ſchien, holte aus ſeinem Gewand eiligſt ein ſorgfältig eingewickeltes Papier hervor. — Da ſind noch Gebete, — ſagte er; — ein Herr Student hat ſie mir neulich gegeben und mir gerathen, ſie auswendig zu lernen. Aber mein alter Kopf iſt ſchon zu ſchwach, und die ſchweren Dinge wollen nicht mehr hinein. Er bat ſich aus, auch ſeine Verſe herſagen zu dürfen. Herr S. wollte nichts weiter hören, aber auf meine Bitte ließ er mich dies Papier, das mir der Greis einhändigte, ableſen. Es enthielt folgende Strophen:

Seht ihr den Mann auf der Haide dort?
Der Wind ſpielt mit den Haaren,
Er rauſcht um ſeine Stirn ſo kalt,
Und pfeift um ſeinen Nacken.

Der Wind, er iſt gewiß ſehr reich,
Sonſt quält' er nicht ſo die Armen,
Der Froſt, ein Rächer muß er ſein,
Er wäre gewiß ſonſt barmherzig.

Warum iſt die Erde im Winter ſo hart?
Nicht ein Grab kann man ſich 'mal graben.
Wär' ich nicht ſo mager, es freuten ſich wohl
Auf meinen Leib ſchon die Raben.

Ich will ein Bischen bei Seite gehn. —
Man könnte dereinſt erſchrecken,
Sieht man 'ne Leiche platt auf dem Weg.
Das iſt kein lieblicher Anblick.

Dort iſt ein Kreuz, eine Bank von Stein,
Vorüber! da darfſt du nicht bleiben!
Du biſt ja ein Heide, im Himmel ſo arm,
So freudlos, wie hier auf dieſer Erde.

Die Chriſten, wie reich, wie froh ſind ſie hier
Und doch noch glücklicher droben. —
Der Heide — halt' ein — dort kommt ein Reiter,
Der ſchleppt dich fort in's Gefängniß.

Digitized by Google

Gottlob! Nun hat die Noth ein End',
Gefängniß! du Himmel des Armen,
Nur eine Woche Erquickung dort,
Und dann auf's Neue gehungert.

Ich bereute, daß ich dieſe Verſe zu hören verlangt hatte. Herr S. ſah eine Schmähung der königl. preuß. Religion und Gensd'armerie darin, er machte dem Verhör ein Ende, und ließ die Leute mit groben Worten in ihr Gefängniß zurückbringen, wol ſie auf halbe Koſt geſetzt wurden, damit ſie nicht aus der Gewohnheit des Hungerns herausgeriſſen würden. In der nächſten Criminalgerichtsſitzung machte er den Antrag, dies gottloſe Volk prügeln laſſen zu dürfen.

Nach einigen Tagen ſah ich die beiden Unglücklichen in Begleitung eines Gensd'armen und eines Polizeidieners forttransportirt werden. Sie wurden über die nächſte Grenze gebracht.

Ich folgte den Unglücklichen nach, um ihnen ein Almoſen zuzuſtellen und Muth und Troſt zuzureden. Es iſt doch merkwürdig, meinte der alte Zigeuner, daß man uns nirgends brauchen kann. Jetzt werden wir in's —ſche gebracht; dort von —ſchen Polizeidienern eingeſteckt, bis daß wir wieder in ein anderes Gebiet fortgeſchickt werden. Und ſo kommen wir von einem Gefängniß zum andern, von einem Gebiet zum andern, — und in Deutſchland ſind gar viele Länder, — und nirgends behält man uns, nirgends gibt man uns Arbeit. Und gar, wer ſchon ſo alt iſt, wie ich, den ſchikken ſie ſchnell wieder fort, denn ſie fürchten, er könne ſterben und die Gemeinde müſſe die Begräbnißkoſten bezahlen. Und dazu will der Pfarrer meiſt keinen Zigeuner mitbegraben helfen, weil er meint, wir wären Heiden; umſonſt thut er es nun einmal gar nicht.

Die Socialiſten ſollten doch zuerſt, dachte ich beim Rückweg bei mir ſelbſt, dahin wirken, daß die Todtengräber bei armen Leuten ihr Amt umſonſt verrichten.

Aus einem Pariſer Tagebuche. *)

II.

Motto: „Si l'on me répond, que la Société est tellement constituée, que chaque homme gagne à servir les autres, je répliquerai, que cela seroit fort bien, s'il ne gagnoit encore plus à leur nuire."

J. J. Rousseau.

Als ich in Paris ankam, hatte der Aktienſchwindel alle Welt ergriffen. Es war im Februar 1845. Die Verſteigerung der Eiſenbahnen, die Renten-Converſion, welche zum ſo und ſo vielten Male mit leicht zu prophezeihendem, ſchlimmem Erfolge in der Deputirten-Kammer vorgeſchlagen war, der Darü'ſche Vorſchlag in der Pairs-Kammer zur Beſchränkung des Aktienſchwindels beſchäftigten Alles, und füllten die Salons-Geſpräche, für welche Eugène Sue's „Ewiger Jude" gerade außer Mode gekommen war, mit Courſen und Börſenhändeln, die etwas ſpäter kaum von dem Intereſſe für Thiers' neues Werk über die Geſchichte des Conſulats abgelöſt werden konnten. Thiers' Glück dabei war, daß ſein Auftreten mit einer allgemeinen Baiſſe zuſammentraf. Aber

*) Vom Verfaſſer des „Syſtem des Völkerrechts." Frankf. Literariſche Anſtalt 1844.

Digitized by Google

im Februar und März war die Börse sehr übermüthig; mein Banquier, bei dem ich manchmal zu Tische war, hatte es gar kein Hehl, daß das „Système“ auf seinen Genossen beruhe, und sehr blühend sei, und warf dabei mit Zahlen um sich, die einen armen deutschen Privat-Docenten, der ohnedies in Paris täglich mehrere Zuhörer verzehrte, schwindeln machen konnten. — Zwei Monate später wurde der Uebermuth etwas gedämpft, und die Hand des Herrn lastete schwer auf ihnen, als es mit den ersten Einzahlungen in einigen südlichen Städten nicht recht gehen wollte. In Paris herrscht nur immer ein Interesse vor, und absorbirt alle anderen; man hatte schon geklagt, daß der Carneval diesmal still und traurig gewesen; nun, für uns Fremde war er betäubend genug! — Aber die politisirenden Gruppen in den Kaffeehäusern waren verschwunden; die Kammersitzungen waren verhältnißmäßig nicht sehr besucht. Und die Politik schien in allem Ernste abgestorben. — Die Börse herrschte. So viel ist gewiß, diese Regierung wird weder die Rente convertiren, noch das Aktien-Wesen beschränken. Louis Philipp stützt sich nicht blos auf die Geldmänner, als Pfeiler des Friedens à tout prix, er gehört selbst dazu. Er selbst speculirt, ich glaube: er beutet sein gutes Aussehen und seine Krankheiten à la hausse oder in der Contremine aus. Prinzen, Minister, Alles ist bei den Eisenbahnen betheiligt. Ein junger Mitarbeiter, der aus dem Bureau der „Democratie pacifique“ verschwunden war, fand sich an der Barre der Agents de Change wieder. Olin de Rodrigues, der Jude, der St.-Simon die brechenden Augen zugedrückt, (was nach Theodor Mundt's „Geschichte der Gesellschaft“ eine welthistorische Bedeutung haben sollte) und der St.-Simon's Ideen zuerst verbreitet hat, jetzt ist er Wechselmäkler. Ja, das Geld herrscht in Paris, wie Paris in Frankreich oder vielmehr wie Paris durch seinen Geist und die compacte Macht seiner öffentlichen Meinung in der ganzen Welt herrscht. Zwar meinte Börne im edelsten demokratischen Sinn, daß Paris der bloße Hut von Frankreich sei, den das Land eines heißen Tages abnehmen kann, richtiger aber, wenn gleich weniger tröstlich, nennt Heine Paris den Kopf von Frankreich. Und in diesem Kopfe vibrirt jede Muskel den edlen Metallen entgegen. Wie der Deutsche in seiner Einfalt nach Titeln und Aemtchen jagt,

bei denen er Hungers ſterben kann, ſo der Franzoſe nach Renten. Der kluge Pariſer weiß, daß Geld Freiheit bedeutet, daß es Genuß ohne Arbeit, Lohn ohne Mühe iſt, daß der Beſitz von keiner Gunſt oder Ungunſt mehr abhängig iſt. Und die tauſend Lebensgenüſſe, welche lockend, verführend, täglich in Paris unſere Augen verwirren, dieſe Genüſſe, von einigen Auserwählten in verſchwenderiſcher Haſt gierig verſchlungen, reizen, ſie betäuben ſo viele Andere, die in der weitläuftigen Hauptſtadt mit doppelten Mühen tauſendfacher Concurrenz, der Befriedigung gemeiner Bedürfniſſe nachjagen müſſen. Und das auf einem Boden, wo zuerſt für die Gleichheit aller Menſchen das heiligſte Blut in Strömen gefloſſen, in einer Stadt, wo jeder Pflaſterſtein durch erhebende Reminiscenzen zu individueller Freiheit auffordert! — Da iſt das Geld freilich nur Mittel, und das unterſcheidet die gierige Habſucht vom ſchmuzigen Geiz. Es wäre leicht, ein glänzendes Kapitel zu ſchreiben: Ueber Frankreichs Verfall! — Man möchte anfangen, wie Jugurtha zu Rom geſagt hat: „O käufliche Stadt, die verloren wäre, wenn ſich ein Käufer fände!“ — Dann könnte man alle die Muſter von Käuflichkeit der Weiber und Staatsbeamten aufzählen, daß Thiers-Börſenſpiel ihn durchaus nicht „unmöglich“ gemacht hat, daß die vornehmſten, wie die geringſten Weiber für ihre Hingebung entſprechende Opfer verlangen, ſo daß uneigennützige Liebe in Paris zu den hausväterlichen Provinzial-Traditionen gehört, und faſt ſogar von den Bühnen verſchwindet, um Ehebruchs- oder Ehe-Verſöhnungs-Scenen Platz zu machen. Ja wohl verfällt Frankreich, dieſes Frankreich, aber auf ſeinen Trümmern erſteht ein neues Frankreich, deſſen Keime unter den Ruinen gar deutlich ſprießen, deſſen Zähne ſchon durchbrechen! — Dauerhafte Inſtitutionen bewähren nicht immer die Lebenskraft eines Volks, im Gegentheile England zum Beiſpiel, das Volk des Staates κατ'ἐξοχήν, das politiſchſte Volk wird an ſeinen Inſtitutionen untergehen; es beſtimmt ſich nur noch, ob es daran verfaulen oder erſticken ſoll? — Allein die beſchleunigte Kriſis in Frankreich ſpricht gerade für die gute Conſtitution dieſes Volkes. An ſeine Uebel, die wir Alle noch durchmachen werden, knüpft ſich der Fortſchritt an. Das Aktienweſen entwickelt den Aſſociationstrieb und den ſocialiſtiſchen Gemeingeiſt. In die Lücken des Volkslebens, wo ſich

Digitized by Google

bei uns die mittelalterliche Gemeinde und die conſervative Corporationsfreiheit mit impertinentem Particularismus geſtellt hat, iſt der Socialismus eingedrungen. Auch die Aehnlichkeit hat Paris mit dem Rom der Kaiſerzeit, daß das Concubinat die förmliche Ehe ordentlich überwuchert. Zwar bieten die Beſitzer heirathsfähiger Töchter den Jünglingen heut zu Tage ſtärkere Prämien, als dazumal die Lex Papia Poppaea, und ihre Schweſtern, die C. L. Juliae. Aber, was hilft's viel? — Während mancher Mann die abſolut unauflösliche Ehe ſcheut, iſt das unauflösliche Concubinat in Paris vielfach zu einer Art von Ehrenpunkt geworden, gerade wie man ſolche Schulden, die nicht angeklagt werden können, für Ehrenſchulden erklärt. Und noch eine fernere Aehnlichkeit haben Paris und Rom, daß das gemeine Volk, wie dort dem Meſſias, ſo hier den Radical-Reformen ſich vertrauend zuwendet, während die Gebildeten und Feinen, das heißt zuletzt, die Beſitzenden, an keine Zukunft glauben und höhniſchlächelnd die Achſeln zucken: „Laßt nur die alten Götter, wir haben ja doch nie an ſie geglaubt! Mag der große Pan für das Volk lärmen, Jupiter weiter donnern, und das Volk gläubig gehorchen!" — Sogar der Deputirtenkammer, die bisher die Seele der öffentlichen Meinung in Frankreich geweſen, geht es nunmehr, wie den Univerſitäten in Deutſchland, die auch ihre Herrſchaft verlieren. In Beiden iſt keine wahre Vertretung der Capacitäten, kein wahrer Sieg des Genies; kleinliche Intrigue und Egoismus haben in Beiden den Ernſt des Gedankens verdrängt. — Sie haben ſich überlebt, und wo ein Körper fault, erblickt man leicht die Würmer! — Beide haben ein außerordentliches, ultramontanes Daſein und rücken den nationalen Bedürfniſſen nicht recht auf den Leib. Wir werden unſerer Gelehrſamkeit ebenſo wenig unſer Heil verdanken, als Frankreich ſeiner Politik! — Allerdings iſt es ein Zeichen des Fortſchritts, daß bei Beiden dem jungen Zeitgeiſt, der neueſten Weltanſchauung bedeutende Conceſſionen gemacht werden. Es iſt ein Zeichen des Fortſchritts, ſage ich, nämlich für dieſe Weltanſchauung, aber nicht für jene Inſtitute. So bringt die radicale Oppoſition in Ledru Rollin auf eine Enquête über die Lage der arbeitenden Klaſſen, während ſie bisher in der Wahlreform das einzige Arcanum erblickte; ſo miſchen ſich unſere Univerſitätsmänner, freilich mit Vor-,

Rück- und Umsicht, in die Zeit- und Tagesfragen. Aber, wie ungeschickt nehmen sich Beide dabei aus! — Die constitutionelle Kammer-Opposition steht in Paris dem Conservatismus und dem Königthum viel näher, als der socialen Partei. Ja, es gibt dort eigentlich nur noch zwei lebendige Parteien, die eine heißt: Geld, die andere heißt Zukunft. In jener fließt die dynastische Liebe zusammen mit den Emissairen des Hofes, auf der anderen Seite steht der Proletarier im Bunde mit dem Genie. —

Ich besuchte manchmal einen Gelehrten, der für die rechte Hand Odilon Barrot's gilt und demselben in national-ökonomischen und juristischen Fragen bedeutend dienen soll. Eines Tages wurde ich daselbst einem ehrwürdigen Graukopf vorgestellt, einem Manne von verblaßter Kleidung, aber dennoch sehr behaglichen Manieren. Es war Monsieur Vinçard, ein Gewerbsmann, der erst seit wenigen Jahren im eigenen Atelier Ellen und Maße verfertigt, der damals in seinen Mußestunden an der kurz darauf erschienenen „Geschichte der Arbeit" schrieb. Das Gespräch glich einer Unterhaltung. Vinçard gehört zu den Redacteurs der „Union", des Arbeiter-Journals, dessen Unternehmer demselben von ihrem täglichen Erwerb ansehnliche pecuniäre Opfer gebracht haben. Die Unterhaltung drehte sich um einige neue Maßregeln der Regierung, die neu eingeführten Livrets (Handwerksburschenbücher), und die Conseils des Prud'hommes. — Die Regierung hatte eingesehen, daß etwas geschehen müsse, aber das Ganze gemahnte mich, wie ein maskirter Rückschritt. Ordnung ohne Freiheit scheint leicht, ist aber in der That nicht denkbar. Und ist das Zufriedenheit, daß die Klagen der Bedrückten ungehört und spurlos verhallen? — Die Controlle der Livrets gibt die Untergebenen einer neu aufkommenden Art von Zunftzwang ihrer Brodherrn preis; die Conseils des Prud'hommes, wie Vinçard sagte: „C'est l'ignorance, qui s'adresse à l'egoisme pour des renseignements!" Die Streitigkeiten zwischen Meister und Gesellen werden hier von Collegien entschieden, an deren Wahl die Gesellen der verschiedenen Gewerke keinen Antheil nehmen, nur noch die Ouvriers patentés und die Chefs d'atelier, welche natürlich auf der Seite der Stärkeren stehen. — Als ich einmal den Sitzungen dieser sachverständigen Collegien im Justiz-Palaste beiwohnen wollte, fand ich, daß sie nicht öffentlich sind, mit Ausnah-

Digitized by Google

me der Donnerſtagsſitzungen, in welchen nur die Beſchlüſſe verleſen werden, die natürlich alsbald auch gedruckt erſcheinen. Es iſt auch ſonſt mit der Oeffentlichkeit in Paris eine eigene Sache, die Räume entſprechen dem Publicum nicht; z. B. in der Deputirtenkammer können, abgeſehen von den Einlaßkarten zu den abgeſperrten Galerien, nur dreißig Zuhörer Platz finden. Die wahre Oeffentlichkeit beruht alſo auf der Preſſe, auf dem Druck der Verhandlungen. Aber was nicht öffentlich verhandelt wird, kommt auch nicht in die Journale. — In Bezug auf alle ſolche Mißſtände ſchien der Mann der lovalen Oppoſition ganz einverſtanden mit dem ehrlichen Herrn Vinçard; er gab zu, daß die Regierung in ſolchen Fragen vielleicht gut geſinnt, jedenfalls aber übel berathen und von falſchen Gründen geängſtigt, und ſcheu gemacht ſei. Nach einigen Tagen war ich erſtaunt, denſelben Gelehrten unter vier Augen mit einem deutſchen Confrater in jure ganz anders reden zu hören, wobei er namentlich das hervorhob, daß die Regierung in den Conceſſionen an eine ſo gefährliche Partei gar nicht weiter gehen dürfe. Erinnert nicht dieſes Benehmen ſehr deutlich an die Declamationen des liberalen Frankreichs zu Gunſten Polens? — Ueberhaupt imponirt die franzöſiſche Kammer-Oppoſition ſehr wenig durch franzöſiſche Größe; Rotüriers, die ſeit geſtern ihr Glück an der Börſe gemacht, ſprechen heute gegen Aktien-Schwindel; man verwunderte ſich förmlich, daß bei der Frage: ob die Eiſenbahnen vom Staat oder von Compagnien gebaut werden ſollten, etwelche Deputirte von der Partei des National den unverſchämten Anerbietungen Rothſchild's Widerſtand geleiſtet haben. Die diplomatiſirende Oppoſition geſteht es, daß ſie den „kleinen" Thiers, von dem ſie doch ſchon mehrmals angeführt worden, nicht entbehren kann; immer vertheidigt ſie ihn, obzwar mit bittrer Miene, und ſchließt ſich nothgedrungen an ihn an. Einige wackere und unabhängige Männer, wie Arago, dem ſo viel Einfluß zu wünſchen wäre, als er moraliſche Ueberzeugungen beſitzt, und Lamartine, der ſo viel Tiefe des politiſchen Gedankens haben ſollte, als er glänzende Beredtſamkeit aufzuweiſen hat, ſind die geringe Minorität in dieſer Beziehung.

In dieſer Kammer kommen freilich die wichtigſten ſocialen Fragen niemals vor. Gibt es z. B. etwas Scheußlicheres, als

das französische Rekrutirungssystem, wo der Reiche sich sicher loskauft, und der Aermere gleichsam mit dem Satan um seine arme Seele Halme zieht?! Die reichen Leute schaffen das nicht ab. Gilt ja doch auch nach demselben französischen Rechte Armuth und Heimathlosigkeit für ein Vergehen (délit)! — Ferner: der Unterricht der Hochschulen ist in ganz Frankreich unentgeltlich, während der Volksunterricht schweres Geld kostet und dazu schlecht ist; freilich ist jener für die vermögenden, dieser für die Dürftigen. Freilich kosten die Universitätsprüfungen desto mehr, aber wem? Nur demjenigen, der einen Stand, ein Gewerbe ergreifen muß, nicht dem eleganten jungen Mann, qui fait son droit, um mehr Chancen zur Deputirtenwahl oder Pairs-Ernennung in sich zu vereinigen. — Und welche Rohheiten, welche Barbareien beherbergt noch heute das französische Strafrecht? — Noch gar oft sieht man den Pranger besetzt, der doch gewiß zu den unsinnigsten Strafarten gehört, da er jedem vernünftigen Zweck der Strafe direct entgegenwirkt; denn diese heillose Oeffentlichkeit der Strafe straft den Ehrlosen am wenigsten und erstickt in den Besserungsfähigen den letzten Keim der Ehre. — Freilich ist eine solche Ausstellung am Pillori ein sehr wohlfeiles Volksvergnügen, und das gilt hier viel! — Eine große Pöbelmasse, die wie jede schreiend: „Panem et Circenses" verlangt, wird leichter durch Circenses hinzuhalten sein, als sie durch Panem befriedigt werden kann. Zu den hauptsächlichsten Zerstreuungsmitteln des Pöbels gehört denn auch der Krieg in Afrika. Er führt nicht blos die ruinirten Lions und andere unreine Säfte der Gesellschaft ab, er beschäftigt auch die Phantasie mit nationaler Größe und hat gewiß schon manche Emeute vermieden. Denn politische Bewegungen gehen eben so sehr aus Thatendrang hervor, als aus Freiheitstrieb. Wie wird aber auch Algier ausgebeutet! Am 1. Mai, dem Namenstag des Königs, sieht das Volk die Schlacht von Isly auf den elyseischen Feldern unentgeltlich; es hört sie jeden Abend in gewissen Volkstheatern preisen; Kneipen und Hôtels heißen darnach.

Man begegnet der Schlacht am Isly oder der Beschießung von Tanger fast so oft, als dem überall hingestellten Bildniß des Königs. Die nationale Ruhmsucht stirbt freilich so rasch nicht aus; im Cirque bewunderte und beklatschte das Volk noch den ganzen

Digitized by Google

letzten Winter hindurch (in mehreren 100 Aufführungen), mit der ernſteſten Rührung „l'Empire“, das heißt: Napoleon's Heldenthaten, wie er mit circa ſieben Statiſten zu Pferde die ganze preußiſche Armee auseinander ſprengt, und verſchiedene, höchſt ergreifende Exempel eines wahrhaft bürgerlichen Edelſinns ablegt. Einen Arbeiter in ſchmuzigem Kittel ſah ich vor Freude weinen. — Freilich iſt dabei nicht zu vergeſſen, daß nur derjenige Theil der niedrigſten Volksklaſſen die Theater beſucht, welcher ſich ſatt zu eſſen pflegt Es heißt nicht blos: „Post nummos virtus!“ ſondern auch: „Post ventrem patria!“ — Oder überhaupt: Erſt muß der Körper befriedigt ſein, ehe der Geiſt und die Begeiſterung ihre Rechte geltend machen können. Im Allgemeinen ſucht Louis Philipp die Ruhmſucht durch die Prachtliebe zu verdrängen. Keine Regierung hat mehr gebaut, mehr malen und bildhauen laſſen. Aber der Geiſt der Schönheit gehorcht ihm nur, wo die Pracht dem Ruhme dient, wie bei den Triumphbogen der Barrière de l'Etoile, der wahrhaft gelungen iſt. Und dieſer Triumphbogen verherrlicht doch wahrlich Napoleon mehr als Louis Philipp I. — Aber dieſe kleinen Mittelchen der Herrſchaft laufen hinaus auf das Budget, die Civilliſte, die Dotationen, die geheimen Fonds; es iſt wahr, daß der kleine Bürger dieſes Regime hält, aber die Banquiers herrſchen darin. Der Epicier iſt ſelten reich genug zum Wähler, oder gar zum Wählbaren. Auch die „Gloire nationale“ ſitzt nicht in den Kammern und wird darin weder geſucht noch vertreten; dennoch, ehe das Budget des Kriegsminiſteriums debattirt wird, muß gewöhnlich erſt eine kleine Niederlage aus Algier gemeldet werden, damit die Geſetzgeber zu jedem Opfer bereit ſeien. So gerne vielleicht dieſes koſtſpielige Gouvernement ſeinen koſtſpieligen Ruhm in Algier wieder aufgäbe, wenn es dürfte, da bei dieſem Kriege, weder räumlich noch zeitlich, Ziel oder Grenze abzuſehen iſt, ſo weiß man doch recht gut, daß unter Afrika's glühender Sonne die Löwen großgezogen werden, denen dereinſt der Krieg am Rhein ein bloßes Kinderſpiel ſein wird. Zwar fand ein preußiſcher Lieutenant meiner Bekanntſchaft, der in Paris Auſtern, Straßen und Truppen ſtudirte, die zurückgekehrten Chaſſeurs d'Afrique höchſt ſchlecht einexercirt. Dieſe eingeteufelten Soldaten, die klettern wie die Katzen, hungern und durſten können, wie Kameele, und Tagemärſche machen, wie Drome-

Digitized by Google

dare, würden wahrſcheinlich von dem „größten preußiſchen Feldherrn der Jetztzeit“ wegen manchem aufgelaſſenen Uniformknopf ſchlecht beſtehen. Derſelbe junge Offizier vermißte bei den franzöſiſchen Truppen das trauliche „Du“, da jener ſichtbare Ausdruck der Subordination im preußiſchen Heere Wunder wirken ſoll. — Hingegen ſind die Franzoſen zum Theil geborne Soldaten, und die Unfreiwilligen ſchlagen ſich faſt gerade ſo gut, wie die Freiwilligen, wiewohl das unbedingt gleiche Avancement („daß jeder Rekrut den Marſchallsſtab mit ſich im Torniſter trage“) in dieſen halben Friedenszeiten auch nur cum grano salis zu verſtehen iſt. Die Herrſchaft der Capacitäten findet überall ihre Hinderniſſe, wo ſie nicht von oben ausgeht! —

Bei dem gegenwärtigen franzöſiſchen Rekrutirungsſyſteme und der ganzen Richtung der Geiſter, verſteht es ſich von ſelbſt, daß nicht Alles begeiſtert der Trommel und Trompete nachläuft. Mein Nachbar, der auf einen Theil des Quartiers bedeutenden Einfluß ausübt, hat vernünftige und humane Anſichten hierüber. Er gehört wirklich mit vielen Genoſſen ſeines niedern Standes zu denen einer humanitären Schule. Er fand das als eine kurioſe und etwas aufdringliche Art zu civiliſiren in Algier, er meinte, daß in Frankreich ſelbſt, namentlich im Süden, noch genug zu civiliſiren ſei und auf billigere, erſprießlichere und verdienſtvollere Weiſe. Die Razzia's fand er wenig verſchieden von den ſchädlichſten Speculationen der Börſenmänner, und überhaupt glaubte er, Frankreich habe in Algier weder mehr Recht, noch befolge es eine menſchlichere Politik, als Rußland gegen die Bergvölker des Kaukaſus, die Tſcherkeſſen und Tſchetſchenzen. —

Digitized by Google

Ein toller Dichter.

Duſchnik iſt ein kleines, waldumſäumtes Dorf im ſüdlichen Böhmen, das fernab liegt von allem Weltverkehr. Dort verlebte ich träumend meine Knabenjahre; unbekannt mit dem Werth oder Unwerth der Figuren und der kleinen Ereigniſſe, die die ſtille Dorfwelt in Bewegung ſetzten, und die wohl werth wären, daß man ſie aufzeichnete. Dazu rechne ich auch folgende etwas phantaſtiſche und mir nie enträthſelte Erſcheinung, die ſich meiner Phantaſie lebhaft eingeprägt und die ich mit gewiſſenhafteſter Wahrhaftigkeit hier erzählen will.

In ſtillen Dörfern kommen überhaupt oft Erſcheinungen vor und gehen unbeachtet und bald vergeſſen vorüber, die in großen Städten Aufſehen und Epoche machen würden. Da gibt es keine Polizei, die ihnen nachſpürt, keine Zeitungsſchreiber, die über das Phänomen in alle Welt berichten, keine Dichter, die es in ihren Schöpfungen verewigen. Wer kann mir ſagen, wem der goldbeſchlagene Wagen gehörte, der einſt durch unſer weltvergeſſenes Dorf, von fünf kleinen rabenſchwarzen Pferden gezogen, wie ein flüchtiges Mährchen vorüberbrauſte? Ein eisgrauer Mann, mit langen Locken, im weißen Mantel mit goldenem Gürtel, ſaß darin; bewaffnete Männer und eine reitende Frau, alle in der ſonderbarſten Tracht, umgaben ihn; Gold und edle Steine waren über ſie ausgegoſſen. In fünf Minuten waren Alle, als ob ſie der Boden verſchlungen hätte, in die Schlucht vor dem Dorfe verſchwunden und die Bauern ſagten: Es war der Berggeiſt des nahen Bergwerkes. Nach Jahren fiel uns ein, es könne ein flüchtiger Polenheld geweſen ſein; aber es war vor der Polenrevolution. Wer kann mir ſagen, wer die beiden Männer waren, die einſt ſchweigend, ernſt und blaß, auf herrlichen Pferden durch das Dorf in

Digitized by Google

den nahen Wald ritten, aus dem man bald einen Piſtolenſchuß hörte und wo man am andern Tage eine ſtumme Leiche fand? — Aber nicht an dieſe dachte ich, da ich von den räthſelhaften Erſcheinungen auf den Dörfern zu ſprechen anfing, ich dachte an einen Mann, der in einer Stadt als Hoffmannſche Figur Aufſehen gemacht hätte und deſſen Andenken gewiß von hundert Federn feſt gehalten worden wäre.

An einem ſchönen Sommermorgen — es mögen jetzt ungefähr ſechszehn Jahre ſein — ging plötzlich ein Mann durch unſer Dorf, den die Hunde doppelt wild anbellten und vor dem die Kinder ſchreiend und erſchrocken auseinanderliefen, um ſich im Schooße der Mutter zu verbergen. Selbſt die Erwachſenen wichen ihm ſcheu aus, und wußten nicht, ob ſie ein lächelndes oder ernſtes Geſicht machen ſollten. Der fremde Mann kümmerte ſich um alles das nicht, ging ſtolz und ſchweigend umher und ſetzte oder lagerte ſich, wo es ihm einfiel. Mehrere Tage vergingen; der Mann blieb, ohne daß Jemand ſagen konnte, wo er übernachtete oder zu Tiſche war. Das Dorf und ſeine Bewohner ſchienen ihm zu gefallen und Manchem hatte er ſich ſchon genähert und ihn freundlich angeſprochen. Die Hunde bellten ihn nicht mehr an und die Kinder liefen nicht mehr fort von ihm; im Gegentheile ſah man ihn oft, wie den Rattenfänger von Hameln, an der Spitze einer ganzen Kinderſchaar, die er durch hunderterlei Späße unterhielt. Die Kinder waren es auch, die ihn in die Häuſer und unter die Menſchen einführten; denn wenn ſie Abends nach Hauſe kamen, konnten ſie nicht genug von dem tollen Herrn Richter und von ſeinen ſchönen Geſchichten erzählen. Unter dieſen Geſchichten waren auch neben den phantaſtiſchen Mährchen die Großthaten der Griechen und Römer, wohl auch die Kriege Napoleon's. Wieder nach wenigen Tagen war der tolle Herr Richter von Alt und Jung gleich gut gekannt und die Gebildeten ſtaunten über ſein reiches Wiſſen, über ſeine edlen Manieren und über die herrliche Männergeſtalt, die ſich hinter dem ſonderbarſten, man kann ſagen, wahnſinnigſten Aufzuge verſteckte. Seine Kleider waren vom beſten, feinſten Stoffe, aber überall gewaltſam durchlöchert; allein die Löcher waren mit Graſe verſtopft, an dem noch die Erde hing. Ebenſo war ſein Hut zugerichtet, aus deſſen Löchern hohe Gräſer wie Federbüſche wehten. Die Füße

Digitized by Google

waren ganz nackt, aber zwiſchen den Zehen eingeklemmt hielt er eine Maſſe kleiner Steine; unter beiden Armen trug er ſtets eine Anzahl von zehn bis fünfzehn friſchgeſchnittener Stäbe. In dieſem phantaſtiſchen Aufzuge ging er ſtolz einher, behandelte Jeden, der ſich ihm mit Protectionsmiene nahte, mit Verachtung, aber jeden Wohlwollenden mit Freundlichkeit und dem edelſten Anſtande. Man war natürlich bald einig darüber, daß man es mit einem Wahnſinnigen, aber mit einem Wahnſinnigen edlerer Art zu thun hätte, und aus manchem Worte, das er fallen ließ, konnte man erkennen, daß ihn ungewöhnliche, traurige Schickſale dahin brachten, wo er war. Doch konnte man nie eine ausführliche, zuſammenhängende Geſchichte ſeines frühern Lebens erfahren. Er nannte ſich Richter und auf die Frage nach ſeinem Stande antwortete er mit Stolz: Ich bin Richter, der Dichter! — Wirklich ſah man ihn auch ſehr oft im Schatten eines Baumes oder Hauſes, oder auch in mittäglicher Sonnenhitze mitten auf freier Wieſe liegen und ſtundenlang mit Bleiſtift Verſe ſchreiben. Sehr oft citirte er mitten im Geſpräche ſeine eigenen Verſe, in denen die klarſten, ſchönſten Gedanken mit den confuſeſten auf Schwindel erregende Weiſe wechſelten. Hatte er einmal ſeine Verſe niedergeſchrieben, ſo war er auch ſehr freigebig damit und theilte ſie auf kleinen Blättchen an Jeden aus, der ihn freundlich darum anging. Noch lange, nachdem er wieder aus unſerem Dorfe verſchwunden war, circulirten ſie in Abſchriften, von denen ich einige bewahrt und hier bei Gelegenheit mittheilen will. An einem Sonntage, da wir eben bei Tiſche ſaßen, ſahen wir durch's offene Fenſter den „tollen Richter," der unfern von unſerem Hauſe im Graſe lag und ſchrieb. Die Mutter häufte auf einem Teller Fleiſch und Gemüſe auf und ſchickte es ihm mit einem Glaſe Wein hinaus. Nach einer kleinen halben Stunde kam der Teller völlig leer zurück; nur ein Blatt Papier lag darauf mit folgenden Ghaſelen beſchrieben:

Ihr habt geſtärkt mit Trank und Speiſe mich,
Dankbar zeig' ich auf meine Weiſe mich.
Mein hoher Vers, mein edles Bettellied
Erhalt' als Freund in eurem Kreiſe mich.
Ich bin verirrt, wie ein gejagter Hirſch,
Der Menſchen Huld bringt in's Geleiſe mich.

Digitized by Google

Ihr habt gestärkt einen alten Mann,
Denn Elend machte früh zum Greise mich.
Mit einem Pilger brachet ihr das Brod,
Denn Liebe schickte auf die Reise mich.
Seh' ich von edlen Menschen mich geehrt,
So schätz' ich selbst zu höh'rem Preise mich.

Gewiß wird Niemand aus diesen Versen einen Wahnsinnigen erkennen, außer daß der hohe Styl, in dem er für ein kleines Mittagsmahl dankt, etwas bizarr erscheint. Eben so konnte man sich mit ihm stundenlang über die wichtigsten und bedeutendsten Gegenstände über Poesie, Wissenschaft, Erziehung u. dgl. unterhalten, ohne daß man es merkte, man habe es mit Einem zu thun, der „aus dem Geleise kam," wenn einen nicht ein plötzliches, unheimliches Lachen mitten im ernstesten Gespräch, oder irgend ein dem Gegenstande ganz und gar fremder und ferner Gedanke, den er mit einem Male dareinwarf, daran erinnerte. Der „alte Mann", von dem er in den Versen spricht, ist nicht so wörtlich zu nehmen. Der tolle Dichter hatte gewiß noch nicht fünf und dreißig Jahre. Sein wunderschönes schwarzes Auge glühte im jugendlichsten Feuer; sein blasses Gesicht war zwar sehr durchfurcht, aber man sah ihm an, daß er früh gealtert war, und man konnte es nicht ohne Wehmuth betrachten, denn in seinem Ausdrucke lag etwas, was sagte: Ein edler Geist ging hier verloren! Seine Haltung hatte etwas Imponirendes und war ganz die eines jungen kräftigen Mannes, und hätte er es uns auch nicht gesagt, man hätte daraus errathen können, daß er einst Militär und zwar Offizier war. Alles, was man aus seinen rhapsodischen Reden entnehmen konnte, war, daß er einstens gedient, daß er mit sehr bedeutenden, mächtigen Personen zusammengekommen, daß er viel gelitten, und daß er noch vor Kurzem in einem düsteren Kerker gesessen. Ob es wirklich ein Gefängniß gewesen, von dem er oft und bald mit Abscheu, bald mit Lachen gesprochen, oder ob nur die Zelle eines Irrenhauses, das konnte man nie erfahren. Jedenfalls hatte er ein ereignißreiches und trauriges Leben hinter sich. Nur ein einziges Mal erzählte er zusammenhängend, wie er einst vor sehr hohen Personen auf einem Dilettantentheater gespielt und wie er sich eben durch die Gegenwart dieser hohen Personen hin-

Digitized by Google

reißen ließ, anſtatt einen Monolog zu ſprechen, eine politiſche Satyre zu improviſiren. Die Folge davon war, ſetzte er lachend hinzu, daß er auf mehrere Monate eingeſperrt wurde. Doch ſcheint dieſe Gefangenſchaft nicht jene geweſen zu ſein, von der er ſtets wüthend oder mit wahnſinniger Luſtigkeit erzählte. Von der Gefangenſchaft wegen der politiſchen Satyre ſprach er ſtets mit Heiterkeit. Doch konnte man nie den Namen des Ortes, oder die genaue Beſtimmung eines Zeitpunktes von ihm erfahren; Zeit und Raum waren in ſeinem Geiſte wie durcheinander geworfen. — Von jener ſatyriſchen Improviſation pflegte er Bruchſtücke zu citiren, die den gebildeten, aber friedlichen Bewohnern unſeres Dorfes ein Gräuel waren. Leider habe ich mir nur wenig davon gemerkt, nur ſo viel erinnere ich mich, daß ſie Napoleon pries und gegen die heilige Allianz und ihre Agenten gerichtet war. Beſonders Rußland kam ſehr ſchlecht weg dabei.

Unſer Hauslehrer, ein ziemlich gebildeter, herzensguter, aber in ſeinen humaniſtiſchen Beſtrebungen oft komiſcher und bizarrer Mann, machte es ſich zum Zwecke und gab ſich alle erdenkliche Mühe, den tollen Dichter zu heilen, worauf er ihm eine vacante Lehrerſtelle in der Gegend verſchaffen wollte. Komiſcher Gedanke! denn wenn Richter ſeine tollen Ideen hätte fahren laſſen, er hätte wohl zu etwas Beſſerem getaugt, als zu einem Schulmeiſter. Aber ſehr intereſſant blieben trotzdem die Disputationen, welche unſer Lehrer mit Herrn Richter oft ſtundenlang unterhielt, um ihn von der Abſurdität ſo mancher ſeiner Gedanken zu überzeugen. Vergebliche Mühe! Richter vertheidigte alle ſeine Tollheiten mit ſolchem Scharfſinn, mit ſo ſchneidender Dialektik und einem ſolchen Aufwand von Wiſſen — daß ſich der gute Humaniſt oft nach ſtundenlanger Anſtrengung für beſiegt erklären mußte. Wie hätte Richter ſeine fixen Ideen fahren laſſen ſollen, die doch mit ſeiner Seele ſchon auf's Innigſte verwachſen waren, da man ihn nicht einmal bewegen konnte, die Steine aus den Zehen, die vielen Stäbe, die er immer mit ſich trug, und das Gras aus ſeinen Kleidern wegzuwerfen. Er behauptete, durch dieſe Mittel in einem ewigen Zuſammenhange mit der Natur zu bleiben und durch ſie die Einwirkungen der telluriſchen Kräfte lebhafter zu fühlen.

Wie freuten wir uns, als wir ihn einſt aus der nahen Stadt

Digitized by Google

im schönsten, geordnetsten Anzuge, mit Stiefeln an den Füßen, zurückkehren sahen. Schon glaubten wir, das sei der erste Schritt zur Genesung; aber es war nicht sein Wille, daß er so ordentlich einherging. Ein Kaufmann in der Stadt hatte ihn in's Zimmer gelockt und ihn da von seinen Dienern mit Gewalt in ordentliche Kleider stecken lassen. Die Eile, mit der er in's Dorf zurückkam, war eigentlich nur eine Flucht vor der angethanen Gewalt. Kaum daselbst angelangt, warf er die Stiefel weit weg von sich und begann, seine Füße wieder mit Steinen zu belasten. Dann riß er gewaltsam an hundert Löcher in die Kleidung und verstopfte sie mit Gras und Erde. Eben so verfuhr er mit dem ganz neuen Hut. Mit fürchterlichem Zorn wies er alle Vorstellungen von sich, die ihm die Umstehenden machten. Sodann lief er zu den nächsten Bäumen am Bache und schnitt sich an fünfzehn Stäbe ab, mit denen er sich bewaffnete.

Solche Vorkommnisse schreckten unsern Lehrer nicht ab, sein Bekehrungswerk fortzusetzen und nach wie vor disputirte er mit dem tollen Dichter und nahm ihn oft mit sich auf die Wanderungen, die er mit uns Kindern in die Umgegend machte. Wir sahen es jedes Mal gerne, wenn Herr Richter, den wir Alle liebten, mit uns ging, denn wir lernten Manches von ihm. Er war es, der uns zuerst von den gewandten Schleuderern auf den Balearischen Inseln erzählte und uns Schleudern machte, die er uns zu gebrauchen lehrte. Einmal, da wir aus dem Lehrzimmer heraustraten, sahen wir auf unserem Hofe eine gewaltige Maschine aus Balken und Stricken zusammengesetzt und Herr Richter erklärte uns, daß dies der Aries, eine Belagerungsmaschine der Römer sei. Solcher Dinge lehrte er uns hunderte, und es schien, daß er sich mit uns Kindern lieber unterhielt, als mit unserm Lehrer, gegen den er sich nur immer zu vertheidigen hatte. Oft brach er das Gespräch plötzlich und mürrisch ab und versprach in einem Gedichte zu antworten. Er hielt immer Wort, indem er oft schon nach einer Stunde einen beschriebenen Zettel in das Zimmer des Lehrers schleuderte. Es waren meist fürchterliche Dinge darauf geschrieben — wirr, toll, graß, zusammenhanglos. Ich merkte mir nur einige Verse aus einem Gedichte, das den Selbstmord vertheidigen sollte. Man urtheile selbst:

Vor Freuden knarrt die alte Eiche,
Wenn sie erfaßt der Sturm der Erde;
Ihr Schatten zeigt ihr, wie als Leiche
Sie einstens ruhig schlummern werde.

Ein Jauchzen ist das Todesächzen
Im Feld der Schlacht und auf dem Bette —
Und Durst nach Ruhe ist ihr Lechzen,
Um die die Pest warf ihre Kette.

Und stille, verscharrte, erloschene Sterne,
Grünende Hügel, trockene Meere,
Alle starben und starben gerne,
Ob sie die Natur noch einmal gebäre.

Bis hierher erinnete ich mich an das Gedicht; von da an geht es in Metrum und Gedanken so fürchterlich wahnsinnig durcheinander, daß ein Mensch von nur etwas geordnetem Sinn es unmöglich behalten kann. Andere Gedichte, ebenfalls meist Antworten auf die Fragen meines Lehrers, waren mir, dem Kinde, noch schwerer zu behalten, da sie nicht nur verwirrt in Gedanken, auch noch in klassischen Odenversmaßen abgefaßt waren. Nur so viel weiß ich, daß oft mitten aus dem mächtigen Chaos wahrhaft geniale Gedankenblitze zuckten und die herrlichsten Bilder auftauchten. — In einer Ode, die das Resultat eines politischen Gespräches war, sprach er

Von Völkerhekatomben, die gefallen
Ewig erlechzenden Tyranneien

und weiter von einem achten Schöpfungstage, der noch hätte kommen sollen, um das Glück zu schaffen für alle Geschöpfe der sieben Tage. Aber es blieb aus, da der Mensch, kaum geschaffen, dem Schöpfer hemmend die Hand hielt und sich des Glückes unwürdig zeigte. Dann setzte er hinzu: der Mensch wäre auch nicht glücklich im Glücke, da nur das Unglück Anderer sein Glück mache! —

Indessen war der tolle Dichter im Laufe des Sommers in unserem Dorfe heimisch geworden; Alles kannte ihn, Jeder war gut gegen ihn und wußte, wie er zu behandeln sei. Er setzte sich zu Tische, wo es ihm beliebte, er übernachtete bald da, bald dort und

Digitized by Google

war wie ein Glied von zwanzig Familien. Nur manchmal hatte er ſchlimme Tage, an denen es nicht gerathen war ihm nahe zu kommen; da war er ſchweigſam und mürriſch, und jeder Anreder wurde durch einen fürchterlichen Wuthausbruch zurückgewieſen. An ſolchen Tagen hielt man die Kinder zurück, daß ſie nicht mit ihm umgingen, man ſtellte ihm das Eſſen hinaus in's Freie und wich ihm auf zwanzig Schritte aus. Nur ein Tagelöhner hatte einmal die Unvorſichtigkeit, ſich in dieſem Zuſtande über ihn luſtig zu machen; wie ein zorniger Tiger ſtürzte Richter über ihn her und würgte ihn ſo fürchterlich, daß es zehn bis zwölf herbeigeſtürzten Bauern nur mit Mühe gelang, ihn von ſeinem Opfer loszureißen. — Zu ſolchen Zeiten konnte man übrigens das Schauſpiel haben, daß vor fünf oder ſechs Häuſern zugleich beladene Schüſſeln draußen ſtanden, die alle für den tollen Dichter bereit waren. Aber oft ging er vor allen vorüber, ohne ſie nur zu berühren.

Mit einem Male war Herr Richter aus unſerem Dorfe verſchwunden und man hörte lange nichts von ihm. Man hatte ſich ſo an ihn gewöhnt, daß er uns auf allen Seiten fehlte. Erſt nach vielen Wochen erzählte ein Handelsmann, der vom Pilſner Markte zurückkam, er habe Herrn Richter auf der Pilſner Brücke ſtehen geſehen, wie er eben ganz traurig an dies Geländer gelehnt in das Waſſer der Mies niederblickte. Er war noch ganz ſo phantaſtiſch aufgeputzt wie in unſerem Dorfe. Der Handelsmann hatte ſich ihm genaht und ihn freundlich angeſprochen; aber Herr Richter mochte eben ſeinen böſen Tag gehabt haben, denn er wies ihn erzürnt zurück.

Seit damals hörte man nie wieder von dem uns lieb gewordenen tollen Dichter, und alle Nachforſchungen nach ihm waren vergebens; aber ſein Andenken hat ſich in unſerem ſtillen Dorfe, wo nicht ein Ereigniß das andere verdrängt, bis auf den heutigen Tag erhalten, und man nennt jetzt Jeden, der Verſe macht, einen tollen Dichter. Vielleicht findet ſich Jemand, der zur Löſung dieſes Räthſels, das noch manches dunkle Geheimniß zu umſchließen ſcheint, etwas beitragen kann.

G.

Digitized by Google

Tagebuch.

Neueste Erzählungsliteratur.

I.

Louise von Gall.

Fast scheint es, als sei es neuerdings die Aufgabe der literarischen Frauen geworden, den jährlichen Neubeginn der Erzählungsliteratur einzuleiten. So kam vorm Jahr, mitten in eben so bücherleerer Periode, „Anna" von Adele Schopenhauer und dicht hinter dieser kamen Ida Hahn-Hahn und Ida von Düringsfeld. In weißem Atlaspapier, verziert mit schweren blau, roth und goldenen Arabesken, die Titel im unecht gothischen Style des Renaissancegeschmackes, prangten ihre Bücher. Man hätte glauben mögen, der königl. preuß. Hofbuchhändler Duncker habe für seine Schriftenheere eine Uniform erfunden, oder er habe durch diese Art der Brochirung darauf hindeuten wollen, wie jene beiden Bücher recht eigentlich nur Eigenthum, weil vollblütige Kinder, der Gesellschaft seien. Neben diesen prächtigen Toiletten der Dunckerschen Damennovellistik nehmen sich die Frauennovellen von Louise v. G... (Gall), welche dieser Tage die Roman- und Novellensaison eingeläutet haben, sehr einfach aus, und dennoch denkt man unwillkürlich daran, wie in strahlend geputzter Salons-Gesellschaft jene stillen Frauen im einfach grauseidenen Ueberwurfe oft ein weit höheres Interesse einflößen, als manche Andere in flatternden Gewändern, mit blau und rothem Ausputz und mancherlei goldenen Schmucksachen. Gräfin Hahn-Hahn, trotz ihrer Mängel und Schroffheiten, ja selbst um dieser willen, wie Ida von Düringsfeld sind allerdings literarische Erscheinungen von Interesse und Reiz. Aber dieser Reiz ist der Lesewelt nicht mehr neu und sie stellt hier höhere Anforderungen, weil ihr entschiedene Geltungsansprüche entgegengebracht worden. Louise von G. ist dagegen den weitern Kreisen des Publicums eine völlig neue Persönlichkeit und selbst der literarischen Welt nur aus einzelnen flüchtigen Begegnungen bekannt. Es mögen ungefähr sechs Jahre her

ſein, als die Erzählung „Maske", welche die zweite des andern Bandes der Frauennovellen geworden, obſchon anonym im Morgenblatt abgedruckt, den Namen Louiſe von Gall in den literariſchen Kreiſen genannt machte. Man erkannte formengewandtes Talent, ein Talent der feinen Beobachtung und glücklicher Situationsgruppirung. Allerdings erkannte man wohl auch noch mannichfache Anſchlüſſe an damals modiſche Vorbilder, einen Drang nach auf die Spitze getriebenen Verhältniſſen, ein flackerndes Gedankenſpringen, daneben auch wieder jene den Erzählungslauf hemmende Perlenſtickerei; was ſich ſpäter jedoch glücklicher ausgebildet hat. Daher erſcheint nunmehr auch die „Maske" unter den größern Productionen der Frauennovellen noch am eigentlichſten als Studienarbeit, als ein erſter Verſuch. Sie hat noch eine Menge unnöthiger Zuthaten an Menſchen und Geſprächen, ja, ſo ſeltſam es klingen mag, an Gedanken. Denn auch der Gedankenkreis muß ſich durch die Organiſation des Kunſtwerkes ſcharf begrenzen, auch er kann das Intereſſe ſpalten und die Compactheit des Ganzen bedrohen. Die Aufgabe der Erzählung kommt darin mit der des Drama vollkommen überein, daß weder verkörperte Ideen, Menſchen, noch Gedanken auftreten dürfen, welche keinen organiſchen Bezug zum Ganzen haben. Und die Forderung nach Erfüllung dieſer Aufgabe läßt ſich bei der kürzern Erzählung noch mit größerer Strenge feſthalten, als beim eigentlichen Roman. Die „Maske" trägt zugleich einen Irrthum ziemlich offen an der Stirn, welcher auch in den andern „Frauennovellen" noch mitunter bemerklich iſt: ich meine den, daß Louiſe von Gall die Frauen als eigentliche Trägerinnen des Geſchichtsganges hinzuſtellen glaubt, während doch der Mann in Wahrheit als deren Grundelement auftritt. Fehler wäre dieſe Eigenthümkeit in Rückſicht auf den Geſammttitel der gegebenen Erſchaffungen zu nennen, wenn mit dieſem wirklich angedeutet werden ſollte, daß Frauen die bewegenden Kräfte der Frauennovellen ſeien. Soll uns jedoch dieſer Titel nur Novellen verkünden, wie ſie aus weiblicher Auffaſſung der Lebensläufe hervorgingen, ſo konnte allerdings kaum ein beſſerer gewählt werden. Es liegt auch eine feine und ſcharfe Kenntniß des wahren Verhältniſſes der weiblichen Natur zur Männerwelt offenbar vor, wenn uns gezeigt wird, wie der weibliche Charakter im Gegenüber zur Mannesnatur immer an dieſer erſt ſich zur feſten Geſtalt entwickelt, während er aus ſich ſelbſt zu dieſer Gewalt zu kommen vermeinte. Dabei durchweht ein wohlthuend frauenhafter Geiſt die hier gegebenen Darſtellungen ſolcher Verwickelungen und Löſungen. Und weil dieſer Geiſt echt weiblichen Geſchlechtes, fühlen wir nirgends jene Schroffheit des Unzufriedenheitsgefühls mit der heutigen Stellung der weiblichen zur männlichen Welt, wie es in den Schriften mancher anderen modernen Schriftſtellerinnen ſich häufig bis zur unſchönen Bitterkeit ſteigert, oder in eine phraſenhafte Verketzerung der

Digitized by Google

ganzen Mannesnatur verflacht. Nichts ist von jener prätentiösen Berufung auf die „organische Emancipation" der Frauen zu spüren. Louise von G. erzählt als Frau und will nur Geltung als frauenhafte Erzählerin. Darum liegen auch ihren Novellen die auf eine weitere Menschenwelt, als jene der Personen ihrer Gesellschaft, ausschreitenden Interessen ziemlich fern, und in diesem glücklichen Verständniß ihrer dichterischen Aufgabe erreichte Louise von G. von vornherein den Anschein einer organischen Geschlossenheit ihrer Novellen, welche sonst häufig nur ein Ergebniß sehr ernster technischer Studien ist. Damit soll nun allerdings nicht gesagt sein, daß sie vollkommen Meisterin in dieser schwersten Aufgabe des Erzählers ist. Der technische Fehler der „Frauennovellen" beruht mehr darin, daß die künstlerische Steigerung in den Ver- und Entwickelungen nicht genugsam beobachtet ist; dadurch wird die Erzählerin von Zeit zu Zeit genöthigt, inmitten der laufenden Begebenheiten neue, vorher unbeachtete aufzunehmen, diese dem ganzen Organismus mehr einimpfend, als aus ihm naturnothwendig hervorentwickelnd. Und darum wächst ihr bisweilen eine Nebenpartie, eine Nebenperson, eine Nebenhandlung zu einer Wichtigkeit an, vor der sie sich selber oft kaum anders zu retten weiß, als daß sie nun die eigentlichen Hauptpartien, Hauptpersonen, Haupthandlungen plötzlich wieder mit zu ausschließender Aufmerksamkeit behandelt, dadurch aber erst den Fehler in der Oekonomie selbst dem minder aufmerksamen Leser bemerklich macht. — Jener Vorzug, nach welchem die außengelegene Welt den Menschen der Frauennovellen wirklich außengelegen bleibt, bringt auch noch einen fernern Vortheil, welcher sowohl Ida von Düringsfeld als der Gräfin Hahn-Hahn häufig entgeht. Wir sehen nämlich bei Louise von G. das Leben und Treiben einer wirklich abgeschlossenen Gesellschaft, welche nicht der gesammten Zofen- und Bedientenwelt der Proletarier von nah und fern zu ihrer innern Existenz bedarf, um trotzdem fortwährend zu erklären, sie sei die eigentliche Gesellschaft, die vornehme Welt, jedenfalls exclusiv und die Welt außer ihr kümmere sie nicht in ihrer selbstgeschaffenen Souveränetät. Die Gesellschaft Louise von G.'s ist aristokratischer Natur, aber im besten Sinne und darum human, während jene der Gräfin adelig stolz und darum abstoßend hart nach allen unter ihr liegenden Schichten. Es mag allerdings die Frage entstehen, welche von beiden Auffassungen der Gesellschaft die thatsächlich wahrere; welche aber die poetisch schönere, kann nicht zweifelhaft bleiben. — Betrachten wir indessen die Frauennovellen im Detail. „Der Egoist", Novelle in zwei Büchern, beginnt den ersten Band und steht mit Recht an dessen Spitze. Technisch am glücklichsten angelegt, ist sie auch in der Einzelausführung am weitesten gediehen. Der Personen sind wenige, keine, welche für die Organisation des Ganzen vollkommen entbehrt werden könnte; jede einzelne vertritt einen Gegensatz

Digitized by Google

gegen die andere und trägt wesentlich zur Formung charakteristischer Gruppirungen bei. Der Reiz dieser Novelle liegt überhaupt nicht in der nackten Erfindung ihrer Fabel, sondern weit mehr in der Entwickelung dieser Erfindung Dasselbe gilt noch in höherem Grade von der zweiten Erzählung „die Heimath", ja es offenbart sich in ihr noch ein tiefer poetisches Element; allein technisch ist sie minder gelungen, als jene. Streng genommen gibt sie nur eine Apotheose der ersten Liebe. In ihren Ausführungen zeigen sich mancherlei Hinneigungen zum Geschlecht der Dorfgeschichten oder doch zum idyllischen Element. „Das Probejahr" und „Sarah", zwei elegante Skizzen, erscheinen aus augenblicklicher Anregung entstanden und für diese berechnet. „Erwin", des zweiten Bandes erste Erzählung, ist nicht so gesund und frisch als die übrigen, obgleich wieder einzelne Gestalten — aber Nebenfiguren — vortrefflich angelegt und ausgeführt auftreten. Im Allgemeinen entwickeln sich jedoch hier die Charaktere der Auftretenden zu wenig vor den Augen des Lesers an den Begegnissen ihres Lebens, werden vielmehr diesen fertig und abgeschlossen gegenübergestellt. Die „Maske" fand bereits oben ihre Beurtheilung. „Der Dämon" ist eine vortrefflich angelegte Seelenschilderung; minder bedeutend erscheint die Schlußskizze „der Neuling". A. B.

II.

Aus Kopenhagen.

Das dänische Königsgesetz. — Preßverhältnisse. — Gegen die Deutschen. — Die Bauernopposition. — Constitutionel oder absolut? — Scandinavische Gesellschaft; ihre Hoffnungen und Hindernisse.

Kopenhagen ist eine schöne Stadt, es ist dasselbe für das kleinere Dänemark, was das größere Paris für das größere Frankreich ist; es ist Mittelpunkt alles Lebens, obgleich es an der nördlichsten Grenze, am Sunde liegt. Es ist hier auch ein recht regsames öffentliches Leben, was man auswärts kaum glauben wird, wenn man an das dänische Königsgesetz denkt, die absolutistischste aller Staatsverfassungen. Aber dies absolutistische Grundgesetz ist schon längst durchlöchert, es ist längst nicht halb mehr gültig, obgleich man noch immer nicht weiß, es ganz los zu werden und ein anderes mit der Bildung des Volks, mit den Bedürfnissen der Zeit harmonirendes an die Stelle zu setzen. Das größte Loch wurde darin gerissen, als 1771 der deutsche Arzt und Philosoph Struensee als geheimer Cabinetsminister des geistesschwachen Christian VII. vollständige Preßfreiheit proclamirte. Freilich hat man diese Preßfreiheit später auf ein sehr Geringes reducirt, aber sie hat doch außerordentlich viel gewirkt und wirkt, soweit sie noch besteht, fortwährend sehr bedeutend. Man kann noch immer ohne Censur über innere Angelegenheiten schreiben, während freilich die dänische

Digitized by Google

Kanzlei die Preſſe mit Proceſſen verfolgt, und wenn auch die Untergerichte frei ſprechen, das höchſte Gericht doch gewöhnlich verurtheilt. Die Strafen beſtehen gewöhnlich darin, daß der Verfaſſer oder Redacteur eine gewiſſe Mulct zahlen muß, oder auf gewiſſe Jahre, bis auf Lebenszeit, unter Cenſur geſtellt wird, während welcher Zeit er nicht als Redacteur auftreten darf. Der Tage- und Wochenblätter gibt es in Dänemark ſehr viele. Die cenſirten, d. i. diejenigen, welche politiſche Nachrichten mittheilen, ſind höchſt unbedeutend; ſie überſetzen nur aus deutſchen Zeitungen. Wollen ſie zugleich über inländiſche Angelegenheiten verhandeln, ſo werden die desfallſigen Artikel mit cenſirt. Es wird ſo ſtrenge darauf gehalten, daß die nicht cenſirten Zeitungen keine politiſche Nachrichten mittheilen, daß gleich eine Beſchlagnahme erfolgt, wenn die Mittheilung ſonſt auch ganz unverfänglich, längſt bekannt iſt. Ein freiwilliges und ſelbſtſtändiges conſervatives Journal gibt es in Dänemark gar nicht, wenigſtens keins von irgend einer Bedeutung; aber die Regierung hat ſelbſt ein officielles Organ, „die Collegialzeitung," und ein halb officielles, die „Berlingſche Zeitung," worin die Erlaſſe der Regierung bekannt gemacht und das Verfahren der Regierung ſo wie überhaupt der gegenwärtige Zuſtand der Dinge gegen die Oppoſitionspreſſe vertheidigt wird. Der Oppoſitionsblätter gibt es ſehr viele, ich nenne nur die bedeutendſten: „Faedrelandet" (das Vaterland) und „Kjöbenhavesposſt" (die Kopenhagener Poſt); das erſte Blatt iſt vorherrſchend national-däniſch und national-ſcandinaviſch, das andere iſt vorherrſchend conſtitutionel. Alle däniſchen Blätter, liberale und conſervative, mit Ausnahme der officiellen Collegialzeitung, polemiſiren ſehr ſtark gegen das Deutſchthum, beſonders gegen die Herzogthümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg, die ſie als däniſche Beſitzthümer wollen angeſehen wiſſen, aber am ärgſten polemiſirt gerade die Oppoſitionspreſſe, die zuweilen ſo lächerliche Bravaden vorbringt, als könne das kleine Dänemark wohl dem großen Deutſchland gebieten. Die Polemik gegen das Deutſche iſt überhaupt auffallend, da daſſelbe ſich hier durchaus nicht aufdringt, wenigſtens jetzt nicht, aber doch ganz natürlich Alles den deutſchen Charakter trägt, beſonders Wiſſenſchaft und Literatur, was auch leicht begreiflich iſt, da das national-däniſche Sprach- und Literaturgebiet zu klein iſt; denn wenn auch Norwegen mit Dänemark eine Schriftſprache hat, ſo iſt die ſchwediſche doch wieder zu bedeutend abweichend, als daß ſchwediſche Schriften im Allgemeinen in Dänemark verſtanden würden. Man beſchäftigt ſich jetzt viel mit ſchwediſcher Sprache und Literatur und ſucht mehr Wechſelverkehr zwiſchen beiden ſcandinaviſchen Hauptdialekten hervorzubringen; aber wenn das auch einigermaßen gelingen ſollte, ſo wird damit die deutſche Wiſſenſchaft nicht außer Gebrauch kommen, da man auch in Schweden ſich auf ſie beſonders ſtützt, und ebenfalls die deutſche Sprache nicht, die gleich-

falls in Schweden viel gelernt, in Dänemark aber faſt von jedem Gebildeten verſtanden und geſprochen wird. — Jetzt findet hier eine bedeutende demokratiſche Bewegung, vorzüglich unter den däniſchen Bauern ſtatt, die wohl zu erheblichen Reſultaten führen dürfte. Die Bauern ſind zwar durchaus nicht mehr leibeigen, aber auf den adligen Gütern leben ſie großentheils in beſchränkten Verhältniſſen, ſind nur Pächter der Stellen, welche ſie bewirthſchaften, müſſen Frohndienſte thun und können vertrieben werden. Nun verlangen ſie Ablöſung und feſtes Eigenthum. Einige Gutsbeſitzer ſind auch darauf eingegangen, und haben zu beiderſeitigem Vortheil feſte Contracte errichtet, andre aber haben es verweigert und die Regierung veranlaßt, dazwiſchen zu treten, und die ſtattfindende Aſſociationsfreiheit dahin zu beſchränken, daß die Bauern ſich nun nicht verſammeln dürfen, um ſich über ſolche Angelegenheiten zu beſprechen. Das hat bedeutende Aufregung geſetzt und die Agitation noch verſtärkt. Der Bürgerſtand hat ſich dem Bauernſtand gleich angeſchloſſen, viele liberale Männer haben ſich dafür erklärt und gehen den Bauern mit Rathſchlägen an die Hand. Die Preſſe führt gleichfalls ihre Sache, der König wird von Adreſſen und Bitten beſtürmt und die Regierungspreſſe hat nicht allein ſchon angekündigt, daß das verhaßte Verbot werde zurückgenommen werden, wenn die nächſten Ständeverſammlungen es verlangten, ſondern auch, daß dem Könige die Verwandlung des Pachtguts in feſtes Eigenthum ganz lieb ſei. Zur näheren Charakteriſtik der Bauern mag aber Folgendes dienen: Zwei ſehr intelligente Ständedeputirte des Bauernſtandes, der Kammerrath Drewſen und der Procurator Chriſtenſen haben eine Geſellſchaft von „Bauernfreunden" gegründet, mit deren Organiſation durch das ganze Land man ſich eifrig beſchäftigt. Der Zweck dieſer Geſellſchaft geht dahin, den Bauernſtand zur Selbſtſtändigkeit und Bildung zu führen. Ein anderer Volksführer, der frühere Volksſchullehrer Sörenſen, verbreitet den Plan zu einer Actiengeſellſchaft von Bauern, um durch die auf ſolche Weiſe zuſammengebrachten Mittel adlige Güter anzukaufen und zerſtückelt wieder zu verkaufen. Außerdem ſagen die Bauern ſich in Maſſen von den Brandcaſſen ſo wie Spar- und Leihcaſſen, welche ſie bisher mit den adligen Gutsbeſitzern gemeinſchaftlich halten, los. Dieſe Caſſen wurden nämlich von den Gutsbeſitzern verwaltet, die daraus einen erheblichen directen und indirecten Nutzen zogen, namentlich durch Radicirung der Capitalien in großen Gütern zu niedrigem Zinsfuß. Die Bauern gründen nun ſelbſt ſolche Caſſen und die öffentlichen Bekanntmachungen ergeben ſchon ganz bedeutende Reſultate. Endlich ſind die Bauern und ihre Führer auf Gründung von höheren Bauerſchulen bedacht; in Jütland iſt ſchon eine ſolche entſtanden, und auf Seeland iſt man mit deren Errichtung beſchäftigt. Hier hat eine Deputation neulich den König gebeten, die Akademie zu Soró, welche urſprünglich für den däniſchen

Digitized by Google

Adel errichtet war, in eine Bauern-Hochschule zu verwandeln. — Allgemeiner scheint auch, besonders in den bürgerlichen Ständen, das Bestreben zur Erlangung einer constitutionellen Verfassung, welches wegen des Streites mit den Herzogthümern einige Jahre geruht hat, wieder aufgenommen zu werden, und man kann wohl erwarten, daß die nächsten Ständeversammlungen sich damit ernstlich beschäftigen werden. Da man diese Frage nicht gut in dänischen Blättern verhandeln kann, so hat man dafür schwedische gewählt und hier wird denn die dänische absolute Staatsverfassung und was damit zusammenhängt auf das schärfste kritisirt und die Nothwendigkeit einer constitutionellen Verfassung in dem Maße erwiesen, daß sonst Dänemark unwiderbringlich verloren sei. Bis weiter hat das halbofficielle Organ sich mit der Widerlegung der dort ausgesprochenen Ansichten beschäftigt, hat aber die Sache für die Regierung eigentlich nur mehr verdorben und dem Volke die Wahrheit um so einleuchtender gemacht. Vielleicht wird man nun dazu schreiten, solche schwedische und norwegische Blätter wieder zu verbieten, wie man schon früher gethan hat. Ob das aber viel nützen wird, ist sehr fraglich. — Die wichtigste Bewegung ist aber die scandinavische, welche darauf hinzielt, die drei scandinavischen Reiche näher mit einander zu verbinden, zuvörderst durch Entwickelung der scandinavischen Volksthümlichkeit. Zu dem Ende haben sich in den drei Reichen Gesellschaften gebildet und haben gegenseitige Besuche besonders der Studirenden und jüngern Gelehrten stattgefunden. Die scandinavische Gesellschaft für Dänemark, deren Centralcomité hier in Kopenhagen ist, besteht aus ungefähr 2000 Mitgliedern, ihre Zwecke und Wirksamkeit ersieht man sehr gut aus einem Vortrage, den hier vor einiger Zeit ein Mitglied der scandinavischen Gesellschaft in Schweden, der Rector Almguist hielt und veröffentlichte, weshalb ich daraus auszüglich Mittheilung mache: So wie der Redner seinen Vortrag mit der Bemerkung einleitete, daß er sich fern von aller Politik halten werde, da es ihm, dem Fremden, schlecht anstehen würde, das königlich-dänische Kanzlei-Verbot in dieser Hinsicht zu übertreten, so ging auch aus diesem Vortrage hervor, daß eine jede politische Vereinigung der drei nordischen Reiche von ihm für eine Unmöglichkeit angesehen ward. Dagegen meinte er, daß die Anerkennung des vereinigten Nordens als ein einziges scandinavisches Vaterland sehr wohl bestehen könnte mit der gegenwärtigen politischen Sonderung in verschiedenen Staaten, und man dürfe nur einen Blick werfen in die übrigen europäischen Verhältnisse, um sich von einer solchen Möglichkeit zu überzeugen, indem Deutschland mit seinen mannichfaltigen größeren und kleineren Staaten, so wie Italien, Beweise von solchen Zuständen lieferten.

Die Mittel, wodurch solche Anerkennung zu erreichen, wären solche, daß es in der eigenen Macht des Volkes stände, sie in's Werk

Digitized by Google

zu ſetzen, und ſolche, welche von der Regierung ausgehen müßten, was man um ſo mehr erwarten könne, daß es geſchehen werde, als es augenſcheinlich mit ihrem eigenen Intereſſe zuſammenfiele. Der Redner gab inmittelſt die Veranſtaltungen an, welche von Regierungswegen erwartet werden könnten, da aber die beſchränkte Zeit eine nähere Entwickelung nicht erlaube, ſo wolle er nur einige nennen: Eine auf gemeinſchaftlichem Grundgeſetze ruhende Geſetzgebung, ein nordiſcher Zollverein, eine größere Annäherung im Poſtweſen, und im Militairweſen, Errichtung einer gemeinſchaftlichen nordiſchen Univerſität, oder auf jeden Fall eine innere Verbindung zwiſchen den jetzt beſtehenden Univerſitäten in Dänemark, Schweden und Norwegen u. ſ. w. Dagegen ſprach er ausführlicher über die Mittel, deren Anwendung beim Volke ſtände und welche rein literariſcher Natur ſeien. Das erſte Mittel beſtehe in einer veränderten geographiſchen Unterrichtsweiſe. Die erſten Eindrücke bewahre das Kind im Allgemeinen für ſein ganzes Leben, und obwohl man in dem ſpätern Alter durch den Weg der Reflexionen zu Erkenntniſſen kommen könne, welche mit den frühern Vorurtheilen im Streite ſtänden, ſo würde dennoch der Glaube, welcher ſich in der Seele des Kindes feſtgeſetzt habe, ſchwer dadurch verrückt werden können. Nun ſei es ſowohl in Dänemark wie in Schweden bisher üblich geweſen, das Kind auf die Weiſe in der Geographie zu unterrichten, daß jedes dieſer Länder ſeine ſpecielle Karte habe, wodurch dem Kinde als ſein Vaterland der betreffende einzelne Theil eingeprägt werde, während der übrige Norden gleich allen andern Ländern der Welt dargeſtellt werde. Dadurch, daß die nordiſchen Reiche auf eine Charte über „das ſcandinaviſche Vaterland," welches von Einem (ſcandinaviſchen) nur in politiſcher Rückſicht getrennten Volke bewohnt werde, aufgenommen werde, würde der erſte Schritt zu machen ſein, um die nationale Einheit im Norden zuwege zu bringen. Was hier geſagt ſei von dem geographiſchen Unterricht, das gelte auch von allem andern, ſo auch von dem hiſtoriſchen. So lange die verſchiedenen nordiſchen Geſchichtsſchreiber die hiſtoriſchen Erinnerungen nur für ihr Vaterland zuſtutzten, diene dieſer mißverſtandene Patriotismus nur dazu, die Zerſplitterung zu befeſtigen; aber durch Erweiterung des Begriffs „Vaterland" und durch eine neue Bearbeitung der nordiſchen Geſchichte, in welcher das volksthümliche Element am meiſten hervortreten müſſe, würde die Annäherung von ſelbſt erreicht werden. Endlich hob der Redner drittens den ſprachlichen Unterricht hervor, als ein wichtiges Bindemittel der nordiſchen Einheit. Wenn Schwediſch und Däniſch in die Schulen beider Lande als ſtehender Unterrichtsgegenſtand eingeführt und wenn ein allgemeines ſcandinaviſches Wörterbuch ausgearbeitet würde, ſo würde dadurch ein weſentliches Hinderniß der nationalen Vereinigung der drei nordiſchen Reiche beſeitigt werden.

Digitized by Google

III.

Der Schauſpieler und die Geſellſchaft.

Es gibt vielleicht kaum noch einen Stand, der eine ſo weſentliche, äußere Umwandlung erfahren hat, der in ein ſo ganz anderes Verhältniß zur Geſellſchaft überhaupt hineingekommen iſt, von dem endlich die ſocialen Begriffe ſich ſo gänzlich umgeſtaltet haben als der Stand des Schauſpielers. Den Schauſpieler von heute und den Schauſpieler von ehedem, welche himmelweit verſchiedene Charaktere! Will man dieſe Charaktere mit einander vergleichen oder gegen einander abwägen, ſo wird man leicht geneigt, ſich nach dieſem Verhältniß einen Maßſtab von der allgemeinen Entwicklung, Vervollkommnung und Veredlung der menſchlichen Geſellſchaft zu bilden. Allein dieſe Schlußfolgerung hat etwas Schiefes und Unwahres, denn leider iſt die menſchliche Geſellſchaft in ſittlicher Beziehung nicht in dem Maße fortgeſchritten wie der Schauſpieler in ſeiner Individualität, in ſeiner bürgerlichen Stellung und Achtung. Vielleicht iſt es gut, den heutigen, ſtolzen, ariſtokratiſchen Schauſpieler auf jenen wilden Urwald zurückzuweiſen, aus dem er hervorging, ihn daran zu erinnern, wie er einſt beurtheilt und angeſehen wurde, um ihn in ſeinem Eldorado der Gegenwart, in dieſen Gefilden, welche für ihn von der Milch des Goldes und dem Honig des Lobes durchſtrömt werden, möglichen Falls zur Selbſterkenntniß zu führen.

Es liegt eine eigenthümliche, groteske Romantik in den alten Theater- und Schauſpielerzuſtänden vor ſiebenzig, achtzig Jahren, gegen welche die moderne Couliſſenromantik kaum noch genannt werden darf. Der Schauſpieler vor ſiebenzig Jahren nomadiſirte zum großen Theil wie der Zigeuner; in der Scheune, hinter welcher dieſer cohortenweiſe lag und Keſſel flickte oder aus der Hand wahrſagte, Sommerſproſſen vertrieb und Hirſenbrei kochte, tractirte jener die „abenteuerliche Hiſtoria vom Doctor Fauſtus" oder die „wunderbare Comödia vom Sündenfall und der Vertreibung Adam's und Eva's aus dem Paradieſe." Und hatten Beide ſich müde gearbeitet und heiſer geſprochen, ſo gingen ſie in die Schenke oder zum Schnappsverkäufer, doch nicht zu den anderen Gäſten in die Stube hinein, ſondern ſie blieben geächtet und gefürchtet auf der Diele ſtehen, wo ihnen in blechernen Maßen, die durch eine Kette an den Tiſch befeſtigt waren, der gewünſchte Spiritus zur Erfriſchung und Stärkung der ausgedörrten Lebensgeiſter verabreicht wurde. Vielleicht ſtand dann auch noch in Reihe und Glied in demſelben Range ein „nackter Soldat" neben ihnen. Oder es

war Abend; der Nordwind ſtrich über die moosbewachſene Kirchhofmauer, durch die entblätterten Linden und Ypern und um den kreiſchenden Wetterhahn des Thurmes ſchwirrten Fledermäuſe und Käuze. Da brachten je vier Männer eine ungehobelte Kiſte von dünnen Tannenbretern; ſie gingen damit auf die Abſeite zwiſchen die Bäume und Mauern hin. In den Kiſten lagen eine Kindesmörderin und ein Schauſpieler. Jene war vielleicht eine Bürgerstochter, die von dieſem geliebt, hingeriſſen und verführt ward; dieſer war ihr vielleicht aus Gram und Verzweiflung, im Uebermaß des Trunkes und der romantiſchen Stimmung in den Tod gefolgt. Ihre Gräber bezeichnete kein Stein, kein Kreuz, nicht einmal ein Hügel, den im Frühling alljährlich neues Grün umkleidete, denn ſie waren unehrlich, die Kirche duldete ſie ebenſo wenig in ihrem Kreiſe wie die Geſellſchaft. Sie waren unehrlich! Schaudervolles Wort. Ausgeſtoßen, verworfen zu ſein vor und von Allen! Iſt es noch nöthig, gegen dieſe Nachtſcenen den Schauſpieler von heute hinzuſtellen, wie er lebt und ſchlemmt wie ein Fürſt, wie er mit Blicken der Liebe und Sehnſucht verfolgt wird, von den Frauen und Töchtern der erſten Stände, wie er das poetiſche Genie zu ſeinen Füßen um Gnade für die Berückſichtigung ſeiner Dramen ſich anflehen ſieht, wie Tauſende ihm bewilligt werden und bewilligt werden müſſen, während er einſt froh war, wenn er die Woche für wenige Gulden ſpielen durfte!

Das erſte Gefühl, welches die ſtarre Rinde der Geſellſchaft durchbrach, war das des Selbſtbewußtſeins und der Menſchenwürde. Der erſte Schauſpieler, welcher für ſeinen Stand eine Wandelſchaffung der ſocialen Verhältniſſe herbeiführte, war ein ſittliches Genie und die Kunſt in ihrer Läuterung und Selbſtbeſtimmung war es, welche ihm dafür mit Wohlwollen uud Wohlgefallen die Hand reichte. Der Schauſpieler hätte es nie vergeſſen ſollen, daß der Dichter es war, welcher an ihm zum plaſtiſchen Künſtler, zum Dädalus wurde, welcher ſeine im Schlamm verſunkenen Beine löſete und ihn gehen lehrte auf den mikrokosmiſchen Bretern! Der erſte Schauſpieler, welcher ſich ſagte, daß er mehr werden könne, mehr ſei, als Zigeuner, Taſchenſpieler und Feuerfreſſer, mußte eine ſtarke ſittliche Seele ſein, die nicht untergegangen in dem wilden, verworrenen Wuſt ſtürmiſcher, vagabondirender Erfahrungen. Dieſe ethiſche Kraft eben iſt es, welche die Baſis des alten Schauſpielerrufes und Ruhmes bildet, welche einen Engel begeiſterte, ſeine Mimik zu ſchreiben, welche dem Schauſpieler überhaupt die Kunſt vindicirte. Allein jene ethiſche Kraft durchdrang und erhob nur die Auserwählten, einen Reinecke, Fleck, Schröder, Eckhoff! Kaum hatten dieſe Männer mit Stolz und Würde die Breterbuden, welche ſie mit Luftſpringern und Feuerfreſſern bis dahin theilten, verlaſſen und zerſchellt, als ein ödes, morſches Wrack auf dem Meer der Civiliſation, und ihrer Kunſt feſte, ſteinerne

Digitized by Google

Tempel gegründet, ſo ward es den Nachkommen auch ſogleich wieder zu warm und zu wohl in den wind- und luftdichten Häuſern. Die Rohheit und Niedrigkeit, welche ſich jetzt entwickelte, hatte nichts gemein mit der früheren, und die Geſellſchaft zog ſich abermals zurück von der wilden Jagd der geheimen, verſchloſſenen Couliſſenwelt. Das frühere Schauſpielerleben lag offen da wie die Welt, frei wie die Luft, welche es durchzog. So lange man das Treiben der Schauſpieler durch alle Ritzen der Breterbuden beobachten konnte, trennte nur der Wahn den Schauſpieler von der Geſellſchaft; jetzt aber, wo alle Fugen kosmetiſch verſchloſſen wurden, wuchs mit der verborgenen Liederlichkeit, mit der Abſchließung, auch das Mißtrauen und die Aufgebung von Seiten der Geſellſchaft. Aus der Rohheit wurde Verdorbenheit, aus dem phyſiſchen Schmuz moraliſcher Peſthauch.

Die Stellung des Schauſpielers zur Geſellſchaft hat gleichſam drei Entwicklungsphaſen durchgemacht, oder jetzt noch in jedem Individuum durchzumachen. In der erſten Phaſe röthete die freie, rauhe Luft, welche durch die Breterbude ſtrich, ſeine Wangen; in der zweiten, wo man das „Haus" noch gerne traditionell eine „Bude" nennen möchte, that es die Schminke, ſowohl in materieller als in moraliſcher Beziehung. In der dritten thut es allein das reine, poetiſche Feuer der kunſtſittlichen Begeiſterung. Wenn der wahre talentvolle, ideenreiche Schauſpieler ſeinen Beruf und ſeine Würde erkennt, wenn er ſein Verhältniß zur Geſellſchaft begreifen und behaupten will, ſo wird er immer eingedenk ſein, daß das ächte Kunſtfeuer ein rein ſittliches iſt.

Der Schauſpieler der Gegenwart iſt mit der Geſellſchaft und rein bürgerlich geſelligen Verhältniſſen noch nicht überall verſchmolzen, er wird mit dem Bürgerthum erſt dann tiefer und enger verwachſen, er wird ſich ſocialer organiſiren, wenn er ſich der alten unbändigen Wanderlaune, der ſprichwörtlichen Intriguenſucht entſchlägt und ſeine Eitelkeit und ſeinen Egoismus zu Gunſten der Kunſt und der Dichtung Schranken ſetzt. Bis dahin aber iſt der Weg für manchen noch ſehr weit.

Leipzig. Chn.

IV.

Aus Wien.

Der Liguorianer Prior. — Proſtitution. — Die Regierung und die Aufrührer. — Verlegenheiten.

Daß die Fäden der polniſchen Verſchwörung auch in die Hauptſtadt des Kaiſerreiches hineingeſponnen worden, das erhellt nicht blos aus der Entweichung der Artilleriezöglinge, welche, wie jetzt durch die Ausſagen verhafteter Kameraden zu Tage tritt, lange fortgeſetzte Ver-

Digitized by Google

bindungen mit einem galiziſchen Grafen unterhielten, ſondern noch mehr aus dem Selbſtmord des Priors vom hieſigen Convent der Liguorianer, der ſich an einem ſteinernen Kreuz im Kloſter aufgehängt hat. Dieſer Mann ſoll, wie glaubwürdiger Weiſe verſichert wird, mit den Jeſuiten in Galizien in Verbindung geſtanden und zur Unterſtützung der Inſurrectionsverſuche namhafte Summen geſpendet haben, die theils aus dem Ordensvermögen, theils aus den Vertrauensgeldern genommen waren, die er von menſchenfreundlichen Gebern zu wohlthätigen Zwecken empfing. Freilich will man den ganzen Vorfall verheimlichen, und jetzt, wo die Sache bereits in's Publicum gedrungen, möchte man den Selbſtmord des erwähnten Priors als eine Handlung hoffnungsloſer Verzweiflung wegen eines unheilbaren phyſiſchen Uebels ausgeben.

In dieſen Tagen hat man hier die traurige Entdeckung gemacht, daß die auf die Befriedigung erotiſcher Gelüſte ſpeculirende Induſtrie ſogar den Zuſtand der Wittwentrauer und den Schmerz der Verlaſſenen auszubeuten ſich erfrecht, und die heilige Stätte des Leichengefildes durch Verhöhnung alles ſittlichen Gefühls zu entweihen wagt. Verworfene Geſchöpfe ſchleichen auf den Friedhöfen, die alle ſehr einſam vor den Thoren der Stadt liegen, umher, und ſpähen nach weiblichen Geſtalten, die in ſchwarze Trauergewänder gehüllt, den jungen Schmerz an dem friſchen Grabeshügel eines geliebten Weſens ausweinen wollen, und wiſſen in der Geſtalt hilfreicher Tröſterinnen die vertrauensvolle Stimmung der erſchütterten Gemüther durch heuchleriſche Theilnahme zu gewinnen, um das auf ſo ſchändliche Weiſe errungene Zutrauen zum eigenen Vortheil zu benutzen, da die hoffnungsloſe Lage manches verwaiſten Mädchens in dieſem Moment oft jede weitere Bedenklichkeit beſiegt.

Die galiziſchen Unruhen bringen die Regierung, trotz der ſchnellen Unterdrückung des revolutionären Geiſtes und der Volksbeihilfe, in nicht geringe Verlegenheiten; ja Manche wollen behaupten, ein vollſtändiger Aufſtand in Galizien hätte kaum eine ſchlimmere Situation geboren, als dieſe „glücklich" geſcheiterte; denn zuletzt wäre der Aufſtand doch durch das bewaffnete Einſchreiten der drei Theilungsmächte vereitelt worden, und ein mehrmonatlicher Feldzug hätte höchſtens einige Millionen Gulden verſchlungen. Dafür hätte man es dann mit einem beſiegten Volke, mit einer durch Waffengewalt unterworfenen Provinz zu thun gehabt, wo Alles als eine Gnade empfangen werden mußte und man gänzlich freie Hand behielt. Jetzt aber fühlt man ſich dem Landvolk gegenüber zu Dank verpflichtet, und weiß nicht, wie man ihn abtragen ſoll, ohne das bisher befolgte Syſtem von Grund aus umzuſtoßen und den übrigen Provinzen ein verführeriſches Beiſpiel zu geben. Wollte man auch in Galizien, in Betracht der Umſtände, ein Uebriges thun, ſo wäre man doch auch wieder genöthigt in Böh-

Digitized by Google

men, Mähren, Krain, Niederösterreich und andern Landestheilen, wo die Gutsunterthänigkeit und die Frohnverpflichtung noch in den schroffsten Formen bestehen, Aehnliches zu bieten und das Werk der Reform im colossalsten Maßstab durchzuführen. Wer die Scheu der österreichischen Regierungspolitik vor allen durchgreifenden, radicalen Neuerungen kennt, der kann sich leicht die bittersüße Miene vorstellen, mit welcher man sich bei den Bauern für ihre Treue bedankt. Es muß auffallen, daß in dem Manifest an die treuen Bewohner Galiziens mit keiner Sylbe davon Erwähnung geschieht, ob man diese Vorfalle benutzen werde, um dem Volke jene Erleichterung zu verschaffen, auf die es nach Recht und Billigkeit die gültigsten Ansprüche hat. Der Zehntablösung steht indeß die Armuth der Landleute hinderlich im Wege und der wirksamen Einmischung der Staatsverwaltung hinwieder die Gepreßtheit des Schatzes. Jedermann fühlt und sagt, daß etwas geschehen müsse, aber Niemand kann eigentlich sagen Was oder vielmehr Wie.

2.

Neue Procedur der officiellen Presse. — Die Oesterreicher und ihre Vormundschaft. — Preußen und Oesterreich. — Curiose Historia von den unsterblichen Thaten der wiener Hofzeitung.

Der österreichische Beobachter, der Jahre lang ein stummer Beobachter war, hat in den letzten Wochen sein Schweigen wieder gebrochen und das Publicum auf dem Laufenden mit den Nachrichten aus Galizien erhalten. Dabei ist nichts Merkwürdiges; denn am Ende kann doch die Regierung nicht verheimlichen wollen, daß es in Galizien Unruhen gab, oder vielmehr noch gäbe. Was aber in der That merkwürdig für Jedermann bleibt, der unsere Zustände kennt, ist der Umstand, daß das Regierungsblatt die feindseligen Berichte der polnischen Flüchtlinge, so wie auch Bruchstücke aus dem Buche „Einige Wahrheiten für das polnische Volk", mit einigen commentarischen Worten versehen abgedruckt hat. Die Existenz solcher Artikel und Schriften mußten bisher dem Publicum stets ein Geheimniß bleiben. Daß die Regierung jetzt selbst auf derlei Angriffe aufmerksam macht, und an das gesunde Urtheil des Publicums, an die Gerechtigkeit der öffentlichen Meinung appellirt gegen die Verläumdungen, die man gegen sie ausgesprengt, dieses ist ein Beweis, daß man auf das Zutrauen und den gesunden Sinn des österreichischen Bürgers rechnen zu können glaubt, ein Fortschritt, den Jeder, der es mit seinem Vaterlande ehrlich meint, längst herbei gewünscht hat. Der Mangel an Vertrauen, den die Regierung uns bisher in ihrem System gezeigt, indem sie durch die abgeschmackteste Censur in den geringfügigsten Dingen bewies, daß man die österreichischen Völker für so bornirt und zwei-

Digitized by Google

deutig hält, daß jedes freimüthige Wort, oder auch jedes dumme Geschwätz, sogleich schlimme Folgen haben könnte, ist eine Beleidigung gegen ein Volk, das, wie die Oesterreicher, seien es Deutsche, Böhmen oder Ungarn, so viele glänzende Beweise von kernhafter Gesinnung, von selbstaufopfernder Treue für die Dynastie, gegeben hat. Wenn die Preußen stets auf ihr 1813 hinweisen, so dürfen wir Oesterreicher mit nicht minderem Selbstbewußtsein auf 1809 und die ganze darauf folgende Zeit hinweisen, wo Oesterreich eine Aufopferung bewiesen, die selbst das traurige Finanzpatent von 1811 nicht erschüttert hat. Man denke an Tyrol, man denke an die Antwort der Ungarn auf die Anträge Napoleons, man denke an die tausend Zeichen von Hingebung, die Böhmen und Oesterreich dem verstorbenen Kaiser Franz bis zu seinem Tode geliefert. Und solchen bewährten Völkern gegenüber glaubt man mißtrauisch jedes Wort undisciplinirter Art, jeden Gedanken, der von dem polizeilichen Stempel abweicht, absperren zu müssen. Solchen geprüften Nationen läßt man durch die Erbärmlichkeit der österreichischen Journalistik, durch die rothen Striche, die der Censor in den unbedeutendsten Aufsätzen der letzten Feuilletonisten macht, ein testimonium paupertatis jeden Tag ausstellen?

Wir sind berechtigt zu glauben, daß der neue, ungewöhnliche Weg, den der österreichische Beobachter eingeschlagen hat, indem er die absichtlichsten Verläumdungen der Regierung und die gefährlichsten, die Ruhe der Gesellschaft bedrohenden Theorien dem öffentlichen Urtheil überlieferte, hierin dem Beispiel der officiellen Presse in Preußen gefolgt ist; möchte man doch noch einige Schritte weiter gehen und Preußen nicht blos in außergewöhnlichen Lagen, sondern auch in normalen Zuständen sich zum Muster nehmen. Es kostet uns Ueberwindung, dem alten Oesterreich, das Jahrhunderte lang an der Spitze Deutschlands gestanden, zur Nachahmung seines viel jüngeren Nebenbuhlers rathen zu müssen. Aber die Wahrheit geht uns über die patriotische Eitelkeit!

Um mit einer lustigen Geschichte zu schließen, will ich ein Beispiel erzählen wie ungeschickt sich unsere Presse benimmt, wenn sie ein Mal das ungewohnte Kleid politischer Bedeutung anlegen soll. Bekanntlich hat die preußische Staatszeitung oder Allgem. Preußische, wie sie sich jetzt nennt, die Lügenberichte der französischen Presse (namentlich des Courier Français) mitgetheilt und dem Gelächter des Publicums Preis gegeben. Wie ganz in der Ordnung, hat sie die Preußen betreffende Lügennachrichten (wie z. B., in Cöln bilden sich öffentliche Vereine, um den Polen zu Hilfe zu eilen") mit durchschossener Schrift gedruckt, während sie die Oesterreich betreffenden Lügen („der General-Gouverneur Erzherzog von Este soll nach Prag geflüchtet sein" — „der Prinz Rohan und der Graf Thun sind arretirt worden") in gewöhnlicher Schrift druckte. Dies ist wie gesagt

ganz in der Ordnung, da es für das preußiſche Blatt die nächſte Aufgabe war, den Preußen die ſie betreffende Lügen, von deren Werth jeder Preuße ſich aus der Nähe überzeugen konnte, vor Augen zu legen. Nun aber erhielt unſere privilegirte Wiener Hofzeitung den Auftrag dieſen Artikel nachzudrucken. Für ihren Zweck wäre ein umgekehrtes Verfahren vorgeſchrieben geweſen, ſie hätte die Lügennachrichten über Oeſterreich mit durchſchoſſenen Lettern geben müſſen, während ſie die Lügen über Preußen mit gewöhnlicher Schrift hätte laſſen können. Die hochlöbliche, hochpolitiſche und hochweiſe Wiener Hofzeitungs-Redaction druckt aber den Artikel ganz in der Weiſe wie die Preußiſche Allgemeine ab, ſo daß es ausſah, als wollte ſie ſagen: „Hört, hört! In Cöln, das blos hundert Meilen von Wien liegt, ſollen ſich freiwillige Vereine gebildet haben — welche offenbare Lüge, von der in ſechs Tagen ſich Jedermann durch Briefe überzeugen kann; daß der Erzherzog von Eſte ſich nach Prag geflüchtet haben ſoll, iſt wahrſcheinlich auch eine Lüge — aber da Prag blos eine Tagreiſe von Wien liegt, ſo iſt der Beweis nicht ſo eclatant!“

V.

Notizen.

Der Sultan auf Reiſen. — Deutſche Zeitungstugend. — Katholiken und Proteſtanten in Oeſterreich. — Berichtigung.

Mit der Civiliſation in der Türkei wird es Ernſt. Daß in Conſtantinopel ein förmliches Poſtbüreau errichtet worden iſt und daß die türkiſche Polizei eine elegante Uniform erhalten hat, iſt bekannt. Die ottomaniſche Staatszeitung meldet nun einen neuen Schritt nach Vorwärts. Seine Hoheit, Sultan Abdul Medſchid, will, eingedenk der Forderungen des Jahrhunderts, in allerhöchſt eigener Perſon einen Theil ſeines Reiches in Augenſchein nehmen und zu dieſem Zweck eine Reiſe von mehr als 50 deutſchen Meilen wagen. Es iſt zu bemerken, daß der Nachfolger des Propheten dabei eine größere Selbſtverleugnung beweiſt, als ſeine abendländiſchen Collegen denn er opfert auf ein Paar Wochen ſeine theuerſten Güter: Ruhe und Bequemlichkeit, von dem täglichen Brod der Haremsfreuden, die er entbehren wird, gar nicht zu ſprechen. Die türkiſche Staatszeitung beſchließt ihren Bericht über dieſen großartigen Entſchluß des Padiſchah mit einem feierlichen Gebet zu Gott. Eben ſo werden die getreuen Unterthanen aufgefordert, in allen Moſcheen von Stambul zu beten, daß der Himmel Seine Hoheit unterwegs beſchützen möge. Uebrigens wird der Sultan, damit er nicht zu viel ſehe, vom Großvezier und Kapudan Paſcha begleitet werden.

Die deutſchen Zeitungen hatten wieder ein Mal Gelegenheit gehabt, mit ihrer Tugend Parade zu machen. Keine einzige hat ſich

Digitized by Google

den fetten Biſſen entgehen laſſen, den der Proceß Beauvallon in Paris darbot; vorzüglich wurde die leckere Phraſe: Anais, je coucherai avant un mois avec toi! faſt von allen ſervirt. Aber jede Redaction machte zur Salvirung ihrer Privattugend eine fromme Anwendung mit zum Himmel gewandten Augen: O Frankreich! O Sodom und Gomorrah! O Sittenverderbniß! — Thun ſie nur nicht ſo heilig, meine Herrſchaften, die franzöſiſche Preſſe könnte ein Mal Revanche nehmen und die Geſchichten, die ſie dann von manchem heiligen deutſchen Schriftſteller zu erzählen wüßte, würden kaum in eine ſo kurze Phraſe zu bringen ſein. Auch wiſſen wir nicht, ob die deutſche Tugend der Tänzerinnen und Choriſtinnen in Berlin, Wien und Hamburg derlei Unzartheiten übler nehmen als Mademoiſelle Anais Liévenne, und ob, wenn ein Mal unſere Proceſſe öffentlich verhandelt würden, die germaniſchen Tugendſcenen bei Peter Ahrens und ſeinen hunderttauſend frommen Collegen und Colleginnen, die pariſer Sittlichkeit wirklich in den Schatten ſtellen möchte.

Mißtrauiſch fragt man jetzt immer bei den Werken über öſterreichiſche Staatsverhältniſſe und Lebenszuſtände nach ihren wahrſcheinlichen Nebenabſichten. Bald ſollten ſie nur Parteizwecken dienen, bald nur der Fanfaronade eines wohlfeilen Liberalismus, ohne den Rückhalt genauer Kenntniß der vorhandenen Dinge, ohne genaueres Wiſſen deſſen, was man heranwünſchen muß. Dies Alles paßt nicht von einem bei Engelmann in Leipzig erſchienenen Büchlein: „Der Katholicismus und Proteſtantismus in Oeſterreich.“ Es iſt dieſes wirklich eines der wenigen öſterreichiſchen Schriften von beſter Abſicht und vortrefflich geordnetem ſtatiſtiſchen Material. Aber freilich fehlt ihm ein Reiz, welcher ähnlichen Büchern ſonſt ſelten entgeht: der Reiz der Darſtellung. Das vorliegende Werkchen iſt erſchreckend trocken, und eben darum auch ſicherlich um jene Kapitel zu lang, welche eben nur Betrachtungen und Anſichten über den katholiſchen Cultus, das Cölibat, die Ohrenbeichte und die Wallfahrten enthalten — lauter Betrachtungen und Anſichten, die ſchon oft anderwärts vorgebracht und in viel geſchickterer Weiſe zum Abſchluß gebracht wurden. Das Hauptverdienſt des Büchleins bleibt die Aufſammlung eines erſtaunlich reichen kirchlich-ſtatiſtiſchen Materials, und deshalb mag man es mit Recht in dieſer Hinſicht anempfehlen.

Aus Stuttgart bittet man uns um folgende Berichtigung: „Die Nachricht aus Stuttgart in Nr. 2. der Grenzboten iſt dahin zu berichtigen, daß die königl. Hofſchauſpielerin, Madame Lange, die dortige Hofbühne nicht verlaſſen wird, indem ihr Contract verlängert wird.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Zur Theorie der Volksschrift.

Von

Berthold Auerbach. *)

1.

Das Pikante und Interessante in seinem Verhältniß zur Volksschrift.

Es gibt viele Richtungen des heutigen Geschmacks, deren fahriges Wesen eben damit noch nicht leicht einer begrifflichen Bestimmung Stand hält. Hierzu gehört auch die Richtung nach dem Pikanten und Interessanten. Suchen wir daher einige Merkmale dieser Richtung festzuhalten, um daraus das Verhältniß der Dichtung für das Volk zu ermitteln. Die Volksliteratur theilt Luft und Licht und alle äußeren Bedingungen mit den Bestrebungen, die für die höheren Gebiete des Geistes sich regen.

Das sogenannte höhere Gesellschaftsleben bewegt sich fast ausschließlich zwischen den positiven und negativen Polen, die da heißen: Amüsiren und Ennüyiren. Die Literatur des Interessanten und Pikanten schlägt hier hinein.

Pikant ist das Unvergohrene, oder das durcheinander Gehackte, das scharf Gebeizte; es soll nicht sättigen und nicht tränken, es soll nur den Gaumen reizen, die verlorene Genußfähigkeit anregen.

Welch' einen eigenthümlich beliebten haut goût verleiht da eine recht wilde Subjectivität. Bringt nur Alles vor, wie es euch in den Sinn kommt, seid nicht so pedantisch, es an einem unvergänglichen Maßstabe zu prüfen und nur das Wirkliche und Wahrhafte zur Erscheinung kommen zu lassen, laßt euch nur ganz gehen, gewiß, ihr seid pikant.

Im Pikanten stellt sich das Unvereinbarste neben einander. Man gibt sich nicht die Mühe oder hat die Kraft nicht, es zu ei-

---

*) Aus einem bald erscheinenden größeren Werke.

nem in ſich geſchloſſenen Ganzen zu verarbeiten, das eben iſt ja gerade pikant.

Hat der Darſteller des Pikanten eine Tendenz, ſo werden die von ihm Verfolgten ihn gewiß am meiſten leſen; ſie fühlen es dunkel, daß er ſie nur amüſiren und ihnen nichts weiter anhaben kann, weil der ſittliche Boden fehlt, von dem aus ſie allein getroffen werden können, weil ihnen nie der heilige Zorn entgegenflammt, der ihre vornehme Hohlheit in ſich zuſammen brechen macht.

Wenn der Pikante alle die ſeltſamen und oft brillanten Wunderlichkeiten ſeiner Subjectivität ausgebreitet hat, ſo iſt er im Stande und wirft zuletzt noch ſeine Leſer, ſeine Gebilde und ſich ſelber oben drein über den Haufen. Er hat keine Liebe, weder zu ſich, noch zu ſeinem Werke, die ihn aufrecht erhält, das wäre ja altväteriſch und langweilig.

Nun aber tritt ſein Halbbruder oder ſein eigner Doppelgänger auf, der mit verſchränkten Armen, blaſſen Antlitzes dort an eine Säule gelehnt ſteht, es iſt das Intereſſante.

Das Intereſſante iſt der geſellſchaftsfähige, modiſch aufgeſtutzte Katzenjammer. Wenn ein Gegenſtand, ein Ereigniß, ein Menſch, eine vorübergehende Erregung zuwege bringt, ohne dadurch das thatenloſe Gleichgewicht zu ſtören, ohne eine tiefere Betheiligung zu erregen, ſondern nur dielahme Maſchinerie eine Weile in Gang bringt, ſo nennt man das intereſſant. Ein leidender Zug iſt erforderlich, er darf aber nicht ſo ſtark ſein, um zum wirklichen Mitleiden zu erregen. Ausgebrannte Wüſtlingsnaturen vorführen, mit dem ſcheinbar nachläſſig drapirten Schleier eines Geheimniſſes, das „enchantirt;" erſtorbene Empfindungsleichen noch einmal galvaniſiren, daß ſie krampfhaft aufzucken, wie reizend und intereſſant iſt das! Zu dem Intereſſanten gehört nothwendig, daß man nie aus der Zuſchauerſtellung heraus kommt, denn Amüſement, Genuß iſt hier der Hauptzweck. Man betrachtet ſich das Schauſpiel und fühlt ſich dabei recht wohl in ſeiner eigenen Haut. Der einzige Ehrenpreis der pikanten Bewegung iſt weſentlich: Aufſehen erregen.

In der literariſchen Form trifft das Pikante und Intereſſante faſt ganz zuſammen. Man iſt bei jedem einzelnen Satze am Ziele, weil man keines hat, abbrechen kann, wo man will; es geht nicht, je nach dem Erforderniß, in Schritt, Trab oder Galopp;

Digitized by Google

wo eine Nebenliebſchaft wohnt, macht die Sprache Männchen — man erregt auch im Einzelnen Aufſehen.

In der pikanten Schreibart macht jeder Satz, ja oft jedes einzelne Wort für ſich einen beſondern Anſpruch. Die Sprache unterordnet ſich nicht mehr dem einheitlichen Gedanken des Ganzen, weil dieſer nicht da iſt. Nie und nirgends iſt mehr von „brillantem Styl" und „eleganter Schreibart" als etwas ganz Beſonderm die Rede, als beim Intereſſanten und Pikanten, weil es ſich dabei nicht um die Produktion eines Neuen handelt, ſondern weſentlich nur um den virtuoſen Vortrag.

Wie verhält ſich nun alles dies zur Dichtung für das Volk?

Es gibt keine beſondere Aeſthetik des Volksthümlichen, die Zuſtände und Motive ſind hier nur noch einfacher, urſprünglicher.

Das ſauerſüße Lächeln, das Aufgeregtſein ohne beſtimmtes Wollen und Wünſchen durch die Vermittlung des Pikanten kann und darf hier nicht Raum greifen. Hier herrſcht noch das einfache Lachen und das einfache Weinen.

Das Pikante muß ſchnell verſchlungen werden, der Leſer und Zuſchauer darf gar nicht zur Ruhe und Beſinnung kommen, der Dämon des Ennüyirens jagt mit geſchwungener Geißel — im Volke darf man noch einer gewiſſen behaglichen Ruhe gewiß ſein.

Die raſchtaktigen Galoppaden ſind auch ſchon auf dem Lande heimiſch geworden, aber man bewegt ſich doch noch vorzugsweiſe gerne nach den ſanften, behaglichen Schwingungen des Ländlers.

Auf dem Lande klettert man nicht die dürre Turnſtange hinan, und läßt ſich wieder herab, Alles blos der Uebung zu Liebe; man ſteigt einen lebendigen Baum hinan, um eine Frucht zu pflücken, ein Neſt auszuheben — die Kunſt und die Uebung des Kletterns ergibt ſich ſchon von ſelbſt.

Das Geiſtreichiſiren iſt hier nicht am Platze.

Wie man im Volke nicht leicht ſpazieren geht, blos um ſich Bewegung zu machen, ziellos, ſo iſt auch die geiſtige Bewegung nicht bloßes Spazierengehen; man will wohin kommen, oder ſich nach dem Seinigen umſchauen, wie es mit der Saat und der Ernte ausſieht und wo man am Werktage zugreifen muß.

Kann das Pikante nur raſch, ſo kann es auch meiſt nur ein

Mal genoſſen werden, die Volksſchrift aber muß ihrem innerſten Weſen nach oft und oft geleſen werden können.

Im Volke wird eine ruhige logiſch gehaltene Darlegung noch nicht ſo leicht von einem feingeſpitzten Bonmot ausgeſtochen; man will ſich noch überzeugen laſſen und findet das noch gar nicht langweilig und unintereſſant.

Die ganze abgezehrte Intereſſantheit hat Gottlob im Volke noch keinen Raum. Das Laſter iſt noch ganz, tiefgewaltig, noch nicht raffinirt, parfümirt und anziehend. Geſtank bleibt Geſtank. Und vor Allem: im Volke iſt noch nicht wie in der Welt der Intereſſantheit das Bewußtſein der Pflicht abhanden gekommen; das Leben iſt noch nicht blos Genuß, ſondern auch eine Pflicht, das Nachdenken iſt eine Pflicht, die zur That führen ſoll.

Tugend und Rechtſchaffenheit ſind hier noch keine langweiligen altväteriſchen Worte und Sachen, und ſollen es, will's Gott, nie werden.

Die Geilheit der bloßen Genußſucht, auch in geiſtigen Dingen, die keinerlei Anſtrengung, keinerlei emſiges Thun mehr will, die dilettantiſche Topfguckerei kann und ſoll nicht in's Volk dringen.

Auch iſt das nicht ſo leicht zu fürchten, da man hier noch weiß, daß, wer ernten will, auch pflügen und ſäen muß. In und aus der Arbeit muß der Genuß kommen.

Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß auch der Volksſchrift die rechte Würze nicht abgehen darf; nur iſt Gewürz keine Speiſe. Die Volksſchrift muß mehr wollen als anregen und reizen, ihre Aufnahme muß ein Thun ſein und zum Thun hinführen.

2.

Einzelnes über die volksthümliche Sprache, ihre Hinderniſſe und ihre Förderung.

Durch die Vermiſchung von Volks- und Kinderſchriften iſt man auch vielfach zu dem falſchen Verfahren gelangt, ſich im Ausdrucke herabzuſtimmen und ganz die Redeweiſe ſeiner gedachten Leſer zu wählen. Wie aber ſchon diejenige Kinderſchrift die Kleinen anwidert, die ſich auf läppiſche Weiſe in ihre unbehülfliche Sprache hinein zwängt, ſo noch weit mehr und mit größerem Rechte das

Digitized by Google

Volk. Man braucht nicht zu ſtottern und allerlei Theile auszulaſſen, um ſich einem ſchwer Hörenden und Sprechenden verſtändlich zu machen; dieſer verſteht gerade den am beſten, der am vollſten und rundeſten ſpricht.

Die Volksſchrift muß auch das mit dem Volksliede gemein haben, daß ſie wie dieſes nicht unmittelbar für die ſtummen Zeilen des Drucks zubereitet ſei. Wie das Volkslied erſt geſungen und ſpäter erſt aufgeſchrieben wurde, ſo muß auch die Volksſchrift gewiſſermaßen erſt mündlich erzählt und dann erſt aufgezeichnet werden. Dadurch zeigt ſie ſich auch um ſo angemeſſener, wie das meiſtentheils geſchieht, laut geleſen zu werden. Auch iſt nicht nöthig, daß Alles gleich beim erſten Leſen ſo plan und platt ſei, daß keine Nachleſe mehr gehalten werden kann; gerade dieſe erfreut oft am meiſten, weil ſie die Thätigkeit des Suchens und die Ueberraſchung des Findens gewährt. Im Volke wird eine Geſchichte mehr als einmal geleſen und da iſt es gut, wenn man davon noch eine beſondere Ausbeute hat. Dieſe wird aber nicht dadurch für den glücklichen Finder verſteckt, wenn man wie namentlich häufig die Herren Pfarrer thun, auf jedes Hauptwort eine ganze Meute von Beiwörtern hetzt; die Bezeichnung der Spur genügt.

Man wird ſehr häufig finden, daß, wenn man mit einem Menſchen fremder Zunge ſeine ſelbſteigene Sprache ſpricht, man leicht durch Schreien und Radebrechen ſich verſtändlich zu machen ſucht. Gleicherweiſe glauben Viele, die durch die Schrift zum Volke reden, die Worte für ein und dieſelbe Sache häufen und noch mit centnergewichtigen Beiwörtern belaſten, oder andrerſeits radebrechen zu müſſen. Die Volksſprache iſt aber keine fremde Sprache, es ſind dieſelben Worte und Zeichen, nur urſprünglicher, und von der Anſchauung ausgehend.

Wie bei der Dichtung aus dem Volke manche ausgeprägte, gangbare Begriffe und Ausdrücke wieder eingeſchmolzen und flüſſig gemacht werden müſſen, ſo noch weit mehr in der Schrift für das Volk. Wir glauben z. B. ganz volksthümlich zu reden, wenn wir von „Gedanken, Gefühlen, Empfindungen, Beſtrebungen“ u. ſ. w. ſprechen. Volksthümlich aber iſt es nur, wenn wir die Sache, auf die oder von welcher dieſe Seelenzuſtände ausgehen, anſchaulich vorführen und dabei ſagen „nun denken, fühlen ꝛc. wir.“

Das von anderweit fertig Ueberkommene muß hier in seine ursprüngliche Entstehung zurückgeführt werden. Ein gesunder Takt muß davor bewahren, Abgedroschenes wie eine neue Ernte zu behandeln.

Es ist noch nicht lange, seitdem in der Literatur die Mode abkommt, die natürlichen Haare wie eine Perücke aufzustutzen. Das Alltägliche wird in hohe Redensarten eingemummt, von denen man nicht lassen zu können glaubt, und ohne welche allerdings die Blöße sich schneller kund geben würde. Wie leicht lassen sich Phrasen hin und her drehen, aber in einfacher Sprache zeigt sich schnell, was einer zu bieten hat. Seitdem alle Wissenschaft sich dem Leben näher anschließt, verliert sich auch die Zigeunersprache der Kathederweisheit immer mehr und mehr. Die lebendigsten Wahrheiten erstarren leicht zu Formeln, mit denen die Nachbeter großthun wie mit selbst gemachten Eroberungen. Muß man diese aber im Leben umsetzen, so ergibt sich bald, in wieweit das Angeeignete auch ein Eigenes geworden ist. Alles das ist von unberechenbarem Einfluß auch auf die volksthümliche Sprache und Schrift. Es wird und muß immer Erörterungen geben, die weit über das sogenannte volksthümliche Bewußtsein hinausragen, die schon von vorn herein auf einer erhöhten Stufe beginnen und deren Ergebnisse nur vereinzelt und auf Umwegen in das Volksbewußtsein zurückkehren; je klarer und bestimmter sich solche aber bewegen, um so rascher und ersprießlicher ist ihre Rückkehr in's Leben.

Vielfach geltend ist auch die Ansicht, daß die erste Bedingung einer volksthümlichen Sprache ihre Reinigung von Fremdwörtern und Kunstausdrücken sei. Gewiß muß das Bestreben dahin gehen, rein deutsch zu schreiben, aber wir können nur nach und nach dahin gelangen. Wie die Sachen heute stehen, ist durch das Staatsleben mit seinem fremden Rechte und schriftlich geheimem Verfahren, durch das Militärwesen, durch Schule und Kirche, eine solche Fluth von Fremdwörtern und Kunstausdrücken in den Strom der Alltagssprache gelenkt worden, daß wir mit heimischem Ausdrucke geziert unverständlich und willkürlich werden. Die theoretische Sprachreinigung ging namentlich darin zu weit, daß sie alle Schattirungen eines Begriffes oder Merkmale eines Gegenstandes mit in den bezeichnenden Ausdruck aufnehmen wollte; dadurch entstand jene lächer-

Digitized by Google

liche Häufung, die den Gegnern leichte Waffe zur Verſpottung in die Hand gab. Die Reichhaltigkeit unſerer Sprache, die für jede Schattirung eines Begriffes u. ſ. w. ein eigenes Wort hat, ſo wie die Fortbildungsfähigkeit des vorhandenen Sprachſchatzes, gerade dieſe Vorzüge erſchweren uns die feſte Geſtaltung einer volksthümlichen Sprache. Es iſt aber nicht nöthig, daß in einem Worte alle Nebenbegriffe mit ausgedrückt ſeien; laßt es nur gäng und gäbe werden, es wird ſich ſein Gebiet ſchon behaupten.

Es gibt, wie für das Auge, ſo auch für das Ohr gleichſam eine Mode. Wie manche körperliche, ſo erſcheint uns auch nach und nach manche geiſtige Gewandung nicht mehr ſo auffällig; es kommt nur darauf an, daß man mit dem Naturgemäßen und Schönen nicht vereinzelt daſtehe, ſondern Viele ſich zu deſſen Gebrauch zuſammenthun und anſchließen. Wäre von der Schul- und Kanzleiweisheit etwas Unſelbſtiſches, wahrhaft Volksthümliches zu hoffen, ſo wäre es hier gegeben, die Reinheit der Sprache vielfach feſtzuſetzen; aber auch hier tritt neben dem vornehmen Dünkel die ſtaatliche Trennung in den Weg: während in Süddeutſchland etwas im Abſtreich verſteigert wird, hat man am Rheine und im Norden den „Soumiſſionsweg", während man in Süddeutſchland vergantet wird, kommt man im Norden in „Concurs", die ſüddeutſchen Volkskammern verweiſen eine „Petition" an die „Commiſſion" und die norddeutſchen an eine „Deputation" u. ſ. w.

Man hat es verſäumt, zum Nachtheil für das Volksthum und ſeine dichteriſche Faſſung, neue Erſcheinungen alsbald mit einheimiſchen Lauten zu bezeichnen, wie z. B. Locomotive u. dgl. und wir müſſen noch froh ſein, daß man bei der Abfahrt nicht all right ruft, den reiſenden Herren Engländern zu Gefallen. Und unſere aberwitzige ſogenannte vornehme Welt dünkt ſich um „ſo ſublimer und excluſiver", je mehr ſie „die banalen Phraſen der Bourgeoiſie evitirt" und fremdes Kauderwelſch in ihre „ſociale Converſation melirt".

Es iſt ſchon anderweit bemerkt worden, daß dieſe Fremdſüchtelei ein trauriger Charakterzug in unſerm Vaterlande iſt, denn *bei keiner andern Nation der Welt gilt man für vornehmer, wenn man ausländiſch iſt.* Aus der Höhe der „Societät" ſind denn auch ſchon manche Früchte in die niederen Gebiete herabgefallen und es gibt manchen Dandy und Lion im Bauern-

kittel, der, wenn er Geld 'im Sack hat, ſtatt des gemeinen „Guten Tag" auch ein vornehmes „Buſchur" zuruft, und der Tailleur im Norden und am Rheine fährt ſich geſchmeichelt durch die Locken, wenn ihm der Marqueur beim Billardſpiel vorzählt: Pojeng a Pojeng.

Gerade was ein Vorzug der deutſchen Sprache iſt, hat es dahin gebracht, das die raffinirten „Cercles es mauvais genre" finden, ſich ihrer zu bedienen. Ihr könnt es oft hören: die deutſche Sprache (die reichſte von allen) habe nicht „Diſtinctionen und Nüancen" genug. Allerdings heißt im Deutſchen der Roué ein Wüſtling, der Blasé ein Verlebter, der Flaneur ein Strolch oder Pflaſtertreter u. ſ. w. u. ſ. w. Die deutſche Sprache iſt ehrlich grob, ſie will nichts von der geſellſchaftlichen Schönfärberei, ſie hängt dem Laſter kein intereſſantes Mäntelchen um, und das iſt gut. Völker und Zeiten müſſen in ſich zerfallen, wenn ihre Sprache den ſittlichen Halt verliert, oder gar das Faule und Hohle beſchönigt. Darum halten wir feſt an der Aufrichtigkeit unſerer Sprache, wenn ſie auch Manchem ſcharfrichteriſch und grob dünken mag. Volksthümliche und ſittliche Beweggründe erheiſchen das.

Die Zeitungspreſſe hat hier und dort mit gewiſſenhafter Strenge Gutes zu wirken begonnen, aber wer weiß nicht, wie es mit dem Deutſch bei manchen Führern der „Journale" ausſieht, und ſo lange unſere deutſchen Zeitungen weſentlich ausländiſche ſein müſſen, indem man über die inneren Angelegenheiten des Vaterlandes kein rechtes Wort ſagen darf, ſo lange werden ſich's die Ueberſetzer leicht machen und manches friſche und freie Wort muß zurückgehalten werden, weil es ſich der Bevormundung entzieht.

Ich komme hiermit auf das weſentlichſte Hinderniß einer volksthümlichen Sprache: die Cenſur. Der kernige Ausdruck, der den Gegenſtand rund heraus packt, das Ding beim rechten Namen nennt, wird durch die Cenſur verdrängt. Das Starke, Feſte, muß abgeſchwächt und verdünnt, die friſche Blüthe des Lebens zu einem verkochten Abſud verwandelt, das Handfeſte breiig gemacht werden. Man darf keinen wirklichen Gegenſtand, keine Thatſache, keinen Charakter friſch herausgreifen, und was auf ein beſtimmtes Einzelnes gemünzt iſt, was ein kenntlich bezeichnendes Gepräge haben ſollte, muß zum Allgemeinſatze eingeſchmolzen werden. Einem Allgemeinſatze ſtellt man viel weniger nach, als wenn man dem wirk-

Digitized by

lichen Leben geradezu auf den Leib geht. Das Weſen des Volksthümlichen, des individuell Durchgearbeiteten und Neugewonnenen iſt aber, vom Einzelnen, Beſtimmten, zum Allgemeinen aufzuſteigen, während wir es jetzt meiſt den Leſern überlaſſen müſſen, die allgemeinen Recepte aufführe beſondern Zuſtände anzuwenden und ſolche allein zu erkennen. Das erheiſcht aber eine Bildung, wie ſie noch auf keine Weiſe vorausgeſetzt werden kann.

Neben der Verallgemeinerung der Gedanken iſt man auch noch oft dazu verdammt, die offenſten Anſichten zu verlarven, den redlichſten und aufrichtigſten eine abſchreckende Teufelsmaske vorzubinden, damit man unter dem Scheine der Bekämpfung wenigſtens eine Erörterung anregen dürfe. Traurig, wer ſich im Bewußtſein der guten Abſicht dazu verleiten läßt, ſich ſelbſt und die von ihm ausgehende Wahrheit zu entweihen.

In der Schrift, zumal in der volksthümlichen, ſollen wir uns dem Sprechen nahe verhalten. Nun niſtet ſich aber das Bewußtſein der Bevormundung in die Seele, oft noch bevor der Gedanke geboren, und beim Schreiben ſelber ſchaut uns oft die Polizei über die Schulter weg zu. Wir wollen keine Gelegenheit zum Streichen geben, weil die Streichluſt weiter hinein fährt und Stellen vernichtet, die ohne ihren ſträflich angeſehenen Nachbar frei ausgegangen wären. Wir lernen im beſten Falle die Kriegskunſt, aber nicht die im offenen Felde, ſondern die Kriegskunſt der Schmuggler, mit ihren Schleichwegen und Kniffen. Wir können kaum mehr ermeſſen, welche Gedanken und welche Sprache wir gewonnen hätten, ohne daß das Bewußtſein der Bevormundung vor und in uns geſetzt wäre. Es war nicht unnöthig, dies hier auszuſprechen, um manchen vertrauensvollen Humanitätsfreunden (ich ſage abſichtlich nicht Volksfreunden, weil ſolches einen ungehörigen Hochmuth vorausſetzt) darzuthun, daß wir die volksthümliche Schrift und Sprache erſt in und mit der Freiheit gewinnen werden.

So lange die Humanität auf abſtractem Boden in Erörterung der Principien ſtand, fand ſie hochgeſtellte Gönner und Förderer; jetzt, da ſie hinaustritt in's Leben und nicht umhin kann, manches lieb Gewordene und hoch Gehaltene zu verletzen oder anzugreifen, jetzt muß ſie ſich Schritt für Schritt durch Hinderniſſe hindurchſchlagen. Selbſtmörderiſch wäre es aber doch, in eitler Läſſigkeit

jetzt dem Volke das vorzuenthalten, was man ihm zu bieten vermag. Wir müſſen unter ehrloſen Verhältniſſen die innere Ehre wach erhalten, in uns und Anderen.

Es ſind aber auch nicht immer der thatſächlichen Gewalt gegenüber ſtehende Gedanken, die wir zurückhalten müſſen; es wäre auch Aufgabe der Wahrhaftigkeit, manches im Namen der Freiheit Auftretende zu bekämpfen. Die lange, mit dem tiefſten innern Widerſpruche ertragene Bevormundung hat es dahin gebracht, daß alles der äußeren thatſächlichen Gewalt Mißliebige vorweg und unbeſehen als das Freie, auf das Volkswohl Abzielende gilt. Solche innerſte Auflehnung der Gemüther, ſolche Auflöſung und Verwirrung hat die unberechtigte Bevormundung zu Stande gebracht. Sie allein hat es zu verantworten. Es gibt ganze Richtungen, die den Schutz der polizeilichen Verfolgung genießen; wir müſſen ſie unbekämpft laſſen, weil ihnen die rohe Gewalt auf dem Nacken ſitzt; wir wollen nicht Handlanger der Polizei ſein und uns durch einen Gnadenblick beleidigen laſſen. Die polizeiliche Verfehmung hat vieles Verdammungswürdige dem zuſtändigen Richter entzogen; dieſer Richter iſt einzig und allein der Volksgeiſt und der allgemeine Geſchmack. Wäre das Wahlfeld offen und frei, wären den Bekämpften nicht die Hände gebunden, wir würden in offener Sprache den offenen Sinn des Volkes gegen ſie aufrufen. Nun aber müſſen wir manche Verwirrung und geiſtige Falſchmünzerei gewähren und ſelbſt in die Volkskreiſe dringen laſſen, weil wir den Beiſtand der rohen Gewalt nicht zur Seite haben wollen.

Ein lebendiges volksthümliches Geiſtesleben und eine volksthümliche Sprache iſt nur in der ungehinderten Oeffentlichkeit und Freiheit möglich, dort allein kann ſich zeigen, wer den Geiſt des Volkes kennt und die Sprache ſeines Geiſtes ſpricht.

Das wahre Virtuoſenweſen.

Billiger Weiſe muß man unter den Virtuoſen auf den verſchiedenen Inſtrumenten einen Unterſchied machen. Die meiſten Virtuoſen haben wir auf dem Pianoforte und der Violine; auf jenem, weil es das allgemeine Inſtrument der Geſellſchaft iſt, auf dieſer, weil es das vorzugsweiſe ſogenannte Concert-Inſtrument iſt. Die Virtuoſen auf dem Violoncello, auf dem Horn, der Flöte, Oboe ꝛc. ſind ſchon ſeltener, oder wenigſtens ſind dieſe mehr ſolide, beſcheidene Muſiker, drängen ſich nicht ſo gierig hervor oder ſind auch nicht in der Mode und von dieſer gleichſam geächtet, wie die Flötiſten. Ich will hier nur von den Virtuoſen auf dem Pianoforte reden. Alle Welt, Jedermann ſpielt Pianoforte, ſie haben alſo die feſte, beſtimmte Ausſicht, von aller Welt und Jedermann beachtet zu werden, und dies aus keinem andern Grunde, als weil Jedermann aus perſönlichem Intereſſe hören und urtheilen will — denn wer auch nur die Noten und Griffe kennt, der hält ſich für berufen und berechtigt, wenigſtens für befähigt, wenn auch nur im Stillen, ein Kunſturtheil abzugeben — wie viel auf dem Pianoforte überhaupt wohl geleiſtet wird oder werden kann, und in welchem Verhältniß der Annäherung der Hörer ſich als Selbſtſpieler zu dieſem Virtuoſenmaßſtab befindet. Das iſt der wahre Grund, warum in der unlängſt abgeſchloſſenen Periode, auf welche die ſogenannte Concertmüdigkeit folgte, die Pianoforte-Concerte ſo zahlreich beſucht wurden, wozu etwa noch kam, daß Jedermann das Wunder, von dem in den Zeitungen ſo viel Lärm und Geſchrei gemacht wurde, welches im Portrait, oft zu Dutzenden, in allen

Musikalien- und Kunsthandlungen überall sogleich aushing, wo es sich in Person kaum erblicken ließ, nicht blos hören, sondern zur Befriedigung der Neugierde auch *sehen* wollte, um nach diesem Modell in den nächsten Tagen die Haare zu tragen oder sich am Pianoforte zu geberden.

Die Pianoforte-Virtuosen sind in der Regel — mit sehr seltenen Ausnahmen — das Opfer eines dreifachen Geizes oder einer dreifachen speculativen Habsucht: der Habsucht der Eltern, der Musikalienhändler und endlich ihrer selbst. Man hat auf der Bühne selbst von dem Theaterwesen vielfältig die Schminke abgekratzt und die pappenen Illusionen zerrissen, man hätte dies doch längst und zwar recht gründlich bei dem Virtuosenwesen thun sollen. Oder ist dies schon nach dem allgemeinen Lißtschwindel überflüssig geworden? Sind der Welt die Augen aufgegangen und ist sie, vor Scham die Augen schließend, darüber endlich concertmüde geworden und besucht ein solches Virtuosenconcert höchstens nur noch der Langeweile und Verdauung wegen, die wie bei der Posse und Farce durch das Lachen, hier durch das Applaudirarbeiten erreicht wird?

Gewöhnlich ist der Vater eines Pianoforte-Virtuosen „Clavierlehrer", der sein Kind, sobald es kaum zwei Jahre alt ist, an das Instrument setzt, es darauf schlagen läßt und — wenn das Kind zufällig mehrere Male eine und dieselbe Taste, vielleicht gar eine schwarze, z. B. das Es berührt, vor Entzücken ausruft und verbreitet: Mein kleiner Knabe hat vortreffliches, musikalisches Gehör, er hat ein großes Talent, er muß ein Virtuose werden! Dieses „Muß" wird denn auch bittern Ernstes in's Werk gesetzt. Nun fängt die Quälerei und Geistes- oder Gemüthsabtödtung an, die kindlichen Spieltriebe werden gewaltsam unterdrückt, die Schule wird zurückgestoßen, es hat für den Vater nichts mehr ein Interesse auf der Welt, als die zehn-, zwölf-, vierzehnstündige Uebung des Sohnes an jedem Tage; geht er aus, so lautet das Commando: Marsch an das Pianoforte, Mutter zählt nach, daß du es dreißig, fünfzig Mal durchspielst! Kommt er heim und trifft er den Knaben zufällig in diesem Augenblick nicht am Pianoforte, gar vor der Thüre — so wird die nicht fern liegende Reitpeitsche hervorgeholt, jene Zauber- und Wünschelruthe, womit die Wunderkinder hervorgerufen und gezeitigt werden. Der unglückliche Knabe weint. Die Tasten naß,

er zuckt mit den Schultern wegen der empfangenen Striemen, aber — er ſpielt, er übt wieder, die aufgegebenen fünfzig Male, und die mitleidsvolle, oder auch vielleicht ſelbſt ehrgeizige Mutter darf dazu nichts ſagen oder ſagt nichts. Dies iſt nicht im Geringſten übertrieben, vielmehr noch zu leiſe und blaß aufgetragen, um die Quälerei und Sklaverei an den hohläugigen, hagern, magern, blaſſen Virtuoſen von neun Jahren nicht auffallender und greller zu zeigen. Und welches iſt der Zweck eines ſolchen Clavierlehrers mit ſeinem Kinde? Etwa um das Reſultat ſeiner gerechten Ueberzeugung und der Welt einen Genius zu liefern? Ach nein, ſo viel muß er wiſſen, daß der Genius nicht unter Sklavenfeſſeln, ſondern nur unter faullenzenden, umſchatteten Träumen, im ſüßen Nichtsthun wirklich gedeiht, wenn überhaupt der Grund und Quell zu einem genialen Künſtler wirklich vorhanden iſt. Die Fertigkeit, die Handgelenkigkeit, welche der wahre geiſtige Künſtler zum Ausdruck, zur klaren Ordnung ſeiner Schöpfungen gebraucht, die iſt nicht ſo ſchwer und mühſam zu erwerben. Beethoven und Gluck waren keine Virtuoſen.

Was will denn der Vater, der „Clavierlehrer" mit ſeinem Sohne? Zunächſt einen Beweis liefern von der Trefflichkeit ſeiner Methode und durch das gepeinigte, gequälte Modell Kunden anlocken, dann mit dem Opfer dieſer Methode Geld verdienen und ſo ſich ſelbſt der Arbeit, des Stundengebens überheben, auch mit Hülfe des Concertgebens Städte und Länder ſehen, wohlleben, beſchenkt werden durch das beſchenkte Wunderkind, kurz ſich gute Tage machen. Der Vater reiſt mit ſeinem jungen Sohne umher nach allen vier Weltgegenden, durch große und kleine Städte, um dort Concert zu geben, er gewöhnt den Knaben bald an Kriecherei, bald an Aufgeblaſenheit und bei alle dem an das unordentliche aufgelöſte Wirthshausleben. Auf dieſen Reiſen kommen Vater und Sohn dann natürlich auch mit den Muſikalienhändlern in Verbindung ſie können nichts anfangen ohne dieſe, und der Muſikalienverleger iſt die zweite intriguante Macht, welcher der junge Virtuos zu Wucherzwecken in die Hände fällt.

Da der Knabe vom zweiten, dritten Jahre an mit Gewalt zum Pianoforte hingetrieben und daran gefeſſelt worden iſt, alſo in jenen Jahren, wo die Natur noch ganz im Unbeſtimmten und Weich-

unklaren liegt, ſo hat von einer Offenbarung und Entwickelung eines wirklichen Talentes und Berufes zur Kunſt und Kunſtſchöpfung auch nicht die Rede ſein können. Es war ja Alles unfrei, Alles Mechanismus und Zwangsarbeit, unter welcher das etwa geheim keimende oder ſchlummernde Talent, die zarte Blüthe des träumeriſchen Gemüthslebens erſticken, erſtarren und vergraben werden mußte. Wie der Vater, ſo will nun aber auch der Muſikalienverleger Vortheil von dem Virtuoſen ziehen, und wenn dieſer nicht ſelbſt ſchon, wie das regelmäßig leider ja ſchon zu früh und unreif geſchieht, auf Betrieb des Vaters oder aus eigenem Dünkel, mit Compoſitionen hervortritt, mit geiſt- und gehaltloſen Phantaſien, ſo reizt jetzt der Muſikalienverleger dazu an. Der junge Virtuos ſpielt, er wird von Freibillets applaudirt, er wird in den Blättern genannt, von feilen Federn gerühmt und geprieſen, der Handel mit Compoſitionen dieſes Wundermannes muß gehen. Der Virtuos von vierzehn Jahren, ohne gründliche Bildung, ohne eigentliches Talent ſchreibt nun zuſammen, was das Zeug halten will, er ſchreibt und ſpielt was er geſchrieben, und — das Publicum kauft was es gehört, was der Verleger am Morgen nach dem Concertabend in grandioſen Lettern und mit frechen Lobphraſen angekündigt hat. Aber mit dieſer Induſtrie, mit dieſem Compoſitionshandel iſt es noch nicht genug, auch mit dem Portrait des auf ſolche Weiſe Berühmtgemachten iſt noch zu verdienen. Der Muſikalienverleger gibt alſo auch das Portrait ſeines Opfers heraus und ſendet es überall hin, wohin der Virtuos zum Concertgeben ſich wendet, damit es in jeder Stadt an dem Tage am Fenſter hängt, an deſſen Abend Concert gegeben wird.

Iſt auch dieſer Curſus durchgemacht, ſo kommt endlich der dritte, in welchem der Virtuos, geiſtig, ſittlich, künſtleriſch verwahrloſt, auf eigene Hand reiſt und Concerte gibt, um ſo viel Geld zuſammen zu raffen, wie möglich. Dieſe Nachtſeite des Virtuoſenthumes iſt oft noch die ſchwärzeſte. Hat der Virtuoſe ſchon als Kind ſich abhagern und magern müſſen durch das erzwungene unausgeſetzte Ueben und Einpauken, um vor der Welt als ein großes muſikaliſches Licht zu erſcheinen, alſo hat er ſchon im Keime ſeine Geſundheit untergraben, und dadurch alle freie, gemüthvolle und ſeelenreiche Schöpfungskraft zerſtört, ſo thut er dies jetzt, im

Digitized by Google

Jünglingsalter vollends durch ſinnliches Schwärmen, wodurch er zugleich auch alle Luſt und innige Triebbrunſt verliert, Größeres und Höheres zu verſuchen und zu leiſten, wenigſtens ſich zu beſtreben, als was er durch ſeine geſchmeidigen Fingerfertigkeiten einmal kann. Daher verſchwinden dann in gewiſſen Jahren die Virtuoſen auf ein Mal von der Welt- und Lebensbühne. Sie müſſen es ſich jetzt mit ſchmerzlicher Reſignation geſtehen, daß ſie eigentlich ohne Beruf, ohne Talent für die Kunſt ſind und waren. Glücklich, wenn ein ſolcher abtretende Virtuos ſich ſo viel Geld und Ruf erübrigt, daß er ſich in einer großen Stadt als Muſik- oder Clavierlehrer niederlaſſen kann, zweimal glücklich, wenn es ihm bei ſeinem frühern Auftreten gelang, durch ſeine Keckheit, ſeine Fertigkeit oder ſeinen Zeitungsruf, der ihm ſchweres Geld gekoſtet, ein Mädchen zu berücken, wo möglich reiches, und daß er dieſe heirathet. — Verſchwindet der Virtuoſe auf dieſe Weiſe aus der Welt, aus den Blättern, aus den Concertſälen, ſo verſchwinden gleichſam auch ſeine gehaltloſen Compoſitionen, ſeine Phantaſien über Thema's aus dieſer und jener Oper, aus dem Handel und Wandel, der Muſikalienhändler ſagt, „der — oder die — gehen nicht mehr", die Periode iſt vorüber und — Alles wird vergeſſen. Die Compoſitionen, die Portraits, die Biographien — Alles iſt Maculatur geworden.

Der Ruf eines ſolchen Virtuoſen hat große Aehnlichkeit mit dem unſerer meiſten Bühnenvirtuoſen oder Schauſpieler. Jetzt iſt das ganze Virtuoſenthum eigentlich ſchon Roccoco geworden (?) und man hat mit Recht von allen Seiten über die Concertmüdigkeit des Publicums geklagt oder geſchrieben. Man iſt zur rechten Einſicht und Würdigung des bisherigen, gehaltloſen Concertgebens gekommen, wo der Evard'ſche Flügel das einzige Inſtrument im Saale ſein ſollte, welches höchſtens von einem Sänger oder einer Sängerin unterſtützt wurde. Die Virtuoſen haben in der letzten Zeit oft geſtanden, daß ſie kaum die Reiſekoſten erübrigen könnten; daß es mit den Concerten gar ſchlecht ſei, daß nichts mehr zu machen wäre, weder im Oſten noch im Weſten und man oft hunderte von Freibillets ausgeben müſſe, um nur nicht den Schimpf eines leeren Saales zu haben. Es erhellt ſchon aus dem Vorhergehenden und liegt auf der Hand, daß aus dieſer Virtuoſenwirthſchaft für die Oper und Symphonie durchaus keine Früchte reifen.

Digitized by Google

Doch nicht allein im Spiel, ſondern auch im „Generalbaß" haben wir in Deutſchland Virtuoſen, und in der übertriebenen Einſeitigkeit dieſer beiden Richtungen oder Bildungsphaſen, in dem Mangel an geſundem Gleichgewicht liegt die Schuld, daß unſere deutſche Oper ſo leer und gelehrt daſteht. Dieſes Thema erfordert aber eine eigene Behandlung, um zu zeigen, daß diejenigen, welche ſich entweder auf das Virtuoſenthum oder auf das ſogenannte Muſikſtudium legen, nicht zur rechten Zeit aufhören, in dem Moment, wo ſie, bei wirklichem Talent, noch Phantaſie und Gemüth genug haben, um wahre Componiſten werden zu können, bevor das ewige Sitzen und Arbeiten, hier im Spiel wie dort in der Harmonie und den harmoniſch-mechaniſchen Künſteleien, alles Talent förmlich erſtickt und abgetödtet hat. Denn warum leiſtet der Italiener ſo leicht und ſo viel das Seinige in der Muſik, wenn nicht weil er ſich weder die Finger, noch den Geiſt zu voll pfropft, ſondern dieſem zur rechten Zeit freien Lauf läßt? —

Chriſtern.

Brief eines Reisenden aus und über Galizien*).

Wertheſter Freund! Sie verlangen „einfache Wahrheit" nichts als einfache Wahrheit, wie Sie ſagen, über die Ereigniſſe und Scenen, denen ich als Zeuge beizuwohnen Gelegenheit hatte.

„Wahrheit!" — und wiſſen Sie denn, was Sie damit von mir verlangen? Wiſſen Sie denn nicht, daß gerade an die Wahrheit kein Menſch glaubt, eben weil er überhaupt nicht daran glauben *will*. Man hat im griechiſchen Freiheitskampfe, im ſpaniſchen Bürgerkriege, bei allen Gelegenheiten dieſer Art, das europäiſche Publicum mit dem glänzendſten Erfolg myſtificirt, und mancher Zeitungsartikel, manche gefeierte Brochüre, manche à tempo verbreitete Nachricht, welche an der Stirne das Gepräge der Lüge trug, fand allgemeinen Glauben, weil ſie den jeweiligen Sympathien der Parteien ſchmeichelte.

Das Publicum conſtruirt in ſeiner Einbildung ſich die Verhältniſſe nach dem Geſchmack, welchen es daran finden will. Jeder dachte ſich Griechenland, Spanien, Polen, mit den Formen Deutſchlands, Englands, Frankreichs. Und wenn man dann die wirklichen

*) Der nachfolgende Brief enthält einige intereſſante bisher noch nicht bekannte Details. Der Leſer kann aus manchen Stellen errathen, daß der Herr Verfaſſer ein höherer Officier iſt. Im Voraus müſſen wir jedoch ſagen, daß unſere Anſichten von den hier entwickelten in manchen Punkten weſentlich abweichen. Wir verweiſen deshalb auf den Artikel Randgloſſen im heutigen „Tagebuch".

D. R.

Umriſſe der Dinge, die weſentlich von den erwarteten abwichen, genau ſchildern wollte, ſtach das Bild dergeſtalt von dem Erwarteten ab, daß man ſich lieber davon abwendete, als ſich die unbequeme Abweichung von der einmal aufgefaßten Vorſtellung gefallen laſſen wollte.

Die äußeren Umriſſe der Ereigniſſe von dem Ausbruche der Verſchwörung bis zur Beſetzung Warſchau's durch die Truppen der drei Mächte, ſind bereits hinlänglich bekannt. Was nun Galizien insbeſondere betrifft, ſo ſtellt ſich inmitten aller Discuſſion der entgegengeſetzteſten Art die eine Thatſache unläugbar feſt: daß die Verſchwörung, trotz der ausgebreiteten, vielverzweigten Verbindung, ihr Lebensprincip ausſchließlich in den Kreiſen der Güterbeſitzer und ihrer Abhängigen, und eines Theiles der Levito's (wie man in Spanien alle bürgerlich oder modiſch Gekleideten nennt) fand, dagegen bei dem Landvolke nicht nur durchaus keinen Anklang hatte, ſondern gerade an deſſen entſchiedenem Widerſtand ſcheiterte. Eben ſo ſteht es feſt, daß von den zahlreichen Bataillonen, welche gegen die Inſurgenten zogen, ſämmtlich eingeborene Landeskinder der Regimenter Nugent, Hainau, Fürſtenwärther, Hohenegg, nicht ein gemeiner Mann zum Feinde überging, ſondern vielmehr alle Beurlaubten der genannten Regimenter und der dazu gehörigen Landwehrbataillons freiwillig zu ihren Fahnen herbeieilten. Die geſammte, früher auf dem Lande zerſtreute und ſich ſelbſt überlaſſene Mannſchaft hat allen Verführungskünſten der Verſchworenen getrotzt, und die Anhänglichkeit an ihrer Fahne und ihre entſchiedene Abneigung gegen die „nationalen" Umtriebe entſchieden an den Tag gelegt. Letztere fanden ſomit ihren Untergang gewiſſermaßen gerade durch jene Werkzeuge, welche ſie am allerſicherſten zu ihren Zwecken zu benutzen hofften. Dieſe Erſcheinungen werden Jenen, welche Polen, Galizien und Oeſterreich überhaupt nur aus Journalen kennen, ein Räthſel ſcheinen. Wer aber mit den öſterreichiſchen Zuſtänden vertraut iſt, und ſich nicht durch vorgefaßte Meinungen, oder wenn auch edle und poetiſche, aber nichtsdeſtoweniger irreleitende Sympathien und Antipathien blenden und täuſchen läßt, wird die Löſung dieſer ſcheinbaren Widerſprüche bald finden. Wer je maſſenhafte Volksbewegungen zu beobachten Gelegenheit gehabt, und über deren Natur aus der Praxis wie aus der Geſchichte ſich belehrt hat,

der wird wohl ermeſſen, wie abſurd es iſt, anzunehmen, daß eine ſo allgemeine mächtige Bewegung, wie jene der Reaction des galiziſchen Landvolkes gegen die Revolutionärs, durch einige Gulden Prämie und das Machtgebot irgend eines Regierungsbeamten hätte erzeugt werden können. Es wäre dies daſſelbe, als wolle man behaupten, die Worte Mirabeau's oder Sieyès' hätten allein die franzöſiſche Revolution gemacht. Derlei Erſcheinungen machen ſich nicht! ſie hängen, wie die Schneelawine, ſchon ſeit Jahrhunderten an den Granitfelſen und dann genügt ein Laut, ein Ruf, ein Schuß, die Maſſe in Bewegung zu ſetzen. Seit einem Jahrhundert iſt die Kluft eröffnet, welche zwiſchen dem alten Polen und dem Bauernthum ſich eingedrängt hat, und der Piſtolenſchuß, welchen ein Inſurgentenhäuptling in Liſſa-Gura auf die ſich ſeinem Gebote widerſetzenden Bauern that, brachte die Lawine zum Sturze, welche donnernd hinabrollte, und in Galizien die letzten Ueberreſte des Polenthums begrub. Denn, wohlgemerkt, ein Polenthum gab es noch, ob zwar Polen ſchon lange geſtorben und nicht durch die Theilung getödtet, ſondern ſchon früher an innerer Auflöſung verſchieden war, — ja es hat in dem Sinne, in welchem man jetzt ein Volk, einen Staat verſteht, — nie gelebt. Es kann wohl Niemandem einfallen, das große moraliſche Verbrechen der Theilung Polens als ein „assassinat politique" zu läugnen, aber entſchuldigen läßt es ſich durch das Axiom, daß die Exiſtenz Polens in der damaligen Form durchaus eine Unmöglichkeit durch die eigene innere Auflöſung geworden war. Die polniſche Nation, das heißt der kriegeriſche ritterliche Adel, war mehr ein Inſtitut des Mittelalters als ein Staat im modernen Sinne; ſie war eine der ſchönſten poetiſchen Erſcheinungen in der Geſchichte, aber eben deswegen mit der neu heraufſteigenden Zeit unvereinbar. Polen und Venedig, Malta und Deutſchritterthum gehören der Geſchichte an, und ſie wieder lebendig machen, hieße Cadaver galvaniſiren; mögen es auch noch ſo herrliche Geſtalten, Rieſenleiber und Heldenleichen ſein, man kann mit ernſter Wehmuth an ihrem Sarge weilen und Blumen auf ihr Grab ſtreuen; aber es iſt beinahe Frevel (!) ſie wieder zum Gehen, Stehen, Sprechen und Kämpfen bringen zu wollen.

Das Polenthum aber hatte Polen überlebt. Der Geiſt wandelte noch auf der Erde umher, als ſchon das Leben aus dem

Körper entwichen. Noch einmal raffte er sich im Todeskampfe auf, und in der Revolution vom Jahre 1830 sehen wir die letzte Manifestation der ritterlich aristokratisch-militärisch-nationalen Existenz der Fraction des sarmatischen Volkes, welches sich polnische Nation nannte. Sie fielen, wie sie gelebt, tapfer gegen den Feind, uneinig unter sich, — das Schlachtfeld war ihr Element, auf demselben haben sie gelebt, und auf demselben sind sie rühmlich gefallen! —

Die letzten Reste des Polenthums hatten sich in der Emigration gesammelt, und zu einer Art künstlicher nationaler Organisation vereinigt. In ihr lebten noch die alten Hoffnungen und Träume fort, aber nach und nach empfanden auch ihre Mitglieder den Einfluß der auflösenden Macht der Zeit. Während sie ihre Kräfte nutzlos in Folge der alten polnischen Erbsünde, — der Uneinigkeit, — im Kampfe unter sich zersplitterten und aufrieben, während die aristokratische Partei, an deren Spitze Czartoryski stand, von der demokratischen, welche Lelewel leitete, befehdet wurde, während die doctrinäre Faction die militärische bekriegte, — consolidirte sich der materielle Zustand, das factische politische Leben in den ehemaligen polnischen Provinzen von Jahr zu Jahr, und verringerte die Hoffnung zu einer Umgestaltung. Die eiserne Hand Rußlands, die Bemühungen Preußens entfernten immer mehr und mehr die Aussicht, die Elemente zu erhalten, auf welche die Emigranten rechneten. Noch gefährlicher aber war ihren Plänen der milde Scepter Oesterreichs, mehr noch als das Schwert und die Knute der Russen. Denn während der Moskowite nach einem Völker-Zweikampf von mehreren Jahrhunderten auf der Wahlstatt Sieger geblieben war, und sein Te Deum im griechischen Ritus absang, — während der germanische, protestantische Preuße immer auf anhaltende Antipathien gefaßt sein mußte, ließ es sich erwarten, daß das polnische Element in Galizien sich allmälig an die homogenen katholischen und slavischen Mitbrüder anschließen, an dem Schutze, welchen Oesterreich allen nationalen Individualitäten seiner verschiedenen Völkerschaften angedeihen läßt, Gefallen finden, und sich somit in der katholisch-slavischen Völkerfamilie auflösen würde. Deshalb hielt es die Emigration für dringend nothwendig, ohne Verzug durch einen Gewaltstreich störend einzugreifen, um so

Digitized by Google

mehr, als ſie mit Grund befürchtete, durch längeres Zaudern nach und nach zu veralten und als ein abgeſtorbener, vergeſſener Zweig der polniſchen Vergangenheit zu verdorren. Allerdings hatte Oeſterreich auf dem friedlichen Wege große Fortſchritte gemacht, - - die großen Familien fingen an, ſich dem Hofe warm anzuſchließen; im Heere zählte man die polniſchen Truppen zu den beſten und verläßlichſten, was auch die Folge erwies. Eiſenbahnen, Vereine zur Beförderung wohlthätiger und gemeinnütziger Zwecke waren gegründet und unterſtützt worden, insbeſondere aber hat der, früher jeder Willkür preisgegebene Landmann die Wohlthat eines geordneten Geſetzes und das Bewußtſein eines geſicherten Rechtszuſtandes kennen gelernt. Die Regierung hat eifrig ſich bemüht, die alten Elemente mit den neuen zu verſöhnen, und die letzten Reſte polniſcher Nationalität zu ſchützen. Leider wurden alle dieſe milden und wohlgemeinten Maßregeln zur Waffe gegen die Regierung verwendet; die Emigration durfte keine Zeit verlieren, wollte ſie noch in Galizien den Brennſtoff finden, der über kurz oder lang verſchwinden mußte, und nach deſſen Beſeitigung ſie nur ein mit der öſterreichiſchen Völkerfamilie nah verſchwiſtertes, durch vielfache Bande unauflöslich verknüpftes Land gefunden haben würde. Es wurde alſo unverzüglich zur Ausführung der neuen projectirten Bewegung geſchritten. Für den Augenblick vereinigten ſich alle feindlichen Fractionen der Emigration und jede bot ihren Einfluß zur Erreichung des gemeinſamen Zweckes. Der Oligarch Gold und Einfluß, der Soldat verſprach ſein Schwert, der Radikale ließ die communiſtiſchen Hebel ſpielen, — ja leider auch der Prieſter des Friedens lieh die geheiligte Macht ſeines Wortes, um zum Blutvergießen aufzufordern. Die Emiſſäre durchſtreiften die alten polniſchen Provinzen, insbeſondere Poſen und Galizien, und bereiteten den Anſchlag vor. Der alte, tüchtige, polniſche Säbel war auf den Feldern von Oſtrolenka und vor den Mauern Warſchau's zerbrochen, man lieh alſo von der italieniſchen Propaganda den Dolch und rechnete auf die Senſe der Bauern. Aber der polniſche Edelmann wußte mit der ungewohnten Waffe nicht umzugehen; der Bauer ſtieß den dargebotenen Bund zurück, und als der Edelmann, nach altgewohnter Sitte der Heeresfolge, den Säbel und die Piſtole auf den ungehorſamen Lehenspflichtigen zuckte,

erinnerte ſich der Bauer, daß er noch ein anderes Geſetz, der beurlaubte Soldat, daß er einen anderen Fahnenſchwur kenne, ergriff ſeinen Dreſchflegel und erſchlug die Revolution.

Es gehört zu der Eigenthümlichkeit des polniſchen Charakters, daß er Alles glänzend anfängt und nichts conſequent durchführt. Während die kleinen Gutsbeſitzer, faſt durchgängig in die Bewegung eingehend, keine Koſten, keine Aufopferung ſcheuten, um ihre Zwecke vorzubereiten, vergaßen ſie gerade das Wichtigſte, nämlich das Werkzeug dazu, den Bauer zu gewinnen, welches, wenn ſie ſeit einigen Jahren ihre Aufmerkſamkeit darauf gewendet hätten, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade eine Kataſtrophe, wie die ſtatt gefundene, möglich gemacht haben würde. Aber, obgleich ſie wußten, daß ſie ſeiner bedürfen würden, ſo dauerte die Bauernſchinderei fort, und gab den Kreisämtern und Regierungsbeamten beſtändige Gelegenheit, die dankbare Rolle des Beſchützers gegen die Bedrückungen der Grundherrn und Mandatare (Verwalter) zu ſpielen. Der polniſche Edelmann und Grundherr iſt oft *großmüthig*, aber er erkennt durchaus nicht das Recht; Willkür iſt ein nothwendiges Element ächt polniſcher Nationalität, welche ſo oft *Geſetzloſigkeit* mit *Freiheit* verwechſelte.

Beobachtungswerth iſt die Ordnung, die Diſciplin, welche das Landvolk bei ſeiner Reaction, beſonders anfänglich beobachtete. Während der 4 oder 5 Tage, in welchen die erſte und größte Aufregung waltete, und Schaaren von Bauern, oder zu ihren Regimentern ohne irgend eine militäriſche Aufſicht wandernde Beurlaubte die Straßen überfüllten, war der Anblick eines Betrunkenen eine höchſt ſeltene Erſcheinung; bei dieſen blutigen und traurigen Executionen wurde zwar der Verdächtige erſchlagen, und leider auch hier und da mancher Unſchuldige, wenn er als „untreu dem Kaiſer" bezeichnet war, aber Weiber und Kinder durchgängig geſchont, Raub und Brandlegung fielen anfangs nicht vor; erſt ſpäter, als ſich der Bewegung ſchon bösartigere Elemente anſchloſſen, oder wenn ſich die Bewohner der Edelhöfe hartnäckig vertheidigten, wobei auch Frauen thätigen Antheil nahmen, traten Ausnahmen ein; es wurde dann Feuer angelegt und geplündert, und bei ſolchen Veranlaſſungen ſind auch, wiewohl ſelten, Frauen mißhandelt worden. Graf R. flüchtete mit ſeiner Frau und mit ſeinen Knaben; auf der

Digitized by

Landſtraße hielten ihn die Bauern an, hießen ihn ausſteigen, und als ſie ihn für einen der Hauptinſurgentenführer erkannt hatten, wurde er mit Dreſchflegeln todt geſchlagen, ſammt Kleidern, Uhr und Börſe wieder in den Wagen hineingelegt und dem Kutſcher geheißen weiter zu fahren.

Die Bauern hatten vortreffliche Notizen. Sie hielten, nach Erſtürmung eines Edelhofes, ordentlich Gericht über die „Getreuen" oder „Ungetreuen". — Beim Grafen L., einem ehemaligen kaiſerlichen Offizier und dem Kaiſerhauſe bekanntermaßen ſehr ergebenen Cavalier, ſchirmten ſeine Unterthanen deſſen Perſon, Familie und Vermögen, erſchlugen aber vor dem Hauſe zwei ſeiner polniſchen Beamten (Mandatare), und richtig, es fanden ſich in deren Wohnungen Vorräthe von Waffen und Munition. — Bei M. wurde der Grundherr S. verſchont, aber der Pfarrer und der Schenkwirth erſchlagen, und bei ihnen fand ſich auch das zur Vergiftung der im Dorfe ſtationirten Militär-Mannſchaft beſtimmte Arſenik. Auf dem von deutſchen Beamten nach Recht und Humanität verwalteten Gute Faſſow des Herrn von Elkan (Banquier in Wien) bewachten die Gemeinden die herrſchaftlichen Vorräthe und verübten nicht den geringſten Unfug. Daſſelbe geſchah auch auf den Gütern der Grafen Tarnowska in Woinecz beim Grafen Zelinszki, und bei mehreren andern, durch ihre Anhänglichkeit an Oeſterreich und ihre humane Behandlung der Unterthanen bekannten Grundherrſchaften, und zwar im Tarnower, Bochnier und Rzeszower-Kreiſe, wo ſich das Landvolk am aufgeregteſten zeigte. Die Gemeinden, durch ihre Ortsrichter mit Beiwirkung ausgedienter Capitulanten geleitet, hatten ſich ganz militäriſch geordnet, hielten ſtreng Wache, machten Patrouillen und man hörte bei Nacht von Dorf zu Dorf das Blaſen der Wächter mit dem Kuhhorn, auf der Straße das Feldgeſchrei der mit Dreſchflegeln und mit Miſtgabeln bewaffneten Bauern. Und eben dieſe Bauern, an deren Dreſchflegel und Miſtgabel noch das Blut klebte, ließen ſich von jedem dazu geſendeten Offizier oder Kreisbeamten, von einem Corporal oder Gefreiten folgſam leiten, befehligen und von mancher Ausſchweifung abhalten. Leider aber war es nicht möglich, ſchnell genug Regierungsbeamte und disciplinirte Mannſchaft hinzuſenden, um Uebergriffe und manches traurige Ereigniß zu verhüten.

In Liſſa-Gura bei Tarnow fiel der Schuß, welcher zuerſt Dreſchflegel und Miſtgabel in Bewegung ſetzte. Dieſes, etwa eine Meile von Tarnow befindliche Dorf, war einer der vier Hauptſammelplätze, an welchen ſich die vier, zum Angriff auf Tarnow beſtimmten Sturmcolonnen vereinigen ſollten. Tarnow war als der Hauptpunkt der Bewegung im weſtlichen Galizien auserſehen. Nach dem anfänglichen Plane ſollte dort ein Ball veranſtaltet werden, dem alle Civil- und Militärbehörden beigewohnt hätten. Die Damen hatten die Aufgabe übernommen, die Offiziere durch Aufforderungen zum Tanze zu entwaffnen. Auf ein gegebenes Zeichen ſollten dann die anweſenden Polen über die Waffenloſen herfallen und ſie niedermachen. Zu gleicher Zeit wären die Truppen und die wenigen zurückgebliebenen Offiziere in ihren Quartieren überfallen und vereinzelt ohne Führer leicht bewältigt worden, während die vier Sturmcolonnen, durch das Aufſteigen einer Rakete vom Gelingen des Anſchlags in Kenntniß geſetzt, auf Tarnow losgerückt wären und es beſetzt hätten. Den folgenden Tag hätte die Inſtallirung der revolutionären Regierung mit dem Blutgerichte begonnen, als deſſen Opfer zunächſt die oberſten Regierungsbehörden, der Kreishauptmann und die andern übrig gebliebenen Beamten im Voraus bezeichnet waren, die am nächſten Morgen als die erſten Früchte am blühenden Freiheitsbaume aufgeknüpft werden ſollten; *) dann ſollte das neue Gouvernement in Function treten. In Bochnia, Rzeszow, auch in Lemberg, Stry, Tarnopol ſollte nach demſelben Plane die Bewegung auf dieſelbe Art losbrechen und ſonach mit einem Schlage die politiſche Adminiſtration und die militäriſche Gewalt in Galizien vernichtet werden.

Allein, durch vielfache Andeutungen aufmerkſam gemacht und durch die Ereigniſſe in Poſen gewarnt, hatte die Regierung, deren Milde und Gerechtigkeitsliebe bis jetzt jede gewaltſame Präventiv-Maßregel zuwider war, mehrere Arreſtationen vornehmen zu müſſen geglaubt, und die Verſchworenen beſchloſſen daher, die Aus-

*) Anklagen dieſer Art die im erſten Augenblick der Verwirrung verzeihlich waren, ſollte man jetzt nicht eher erneuern, als bis die Unterſuchung geſchloſſen iſt und ſie beſtätigt hat. Bis dahin kann man ihnen keinen Glauben ſchenken. D. R.

zed by Google

führung ihres Planes zu beſchleunigen, um den Behörden keine Zeit zu laſſen ſich auf den projectirten Angriff vorzubereiten. Einige von ihnen begaben ſich zuerſt nach Pilsno, wo ſie den, als der öſterreichiſchen Sache ergeben bekannten Bürgermeiſter grauſam ermordeten, Poſtpferde requirirten und dann nach Liſſa-Gura aufbrachen, wo eine größere Zahl bewaffneter Inſurgenten, Edelleute mit ihrem Anhange, Verwalter und einige Geworbene ſie erwarteten. Dort waren auch die Bauern, unter dem Vorwande irgend einer Dominicalleiſtung in Maſſe hingeſtellt. Aber ſchon von vornherein durch dieſe bereits länger dauernden Umtriebe beunruhigt und durch die Plünderung und Mord fürchtenden Juden angeſtiftet, hatten ſich die Landleute nach Tarnow begeben und um Schutz und militäriſche Aſſiſtenz gebeten. Doch die Zahl der Truppen war zu gering, um Tarnow zu entblößen, und es ward den Bauern der Beſcheid: „nach Möglichkeit ſich von allen dieſen Umtrieben fern zu halten und im Nothfalle es zu verſuchen, gewaltſamen Maßregeln mit Gewalt ſich zu widerſetzen.“

Die Aufrührer verſuchten anfangs, die verſammelte Maſſe des Landvolkes durch Ueberredung und Verſprechungen von Aufheben der Dominicalleiſtungen und ſonſtigen Laſten zu gewinnen und zur Mithülfe zu bewegen. Eben ſo fruchtlos wandten die anweſenden Geiſtlichen ihren Einfluß daran, im Namen der nach ihrer Ausſage unterdrückten Religion, die Bauern in Bewegung zu ſetzen. Einige ausgediente Capitulanten und ein paar alte Ortsrichter nahmen das Wort und verweigerten im Namen ihrer Genoſſen jede thätige Mitwirkung zu einem Aufſtande gegen „den guten Kaiſer“. — Da wollten die Inſurgenten terroriſtiſche Maßregeln anwenden und einer derſelben, ich glaube, es war der Graf W., zog die Piſtole aus dem Gürtel und ſchoß den „Raiſonneur“ wie er ihn nannte vor den Kopf. Ein anderer Verſchworener feuerte ſein Doppelgewehr auf den Bauernhaufen ab. Dies war das Signal zu der Reaction. Die Bauern, ſtatt ſich erſchrecken und imponiren zu laſſen, fielen über die Verſchworenen her, erſchlugen ihrer 26 auf der Stelle und trieben die andern auf den Edelhof, wo ſie ſich vertheidigten, indem ſie aus den Fenſtern heraus feuerten. Bald aber erſchien die von Tarnow entſendete Escadron des Grafen Thurn von Kaiſer Chevaurlegers und nahm die noch ver-

ſchonten Inſurgenten in Empfang. Die Todten und Verwundeten wurden auf Wagen geladen und von den Bauern ſelbſt nach Tarnow gebracht. Aber weit entfernt, die Fortſetzung dieſer Metzelei zu begünſtigen, wandte insbeſondere der Gubernialrath und Kreishauptmann Breundl Alles an, unnützes Blutvergießen zu verhüten, und deshalb wurden Prämien auf die „lebendig" eingebrachten Aufrührer geſetzt. Es lag keineswegs in der Abſicht der Behörden, die Bewegung des Landvolkes zu vermehren, ſie begünſtigten dieſelbe nur als ein nothwendiges und im Drange der Umſtände gebotenes Hülfsmittel, und ſuchten jedem Uebergreifen nach Möglichkeit Einhalt zu thun, aber wenn ſolche Kräfte entfeſſelt ſind, reichen keine Mittel aus, ſie ſchnell wieder in das gewohnte Geleiſe zu bringen; und am Abend deſſelben Tages und in den nächſtfolgenden Tagen bewies die Zahl der von den Gemeinden als Aufrührer erſchlagenen und als Leichen oder Verſcheidende eingelieferten Individuen, wie gefährlich es ſei, mit der Revolution zu ſpielen! Daß ſpäter auch Privatrache und ſelbſtſüchtige Zwecke der Volksjuſtiz in die Hände gepfuſcht haben mögen, iſt wohl nicht zu läugnen; das von der Regierung publicirte und auf die Reaction des Landvolkes durch Aufrichtung zahlreicher Galgen ſich manifeſtirende Standrecht beweiſet, daß man ernſtlich darauf bedacht war, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Auch fielen ſchon nach wenig Tagen keine Exceſſe mehr vor, *) und ich zweifle, daß irgendwo anders, z. B. in Frankreich, — ja in den meiſten Gegenden Deutſchlands, es gelingen dürfte, das Landvolk, wenn es einmal in eine ähnliche Aufregung gerathen wäre, ſo ſchnell wieder in demſelben Grade zu beruhigen und zu verhindern, nicht weit zahlreichere und größere Exceſſe zu verüben.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Züge anführe, welche, wie die Schattenſtriche in einem Gemälde, vielleicht am meiſten dazu dienen, die eigenthümliche Phyſiognomie dieſer Begebenheit zu bezeichnen.

In Pilsno ſah ich einen Haufen Bauern ſtehen. Bei meiner Annäherung grüßten ſie mich ehrerbietig, und wären nicht die Dreſch-

*) Die Nachrichten aus Galizien ſtellen dies fortwährend in Abrede. D. R.

ſiegel in ihren derben Händen ein etwas drohendes Attribut geweſen, man hätte ſie für friedliche Supplicanten gehalten, welche eine Gemeinde zur Abhaltung einer Pacht-Licitation abgeſendet haben dürfte. Auf meine Frage, was ſie eigentlich da machten, antworteten ſie: „Wir haben Polen (Polaci) gebracht.“ — Was heißt das: Polen, erwiederte ich, was ſeid denn Ihr? — „Wir ſind keine Polen, wir ſind kaiſerliche Oeſterreicher.“ — Wer ſind denn alſo die Polen. — „Ah, Polen! das ſind die Herren, die Verwalter, die Schreiber, die Gelehrten, wir aber ſind Bauern (Chlapi), kaiſerliche Bauern!“ —

Bei Wadowize begegnete ich einem Transport Arreſtanten, welche bei Podgorcze in Gefangenſchaft gerathen waren. Es waren an 30 junge Geiſtliche und Kleriker darunter; einer antwortete auf meine Frage, warum ſie ſich der aus Krakau herübergekommenen Freiſchaar angeſchloſſen hätten? — „Um für die unterdrückte katholiſche Religion zu beten und — im Nothfalle zu fechten!“ — Nun ſehen Sie, werther Freund, ich begreife, daß in einer polniſchen Bruſt ein polniſches Herz ſchlägt. Ich werde, wenn auch die Kugel auf mein eigenes Geheiß dieſe Bruſt durchlöchert, das Herz in derſelben achten! — Aber dieſer Geiſt der Lüge, durch welchen man auch das Heiligſte zum untergeordneten Mittel eines fremden Zweckes zu machen ſtrebt, dieſes berauſchende Opiumgift, welches man der Jugend eintrichtert, das empört mich! Wie bald werden dieſe geopferten Jünglinge in den Kaſematten von Ollmütz die boshafte Abſurdität einſehen, im Namen der katholiſchen Religion zum Kampfe gegen das Haus Oeſterreich aufgefordert worden zu ſein. Hat das einen geſunden Menſchenverſtand? Und doch, ſo abſurd es iſt, ſo finden ſich doch Menſchen, welche ſich für dieſe ſtupide Meinung haben einnehmen laſſen, ja in Folge deſſen Leib und Leben daran geſetzt haben! Das iſt ja eben die Teufelei unſerer Zeit, daß Jeder vorzugsweiſe nach dem Gifte greift, es mag auch bitter und gallicht ſein, es findet Abnehmer.

Die Zahl der Arreſtanten in Tarnow, Bochnia u. ſ. w. iſt übergroß. Viele mußte man ſchon ihrer eigenen Sicherheit wegen aufnehmen, wenn ſie nur entfernt zum Verdachte Anlaß gaben, um ſie vor der Wuth des Landvolkes zu ſchützen. Auch Privatwoh-

nungen, Kaſernen und ſonſtige öffentliche Gebäude ſind zu Arreſten verwandelt und überfüllt. Die zahlreichen, mit Bretern und Gittern verſchlagenen, von auf- und abſchreitenden Poſten beobachteten Fenſter, dazu zahlreiche in Trauer gekleidete Frauen, deren thränender Blick auf jene Fenſter gerichtet iſt, gewähren dem Reiſenden einen traurigen Anblick. Als ich in Tarnow mich aufhielt, fand eine Kirchenparade ſtatt. Mehrere Bataillone, aus kaum eingerückten Beurlaubten beſtehend, und eine Abtheilung des während dieſer bewegten Epoche durch Tapferkeit, Ausdauer, Haltung beſonders bewährten leichten Reiterregiments „Kaiſer" paradirten vor ſeiner k. H. dem Landesgouverneur. Außer dieſen Reitern, welche deutſches Volk ſind und dem ſiebenbürgiſchen Regimente Graf Leiningen, beſtanden alle andere Truppen durchaus aus Polen, und gerade dieſe Truppen zeigten die größte Kampfbegierde, und Tag und Nacht ſah man in den Quartieren die neu eingerückten Beurlaubten ihre Waffen putzen und Montur und Rüſtung ſo ſchnell als möglich in guten Stand ſetzen. Als die Truppen mit klingendem Spiele, mit der Hymne „Gott erhalte den Kaiſer" defilirten, was mußten da die Gefangenen hinter ihren Gittern fühlen und denken? Wohl hatten ſie Stoff und Muße, die Unhaltbarkeit der wahnſinnigen Täuſchung zu betrauern, in deren Folge ſie dieſe Maſſe von Trauer, Leid und Schmerz über ihr Land verhängt hatten. Aber diejenigen, welche es anzettelten, ſitzen nicht hinter dieſen Gittern, ſondern ſchmauſen, kritzeln, kritteln und intriguiren in Paris und London.

Wenn man reiflich über den ganzen Verſchwörungsplan nachdenkt, ſo weiß man nicht, wie ſich ſo viel Schlauheit, Combinationsgabe, terroriſtiſche Energie, und ſo manche Selbſtaufopferung mit ſo kleinlichem Intriguengeiſte und maßloſem Leichtſinne verbinden läßt. Die Verſchworenen bauten ein Gerüſt von adminiſtrativen, politiſchen und militäriſchen Organiſationen, alle Würden und Stellen, alle Aemter und Functionen waren beſetzt, ſogar Purpurmäntel und Herzogskronen ausgetheilt (?), aber Niemand hatte ſich die Mühe gegeben, den Boden zu prüfen, auf dem das Gebäude gebaut werden ſollte. Wie konnte es den Verſchworenen unbekannt bleiben, daß ſie für ihr Unternehmen weder beim Landvolke, noch in den Reihen der Truppen auf eine Sympathie rechnen konnten!? Und wenn ſich das Gegentheil ſchon ſo entſchieden in den weſt-

zed by Google

lichen Kreiſen dargethan hat, wo ſelbſt beim Landvolk das polniſche Element in Sprache, Religion, Sitte und Geſchichte auf einigen Anklang hoffen kann, was wäre dann erſt in dem öſtlichem, von Ruthenen bewohnten Theile von Galizien geſchehen, wo die drei Qualitäten: Pole, Edelmann und Katholik, vollſtändigen Anſpruch auf dreifachen Haß haben? Iſt es nicht mehr als Wahnſinn, mit derlei Ausſichten die Fahne des Aufruhrs ſchwingen zu wollen? Aber der Pole, bei allen ſeinen ſonſtigen Eigenſchaften, bleibt ſtets nur auf der Oberfläche. Auch hier unterließ er gänzlich die Unterſuchung des Fundaments.

Es liegt gewiß in der Abſicht und in der Geſinnung der öſterreichiſchen Regierung, milde und ſanfte Maßregeln anzuwenden. Bei dieſer Gelegenheit aber hätte vielleicht die Regierung nicht umhin gekonnt, das wenn auch nur verſuchte dreifache Verbrechen des Hochverraths, Aufruhrs und Meuchelmords bei vielen Individuen mit ernſter Strenge zu ahnden. Es iſt, als ob die Vorſehung für diesmal der milden Kaiſerhand das traurige Amt des Richterſchwertes hätte erſparen wollen; die Schuldigen ſind größtentheils ſchon gerichtet.

Eine eigenthümliche Stellung in Galizien behauptet das Judenthum. Die armen Juden waren in großer Angſt, der Sieg der Revolution hätte ihr Leben und Eigenthum gefährdet. Die Juden in Galizien repräſentiren eigentlich den Mittelſtand, denn in einer ſocialen Organiſation, wo es nur zwei Elemente, den kriegenden Edelmann und den arbeitenden Fröhner gab, fiel Alles was in der Mitte liegt, Handel und Wandel, Induſtrie und Geldgeſchäft, wohl auch Intelligenz und Geſchäftsſinn in ihren Bereich. Durchaus der Regierung zugethan, doch zu furchtſam zu einer poſitiven Handlung, wußten ſie doch den Maßregeln der Regierung durch ihren Einfluß viel Vorſchub zu leiſten, und jene der Verſchworenen zu hemmen. Das Judenthum in Galizien iſt eine mächtige Potenz, es iſt durchaus conſervativ und hat das Bewußtſein, daß die ſogenannte Judenemancipation, wenn ſie mit allen ihren Folgen durchginge, die Macht des israelitiſchen Princips in Galizien durch innere Auflöſung mehr ſchwächen als einer Verbeſſerung zuführen würde?

Es wurde in meinem Beiſein ein Frachtwagen angehalten und von den Grenzjägern viſitirt, die eröffneten Fäſſer zeigten ſchöne Orangen, in Schichten gepackt. Schon war man Wil-

lens, die Fäſſer wieder zu ſchließen, als ein dabeiſtehender Israelit kläglich wimmerte. „Haben Se den Kern nicht geſehen, der macht Grimmen!“ Dadurch aufmerkſam gemacht, unterſuchte man genauer, und ſiehe da, unter den Orangen funkelten bald die geſchliffenen Senſenklingen heraus.

In Krakau fand ich lebhaftes Truppengewimmel. Der Tſcherkeſſe und Koſak, der preußiſche Uhlane oder Landwehrmann, der öſterreichiſche Reiter und Musketier wanderten wieder, was ſeit 30 Jahren nicht geſchehen, neben einander und ihre Poſten löſten ſich mit derſelben Parole ab. Ob es von den Polen klug war, ſich zu dem Magnet zu machen, der die Lanzenſpitze des ruſſiſchen Koſaken, das preußiſche Bajonnet und den öſterreichiſchen Pallaſch wieder in einen gemeinſamen Eiſenring ſchmiedet, laſſe ich Sie ſelbſt beurtheilen! — Krakau ſprach mich wehmüthig an. Der Eindruck, welchen ich empfand, war jenem ähnlich, der mich in Venedig befängt. Hier und dort ſtehe ich an Rieſengräbern der Zeit. Auch Krakau iſt eine Königswiege und ein Heldenſarg. — Ja! der Sarg eines ganzen Volkes! Ich begreife den wehmüthigen Blick des Venetianers, der vom Palazzo Mocenigo und von dem Piazza St. Marco hinausſtreift auf die Lagunen! — Ich verſtehe das geſenkte Haupt des Polen in der Gruft, wo Sobieski's, Kosciusko's und Poniatowski's Heldenaſche ruht! — Jedes Volk, wie jeder einzelne Menſch denkt dabei an die geheiligte Aſche der Vergangenheit, die er ſelbſt begraben hat! — Aber eben deshalb muß man von den Gräbern wieder hinaufblicken in das grünende, wogende Leben, und ſeine Thatkraft nicht an Mauſoleen und Nekropolen verdorren laſſen. Der Pole hätte meines Erachtens beſſer gethan, dieſe, in jedem fühlenden Herzen für ſein Geſchick lebende Sympathie zu benutzen und ehrlich die Bruderhand zu einem neuen Leben zu reichen, als uns zu zwingen, mit umgürtetem Schwert das Grab ſeiner Helden zu beſuchen, und uns durch ſein wahnſinniges, frevelhaftes Beginnen, durch ſeine Meuchelmordsanſchläge, — auch die Achtung zu rauben, die wir für ſein, wiewohl ſelbſtverſchuldetes politiſches Unglück hegten. — Die drei Helden, die dort ruhen, würden im Leben mit Stolz und Abſcheu die Waffen von ſich geſtoßen haben, welche ihre Nachkommen von der wälſchen Propaganda entlehnt zu haben ſcheinen.

Digitized by Google

Ich ſtieg auf das Krakauer Schloß, einige verpalliſadirte Tambours und die auf die Stadt gerichteten Geſchütze machen die alte Jagellonenburg zu einem Zwing-Krakau. Dies iſt die Sühne für unſere im Krakauer Freigebiet hinterliſtig überfallenen und meuchleriſch gemordeten Soldaten und den tapfern Lieutenant Begk von Kaiſer-Chevaurlegers, der nach heldenmüthiger Gegenwehr unter den Dolchen der Mörder fiel. Sein Kamerad Lieutenant Berndt, gleichfalls meuchelmörderiſch überfallen, hatte noch Zeit, ſein Roß zu beſteigen, und nachdem er mit Piſtolen und Säbel ſechs ſeiner Angreifer erlegt hatte, gelang es ihm, trotz eines Schuſſes durch den Unterleib — mehrere Kugeln hatten Mantel, Sattel und Helm durchlöchert —, ſich durchzuhauen, den langen Ritt bis Krakau, etwa drei deutſche Meilen, trotz ſeiner zahlreichen Verfolger, glücklich zurückzulegen; und als er, von den Letzteren beinahe ſchon umringt, den vorgezogenen Schlagbaum am Krakauerthor erreicht hatte, durch einen kühnen Sprung über denſelben zu ſetzen und auf dem Platze ſich der aufgeſtellten Infanterie anzuſchließen, wo er aber durch Anſtrengung und Blutverluſt erſchöpft vom Pferde ſank.

Tagebuch.

Randglossen

zu dem vorstehenden Aufsatze und zu noch manchem Andern.

Wir haben den geehrten Herrn Einsender des vorstehenden Aufsatzes seine Meinung ungestört entwickeln lassen, ohne ihn durch polemische Anmerkungen, durch eingekeilte Sic, durch spitze Ausrufungszeichen oder widersprechende Fragezeichen viel zu unterbrechen; um so mehr aber ist es uns nöthig einige Punkte festzustellen, in welchen unsere Anschauungsweise nicht nur von der so eben entwickelten, sondern auch noch von der vieler anderer, sogenannter nationaler Stimmführer deutscher Presse abweicht. Wir rühmen uns so national als nur irgend Jemand zu sein, oder vielmehr, wir rühmen uns blos, so viel gesunden Menschenverstand zu haben, um einzusehen, daß es bei der gegenwärtigen Weltlage für Preußen und Oesterreich eine Pflicht der Selbsterhaltung war, den polnischen Aufstand zu unterdrücken. Um dies zu beweisen, bedarf es nicht erst des klingenden Spiels von deutscher Größe und deutscher Bildung, mit denen unsere Presse in dieser Angelegenheit jeden Tag auf die Wachtparade zieht. Wenn es aber zur deutschen Größe gehört, daß man den unterlegenen Polen alle möglichen Giftmischereien und Meuchelmorde andichtet, wenn es zur deutschen Bildung gehört, daß man gegen die Besiegten hartherzig ist, so sagen wir uns los von dieser Größe und Bildung. Daß das Militär auf die Angreifenden mit Kartätschen schoß, war eine tragische Nothwendigkeit; daß die Bauern die Flüchtlinge mit Dreschflegeln erschlugen, ist ein unvorhergesehenes Unglück, daß aber manche Zeitung die Besiegten mit Steinen wirft, ist eine nicht zu rechtfertigende Abscheulichkeit. Wahrlich die deutsche Sache würde nichts verlieren, wenn die Presse mehr Achtung dem Unglücke beweisen würde, und die patriotischen Wortführer würden ihren Regierungen einen bessern Dienst erweisen, wenn

zed by Google

ihr Ton weniger ſchneidend, ihr Siegsgeſchrei weniger frohlockend wäre, wenn in ihren eigenen Worten ſchon die Milde ſich abſpiegeln würde, die Deutſchland, die Europa, die die ganze Humanität jetzt von den Monarchen erwartet, in deren Hand die ſchönſte aller Prärogativen: das Gnadenrecht, liegt!

So viel im Allgemeinen. Im Beſondern müſſen wir unſern Widerſpruch gegen zwei Punkte des vorſtehenden Aufſatzes richten und zwar im Namen der Vergangenheit wie im Namen der Zukunft.

Im Namen der Vergangenheit und der geſchichtlichen Wahrheit müſſen wir den Satz: „Polen ſei ſchon vor ſeiner Theilung an innerer Auflöſung verſchieden, es habe in dem Sinne, in welchem man jetzt ein Volk verſteht, nie gelebt, es ſei mehr ein Inſtitut des Mittelalters als ein Staat im modernen Sinne geweſen —“ auf ſeinen wahren Werth zurückführen. Wir haben dieſe Behauptung in letzterer Zeit zu oft ſowohl von preußiſcher als von öſterreichiſcher Seite wiederholen gehört, als daß man ihr nicht etwas näher in's Geſicht ſchauen ſollte.

Allerdings war Polen von hunderttauſend beſäbelten und beſpornten Edelleuten beherrſcht, die, mit einander uneinig, ſeine ſtaatliche Einheit zerſpalteten, allerdings war das leibeigene, an die Scholle gebundene Volk ſo gut als null, allerdings riefen die Polen ſelbſt fremde Hilfe und fremde Soldaten in's eigene Land. Allein man vergißt oder will vergeſſen, daß die erſte Theilung Polens in den ſiebenziger Jahren ſtattfand, das heißt zu einer Zeit, wo der Begriff des modernen Staates noch in den Windeln lag, und wo noch gar viele andere Staaten, die heute in Europa laut mitreden, nichts als „Inſtitute des Mittelalters“ waren, von denen zu ſchweigen, die es bis zu dieſer Stunde geblieben ſind. Werfen wir doch nur einen Blick auf das damalige Deutſchland, das zur Zeit der Theilung ſeiner Nachbaren nur um wenige Millionen Menſchen mehr zählte. Waren die Tauſende von ſouveränen Edelleuten und Großedelleuten, die Deutſchland regierten, etwa einiger? War die deutſche Wirthſchaft viel beſſer als die polniſche? War der Bauer etwa nicht leibeigen? Riefen die deutſchen Reichsfürſten, die kleinen und großen Tyrannen, etwa nicht fremde Waffen zur Entſcheidung ihrer endloſen Händel herbei? Und bezahlten ſie nicht zuletzt mit dem Blute und dem Marke ihrer Völker, mit ganzen Provinzen des deutſchen Reichs die ſchmählichen Hilfleiſtungen der Fremden? Gewiſſenloſer und weit unnationaler als Polen je gehandelt! Zu eben der Zeit, wo Polen getheilt und wo die Uneinigkeit und der Druck der polniſchen Edelleute die Theilung „entſchuldigen“ ſoll, hatte Preußen und Oeſterreich ſammt den für oder gegen den Kaiſer kriegenden Reichsfürſten kaum erſt den blutigen Säbel in die Scheide geſteckt. Ja gerade dieſe Uneinigkeit der deutſchen Großfürſten war eine der Haupturſachen der Theilung „der jammerbleichen Polo-

nia" der man gerade dieſe Uneinigkeit zum Verbrechen macht. *) Was nun den Druck betrifft, den die polniſchen Edelleute ausübten, ſo wäre es beſſer, unſere Nationalen ſchwiegen davon und riefen nicht die alten Geſpenſter unſerer noch nicht ganz verweſten Geſchichte der letzten Jahrhunderte der Welt in's Gedächtniß. Lagen wir denn etwa auf Roſen zu jener Zeit? Der Reichstag war ein Puppenſpiel, die Reichskammer eine Parodie, die Reichsarmee ein Spottwort geworden. Und wie ſaugten ſich die Igel voll an dem ohnehin erſchlafften Mark des Volkes. Je kleiner ſie waren, je gieriger ſogen ſie. Wo iſt der polniſche Edelmann, der ſchlimmer gehauſt als jener würtembergiſche Karl Eugen, der den allerärmſten Mann des Landes beſteuerte, und die Reichen durch Kerker zur Bezahlung derer maßloſeſten Brandſchatzung zwang, der mit bewaffneter Macht den Leuten ſeine ſchändlichen Lotterieloose aufdrang, der die Aemter vertauſendfachte, um ſie zu verkaufen, die Kirchengüter plünderte, die Töchter ſeiner Räthe auf den Bällen gewaltſam entehrte, der hunderte von Mädchen für ſeine Lüſte requirirte, der Prälaten berauſchte, um ſie mit der unzüchtigſten und fürchterlichſten Krankheit anſtecken zu laſſen und der *funfzig* Jahre regierte, bis **1794**, bis zwanzig Jahre ſpäter noch nachdem jenes Polen zur Strafe für den Mißbrauch, den ſeine Edelleute trieben, getheilt worden war. Nur *deshalb* hebe ich den einen hervor unter den hunderten und tauſenden ſeiner Genoſſen, die im vorigen Jahrhundert mehr als polniſche Wirthſchaft in deutſchen Ländern trieben. Jener ſtarke ſächſiſche Auguſt, der **352** Kinder mit Maitreſſen aus allen Himmelsſtrichen erzeugte, von der eine einzige ihm zwanzig Millionen Thaler koſtete, der ſein ausgeſaugtes Land in ein Theater umſchuf, der die

*) Oeſterreich und Preußen, die durch den ungeheuren Anwachs der ruſſiſchen Macht zunächſt bedroht waren, erkannten ſehr wohl die Gefahr, welche ihnen die Einmiſchung Katharina's in die polniſche Angelegenheit bringen konnte. Friedrich II. und Joſeph hielten in Neiſſe und ein Jahr ſpäter in Mähriſch-Neuſtadt (1770) zwei merkwürdige Zuſammenkünfte, wo der Verſuch gemacht wurde, endlich eine einmüthige deutſche Politik zu bilden und Polen zu ſchützen. „Die Schuld, daß man nicht übereinkam" — ſagt der Preuße Wolfgang Menzel — „lag an Friedrich" .... „Oeſterreich hatte bereits dem König von Polen die Hand einer Erzherzogin und der überwiegenden katholiſchen Partei im polniſchen Adel ſeine Hilfe angetragen. Hätte ſich nun Preußen zur Rettung Polens an Oeſterreich angeſchloſſen, ſo hätte es zwar den ruſſiſchen Einfluß geſchwächt, aber deſto mehr den öſterreichiſchen verſtärkt und ſelbſt nichts gewonnen. Aus dieſem Grunde glaubte Friedrich die Ruſſen ſchonen, ſich der Ruſſen ſogar gegen Oeſterreich bedienen zu müſſen. Sein Bruder Heinrich, den er nach Petersburg ſchickte, handelte in dieſem Sinn. Nun hielten die Oeſterreicher einen Kriegsrath, in welchem die Frage, ob ſie es wagen dürfen, Rußland den Krieg zu erklären, wenn Preußen nicht auf ihrer, ſondern wohl gar auf ruſſiſcher Seite ſtünde? verneinend entſchieden wurde (1771). Von dieſem Augenblicke war die Theilung Polens entſchieden."

Digitized by Google

Gräfin Cloſel in der unzüchtigſten aller Denkmünzen verewigen ließ, deſſen Miniſter Flemming ſechszehn Millionen Thaler zuſammenſtahl, der war freilich Kurfürſt von Sachſen und König von Polen zugleich, deutſche und polniſche Wirthſchaft reichten ſich da die Hände. Aber Miſſethaten wie in Baden Durlach mit ſeinem Hirſchpark in Carlsruhe, Blutſaugereien wie in Bayreuth und Anſpach, Ungeheuerlichkeiten wie die des Jeſuitenzöglings Carl Philipp von der Pfalz, haben wir auf eigener Hand aufzuweiſen, ja einer Polin, der edlen Tochter Sobieski's, war dieſe deutſche Wirthſchaft ſo ungewohnt und unerhört, daß ſie ſich von ihrem Manne, dem liederlichen Maximilian Emanuel von Bayern ſcheiden ließ (1726). Und wo hat die Geſchichte der polniſchen Nation ein ſchwärzeres Blatt aufzuweiſen als jenes, welches von dem ſchändlichen Menſchenhandel erzählt, den ein ſo winziger mit den großen landreichen Edelleuten Polens nicht zu vergleichender, deutſcher Reichsfürſt wie Friedrich von Gotha begann, indem er den Holländern drei Regimenter gewaltſam ausgehobener Recruten verkaufte! Und jener heſſiſche Friedrich, der gleich auf ein Mal den zweiunddreißigſten ſeiner Unterthanen für die engliſchen Colonien verkaufte (12,000 Mann), und die Väter mit dem Halseiſen, die Mütter mit dem Zuchthauſe ſtrafte, wenn ſie ſich beklagten. Und Hanau, Waldeck, Würtemberg, der Biſchof von Münſter ꝛc.; die kleinſten Machthaber durften ungeſtört Aehnliches wagen. Presque tous les princes allemands sont marchands d'hommes ſagt Feuquières in ſeinen Memoiren. Und all dieſen Gräuel — der Regel und nicht Ausnahme war — finden wir in einem einzigen Jahrhundert beiſammen, im vorigen Jahrhundert. Wir brauchen nicht ein Mal in's ſiebzehnte zurück zu greifen, nein daſſelbe Säculum, in welchem Polen als ein von tauſend Edelleuten verwahrloſtes, zerſplittertes Land zertheilt ward, hat Alles dieſes beiſammen, Felonie, Maitreſſenherrſchaft, Bauernſchinder, Menſchenhandel, Recht und Satzung kaum geordnet und noch weniger geachtet! Und man ſpricht von Polen als von einem Inſtitut des Mittelalters!

Freilich Polen hat die franzöſiſche Revolution, dieſe große Schule der Fürſten und Völker nicht erlebt. Es hat nicht Zeit gehabt ſich zu beſinnen und zu ſammeln wie die erſtern und zum Bewußtſein zu kommen wie die letztern. Es hat nicht Zeit gehabt ein Staat im modernen Sinne zu werden, weil der moderne Staatsbegriff erſt ſeit jener Zeit zur Geltung gekommen iſt. Ohne jene furchtbare Lehrmeiſterin hätten wir in vielen Staaten die „polniſche Wirthſchaft," noch bis auf den heutigen Tag, ja hätte nicht jener Titan, der aus ihrem Krater hervorgeſtiegen, ſeine Kriegsfackel zum Scheiterhaufen für die Unabhängigkeit von ganz Europa gemacht, Deutſchland allein wäre ihm erlegen, es hätte vielleicht in dieſem Jahrhundert das Schickſal gefunden, das Polen im vorigen ereilte und ein fremder Publiciſt

hätte dann ebenſo von uns geſagt: Deutſchland ſei im Grunde nie ein Staat im modernen Begriffe geweſen, es ſei blos ein Inſtitut des Mittelalters geweſen und war durch innere Zwieſpalt längſt aufgelöſt, ehe es noch getheilt wurde! Vor fünfzig Jahren hätte dies Alles noch auf uns gepaßt und zum Theil vor vierzig, vor fünfunddreißig noch! Aber der Himmel hat wohlwollend auf Deutſchland herabgeſehen; im Momente ſeiner tiefſten Erniedrigung hat es ſeine höchſte Kraft, ſein Nationalbewußtſein, ſich ſelbſt wieder gefunden. Doch eben deshalb ziemt es ihm, dem Glücklichen, ſeinen gefallenen Bruder mit Theilnahme zu begegnen und ihm ſein Unglück nicht doppelt fühlbar zu machen.

In's Practiſche überſetzt, was heißt das? —

Freilich nicht viel. Ob die Theilung Polens zu entſchuldigen, darüber zu ſtreiten ſcheint jetzt nicht die Zeit. Jetzt, wo ſelbſt aufrichtige Polenfreunde ſich geſtehen müſſen, daß Oeſterreich und Preußen auf ihre polniſchen Gebietstheile nicht verzichten können, nicht verzichten dürfen und nicht blos im Intereſſe ihrer Hausmacht, ſondern im Intereſſe deutſcher Macht überhaupt! —

„Erkennen Sie dies an — höre ich fragen — wozu die vernarbten Wunden von Neuem aufreißen, da man ſie doch nicht heilen kann? Wozu die Vergangenheit heraufbeſchwören, da man an die Gegenwart denken muß?" — Aber gerade weil die Wunden noch *nicht* vernarbt ſind, muß man ſie unterſuchen, weil man nicht blos an die Gegenwart, ſondern auch an die Zukunft denken muß, iſt es nöthig über die Vergangenheit ſich klar zu werden. Hier ſind wir bei dem zweiten Hauptpunkt, wo wir dem Herrn Verfaſſer des vorſtehenden Aufſatzes entſchieden widerſprechen müſſen:

„Der Piſtolenſchuß, welchen ein Inſurgentenhäuptling in Liſſa-Gura auf die ſich widerſetzenden Bauern that, brachte die Lawine zum Sturze, welche in Galizien *die letzten Reſte des Polenthums begrub!*".... „*Die letzten* Reſte des Polenthums hatten ſich in der Emigration geſammelt"....

Der Herr Verfaſſer, der offenbar ein Mann der That und des raſchen Fühlens iſt, läßt in ſeinem Eifer gegen eine Sache, die ſo viel Blut gekoſtet, ſeine Worte dahinſtürmen, ohne ſie auf die Granwaage zu legen. Wir aber, die Männer der Feder und des ſtillen Nachdenkens, dürfen die Sache nicht ſo en bloc abthun. Im Intereſſe der Monarchen, denen Poſen und Galizien zugefallen, im Intereſſe der Regierungen, welchen die ſchwere Aufgabe ward, einen unglücklichen Staatsſtreich, den ihnen das vorige Jahrhundert vererbt, durch Klugheit und Milde auszuſöhnen, müſſen wir ſagen: der Himmel behüte ſie vor dem Irrglauben, daß die letzten Reſte des „Polenthums" begraben ſind, daß es die *letzten* Reſte des „Polenthums" ſind, welche

in der Emigration ſich befinden. Zu ſolchen Behauptungen führt freilich die Theſis: Polen ſei ſchon lange geſtorben geweſen, ehe es getheilt wurde! Aber eine Nation von zwanzig Millionen Seelen ſtirbt nicht, und noch viel weniger eine Nation mit ſolcher Geſchichte und mit ſolchem unverlöſchlichen Nationalgefühl, ſie ſtirbt ebenſo wenig als Deutſchland geſtorben iſt trotz ſeiner Zerſplitterung und trotz ſeines lang erlittenen Druckes. Gerade der Leichtſinn, die tollkühne Wuth des ſo eben verſuchten Aufſtandes iſt ein neuer Beweis, wie unauslöſchlich dieſes Nationalgefühl, das man mit dem Worte Polenthum abzuthun glaubt, in den unbeugſamen Sarmatenherzen glüht. Freilich ſagt man, es ſei blos eine Adelsverſchwörung geweſen, der Bauer blieb treu. Aber in Poſen, wo zwiſchen Adel und Bauer bereits ein Mittelſtand ſich herangebildet hat, iſt dieſer zum Theil mitcompromittirt und liegt der Beweis dort auf der Hand, daß es nicht blos eine Satrapen-, ſondern eine Nationalverſchwörung war. Oeſterreich kann ſich nicht verhehlen, daß mit der Geſammtbildung auch das Gefühl der Nationalität wächſt, es hat dieſes in Böhmen und in Ungarn aus Erfahrung kennen gelernt. Auch Magyaren- und Czechenthum waren lange Zeit eingeſchlafen und erhoben ſich dennoch wieder, freilich in friedlicher Art, weil hier die Stellung, die Tendenz und die Geſchichte eine ganz andere iſt.

Wir glauben, wer es mit Oeſterreich und Preußen ehrlich meint, der ſollte nicht aufhören, es daran zu erinnern, daß in Galizien und Poſen zwei der verwundbarſten Seiten ihres Staatslebens liegen, die der Schonung und der ſorgſamſten Pflege bedürfen. Und die Aufgabe Oeſterreichs iſt dabei gewiſſermaßen noch leichter als die Preußens. Letzterer als ein durchaus deutſcher Staat iſt ſeiner Stellung gemäß mehr zur Centraliſation getrieben, während Oeſterreich jede Nationalität in ihrem Recht ſchützen kann. Aber auch Preußen ſollte jener altpreußiſchen Politik, die zur Germaniſation à tout prix in Poſen räth, das Ohr verſchließen. Das neunzehnte Jahrhundert iſt nicht mehr die Zeit gewaltſamer Nationalzerſtörung. Dieſe Barbarei mag Rußland ganz allein heimfallen und furchtbar wird ſie einſt an ihm ſich rächen. Die Aufgabe deutſcher Fürſten iſt eine andere als die moskowitiſcher Czaaren, deutſche Bildung ein beſſeres Eroberungsmittel als ruſſiſche Knuten. Wir glauben die Aufgabe deutſcher Politik weit entfernt in der Begrabung des Polenthums zu liegen, liegt vielmehr in einer ſorgſamen mit deutſchen Elementen vermiſchten Ausbildung deſſelben. Wenn Preußen und Oeſterreich erſt den polniſchen Bauern das Bewußtſein eines geſicherten Rechtszuſtandes und freien Eigenthums eingeimpft, wenn im polniſchen Mittelſtande deutſcher Gewerbfleiß und Ordnungsſinn ſich eingewurzelt, wenn die beiden Hauptfactoren eines jeden Staates, Bürger und Bauer, nach deutſcher Weiſe — wenn auch in polniſcher Landesſprache — ſich herangebildet, dann kann man

getroſt in die Zukunft ſehen und Oeſterreich und Preußen brauchen vor dem Gedanken eines ſelbſtſtändigen Polens nicht zu zittern. Denn ſelbſt auf die Gefahr hin, für einen Ideologen gehalten zu werden, müſſen wir es ausſprechen: Wir glauben noch immer für die Zukunft an ein ſelbſtſtändiges Polen. Nicht durch Revolutionen und auch nicht durch friedliche Verträge! Aber einſt, wenn die Würfel des Krieges wieder ein Mal auf dem rothen Schlachtfelde liegen, und Preußen und Oeſterreich vereint gegen den Feind ſtehen werden, dann werden ſie bedenken, daß es in ihrem Länderverbande eine ewige ſchmerzhafte Wunde gibt, der man jetzt Heilung bringen könnte; ſie werden bedenken, daß es jetzt an der Zeit ſei die wunden Stellen gegen geſündere und nützlichere auszutauſchen. Oeſterreich wird an ſeine Donaumündungen denken und an den beſſern Tauſch, den es dort machen könnte und auch Preußen hat bis dahin vielleicht ſchon die Strecken herausgefunden, die ihm behaglicher wären als das ſchwierige Poſen. Siegt Deutſchland, dann ſchreibt es Geſetze vor und ein unter ſeinem Schutze wiederhergeſtelltes Polen iſt ſein ewiger Vorkämpfer gegen den heißhungerigen Moskowiten, an dem es das Blut ſeiner edelſten Helden zu rächen hat; unterliegt Deutſchland, was Gott verhüte — dann freilich hören alle ſtolzen und menſchlichen Phantaſien auf und die Knute iſt der Gott der Welt.

Der Friede aber, der noch lange uns lächeln möge, gibt den deutſchen Herren polniſcher Bevölkerung Zeit und Gelegenheit, ſie durch Geſetze, Freiheit und höhere Bildung in befreundete Stämme umzuwandeln und zum ſichern Bundesgenoſſen heranzubilden, wie es Frankreich durch dreiundzwanzigjährige Herrſchaft in Belgien gelungen! Möge Galizien und Poſen unſer Belgien ſein; wahren wir es, ſo lange wir müſſen und dürfen; aber bereiten wir uns vor, daß, wenn wir es einſt aufgeben müſſen oder wollen, wir es als ein durch gemeinſames Geſetz, gemeinſame Bildung und gemeinſame Freiheit befreundetes Land entlaſſen.

J. Kuranda.

II.

Zwei Reiſewerke.

Immer unmittelbarer die Wiſſenſchaft mit dem Leben zu vermitteln, ſtrebt die Neuzeit. Verallgemeinerung des Wiſſens iſt ihr Wappenſpruch. Humboldt's Kosmos war der großartigſte Erfolg dieſes Strebens und Humboldt war es auch vorzugsweiſe, welcher die ſpecielle Richtung jenes Strebens nach der naturhiſtoriſchen Seite hinlenkte. Es würde zu weitläufig ſein, hier näher vorzüglich auf die Reiſewerke einzugehen, welche von naturforſchenden Reiſenden ausgegangen, dieſem Zwecke dienen ſollen. Wohl aber darf man beiläufig

an die eines Blaſius, eines Koch, eines Pöppig, Beer, Orlich, Fallmerayer (denn auch die Unterſuchungen über die Stammvermiſchungen der Völker fallen ja in ihren Reſultaten zu einem Theile mit den naturhiſtoriſchen zuſammen) u. ſ. w. erinnern. Unter den Werken aus neueſter Zeit, welche von wiſſenſchaftlichen Reiſenden allgemein in intereſſanter Faſſung und Färbung, doch unter fortdauernder Berückſichtigung der ernſteſten naturwiſſenſchaftlichen Studien herausgegeben wurden, heben ſich zwei beſonders hervor. „Peru" Reiſeſkizzen von J. J. von Tſchudi (1r Band) iſt der Titel des einen; „Reiſe nach Java und Ausflüge nach den Inſeln Madura und St. Helena" von Eduard Selberg, heißt das andere. In der wiſſenſchaftlichen Welt bedürfte allerdings ein Werk, welches Tſchudi's Namen trägt, wohl kaum mehr einer Empfehlung; aber wir waren bisher gewohnt, die Gelehrten ſich im nicht ſtrengwiſſenſchaftlichen Schriftthum ſo wenig anſprechend bewegen zu ſehen, daß ein allgemeiner Ueberblick über die hier gelieferte Arbeit, eben weil dieſe davon das Gegentheil offenbart, nicht ganz nutzlos erſcheinen mag. Mit der Schilderung der Seefahrt von Havre nach der Küſte von Chile beginnt das Buch. In friſchen und anmuthigen Farben zeichnen ſich aus die Erlebniſſe der 99tägigen Reiſe und die folgenden Abſchnitte ſind dann zunächſt der Schilderung des äußerlichen Lebens auf der Inſel Chiloe gewidmet. Hierauf gelangen wir nach Valparaiſo, deſſen Umgebungen abermals Gelegenheit zu höchſt intereſſanten Bemerkungen geben, welche in ihren Ergebniſſen mit denen Pöppigs zuſammenſtimmen, obſchon ſie auf anderm Wege dazu gelangen. Endlich erreicht man das Ziel der Reiſe, die Küſte von Peru. Hier, wie früher, die friſcheſten und anmuthigſten Schilderungen, durchflochten mit naturhiſtoriſchen Notizen, zu denen in weiterem Sinne natürlich auch die topographiſchen und ethnographiſchen Erörterungen gerechnet werden müſſen. Lima, Peru's Hauptſtadt, iſt der eigentliche Schwerpunkt dieſes erſten Bandes. Die älteſte, größte und intereſſanteſte Stadt an der Weſtküſte Südamerika's, iſt ſie in ihrem raſchen Emporwuchern, in der Blüthe ihrer Geſchichte, in ihrer politiſchen Bedeutung, in den ſchroffen Gegenſätzen des raffinirteſten Luxus und des unermeßlichen Elends ihrer Bewohner, auch recht eigentlich die Repräſentantin der meiſten von den Spaniern gegründeten Kolonialſtädte dieſer Lande. Dem Daſein aller fehlt der innere moraliſche Kern und ſo fiel Lima ſeinem Geſchick anheim, wie die übrigen, welche „den Tropengewächſen vergleichbar, in üppigſter Fülle wuchernd, aufblühten, bald, ihrer eignen Haltloſigkeit erliegend, einem ſchleichenden Siechthum verfielen." Längs der Küſte gelangen wir ſpäter an der Hand des Verfaſſers nach dem ſüdlichen von Lima gelegenen Theile des Landes, nach Chilca, Ica, Botijas, Salamanqueja u. ſ. w. Niemals iſt die wiſſenſchaftliche Betrachtung der Umgebungen vergeſſen, trotzdem drängt ſie ſich niemals ſelbſt für den nicht

Digitized by Google

ſpeciell-wiſſenſchaftlichen Leſer irgendwie überwiegend in den Vordergrund. Eine kräftige Unmittelbarkeit der Naturanſchauung, welcher das wiſſenſchaftliche Bewußtſein eher einen poetiſchen Glanz verleiht, als daß es dieſelbe zur kalten Betrachtung abgeſchwächt hätte, durchweht die Schilderungen mit erfriſchendem Hauch und einzelne Darſtellungen, wie z. B. die der Erdbeben, würden ebenſo würdig in einem reinäſthetiſchen Erzeugniß ihren Platz behaupten. Ein Geſammtüberblick der Küſte Peru's und ihres Charakters, ihrer Naturprodukte und ihrer Erdverhältniſſe ſchließt dieſen erſten Band. Der zweite Theil, dem man nach dieſem Vorläufer nur mit der größten Spannung entgegenzuſehen vermag, ſoll die Beſchreibung des Innern von Peru bringen. Die weſtliche Sierraregion, die Kordillerenkette mit ihren unerſteiglichen Gipfeln und ihren unermeßlichen Hochebenen, die am Oſtabhange der Anden ſich ausbreitenden Urwälder werden deſſen Inhalt bilden; und dieſem Allen ſoll zuletzt in gedrängtem Umriſſe die Geſchichte der Ureinwohner Peru's, das Werk abſchließend, nachfolgen.

Das Menſchen- und Naturleben minder ausgedehnter Landſtriche, doch unter nicht unähnlichen telluriſchen und ziemlich ähnlichen klimatiſchen Verhältniſſen umfaßt das Reiſewerk des Dr. Eduard Selberg. Der Verfaſſer hatte ſchon früher eine Arbeit „über die vergangene und gegenwärtige Lage der Inſel Java" herausgegeben und will die vorliegende Reiſe als eine Ergänzung derſelben aufgefaßt wiſſen. Dort ſprach er von den politiſchen Zuſtänden dieſer holländiſchen Beſitzung, von deren Verwaltung und ihren Ergebniſſen; hier beſchäftigten ihn Gegenſtände von allgemeinerem Intereſſe, Land und Volk, Erlebtes und Erſchautes. Das vorliegende Buch gibt alſo, wenn wir beide Werke als zuſammengehörend auffaſſen wollen, nach logiſcher Strenge die Vor- und Grundlagen des früher erſchienenen. — Drei Abſchnitte gelten der Reiſe von Amſterdam nach Java und wie in Tſchudi's Werk ſich die fernern Ausführungen naturgemäß um Lima drehen, ſo die Selberg's um Batavia. Selberg war Arzt in holländiſchem Dienſt; ſo iſt es wohl natürlich, daß bei ihm die Erſcheinungen des Menſchenlebens eine vorwiegendere Wichtigkeit einnehmen, während dort jene des Naturlebens. Aber in einzelnen Schilderungen begegnen ſich auch beide Reiſende und ſo gibt es intereſſante Vergleichspunkte in ihren Malereien des ſüdlichen Himmels und ſeiner Erſcheinungen, der Erdbeben, des Lebens der tropiſchen Menſchen. Eine gewiſſe verwandtſchaftliche Beziehung der ganzen Färbung iſt in beiden Büchern durch die gegebenen Vorwürfe bedingt und eine vergleichende Betrachtung der Verſchiedenheiten ähnlicher Vorkommniſſe drängt ſich uns von ſelbſt entgegen. Auf Java und in den Nachbarländern, wie in Peru und dem größten Theile Südamerika's, fehlt dem Leben der innere moraliſche Kern; hier wie dort herrſcht ſittliche Erſchlaffung, hier wie dort erſtickt im ſinnlichen Genuß jegliches höhere Streben.

Digitized by Google

Nur gelangen die Aeußerungen dieſer Zuſtände, weil im Urcharakter der darunter lebenden Racen verſchieden bedingt, auf verſchiedene Weiſe zur Erſcheinung. Indeſſen kommt man doch immer von Neuem zu der Ueberzeugung, wie weder von den Inſeln und Küſten des indiſchen, noch von denen des ſtillen Oceans für die Weiterentwickelung Aſiens und Amerika's unter den jetzigen Verhältniſſen ein machtvoller Anſtoß auszugehen vermag. Beide haben ein Stück haſtiger hiſtoriſcher Entwickelungen abgethan und dieſe plötzliche, faſt unnatürliche Erregung hat ſie entkräftet. Halb im Bewußtſein der moraliſchen Ohnmacht, halb auch in ſchlaffer Befriedigung des Rückblicks auf jene Perioden verſchlummern und verſchlemmen die Menſchen dieſer Erdregionen ihr Daſein. Ueber den indiſchen Ocean hin weht die erſtarrende Luft der unwandelbaren Formenwelt China's, am ſtillen Ocean dehnt ſich ein abgethanes Leben im Halbbewußtſein einer vergeudeten Zeugekraft. Nur die Natur wuchert und drängt und blüht hier wie dort in überſchwellendem Schaffensdrang, gleich als wolle ſie einen Erſatz für die bedeutungsarme Menſchenwelt liefern. Das vegetabile und telluriſche Element des Erdenlebens hat hier das Menſchliche der Erdbewohner überwuchert und es mag der Glaube kommen, erſt die ungeheuerſten elementaren Revolutionen werden eine neue Geſtaltung, eine neue Zeit, eine neue Stellung dieſer Erdregionen zur geſammten Menſchenwelt zu bedingen haben. B . .

III.

Aus Breslau.

Polniſche Zeitungsnachrichten. — Juden als Couriere. — Verdächtige Tracht. — Meſarsky in Magdeburg. — Die Lichtfreunde in der Politik. — Die ſtädtiſche Reſſource.

Indem ich meine Correſpondenzen für die Grenzboten beginne, weiß ich noch nicht, welches Factum aus unſerem hauptſtädtiſchen Leben mir zuerſt unter die Feder laufen wird. Es gibt Vieles zu berichten. Vieles, das ſich aus der Heimlichkeit in die Oeffentlichkeit hineinſehnt, wie der Keim in den lauen Frühling. Unſere Correſpondenten für politiſche Blätter machen blos Jagd auf Hochwild: für den kleinen Stoff, der auf den Straßen und Gaſſen umherläuft, dünkt ihnen ein Schuß Pulver zu theuer. Ich will meine Jagdtaſche mit allem Gethier anfüllen, das mir in den Schuß läuft, und dann vor Ihnen ausſchütten. Mögen Sie zur Seite werfen, was Ihnen zu unbedeutend erſcheint. — Noch vor Kurzem wendete ſich, wie Sie wohl denken können, unſere ganze Aufmerkſamkeit den Vorgängen in Krakau zu. Breslau war der erſte bedeutende Stationsort für die Neuigkeiten; ſie wurden hier eigentlich erſt façonnirt und verpackt in alle Welt geſchickt. Correſpondenten und Polizei waren in größter Thätigkeit, jene um zu erfahren, dieſe um das Erfahren zu hindern. Oft

wenn auf dem Perron der Oberſchleſ. Eiſenbahn ſechs Correſpondenten ſechs deutſcher Blätter einen polniſchen Juden umſtanden und eifrig hörten, was der Sohn aus Israel meldete, trat der Inſpector Gieſe dazwiſchen und gebot dem gelockten Clamor publico Stillſchweigen. Nicht wahr, das iſt doch eine ſyſtematiſche Cenſur! Das heißt doch auf offener Straße einem das lebendige Wort vom Munde wegſchneiden. Man mußte übrigens wiſſen, was die Polizei wußte, um dieſe Prävention zu begreifen. Und die Polizei wußte, daß an einem ſchönen Abende unſer friedliebendes Breslau revoltiren werde. Schrecklich, entſetzlich! Die ganze Polizeimannſchaft war während der Nacht bei ihrem Chef verſammelt und horchte in die nächtlich-ſtille Stadt hinein auf das Zeichen des Alarms. Dieſe Nacht koſtet der Staatskaſſe einige ſechszig Taſſen ſchwarzen Kaffees. Es kamen überhaupt während dieſer Zeit Dinge vor, die, wären ſie nicht ſo traurig, die Aufnahme in das Büchlein: „Du ſollſt und mußt lachen" verdienen. Wehe dem Reiſenden, deſſen Phyſiognomie an den polniſchen Typus erinnerte. Eine polniſche Mütze und ein Bart war faſt ein Verbrechen, das vorläufig mit Vexationen aller Art beſtraft wurde. Ich ſah einen galiziſchen Edelmann, der, aus Dresden hier angekommen, wegen ſeiner viereckigen Mütze, der ſogenannten Rogatka, feſtgehalten wurde, wie er im Zorn und Unmuthe ſeine Mütze mit Fauſtſchlägen tractirte. „Was ilft mirr Paß, da ich dich hab", ſagte er. Ueberall hört man von Arreſtationen polniſcher Inſurgenten. Vor einigen Tagen brachte man einen der Leiter des Aufſtandes hier ein. Er war in Magdeburg aufgehoben worden, weil er 36 Stunden hintereinander geſchlafen hatte. Jetzt ſitzt Meſarsky — ſo heißt der Gefangene — hinter den Gitterfenſtern unſerer „Mater doloroſa" und träumt in fieberhaften Träumen von der hanfenen Geliebten in Rußland, die ihre Arme bald um ſeinen jungen Nacken ſchlingen wird. Was hilft nun unſerer Polizei wohl ſolche Brautwerberſchaft? Ich höre, daß die angeſehenſten Perſonen Breslau's, der Oberbürgermeiſter, der Fürſtbiſchof ꝛc. in Immediat-Eingaben ſich für die Polen, welchen Auslieferung an Rußland bevorſteht, verwenden wollen. Gäbe Gott, daß ſie das Herz des Königs rühren! — Trotzdem daß Breslau dermalen auf der Oberfläche recht ruhig ausſieht, gährt's doch im Innern gewaltig. Ich meine natürlich nicht jene Gährung, die auf bedeutende Ereigniſſe hinweiſt, ſondern eine Bewegung und Rührigkeit der Geiſter in den verſchiedenen Lagern der Religion und Politik. Leider muß ich hier die Religion zuerſt nennen; ſie iſt noch immer die bevorzugte Tochter, der die Politik die Schleppe nachträgt. Es ſcheint aber, als wenn ſich das bald ändern wird. Die lichtfreundliche Partei mit dem Senior Krauſe an der Spitze, hat ſich um allen Credit operirt, oder vielmehr nicht operirt; denn jedes miniſterielle Schreiben machte ſie muthloſer und unthätiger, ſo daß ihr Name beinahe zum Spottnamen geworden iſt. Die vorzugsweiſe politiſche Par-

tei hat dadurch bedeutend an Einfluß, an Ansehen gewonnen, und wird es noch immer mehr, zumal die hauptstädtische Presse fortan in demselben Geiste wirken zu wollen scheint. Dank sei dem lieben Gott gebracht, wenn sie den Talar, der ihr gar nicht gut steht, für immer fortwirft. Hoffentlich wird dazu auch ein Artikel von dem Senior Krause in den „evangel. Zeitblättern" beitragen, worin er die Sache des Lichtfreundismus bei jedem wahrhaft Liberalen blamirt. Diese Herren fühlen, daß ihre Richtung innerlich hohl und leer, von keiner Begeisterung getragen, nicht fähig ist, aus eigenen Mitteln sich empor zu arbeiten. Darum fangen sie an dem politischen Positivismus zu schmeicheln, ziehen sich den Hofrathsrock unter die Kutte und machen loyale Visiten. „Wir sind eure Freunde, ihr Fürsten," sagen sie, „wir wollen mit Politik nichts zu schaffen haben, wie die katholischen Geistlichen in Polen. Werdet ihr noch ferner glauben, daß von dorther allein die Sicherung eurer Throne kommen kann?" — Das ist doch die rechte Art, der Sache des Geistes feste Begründung und Anerkennung im Leben zu verschaffen. — In der städtischen Ressource besitzen wir ein Institut, das voraussichtlich zur Pacification der religiösen Streitereien viel beitragen wird, und das von diesem Standpunkte aus nicht genug gewürdigt werden kann. Man findet jeden Dienstag mehrere hundert Personen fast aller Glaubensbekenntnisse beisammen, die sich über öffentliche Verhältnisse besprechen. Die Zahl der Mitglieder überhaupt geht nahe an das Tausend, und umfaßt selbstständige Bewohner der Stadt vom geringsten Schuster bis zum Oberpräsidenten. Letzterer war am vergangenen Dienstage zum ersten Male anwesend, obgleich er schon lange Mitglied ist. Die alten gesellschaftlichen Vorurtheile, an denen Breslau so reich ist, schwinden überhaupt immer mehr.

IV.

Aus Paris.

Scribe's Genoveva. — Politische Apathie. — Thiers. — Narvaez und Guizot. — Die Kunstausstellung. — Der deutsche Maler Lehmann. — Scheffer, Schadow, Schlesinger und Pollak. — Gutzkow's neuestes Drama.

So eben komme ich aus dem Gymnase dramatique zurück und bin noch ganz erwärmt, nicht von Herrn Scribe's Geneviève — sondern von den Reizen der schönen Schauspielerin Rose Chéri — und soll Ihnen eine Correspondenz schreiben? — Wahrlich, das ist viel gefordert. Lieber legte ich die Feder hin und dächte über die Anmuth, über die schönen Finger, Arme und Haare der schönen Rose Chéri nach — nebenbei wohl auch über die verführerische Blässe der schlanken Mmsll. Melzi, die ich ebenfalls heute Abend in dem allerliebsten Stückchen: „Un mari, qui se dérange," gesehen habe. Die beiden genannten Vaudevilles machen gegenwärtig hier Aufsehen, und die

Pariſer wiſſen nicht, wohin eher zu laufen, ob in's Theater français um Dumas' „La fille du Regent," ob in die komiſche Oper, zu Halevy's Musquetaire, ob in die Variétés, ob Fräulein Déjazet als Gentil Bernard, oder ob in's Gymnaſe, um die beiden genannten Stückchen zu ſehen. Ich will ſie Ihnen nicht näher analyſiren, weil ich überzeugt bin, ja weil ich es poſitiv weiß, daß beide ſchon von einem gründlichen Deutſchen für die zweihundert Bühnen ſeines Vaterlandes hier bearbeitet werden. — Géneviève von Scribe, zeigt einen Vater, der ſeine Tochter ſo ſehr liebt, daß er ſie aus Eiferſucht nicht verheirathen will. Die Aufgabe dieſer Tochter, die um der Liebe ihres Vaters willen doch keine alte Jungfer werden will, iſt es nun, doch den Mann ihres Herzens zu bekommen, ohne daß der Vater erfahre, wie ſehr ſie ihn liebt. Das iſt das ganze Stück; aber mit ſo viel Feinheit, ſo vielem Geiſte durchgeführt, daß man den alten Scribe bewundern muß. Für die deutſche Bühne muß manches daran verändert werden, weil dem deutſchen, verletzlicheren Gemüthe die allzu große Eiferſucht eines Vaters auf ſeine Tochter etwas unzart vorkäme. — Le mari, qui se dérange bringt das blühendſte Maitreſſenthum und die gäng und gäbenen ehelichen Treuloſigkeiten auf die Bühne, daß man erſchrickt, wie ſolche Furchtbarkeiten mit ſolchem Leichtſinn, mit ſolcher Fröhlichkeit behandelt werden können. Wundern Sie ſich, daß ich Ihnen nichts Beſſeres, als Theaterneuigkeiten ſchreiben kann? — Wundern Sie ſich nicht, denn es geht nichts Beſſeres vor. Freilich, wenn die Maſſe auf die Kammern Rückſicht nehmen wollte, ſo wäre noch manches zu ſagen: über Steinkohlengruben, Bewaffnung der Nationalgarden in den ſüdlichen Städten, Anlehen u. dgl. mehr — aber wer, der in Paris lebt, kümmert ſich jetzt noch um Politik und um die Kammern! Es iſt unglaublich, welche Apathie, welche Theilnahmloſigkeit gegenwärtig in dieſer Beziehung in ganz Paris herrſcht. Es iſt gewiß nicht zu viel geſagt, wenn ich behaupte, daß die Deputirtenkammer geradezu ignorirt wird! Man ſieht ſie eben für eine Verſammlung von Kaufleuten und Spekulanten an, oder für ein Magazin theils verkaufter, theils zu verkaufender Waaren. Nur die Pairskammer genießt noch ein gewiſſes Anſehen, und es iſt ein Zeichen der Zeit, daß das Wort eines Pairs durch ganz Frankreich widerhallt, während die langen, ſchönen Reden der gewählten Vertreter des Volkes mit Achſelzucken und Mißtrauen aufgenommen werden. — Das Sich—unmöglich—machen des Herrn Thiers, es wäre gewiß zu andern Zeiten angeſehen worden als eine heroiſche That, als das Opfer eines Römers; — gegenwärtig iſt ſie ein ſchöner Theatercoup, und ſeine ſchöne Geſchichtslection, die er vor Kurzem gehalten, iſt ebenſo vergeſſen, und noch mehr als die ſchönen Reden, die er vor zwölf Jahren hielt. Es iſt ſo weit gekommen mit den Franzoſen, daß ſie ſich um Alles, was aus der Fremde und aus der Ferne kommt, mehr kümmern, als um den

Digitized by Google

eigenen heimiſchen Heerd. So grollt die Polenbewegung noch hier und da nach, und die Geldſammlungen werden nach wie vor fortgeſetzt; es iſt das wie eine traumhafte Erinnerung an das alte Franzoſenthum. Auch von Narvaez's Sturz nach Unterdrückung aller conſtitutionellen Freiheiten in Spanien wird viel geſprochen, und die Oppoſition benutzt dieſe Theilnahme des Publicums, alles ſpaniſche Uebel Herrn Guizot in die Schuhe zu ſchieben und ihn als bereitwilligen Helfershelfer darzuſtellen, wo es gilt, eine Conſtitution cenſorhaft zu beſchneiden. Es iſt auch wirklich etwas daran, denn man hat ſichere Anzeichen, daß das Cabinet der Tuilerien früher von Narvaez's Streiche wußte, als man ſie in Spanien nur ahnte. Ein Wort des franzöſiſchen Geſandten hätte ſie verhindern können, aber Herr Breſſon ſprach das Wort nicht! Der Conſtitutionnel macht nun großen Lärm darüber, aber was nützt das? — Das Publicum ſagt, daß, daß, wenn Herr Thiers, der den Lärm erregt, ſelbſt am Ruder wäre, die Sache auch nicht anders geworden wäre.

Die einzige Sache, über die noch mit Feuer discutirt wird, iſt der — „Salon!" — Aber, offenherzig geſtanden, er iſt dieſes Jahr ſehr, ſehr armſelig, ſo armſelig, wie ich ihn noch nie geſehen. Doch iſt er charakteriſtiſch für die dermaligen Zuſtände Frankreichs. Der Hof, Algier und die entente cordiale geben ihm ſeinen Charakter. Wo man hin ſieht, überall winterhalteriſche Portraits aus dem königlichen Hauſe, Scenen aus Eu, Schlachten und Scharmützel aus Afrika. Unter den letzteren iſt das großartigſte Bild: die Schlacht von Isly, von H. Vernet, vor welchem ſich ſtets eine ungeheure Menge von Zuſchauern drängt. Die Franzoſen ſehen den Marſchall Bugeaud, den gewiſſen famoſen Sonnenſchirm, das berühmte erbeutete Zelt — was wollen ſie mehr? — Das Bild mag als Portrait eines großen Ereigniſſes einen großen Werth haben, aber als Kunſtwerk iſt es unbedeutend. Vor Allem iſt es keine Schlacht! Marſchall Bugeaud ſteht ſo gemüthlich da, als wäre weiter gar nichts zu thun, während tief im Hintergrunde, dem Beſchauer kaum ſichtbar, die Schlacht geſchlagen wird. Freilich drängen ſich einzelne intereſſante Gruppen in den Vordergrund — aber es ſind nur kleine Genreſtücke, während die Hauptſache ganz verſchwindet und nicht zur Geltung kommt. Für die Franzoſen mögen die Portraits, die überall angebracht ſind, beſonders intereſſant ſein, ſonſt begreife ich nicht, was ſie an dieſem Bilde ſo ſehr feſſeln könnte. Es iſt eins der unbedeutendſten Werke des großen Malers. Sieht man den Salon nicht mit nationalem, ſondern mit unbefangenem Kennerauge an, ſo bleibt uns Deutſchen der Ruhm, daß ein Deutſcher mit das Beſte geliefert hat, und dieſer Deutſche iſt Herr Lehmann! — Sein Bild, die Okeaniden, die den gefeſſelten Prometheus beklagen, iſt in kleinem Rahmen ein großes Meiſterwerk, das müſſen ſelbſt die Franzoſen anerkennen. Hörte ich doch ſelbſt zwei Franzoſen, die hinter mir

ſtanden, darüber in Ekſtaſe kommen. Aber charakteriſtiſch iſt die Art und Weiſe. Der Eine ſagte zum andern: Je ne comprends pas, mais enfin c'est beau! — Der Ausdruck in den Geſichtern der ſchönen Nymphen, die ſich weinend dem gefeſſelten Prometheus zukehren, iſt ſo unendlich rührend, daß man glaubt, ſie klagen zu hören. Ebenſo gefällt mir ſein Hamlet und ſeine Ophelia, wie viel auch gewiſſe Parteien daran auszuſetzen haben, die ſich vielleicht ärgern, daß Hamlet nicht fett genug iſt. — Bei Ary Scheffer will ich den Streit nicht erneuen, ob er als Deutſcher zu betrachten ſei oder nicht; durch die Auffaſſung der Fauſtbilder, die er dieſes Jahr als Fortſetzung ſeiner frühern folgen ließ, hat er gezeigt, daß er ein gewiſſes Deutſch ſo wenig verſtehe, wie irgend ein Franzoſe. Nur die Farbloſigkeit, an denen ſeine Bilder immer mehr und mehr leiden, ſcheint ihn noch zum Deutſchen zu qualificiren. Fauſt und Gretchen im Garten iſt das ſchlechteſte Fauſtbild, das vielleicht noch gemalt wurde. Fauſt war ein junger, gemüthlicher Gentelman aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der Sohn irgend eines feiſten Reichsbürgers, der gewiß noch nicht eine einzige Mitternacht an ſeinem Pult herangewacht; Gretchen, das weiche katholiſche Gretchen, hat der Calviniſt Scheffer ſo gräulich proteſtantiſch trocken und farblos gemacht und ihr ſtatt der Einfalt ſo viel Einfältigkeit gegeben, daß es nicht zu ſagen iſt. Auf dem zweiten Bilde, welches die Erſcheinung Gretchens auf dem Blocksberge vorſtellt, iſt Fauſt beſſer und dem Originale näher, aber deſto ſchlechter ſind Mephiſto und Gretchen. Mephiſto, wie er auf die Erſcheinung hindeutet und Fauſt in's Ohr flüſtert, macht ein gemeinhöhniſches Geſicht, als ob er ihm eben eine Zote gemeinſter Art ſagte, während ihm doch ſelbſt unheimlich und ſchauerlich zu Muthe ſein ſollte, da er die Worte ſpricht:

Laß das nur ſtehn! dabei wird's Niemand wohl.
Es iſt ein Zauberbild, iſt leblos, ein Idol.
Ihm zu begegnen iſt nicht gut,
Vom ſtarren Blick erſtarrt des Menſchen Blut
Und er wird faſt in Stein verkehrt.
Von der Meduſa haſt du ja gehört.

Gretchen ſelbſt iſt ein hölzernes Geſpenſt, und doch ſoll ſie ein blaſſes, ſchönes Kind ſein, mit Augen eines Todten, die eine liebende Hand nicht ſchloß. Auch ein alter Meiſter, Herr Schadow, macht uns durch einen fahlen, farbloſen Chriſtus wenig Ehre. Da ſind mir noch die frivolen Bilder des Herrn Schleſinger, den man witziger Weiſe den H—banuphel nennt, viel lieber; ſie ſind doch voll Wahrheit und friſchen Lebens. Auch ein Landsmann von uns, L. Pollak iſt durch eine gute Lithographie ſeiner „neugierigen Mädchen" auf der Ausſtellung repräſentirt.

Während, wie Sie wohl geleſen, Herr Gasparin und Herr Martin (du Nord) ſich in der Kammer über die Colportation proteſtantiſcher

Bücher in der Provinz ſtreiten, und Herr Martin, der gute Katholik, ſich über Proſelytenmacherei von Seiten der Proteſtanten bitter beklagt, erſcheint ein Buch und wird überall verkauft und geleſen, daß Herrn Martin noch mehr Kummer verurſachen dürfte. Es iſt Bouché's Le Christ et le Pape, der bitterſte Angriff auf das Papſtthum, der ſyſtematiſcheſte Deutſchkatholicismus. Den tauſend kleinen Reformatoren im lieben deutſchen Vaterlande wäre dieſes Buch zu empfehlen; ſie erfahren vielleicht erſt daraus recht, was ſie eigentlich wollen. Zwar iſt dieſes Buch gewiß eine Frucht der deutſchen Bewegung (was der Verfaſſer nicht zugeſteht), aber der praktiſche Franzoſe hat mit ſicherm Blicke das Brauchbare aufgefaßt und mauerfeſt an einander gereiht. Der Neukatholicismus iſt in dieſem Buche viel feſter gefaßt als in all den tauſend deutſchen Brochüren, Gervinus mit eingerechnet, der die Sache doch zu ideal und abſtract aufgefaßt hat. — Ein anderes Buch, das in Deutſchland bekannt zu werden verdient, iſt Baulabelle's Les deux restaurations. Es iſt zwar nich mehr neu, denn die erſten Theile ſind ſchon vor längerer Zeit erſchienen, aber es iſt auch noch nicht vollendet, dann wird ſie die ausgedehnteſte pragmatiſcheſte Geſchichte der Zeit vom Jahre 13 — 36. Die grandioſeſte Bekanntſchaft mit ſeinem Stoffe, die wahrheitsliebendſte Unparteilichkeit und großer Reichthum an Thatſachen charakteriſiren es. Wo es Charaktere betrifft, die noch aus der erſten Zeit der Revolution herüberragen, iſt Baulabelle der gefährlichſte Rival des Herrn Thiers, von dem der alte Satz gilt: Das größte Glück der Geſchichtſchreiber iſt, daß die Todten nicht gegen ihre Anſichten proteſtiren können. Eine elende Schmiererei hingegen iſt Herrn Janin's neueſtes Buch Clariſſe Harlowe, eine Bearbeitung des alten Romans gleiches Namens, aus dem mit franzöſiſcher Feuilletoniſtenunverſchämtheit aller Geiſt, alles Mark herausdeſtillirt und auf den Miſt geworfen wurde. Die franzöſiſchen Journale aber ermangeln nicht, dieſe Leichenentweihung zu loben.

Außer den deutſchen literariſchen habitués wie Heine, Herwegh ꝛc. hält ſich gegenwärtig auch noch Gutzkow hier auf. Er hat hier ein Trauerſpiel begonnen und vollendet. Sein Held iſt La Costa, und die meiſten darin handelnde Perſonen ſind Juden. Vor einigen Tagen kamen noch Moritz Hartmann und Frau v. Bacharacht hier an.

V.

Aus Wien.

Polniſche Marſeillaiſe. — Liſzt's Caprizen. — Der Tenor Fraſchini. — Saphir und die Lind.

Während in einer Provinz Oeſterreichs die Damokles-Schwerter über ſo vielen edlen Familien hängen, lallt die Reſidenz in ihrem ſybaritiſchen Traum nur von Luſt und Jubel und ſelbſt die ernſte Mitternacht wird von den Productionen fahrender Muſiker nicht ver-

ſchont. Die polniſche Marſeillaiſe: Noch iſt Polen nicht verloren! wird diesmal von den drei Mächten ſelbſt geſungen, die ſich aufathmend zurufen: Noch iſt Polen nicht verloren!

In Wien ſelbſt ereignet ſich wenig, das der Aufzeichnung werth wäre, und wenn ich Ihnen jetzt in der ſtillen Charwoche einen kleinen Ueberblick des lärmenden wiener Treibens geben will, geſchieht es um der Merkwürdigkeit willen, welche unbedeutende Dinge hier das öffentliche Leben bilden. Piſchek füllte längere Zeit die Räume des Theaters an der Wien, hauptſächlich weil Staudigl durch ihn einen würdigen Mitſänger in großen Opern erhielt. Er nahm von Wien in einem Concert Abſchied, das er, Liſzt nachahmend, ohne Mitwirkung anderer Künſtler ganz allein auf die Schultern nahm. Im Liedervortrag excellirt er durch eine ſentimentale Süßlichkeit, die in der Oper oft unangenehm und ſtörend wirkt. Liſzt gab hier 9 vollauf beſuchte Concerte, wovon den größten Theil erſt um 10 Uhr Nachts, eine Neuerung, die nur er zu behaupten wußte. Trotzdem ſich im Enthuſiasmus für ihn viele Affection geltend macht, iſt ſeine künſtleriſche Erſcheinung doch eine Alles mit ſich fortreißende und als ein echter, verzogener Liebling des Publicums wußte er ſich ſelbſt für die Unarten, die er ſich im Vortrag von Compoſitionen großer Meiſter erlaubte, Beifall zu gewinnen. Aber auch andere Unarten ließ er ſich zu Schulden kommen, ſo mußte das Publicum beim letzten Concert, trotzdem es ohnehin ſchon auf eine ſo ſpäte Nachtſtunde angeſagt war, noch einige Zeit darauf warten, bis der Concertgeber mit aller Bequemlichkeit aus der italieniſchen Oper zurückgekehrt war. — Die italieniſche Oper hat diesmal unerwartet glänzend begonnen, ein neuer, früher hier noch nicht gehörter Tenor Fraschini, der bald den Ruhm eines Rubini erringen dürfte, reißt den Kä teſten zu echt italieniſchem Opernjubel hin. — Saphir feierte vor einigen Tagen einen glänzenden Triumph, indem ihm das Publicum bei ſeiner letzten Vorleſung für die Verleumdungen, die Pokorny und einige unbekannte Stimmen in den Inſeraten der Allgem. Zeitung auf ihn häuften, durch einen überaus ſtürmiſch-freundlichen Empfang reichliche Satisfaction gewährte. — Die Lind wird im Laufe nächſter Woche zum erſten Male vor dem wiener Publicum erſcheinen und zwar auf Pokorny's Bühne. Das Publicum bereitet ſich bereits zum Delirium vor. Unter andern erzählt man, Meyerbeer habe Pokorny geſchrieben, er ſolle ſich mit Saphir auszuſöhnen trachten, die Lind würde ſonſt nicht auftreten, da ſie nicht das Opfer dieſes Zanks zwiſchen dem Director und dem Kritiker werden darf. Nun, wir hoffen, Herr Saphir wird ein galanter St. Georg ſein und an dieſem hübſchen Lindwurm ſeine Lanze nicht verſuchen. Der Zugkraft, welche die Lind ausüben wird, denkt der Director des Kärnthnerthortheaters durch das Auftreten der Fanny Elsler in Esmeralda das Gleichgewicht zu halten.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die Noth der Hütten.

Novelle von Bernd von Guseck.

1.

Die Sonne, welche über Gerechte und Ungerechte scheint, ging an einem Augustmorgen des verflossenen Jahres auch einer Personenpost auf, die sich auf breitem Sandwege durch fast uferlose Wälder schleppen ließ. Ein rother Strahlenpfeil schoß durch die angelaufenen Fenster grade in das Gesicht eines jungen Mädchens, das bisher geschlafen hatte und sich etwas mürrisch ermunterte. Man kann nicht behaupten, daß eine auf dem Postwagen verlebte Nacht sonderlich geeignet wäre, zu verschönern und so hatte auch die Schläferin ein blasses, übernächtiges Ansehen. Doch schickte sie gleich ihre Augen neugierig auf Kundschaft, denn sie war spät Abends eingestiegen und kannte ihre Reisegesellschaft noch nicht.

Mit dem dicken Herrn ihr gegenüber wechselte sie einen freundlichen Blick. Er war durchaus schwarz, nicht eben fein gekleidet, trug ein niedriges, weißumsäumtes Halstuch und noch den wohlgefältelten Busenstreif der vergangenen Jahrzehende, glattrasirt war sein wohlhäbiges Gesicht mit dem glänzenden Doppelkinne, ein schwarzes Käppchen bedeckte ihm den runden Kopf und seine Hände lagen fast immer instinctmäßig gefaltet auf dem walzenförmigen Bäuchlein. Wer hätte den geistlichen Herrn wohl in ihm verkannt?

Desto ungeistlicher sah sein Nachbar aus, gegen dessen Invasion der alte Herr seine Tochter — jenes junge Mädchen — nach Kräften schirmte. Er war zwar auch schwarz von Kopf bis zu Füßen gekleidet und sehr einfach dazu, aber in seinem Gesichte, sobald das Tagesgrauen die ersten physiognomischen Belustigungen erlaubt hatte, waren

dem forſchenden Geiſtlichen die bedenklichſten Zeichen erſchienen. Jung war der Mann und dennoch hatte er eine gefurchte Stirn und eine bleiche, keineswegs füllreiche Wange; ſtatt des heitern Blickes, der ſeinen Jahren zukommt und jeder Sorge Trotz bietet — der Paſtor dachte an ſeine eigene brodloſe Candidatenzeit, wo er dennoch „fideler" geweſen, als jetzt — ſtatt dieſes heitern Blickes hatte das Auge des jungen Mannes einen ſo ernſten, beinahe ſtrengen Ausdruck! Keine Frage, das war einer von den Wölfen unſrer Zeit, welche den Pferch der guten Heerde einreißen und die Lämmlein fortſchleppen, Stück für Stück! Vielleicht gar einer der fahrenden Reformatoren. —

Ob die junge neugierige Pfarrerstochter gleiche Beſorgniſſe vor ihrem Nachbar hegte, war zweifelhaft. Sie hatte ihm ſchon ein Paar hurtige Seitenblicke geſchenkt, ſich gradeauf geſetzt, gleichſam in Poſitur, um die Anrede, die ſie von einem „galanten" Nachbar erwartete, in Empfang zu nehmen; da er aber ſchwieg, ließ ſie ihr Auge weiter forſchen. Neben dem Vater ſaß, mit den Händen in ſeines Paletots geräumigen Taſchen, ein Mann des Beſitzes, ein reicher Fabrikherr, den ſie kannte; ſein dickes, rothes Geſicht auf dem kurzen Halſe bot ihr wenig Intereſſe. Drüben in der Ecke bemerkte ſie noch ein ärmlich gekleidetes Weib, das ihr großes, grobes Tuch über den Kopf gezogen hatte, ſo daß von ihrem Geſichte nichts zu ſehen war, als eine vogelartig gekrümmte Naſe.

Der Pfarrer knüpfte mit dem Fabrikanten ein Geſpräch an und dieſer klagte über die ſchlechten Conjuncturen: „Man muß Spottpreiſe ſtellen! Und das Material iſt ſo theuer — der Arbeitslohn dito" — „Und die Arbeiter ſind undankbar, nicht wahr?" ſagte der Fremde, welcher ihm gegenüber ſaß mit einem fremdartigen Accent, der unter der glattrollenden Mundart der Einheimiſchen hart und ſcharf klang. — „Hm! Bei mir hat's noch keinen Skandal gegeben," antwortete der Fabrikant. — „Kann aber noch kommen, Herr Maſſer!" entgegnete die Frau in der Ecke, indem ſie ihr großes Tuch vom Kopfe zurück ſchob. Der Fabrikant ſah ſie mit augenſcheinlicher Betroffenheit an. — „Sie kennen mich wohl gar nicht mehr?" fragte das Weib, indem ſie ſich zu ihm herüber bog. — „Was Geier! Frau Greſchel! Ja, ich ſehe ſehr ſchlecht — kaum auf drei Schritt erkenne ich die Menſchen," ſagte der Fabrikant, und nahm ſich zuſammen. „Wo kommt Sie denn her? Ich denke, Sie iſt über alle Berge mit Ihrem ganzen Kram? Sie hielt ſich ſo ſtille die ganze Nacht, wie eine Maus — ei ſeh' Sie mal! War's nichts mit Amerika?" —

Digitized by Google

„Sie werden wohl ruhig ſchlafen, wenn Sie's auch nicht wiſſen, Herr Maſſer," ſagte die Frau.

Der Fabrikherr ſah ſie ſcheel von der Seite an und rückte ſich zurecht, ohne ihr zu antworten. Deſto aufmerkſamer betrachtete ſie der Fremde eine Weile. Im Wagen trat wieder Stille ein, die Räder knirſchten im Sande, Bremſen flogen durch die offenen Fenſter ein und aus, man ſchien nicht von der Stelle zu kommen.

„Gemäßigter Fortſchritt, eine Forderung der Zeit!" bemerkte der Pfarrer und lächelte über ſeinen geiſtreichen Witz. In dieſem Augenblicke ſtieß die alte Frau einen lauten Schrei aus, öffnete aus dem Fenſter mit Kraft die Schloßfeder der Wagenthüre und ſprang, ohne ſich zu beſinnen, hinaus, des Poſtillons Zuruf nicht beachtend. Alle Reiſenden fuhren auf, der Wagen hielt.

„Wo will Sie denn hin?" ſchrie der Conducteur. „Ich warte nicht auf Sie." — „Fahrt in Gottes Namen!" rief die Frau, über den Graben ſpringend und winkte heftig mit ihrem langen Arme. Sie verſchwand im Gebüſch, worauf der Poſtknecht ſein kopfhängeriſches Viergeſpann durch einen kunſtgerechten Kreuzhieb wieder in Bewegung ſetzte, während der Conducteur brummend den Wagenſchlag ſchloß.

„Verrücktes Weib!" murmelte der Fabrikant. — „Wir laſſen aber die Arme auf der Landſtraße," ſagte die Tochter des Pfarrers mitleidig. — „Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, Amalie," verſetzte der Vater. „Wer iſt ſie denn eigentlich, Herr Maſſer?" — „O das iſt ein Mordfrauenzimmer," antwortete der Fabrikherr. „Die könnte einen ganzen Regierungsbezirk verdreht machen. Hat eine Zunge, ſage ich Ihnen, wie ein Mühlrad und fürchtet ſich vor keinem Teufel. Ich dachte ſchon, wir würden ſie los ſein, denn ſie wollte mit ihrer ganzen Freundſchaft nach Amerika — auf einmal hat ſie der Henker wieder da." — „Aber wer iſt ſie denn eigentlich, Herr Maſſer," wiederholte Amalie die Frage ihres Vaters. — „Sie heißt Greſchel, und iſt eine Wittwe aus — ich glaube, aus Pommern in Preußen," antwortete der Fabrikherr. Ein aufmerkſamer Beobachter — und das war der Fremde, deſſen Blick auf Maſſer ruhte — konnte nicht überſehen, daß dieſem eine nähere Erörterung nicht angenehm ſei. — „Sie hat wohl in Ihrer andern Fabrik gearbeitet?" fragte die unabweisliche Pfarrerstochter. — „Nein — ſie nicht!" antwortete Maſſer. „Aber dort wohnte ſie." — „Warum mag ſie nur herausgeſprungen ſein?" forſchte Amalie. „War vielleicht draußen etwas?" — „Ich ſehe ſehr ſchlecht," erwiederte Maſſer.

Nur der Fremde hatte bemerkt, daß ein Menſch im Gebüſch gelegen und bei Annäherung des Wagens die Flucht ergriffen hatte, doch äußerte er ſich nicht darüber. Das Geſpräch verſtummte.

„Was meinen Sie, Herr Maſſer," begann der Geiſtliche nach einer Weile wieder, „was meinen Sie zu der Tollheit unſerer Zeit?" — Auf der ganzen Reiſe war noch kein Wort über die ernſten Bewegungen der Gegenwart geſprochen, erſt kurz vor dem Thore des Zieles kam der Paſtor darauf — ein ironiſches Lächeln, welches durch die Antwort Maſſer's nur verſtärkt wurde, dämmerte auf dem Geſichte des Fremden. „Tollheit, da haben Sie Recht!" beſtätigte der Fabrikant. „Was wollen die Menſchen denn? Unſere Finanzen ſind im beſten Stande, wir haben nach Verhältniß nicht mehr Abgaben, als andere Staaten, der Handel florirt — was wollen wir mehr?" — „Ich ſprach eigentlich von den kirchlichen Unruhen," bemerkte der Pfarrer. — „Die gehen mich nichts an," verſetzte der Fabrikherr. „Sie ſind wohl jalour, Herr Paſtor? Möchten wohl auch gern herumreiſen, überall fêtirt werden, Diner mit Champagner, Vivat und ſo weiter? Nicht übel!" — „Um den Preis nicht!" ſagte der Geiſtliche, indem er ſtreitfertig aufblickte und mit der Hand gleichſam die Verſuchung von ſich ſchob. „Aber da ſind wir ja ſchon. Ihre Schornſteine dampfen prächtig da drüben."

Die Straße war an das Ufer eines großen Gewäſſers gelangt, jenſeit deſſelben ſah man die weitläufigen Gebäude einer Fabrik, ſie gehörten Herrn Maſſer, welcher mit zufriedener Miene zu ihnen hinüber blickte. Bald erreichte der Poſtwagen auch einen Damm, welcher ſeinen Pferden feſten Grund unter die Hufe legte, die bisher nur mit wankendem Sande gekämpft, der Poſtillon ſtieß in's Horn, eine Brücke, ein zerfallendes Thor, krumme und enge Straßen mit niedrigen Häuſern, endlich Halt.

„Gott ſei Dank!" ſagte der Pfarrer. „Amalie, vergiß nichts beim Ausſteigen." — „Sie reiſen noch weiter?" fragte dieſe ihren Nachbar, mit welchem ſie einen freundlichen Abſchiedsgruß wechſelte. — „Nicht allzuweit," erwiederte dieſer.

Für den reichen Fabrikherrn mühten ſich dienſteifrige Hände, den geiſtlichen Herrn nahm der Kirchendiener in Empfang und berichtete ihm in der Eile, was während ſeiner Abweſenheit in loco vorgefallen, Amalie fand während deſſen ein kleines, in Papier geſchlagenes und verſiegeltes Päckchen auf dem Boden des Wagens und

Digitized by Google

reichte es dem Fremden, ob es ihm etwa gehöre. Es bekannte ſich aber kein Eigenthümer dazu.

„Das wird der Greſcheln gehören," ſagte der Fabrikant. „Geben Sie doch einmal her." — „Wollen wir's nicht aufbrechen?" meinte die Paſtorstochter. „Da erfahren wir's gleich." — „Es muß wohl auf der Poſtanſtalt abgegeben werden, bis ſich der Eigenthümer legitimirt," verſetzte der Fremde ernſthaft. „Ich werde das beſorgen."

Während er nach der Expedition ging, bemerkte der nachſchauende Maſſer, daß ein alter Herr im Reiſemantel ſehr eilig daher kam, welchem der Fremde ſofort entgegen ging. Beide begrüßten ſich herzlich und traten dann in das Haus, welches ſie jedoch, nachdem der Reiſende das gefundene Päckchen abgegeben hatte, mit einander wieder verließen, um nach dem Gaſthofe des Städtchens zu gehen. Dort war der alte Herr, wie des Pfarrers Tochter noch an demſelben Nachmittage erfuhr, geſtern mit Extrapoſt angekommen, die beiden Fremden hatten zuſammen gefrühſtückt, worauf der alte mit Extrapoſt weiter gefahren, der Jüngere jedoch zu Fuß nach dem gräflichen Schloſſe gewandert war, das mit ſeinem, den Kleinſtädtern verſchloſſenen, ſchönen Parke unweit der Stadt lag.

2.

Sobald die beiden Fremden ſich entfernt hatten, trat der Fabrikherr in die Expedition des Poſtamtes. „Herr Secretär," ſagte er, „es hat ſich ein kleines Packet im Wagen gefunden, das bei Ihnen abgegeben worden iſt." — „Ja, Herr Maſſer," antwortete der Beamte. „Es ſoll wahrſcheinlich einer Frau gehören, die unterwegs den Wagen verlaſſen hat. Ich habe es in Verwahrung nehmen und nochmals verſiegeln müſſen. Gehört es aber Ihnen, ſo ſteht es gleich zu Dienſten." — „Ich glaube ganz beſtimmt," ſagte der Fabrikant. „Mir fehlt es erſt jetzt — ich dachte, ich hätte es gut verwahrt und achtete gar nicht darauf, als von dem gefundenen Dinge geſprochen wurde." — „Der Inhalt aber — ?" fragte der Beamte. „Sie wiſſen, es iſt nur der Form wegen, ich ſetze durchaus keinen Zweifel in Ihre Angabe." — „Freilich, Herr Poſtſecretär, verſteht ſich," ſagte Maſſer. „Sie kennen mich zwar und werden mir nicht zutrauen" — „I Gott bewahre, Herr Maſſer!" ſagte der Secretär und langte ſchon nach dem Päckchen. — „Nein, mein Herr Poſtſecretär, Alles muß ſeine Ordnung haben," verſetzte der Fabrikant. „Laſſen Sie uns nachſehen. Ich hatte ein Schächtelchen mit Bruſtbonbons, ein Paar Eiſenrechnungen und,

glaub' ich, ein halb Dutzend Handschuh für meine Wirthschafterin eingewickelt. Machen Sie das Ding nur auf."

Der Postbeamte erbrach sein eignes vor Kurzem erst aufgedrücktes Siegel und wickelte das schmuzige Papier aus einander, wobei ihm der Fabrikant gierigen Blickes auf die Finger sah. Es kamen aber weder Brustbonbons, noch Handschuh zum Vorschein, sondern zwei gewirkte Kinderhäubchen, niedlich genug, wenn auch nicht von der feinsten Art.

„Ei, ei, Herr Masser!" sagte der Postsecretär zweideutig lächelnd, denn der Fabrikant war ein alter Hagestolz. — „Das ist doch mein Packet nicht, geben Sie einmal her —" erwiederte Masser und nahm das Packet in die Hand, um es weiter aufzuwickeln. „Hm! hm! — wird der Greschels gehören — die Greschels fuhr mit uns — ja! sehen Sie hier!" Er hatte einige Papiere gefunden, von denen er eins nach flüchtiger Einsicht dem Postsecretär vorhielt. „Sehen Sie: Johanna, verwittwete Greschel, Alter: 58 Jahr u. s. w." Rasch faltete er den Paß wieder zusammen und sagte: „Ich werde es der alten Frau zustellen." — „Zeigen Sie doch!" sagte der Postsecretär. „Was enthalten denn die andern Papiere?" — „Ei, wir werden doch nicht Privatangelegenheiten untersuchen," entgegnete Masser. „Nein, nein! Ich stecke die ganze Geschichte in die Tasche und werde sie der Alten ungelesen wiedergeben." — „Aber sie kommt gewiß zuerst hierher," wandte der Secretär ein. „Ohne Paß kann sie ja in Verlegenheit kommen." „Den braucht sie nicht mehr," erwiederte der Fabrikant. „War zum Auswandern bestimmt, nun ist sie aber wieder hier und wird nicht weit laufen. Recommandire mich, Herr Postsecretär." — „Ihr Packet ist also verloren, Herr Masser?" sagte der Beamte bedauernd. — „Meins?" erwiederte der Fabrikant. „Ja so! Ja, meines wird verloren sein, wenn's nicht im Wagen geblieben ist. Hat übrigens nichts zu sagen, es war mir nur um die Cigarren —" — „Ich denke, Brustbonbons und Handschuh?" versetzte der Secretär. — „Auch! Auch! Aber es hat nichts zu sagen," erwiederte der Fabrikant. „Guten Morgen, Verehrtester."

Hastig eilte er über den Marktplatz, wo ihn, den Reichen, den Brodherrn vieler Stadtkinder, die Leute angelegentlich grüßten. Er steuerte dem Thore zu, das in entgegengesetzter Richtung in das Freie, an das Ufer eines Sees führte, dessen abströmende Gewässer das Rädergetriebe in Masser's Fabrik bewegten. Als er die Pappelallee erreicht hatte und den Fußsteig menschenleer sah, gönnte er sich Muße,

Digitized by Google

das Packet, das er auf so harmlose Weise in seinen Besitz genommen hatte, aus der Tasche seines Paletots zu ziehen.

Die kleinen weißen Kindermützchen waren es wiederum, die ihm zuerst in die Hände fielen. Man sah recht, daß er ein alter egoistischer Hagestolz war, der nie Freude an Kindern erlebt hätte, so würde er die niedlichen Häubchen nicht mit einem Fluche von sich geworfen haben. Den Paß kannte er von Außen und wollte ihn wieder einstecken, öffnete ihn aber doch und las: „Gültig auf sechs Monate. Wenn ich nur wüßte," murmelte er, „warum das alte Mensch wieder umgedreht ist — und was ihr heute auf einmal zustieß. Es war ja, als ob der Teufel in sie führe."

Er hatte unterdessen das zweite Papier entfaltet und plötzlich unterlief sein ganzes Gesicht dunkelroth, ein heftiges Zucken machte sich an seinen Lippen bemerklich und seine Augen funkelten, man hätte nicht recht gewußt, ob vor Grimm oder vor Freude. Rasch sah er sich um, ein Paar Menschen kamen gegangen, er fuhr mit den Papieren wieder in seine Tasche und nahm den eiligen Schritt von Neuem an, der ihn aus der Stadt geführt hatte. Aber kaum war er fünfzig Schritt gelaufen, als er sich abermals eines Andern besann. „Dummes Zeug! Ich will sie lieber mitnehmen, der Teufel kann sein Spiel haben."

Er kehrte um und hatte nichts Geringeres im Sinne, als die Kindermützchen, die ihm so werthlos erschienen waren, daß er sie auf die Erde geworfen hatte, wieder aufzuheben. Doch kam er zu spät. Er wußte nicht mehr genau, wo er sie von sich geschleudert, gewiß waren die Menschen, denen er begegnet, nicht faul gewesen, den guten Fund an sich zu nehmen, er sah sie noch in der Ferne und schrie auf einmal hinter ihnen drein, aber sie hörten nicht auf ihn, sondern setzten ihren Weg unbekümmert fort, was dann auch mit dem seinigen der reiche Herr Masser that, ohne die Häubchen wiedergefunden zu haben.

Nicht lange war er aus dem Postamte gegangen, als der Secretär wieder rittlings seinen Arbeitsesel vor dem Schreibepulte bestieg, auf dem er nun, in Ermangelung pressanter Postsachen, sich an der Hand einer unsrer aristokratischen Schriftstellerinnen in Regionen geistig einführen ließ, die ihm künftig auch leiblich (denn er war ein radicaler Nivelleur, der Herr Postsecretarius) zugänglich werden mußten. Da klopfte es an der Thüre und störte ihn verdrießlich grade in der interessantesten Scene zwischen Hugo und der begehrenswürdigen Gräfin.

Herein trat, wie eine Vernichtung aller Illusion, ein altes Weib

Digitized by Google

„Sie werden verzeihen, Herr Poſtſecretär," ſagte die Frau mit einer halbmännlichen Stimme, „hat ſich vielleicht im Poſtwagen ein kleines Päckchen gefunden, ich bin unterwegs abgeſtiegen —" — „Ja, gegen alle Ordnung!" unterbrach ſie der Beamte. „Unterwegs ſoll gar Niemand abſteigen." — „Ich habe mein Paſſagiergeld bezahlt und den Wagen nicht warten laſſen," ſagte die Frau, ohne eingeſchüchtert zu ſein. „Es wird mir doch frei ſtehen, abzuſpringen, wenn ich will." — „Oho! Wir wollen Ihr die Grobheit legen," verſetzte der Poſtſecretär. — „Ich bin nicht grob, ich wollte nur anfragen wegen des Päckchens, das mir beim Ausſpringen aus der Taſche gefallen ſein muß," ſagte das Weib. — „Nun, was war denn drin?" fragte der Secretär. „Das muß ich vorher wiſſen." — „Zwei Kindermützen, gewebte, und einige Papiere, auch mein Paß," antwortete ſie. — „Wie heißt Sie denn?" fragte der Secretär. — „Wittwe Greſchel." — „Ja, ja, Greſchel! Ich habe ſchon von ihr gehört," ſagte der Beamte. — „Kann nur in allen Ehren geweſen ſein," verſetzte die Frau trotzig. „Iſt mein Päckel hier?" — „Herr Maſſer hat es an ſich genommen, dort kann Sie es abholen," erwiederte der Secretär. Bei dieſer Nachricht erſchrak die Frau und die Flügel ihrer langen Naſe ſchwollen zornig empor. — „Wer hat dem meine Sachen gegeben?" rief ſie heftig. „Wie kommt der dazu?" — „Jetzt packe Sie ſich!" ſchnob ſie der Beamte an. „Ich habe keine Luſt, mich weiter mit Ihr einzulaſſen. Sie weiß, wo Sie Ihren Bettel findet — marſchir' Sie!"

Kein Wort erwiederte die Wittwe auf dieſe unfreundliche Abfertigung, ſondern drehte ſich kurz um und entfernte ſich, worauf der Secretär, ſeinen ſchwarzen Scheitel glättend, wieder zu der angenehmen Lectüre ſchritt, deren innerſter Kern ihm doch unenthüllt blieb.

3.

In der Fabrik des Herrn Maſſer war die regſte Thätigkeit. Der Tag neigte ſich bereits zu Ende, es war ein Sonnabend. Nach gethaner Arbeit ſollte der Wochenlohn ausgezahlt werden, der Fabrikherr war damit beſchäftigt, die Berechnung deſſelben, welche ihm ſtets vorgelegt wurde, durchzuſehen und dann die erforderlichen Summen zu überweiſen.

„Lieber Baltz," ſagte er, „ich finde, daß die Totale ungeheuer ſteigt." — „Wir haben auch viel mehr Arbeiter und ich muß ſagen, daß ſie es nicht an ſich kommen laſſen," war die Antwort. — „Wenig Abzüge bemerke ich," ſagte Maſſer. „Sie laſſen doch genaue Aufſicht

Digitized by Google

führen? Sollten nicht mehr gefehlt haben, als die Wenigen, die hier namentlich gemacht ſind?" — „Herr Maſſer, Sie können überzeugt ſein —" — „Schon gut! Aber — hm! hm! Die Branntwein-Conſumtion nimmt zu — ich weiß nicht, wo mir hier größerer Profit wird. Der Branntwein macht die Menſchen laſch — freilich ſchenken wir viel aus, kaufen im Ganzen und machen beim Ausſchenken ein hübſches Geſchäft, aber ich weiß doch nicht, ob dieſer Profit nicht durch die laſchere Arbeit wieder drauf geht. Könnte man das nicht ein Bischen berechnen, lieber Baltz?" — „O glauben Sie doch ſo etwas nicht!" ſagte der Aufſeher. „Wenn die Menſchen Branntwein getrunken haben, arbeiten ſie wie die Bären. Doppelter Profit alſo, Herr Maſſer — fragen Sie nur alle Oekonomen rings herum. Wenn ſie ein groß Stück fertig haben wollen, wenn die Leute nach Sonnenuntergang oder Sonntags arbeiten ſollen: allemal Schnaps! — Die Laſchheit kommt nach, das iſt richtig, aber erſt, wenn Feierabend iſt, und über Nacht erholt ſich Alles wieder. Will's am Morgen auch noch nicht gehen, nun, ſo ſtärkt man ſich wieder durch ein Schnäpschen und dabei kommen wir wenigſtens nicht zu kurz." — „Ja, das iſt wohl plauſibel," erwiederte der Fabrikherr, „aber ein Ende muß es doch einmal haben, wo ſich die Natur nicht mehr hilft." — „Nun, dann bleiben ſie weg oder werden entlaſſen," ſagte der Aufſeher lächelnd. „Die Menſchen reißen ſich ja nach Arbeit in dieſer brodleeren Zeit. Sind's nicht dieſe, ſo ſind es Andere."

Dabei beruhigte ſich Herr Maſſer, welcher ſich überhaupt nur in dieſe Erörterung eingelaſſen hatte, weil in ihm heute ganz abſonderliche Gedanken angeregt worden waren. Nachdem das Geſchäft in gewohnter Ordnung abgemacht war, entließ er ſeinen Mann, welcher, einen Moment über die Anwandlung ſeines Brodherrn ganz ſtutzig geworden, eine Bekehrung deſſelben gefürchtet hatte, wie ſie ja täglich von viel verſtocktern Menſchen geſchah. Ihm ſelbſt, dem Herrn Baltz, wäre damit ungemein ſchlecht gedient geweſen, weil er den Detailſchank des Branntweins noch detaillirter auf eigne Privatrechnung beſorgte. Er tröſtete ſich aber damit, daß, wenn auch ſein Herr Principal Mäßigkeit predigen wolle, der Sinn der Maſſe viel zu ſehr dem wohlfeilen Labe- und Lethetrank ergeben ſei, um ſich davon abbringen zu laſſen.

Als Maſſer nun endlich allein war, verriegelte er ſeine Thüre und ſetzte ſich mit der langen Pfeife in den lederbezogenen Großvaterſtuhl, welchem er ſchon oft ſeine beſten Speculationen verdankte. Im Zimmer ſah es unheimlich aus, überall bekundete ſich die unordent-

liche Wirthſchaft eines alten Junggeſellen, kein zierliches oder nur modernes Möbel verrieth den großen Reichthum deſſelben, nur ein Paar ſchwere, eiſenbeſchlagene Kaſten, die mit ſtarken Schrauben in zwei Ecken des Zimmers an den Fußboden befeſtigt waren, gaben der Phantaſie in dieſer Hinſicht einige Nahrung. Der Fabrikherr ſelbſt, wie er dick und mürriſch in ſeinem Lehnſtuhl ſaß, aus der langen, unſaubern Pfeife einen abſcheulichen Tabak in Dampf verwandelte, hatte nicht das Anſehen, als könne er in jetziger Zeit ein Geſchäft ſo ausgedehnter Art mit Geſchick und vollendeter Einſicht betreiben. Und dennoch war es der Fall. Er beſaß die trefflichſten Kenntniſſe von Allem, was in ſein Geſchäft eingriff, er hatte einen gefährlich kühnen Speculationsgeiſt und wußte ſeinen Vortheil mit einem Scharfſinne wahrzunehmen, den man gar nicht hinter ſeiner platten Stirne und dem kreisrunden Augapfel geſucht hätte.

Eine geraume Weile ſaß er ſtill und die Unterlippe, welche ſchon im Poſtwagen die kleine Paſtorstochter beluſtigt hatte, ſchob ſich zu einer erſtaunlichen Länge vor. Endlich ſtand er auf, klopfte die Pfeife, welche ihm bei ſeinem Simuliren ausgegangen war, unbedenklich an ſeinem Lehnſtuhle auf die Diele aus, und näherte ſich dann, ein Schlüſſelbund aus der Taſche nehmend, einem der oben erwähnten Eiſenkaſten. Bedachtſam prüfte er Schlöſſer und Schrauben, dann öffnete er den Deckel und kramte unter den Gegenſtänden, welche in dem Kaſten enthalten waren — ein Päckchen, das obenauf lag, hatte er aber gleich herausgenommen und unter den Arm geſteckt. Mehrmals nickte er zufrieden, ſah dies und jenes Document an, ſchloß endlich zu und kehrte wieder in den Lehnſtuhl zurück, wo er das Päckchen, das er allein behalten hatte, auf ſeinen Knieen entfaltete.

„Ein wahres Glück! Ein Glück von Gott!“ murmelte er, ohne zu ahnen, daß er in dieſer hergebrachten Redensart in ſeinem Falle eine Läſterung ausſprach. „Da hab' ich nun keine Sorge mehr, keine Sorge mehr! Wollen's verbrennen!“

Er legte das Papier, auf welches ſich dieſe Worte bezogen, beiſeit, und ſah die andern noch einmal durch. „Paß! Atteſte — auch, ja, der Auswanderungsſchein — hm! hm!“ Er ließ die Hand mit dem Documente, das er dicht an das Auge gehalten, ſinken und ſtarrte wieder eine Weile vor ſich hin.

„Dummes Zeug!“ ſagte er endlich, ermannte ſich und wickelte die Papiere, bis auf eins, ſorglich wieder ein, ja er mühte ſich, genau

Digitized by

wieder die alten Brüche des Umſchlages zu finden. „Die verfluchten Mützen!“ murmelte er dabei.

Dann ſtand er wieder auf, nahm das Bret vom Kamin, ſetzte ein Streichzündholz in Brand und ließ damit das Papier, das er vernichten wollte, Feuer fangen. Als er die bläuliche Flamme an der Ecke deſſelben emporlodern ſah, warf er es in den Kamin und ſtarrte es unverwandt an, wie es dampfte und brannte, bis der Zugwind ſchnell mit dem halbverkohlten abfuhr.

„Was machen Sie denn, Herr Maſſer?“ fragte plötzlich hinter ihm eine weibliche Stimme.

Er erſchrak dermaßen, daß ſeine Kniee wankten, doch kehrte er ſich barſch um: „Was geht's Dich an? Wie kommſt Du überhaupt herein?“ Denn er war ſich bewußt, die Thüre verriegelt zu haben. — „Ei, Herr Maſſer, Sie haben's mir ja nicht verboten,“ ſagte das Mädchen, eine ziemlich beleibte Perſon, nicht mehr ganz jung, aber von hübſchen Geſichtszügen, die nur durch einen allzu freien Blick beeinträchtigt wurden. „Ich will Ordnung bei Ihnen machen, es ſieht ja aus, daß man ſich ſchämen muß.“ — „War denn die Thüre offen?“ fragte Maſſer und fand ſie wirklich unverriegelt. — „Sie dachten wohl, Sie hätten ſich eingeſchloſſen?“ gab das Mädchen lachend zur Antwort. — „Mine!“ rief er drohend und zog den Holzſplitter aus dem Schloß, der den Riegel verhindert hatte, zu faſſen. — „Das haſt Du hineingeſteckt, abſcheuliche Creatur! Warum? Was hatteſt Du damit vor?“ — „Nur nicht ſo getobt!“ ſagte die Dienerin, welche ein Recht zu haben ſchien, dem Zorne ihres Herrn zu trotzen. „Das Einſchließen iſt dummes Zeug, Sie kommen einmal in Ihrem Elende um und kein Menſch kann zu Ihnen. Wenn Sie neulich, wo Sie den Anfall hatten, eingeſchloſſen waren, ſo hieß es: Adieu!“ — „Haſt Recht, Kind!“ ſagte er beſänftigt und ſtreichelte ihr die Backen. Sie wies ihn aber zurück. — „Was haben Sie denn hier für Rauch gemacht?“ fragte ſie. — „Etwas Papier verbrannt, Mine. Setze nur wieder den Kamin zu,“ ſagte er. „Drüben iſt ja viel Spectakel.“ — „Ja, es wird Geld ausgezahlt,“ erwiederte das Mädchen gleichgültig. „Werden wohl Manche wieder nicht zufrieden ſein.“ — „Nicht zufrieden? Wie ſollte das zugehen?“ ſagte der Fabrikherr und ſteckte beide Hände in die Taſchen.

Das Mädchen zuckte die Achſeln und ſetzte ihre Geſchäfte fort, während Maſſer am Fenſter ſtand und mit verhaltenem Athem nach den Fabrikgebäuden hinüber lauſchte, wo ſich in der That ein ziemlich

wüſter Lärm erhoben hatte. Man konnte die Stimme des Aufſehers unterſcheiden, welche mehrmals ſehr laut Ruhe gebot.

„Mine, ſage dem Jungen, daß er nach der Stadt gehen ſoll", ſagte Maſſer mit ſichtbarer Beſorgniß. — „Nach der Polizei?" fragte das Mädchen. — „Wird hoffentlich nicht nöthig ſein, aber —" — „Sie beruhigen ſich ſchon," ſagte das Mädchen. „Sehen Sie, dort ziehen ſie ab. Das ſcheint allemal ſo."

Erleichtert athmete der Fabrikherr auf. „Ich weiß nicht, warum man ſich ängſtigt," äußerte er. „Sonſt iſt mir das gar nicht eingefallen, die Schlingel murrten auch, aber wenn ſich Einer mauſig machte, wurde er aus der Fabrik geworfen oder in's Loch geſteckt. Jetzt lieſt man aber ſo viel in den Zeitungen, gräuliche Geſchichten — es iſt nur gut, daß wir Garniſon haben."

Das Mädchen war während dieſes Selbſtgeſprächs hinausgegangen, kam aber jetzt eilig zurück. „Herr Maſſer, eine alte Frau iſt hier, ſie nennt ſich Wittwe Greſchel — ich habe ſie, glaub' ich, drüben geſehen bei der andern Fabrik, war's nicht die Mutter oder Großmutter von dem Menſchen, der —" — „Was geht mich das Weib an?" unterbrach ſie der Fabrikherr mit erheucheltem Gleichmuthe, während ihm die Meldung doch den Athem verſetzte. „Will ſie betteln oder ſonſt etwas?" — „Sie ſagt, daß ſie etwas im Poſtwagen verloren hat und das ſollen Sie haben." — „Ja, das hatte ich vergeſſen. Der Poſtſecretär gab es mir. Dort liegt es — bring' es ihr heraus."

Das Mädchen nahm das Päckchen vom Tiſche und trug es hinaus. Maſſer ſtellte ſich, an den Nägeln kauend, nahe der Thüre, um zu horchen. Seine Farbe wechſelte mehrmals, aber die Dämmerung, welche ſchon im Zimmer überhand nahm, verhüllte dieſe verrätheriſchen Zeichen in ihre Schleier.

„I das wollt' ich doch ſehen!" hörte er die gellende Stimme der Wittwe und im vollen Wortwechſel mit der abweiſenden Dienerin drängte ſich Frau Greſchel in das Zimmer, deſſen Thüre Maſſer wohl hätte verriegeln können, wenn er es nicht für klüger gehalten hätte, dem Sturme zu ſtehen. — „Was will Sie noch?" fragte er mit dem Tone der Verwunderung. — „Herr Maſſer," ſagte die Wittwe, während ſie ihm einen kurzen Gruß bot, „in dem Packete iſt nicht mehr Alles, was ich hinein gethan habe." — „Das thut mir leid, ich kann Ihr aber nicht helfen," erwiederte Maſſer, welcher jetzt viel darum gegeben hätte, die impertinente Zeugin dieſes Geſprächs zu

entfernen. Wie er aber mit ſeiner Haushälterin ſtand, durfte er nicht daran denken, ihr eine ſolche Zumuthung zu machen. — „So? Wer hat Ihnen denn das Packet gegeben?“ rief die Wittwe. — Der Poſtſecretär, weil ich Sie kenne und Ihr den Fund am erſten wieder zuſtellen konnte.“ — „Gut. Aber es iſt verſiegelt geweſen mit dem Stempel. Wer hat denn das Siegel aufgebrochen?“ — „Der Poſtſecretär hat es mir erbrochen übergeben, frage Sie ihn ſelbſt. Es thut mir leid, wenn Ihr etwas dabei verloren gegangen iſt, aber mir wird Sie doch die Schuld nicht geben.“ — „Wem ſonſt?“ rief die Wittwe, ſtemmte die Hände in die Seite und ſah den Fabrikherrn ſo glühenden Blickes an, daß dieſer beinah faſſungslos die Augen ſenkte. „Sie ſollten nicht wiſſen, was mir aus dem Päckel herausgenommen iſt?“ — „Ich?!“ flüſterte Maſſer, auf ſich ſelbſt wüthend, daß er ſeine Feigheit nicht bemeiſtern konnte, wüthend auf ſeine hoch aufhorchende Dienerin und bis zum tödtlichſten Ingrimm auf die alte Frau, welche vor ihm ſtand. — „Sie! Ja!“ rief die Wittwe mit Heftigkeit. „Sie werden mir's nicht herausgeben, das weiß ich, Sie haben's gewiß ſchon verbrannt, es riecht in der ganzen Stube danach — aber es ſoll Ihnen nichts helfen: Gott lebt noch, Herr Maſſer, und wir werden uns ſchon einmal ſprechen.“ — „Sie ereifert ſich,“ brachte Maſſer etwas gefaßter zum Vorſchein, „ich weiß nicht, was Sie will. Mir fällt ein, daß Ihr Packet durch viele Hände gegangen iſt, eh' ich es bekam. Die Mamſell hat es gefunden, dann nahm es der ſchwarze Fremde, ich habe mich erſt gar nicht darum bekümmert. Laſſe Sie mich deshalb in Ruhe, ich denke, wir ſind mit einander fertig, Frau Greſchel.“ — „Ja, das denken Sie wohl!“ verſetzte die Wittwe mit einem furchtbaren Hohne. „Ich aber denke anders. Sie ſind der reiche Mann, mit Geld kann man Alles machen, nicht wahr? Die Leute auf's Zuchthaus bringen oder hängen laſſen! Aber es kommt einmal ein Abrechnungstag, wo wir die Bücher führen und da ſollen Sie ſich wundern, Herr Maſſer!“

Mit dieſen beinah ſchreiend ausgeſprochenen Worten entfernte ſich die Erzürnte und der Fabrikherr wiſchte ſich den Schweiß ab. Erſchöpft ſetzte er ſich in ſeinen Lehnſtuhl. „Was willſt Du noch, Mine?“ fragte er nach einer Weile mit heiſerer Stimme. — „So fragen Sie mich doch ſonſt nicht,“ entgegnete die Haushälterin ungeſcheut. „Sie müſſen doch mit der Greſchel eine ſchlimme Geſchichte gehabt haben.“ — „Neugieriges Mädel! Nicht der Rede werth,“ antwortete Maſſer. „Die alte Hexe hat den Teufel, ich weiß nicht, was

ſie will." — „Nun, nun," verſetzte die Haushälterin, „es ſcheint Ihnen doch ſchwer zu fallen. Wollen Sie mir's nicht ſagen?" — „Ein ander Mal, Mine," ſagte der Fabrikant. „Du wirſt ſehen, es iſt gar nichts. Beſorge mir heute Abend eine Suppe, ich habe keinen Appetit." — „Sehen Sie wohl, es drückt Sie!" rief das Mädchen. „Sie ſollten ſich das Herz leicht machen." — „Es iſt nichts, Minchen. Laß mich zufrieden, liebes Minchen," ſagte Maſſer. „Du biſt ein gutes Mädel, nicht wahr, Du meinſt es ehrlich mit mir?" — „Ehrlicher, als Sie es mit mir gemeint haben," erwiederte das Mädchen vorwurfsvoll. „Sie denken nicht daran, Ihr Verſprechen zu halten." — „Laß Dir nur Zeit, Mine. Es ging noch nicht, ich hatte mit den Verwandten — Du weißt ja. Laß Dir nur Zeit." — „Zeit habe ich mir genug gelaſſen, ich bin darüber alt und häßlich geworden," erwiederte ſie. — „Du Spaßvogel! Nun ein ander Mal ſprechen wir davon. Schaffe mir eine Suppe, mir iſt miſerabel zu Muth."

4.

Die alte Frau lief mehr, als ſie ging, durch die Pappelallee nach der Stadt zurück. Sie ſah ſtarr vor ſich hin, aber ihre Lippen bewegten ſich zuweilen und mehr als einmal focht ſie mit den Armen in der Luft, ſo daß ſie ein wahrhaft unheimliches Anſehen hatte und ein kleines Kind, das auf dem Arme eines kaum größern an ihr vorbei geſchleppt wurde, aus Furcht zu ſchreien anfing. Der klägliche Ton weckte die Wittwe aus ihren wilden Gedanken und ſchien für einen Moment ſie zu mildern, denn ſie blickte mitleidig auf, aber kaum fiel ihr Auge auf das Kind, das ſein Geſicht auf der Schulter der Schweſter verbarg, als die Frau wie eine Furie über Beide herfiel, dem Kleinen die Mütze vom Köpfchen riß und ſchrie: „Canaillen! Wo habt Ihr das geſtohlen?"

Das größere Mädchen fing nun auch an zu ſchreien und ein wüthendes Weib, ihre Mutter, ſtürzte aus der Thüre der Hütte, wo ſich dieſer Vorfall zutrug, um ihre Kinder zu ſchützen und zu rächen. Es gab ein wüſtes Schimpfen und Zanken und wäre gewiß zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht ein gemeinſchaftlicher Bekannter, ein alter zerlumpter Menſch, die Erboſten getrennt hätte.

„I Frau Greſcheln, Frau Hedemeyern! Was habt Ihr denn? Schämt Euch doch!" — „Was? Stehlen ſollen wir?" ſchrie die beleidigte Mutter und warf der Frau Greſchel auch das zweite der Kin-

Digitized by Google

dermützchen, um welche es ſich handelte, vor die Füße. „Ich habe ſie ehrlich gefunden und wer mir was anders nachſagt —“ — „Ja, gefunden, ich habe ſie mit gefunden,“ ſagte der Friedensſtifter. „Wir dachten, Maſſer hätte ſie verloren, und wenn der Kindermützen braucht, kann er ſich ſchon andere kaufen.“ — „Maſſer?“ rief die Wittwe mit funkelnden Augen.

Die Beiden erzählten, daß ſie die Häubchen gefunden, wo Herr Maſſer nur eben vorbei gegangen ſei.

„Ja, ja, das hat ſeine Richtigkeit!“ murmelte die Greſchel. „Ich weiß es nun ſchon, die Mützen ſind mein, ich kann ſie Euch nicht laſſen, denn was ſoll ich ſonſt der armen Lieſe mitbringen? Nichts für ungut!“ — „Nun, geh' Sie doch nicht ſo ſtolz vorbei,“ ſagte der Mann. „Will Sie nicht einmal ſehen, was Ihre Pathe macht? Es iſt ſchon ſpät — hat Sie Freundſchaft hier? Oder bleibe Sie doch die Nacht bei uns.“ — „Ich will Eure Grete einmal ſehen, das Mädel muß hübſch geworden ſein,“ erwiederte die Wittwe und trat unter das Dach der Armuth. Wollten wir eine Schilderung des Anblicks verſuchen, der ſich hier bot (er war freilich der Wittwe nichts Neues), ſo würden ſich unſere Leſer von dem abſtoßenden Bilde wenden und doch können wir verſichern, daß ſelbſt die ergreifendſte Malerei dieſer Scenen oft genug gegen die lebendige Wirklichkeit matt erſcheint. Sei es denn der Phantaſie überlaſſen, ſich das Daſein — denn Leben kann man es nicht nennen: ſie leben nicht, ſie ſind nur da — unſerer verkümmertſten Volksklaſſe zu denken.

In dem Elende, das ſie umgab, hatte ſich wie durch ein Wunder die Tochter des alten Menſchen, welche die Wittwe hereingeführt, friſch und geſund erhalten, ſie kam ihrer alten Pathe freundlich entgegen und lud ſie auch zum Uebernachten ein, was Frau Greſchel annahm. Als ſie nun auf der Bank ſaß und Gretchen ihr etwas Schwarzbrod mit Leinöl vorſetzte, fing die alte Frau auf einmal an, bitterlich zu weinen.

„Weine Sie nicht!“ ſagte das Mädchen mitleidig, während ihr Vater einen tiefen Schluck aus der Flaſche that, um ſich die Rührung zu erſticken. „Nicht wahr, Sie weint um den Martin? Er ſitzt wohl lange?“ — „Nein, Grete, er ſitzt gar nicht mehr, er iſt los,“ ſagte die Greſchel, aber ſie weinte fort. — „Er iſt los? Ich dachte immer, es könnte doch wohl geweſen ſein —“ erwiederte das Mädchen. — „Stille, ſtille! Davon red' ich nicht!“ unterbrach ſie die Wittwe. „Er iſt los, ich habe ihn erſt heute geſehen. Ach Gott, er lief vor

Digitized by Google

ſeiner Großmutter, als ob ihm der Kopf brennte, er hat mich wohl nicht gekannt und gar nicht gehört, wie ich hinter ihm drein ſchrie." — „Was? Er iſt wohl ausgebrochen?" fragte der Mann neugierig. — Das weiß ich nicht," antwortete die Wittwe traurig, aber ſchnell kehrte wieder ihre alte Härte zurück. „Ich werde mir ſchon Recht ſchaffen!" ſagte ſie mit einem Tone, welcher das jungeMädchen ſtutzig machte.

Sie ſprachen dann über ihre Bekannten und deren Familienereigniſſe, über die Noth, die immer größer werden müßte, wenn die Kartoffeln, wie es allgemein hieß, mißriethen.

„Dann können wir Gras und Baumrinden freſſen!" ſagte der Mann ingrimmig. — „Sie werden uns doch nicht verhungern laſſen, Vater," entgegnete ſeine Tochter. — „Ei was! Die Reichen bezahlen die Kartoffeln und wenn der Scheffel drei Thaler koſtet!" rief der Vater. „Was ſcheeren ſie ſich um uns!" — „Wir können uns aber einmal um ſie ſcheeren!" ſagte die Wittwe. — „Ja," lachte das Mädchen, „man muß ſich nur nicht kriegen laſſen." — „Ihr arbeitet nicht bei Maſſers?" fragte die Wittwe ſcheinbar abſichtslos. — „Nein, ich dachte es beſſer zu kriegen bei der neuen Fabrik, die Einer aus der Fremde hat bauen laſſen," ſagte der Mann. „Er iſt noch gar nicht hier geweſen, heute ſoll er gekommen ſein." — „Nun?" fragte die Wittwe geſpannt. — „Ach, da ſind wir gut angekommen!" rief der Mann. „Hier werden wir gedrückt, aber dort zieht man uns das Fell über die Ohren. Wir kriegen nicht einmal unſern ganzen Lohn —" — „Vater, das wird uns ja aufgehoben und verrechnet, daß wir eine ganze Summe auf einmal kriegen und etwas damit anfangen können!" ſagte das Mädchen. „Ich habe es mit angehört und Alle wollten's ja." — „O das verſteht ſich! Glaube Du nur Alles, Du Gans, da wirſt Du weit kommen! Es klingt recht ſchön, ſie wollen uns das Geld, das wir nicht grade zum Bischen Leben brauchen, aufheben und eine Art Sparkaſſe machen, daß wir's nicht verläppern, ſondern einen guten Batzen zuſammen haben — aber hungern und durſten, beſonders durſten müſſen wir dabei und am Ende betrügen ſie uns doch darum, das ſollt Ihr ſehen." — „Die bei Maſſers ſollen ſchon ganz deſperat ſein," bemerkte die Wittwe, die, in ihre Gedanken vertieft, kaum auf die Rede des blöden Mißtrauens gegen die beſten Abſichten geachtet hatte. — „Ja, ich glaub's! Der Alte iſt hart, wie ein Stein, der ſcharrt und ſcharrt und kann's doch nicht mitnehmen! Ich glaube, er hat's Geld lieber, wie's Leben — und wenn es darauf

ankäme, ſchlüg' er Einen todt, um Geld, wenn's Niemand erführe —" hier ſtockte er plötzlich vor dem furchtbaren Blicke der Wittwe, den ſie auf ihn ſchoß. — „Todtſchlagen, nein!" ſagte ſie ſchneidend. „Dazu hat er keine Courage. Aber darum betrügen, ſelbſt den Aermſten, mit Freuden!" — „So ſind ſie Alle!" beſtätigte der Mann. „Schöne Redensarten können ſie machen, o! Sie hätte unſern Inſpector hören ſollen in dem weißen Hut — der ſchnabberte! Von Sparen und Mäßigkeit und Kirchengehen — nicht wahr, Grete?" — „Es iſt ein hübſcher Mann!" ſagte das Mädchen lächelnd. — „Na ja! Die Frauensleute ſind verſeſſen auf ihn, aber ſonſt kann ihn kein Menſch leiden. Raucht nicht einmal Tabak und trinkt Waſſer! Wenn das Ding ſo fort geht und wir unſern Lohn nicht kriegen, ſo geht nächſtens der Teufel los. Wir haben das Waſſertrinken ſatt, und es bleibt ja kaum ein Groſchen übrig, um ſich einmal zu ſtärken. Will Sie nicht auch einen Schluck, Frau Greſchel?"

5.

Am Ufer des Sees, den Fabrikgebäuden gegenüber, aber durch eine breite Waſſerfläche von ihnen getrennt, zog ſich der reizende Park eines Herrenſitzes hin, welcher einer ſtolzen Familie des Hochadels gehörte. Nur in den Sommermonaten brachte dieſe gelegentlich ein Paar Wochen hier zu, die übrige ſchöne Jahreszeit verlebte ſie auf Reiſen, den Winter in der Reſidenz. Mit den Bewohnern des Städtchens, das in ſo unmittelbarer Nachbarſchaft lag, ſtand ſie während ihres Aufenthalts nicht in der entfernteſten Beziehung. Der fremde Park war auch in ihrer Abweſenheit jedem fremden Beſuche verſchloſſen und die Ankunft des Grafen — anders nannte man ihn nicht, Viele in der Stadt kannten gewiß nicht einmal ſeinen Namen, er war „der Graf" par excellence — die Ankunft des Grafen erfuhr man nur dadurch, daß ſein Reitknecht mit der Brieftaſche auf einem flinken Pony in der Stadt und auf dem Poſtamte erſchien, um die zahlreich eingehenden Briefe aus allen Weltgegenden für ſeinen Herrn in Empfang zu nehmen, was er täglich fortſetzte, eben ſo viele Briefe, unter denen manche von zierlicher Damenhand, zur Beförderung aufgebend. Dem äſthetiſchen Poſtſecretär verurſachte die Portoberechnung nach Orten, die ihm ſonſt nie vorkamen, viel Mühe und zog ihm, wegen häufiger Irrthümer, manche Naſe von Oben zu. Nächſt dem Poſtamte hatten auch die Kaufleute des Städtchens eine bemerkliche und hier allerdings erfreuliche Belebung des Geſchäfts. Ließ dieſe nach und blieb

der Reitknecht auf dem Pony aus, ſo war die gräfliche Familie wieder abgereiſt.

Selbſt die Offiziere des Bataillons, welches in der kleinen Stadt garniſonirte, hatten vergeblich geſucht, Eintritt in das Haus des Grafen zu erlangen. Die Meiſten waren doch, wenn auch von niederm Adel, durch Geburt courfähig. Aber ſie hatten zum Theil eine, nach dem ihnen unbekannten Styl des Hauſes unpaſſende Viſitenſtunde gewählt und waren mit dem für Kleinſtädter beleidigenden Beſcheide abgewieſen worden: die Gräfin empfange nicht — oder ſie hatten allerdings die alte Gräfin geſehen, mit der ſich eine höchſt fließende Converſation pflog, aber die beiden blendend ſchönen Töchter, die Mancher ſchon in der Reſidenz von fern bewundert hatte, kamen nicht zum Vorſchein, und auf eine Einladung, die ſonſt reif in den Schooß fallende Frucht jeder Viſite, warteten Alle vergebens. Der Graf ſandte ihnen wieder ſeine Karte, damit war es abgemacht. Welche Loblieder ihm dafür an der gemeinſchaftlichen Mittagstafel der Offiziere geſungen wurden, erfuhr er nicht, und kümmerte ſich auch nicht darum. Was man von den jungen Damen einzig erblickte, das waren ihre ſchlanken Geſtalten über das Waſſer herüber, wenn ſie im Park, an deſſen äußerſte Terraſſe der See ſtieß, luſtwandelten. Sie pflegten zu gewiſſen Stunden dort zu erſcheinen und wenn es den jüngern Herren nicht an Zeit fehlte, ſo legten ſie ſich gegenüber auf die Fernſicht, wobei ein ſchönes Glas von Ramsden, das Einer von ſeinem Vater geerbt hatte, vielfach in Anſpruch genommen wurde.

Mit dieſer angenehmen Beluſtigung waren einige derſelben am See, durch Gebüſch gedeckt, damit ſie nicht von jenſeit geſehen und indiscret geſcholten werden konnten. Sie fanden die Figur beſonders der jüngſten Gräfin „famos" und „magniperbe", welche geiſtreiche Contraction zweier Eigenſchaftswörter einer von ihnen erfunden hatte und ein Patent darauf zu nehmen gedachte, um ſie als Modeartikel in Cours zu bringen.

Aber plötzlich klangen in der Stadt die wohlbekannten, langgehaltenen Töne der Signalhörner, welche die Garniſon unter die Waffen riefen. Die Offiziere ſtutzten, wunderten ſich, was dieſer ungewöhnliche Generalmarſch bedeute, und eilte dem Thore zu. Aus allen Häuſern ſtürzten die Soldaten ſchon mit Sack und Pack, ſchleunigſt gerüſtet. Kaum war das Bataillon nothdürftig zuſammen, ſo erhielt eine Compagnie Befehl zum Abmarſch und ihr Chef eine geheime und genaue Inſtruction. Die übrigen blieben vorläufig ſtehen.

„Verteufelte Geſchichten!“ ſagte der Befehlshaber zu den Hauptleuten, welche ſich um ihn verſammelten. „Wir erleben am Ende hier in der Nähe eine Repetition des ſchleſiſchen Skandals. Es iſt ein vollſtändiger Aufruhr unter den Arbeitern der neuen Fabrik ausgebrochen. Gehört ſie nicht einem Herrn Mainhard? Wenn nur nicht Maſſer's Leute auch tumultuiren, unſer ganzes Neſt ſteckt voll oder iſt mit ihnen verwandt. Gegen dies arme Volk, wenn es betrunken iſt, einzuſchreiten, iſt das traurigſte Commando, was einen ehrlichen Soldaten treffen kann.“ — „Da kommt Maſſer,“ ſagte ein Offizier. „Er geht ſo harmlos auf die Reſſource, als ob ihm etwas Aehnliches gar nicht paſſiren könnte.“

Der Fabrikherr kam in der That mit größter Seelenruhe über den Marktplatz gegangen, wo die Gewehre zuſammengeſetzt waren und die Offiziere in Gruppen ſtanden.

„Nun, altes Haus? Die Reihe wird bald an Ihnen ſein,“ ſcherzte Einer mit ihm. „Sie ſollten ſich bei Zeiten nach einer Sauvegarde und gutem Burgunder für dieſelbe umſehen.“ — „Herr von Berkow, mein Concurrent hat die Sache ſelbſt verſchuldet,“ antwortete Maſſer mit ruhigem Lächeln. „Bei mir kann ſo etwas gar nicht paſſiren. Schon Ihre Nähe —“ verbindlich grüßend ging er vorüber.

Die Fabrik, wo der Tumult entſtanden war, lag eine Viertelmeile vor der Stadt. Der Major ließ das Bataillon auf eine zurückkommende Meldung auseinander gehen. Es war dem Hauptmanne gelungen, im Vereine mit dem kürzlich angelangten Beſitzer der Fabrik, die aufgeregte Maſſe zu beſchwichtigen, es ſchien überhaupt, als habe der ängſtliche Landrath die Truppen zu früh requirirt. Doch erregte dies Aufblitzen bei Ernſterdenkenden manche Beſorgniß und wenn ſie ſich die Lage der ärmern Klaſſen und die vorausſichtliche Theurung bedachten, ſo mußten ſie ſich wohl die lange Frage ſtellen: was daraus werden ſolle, beſonders im Winter?

Selbſt in Kreiſen, wo man dieſe unangenehmen Verhältniſſe ſonſt nicht gern berührt, machte die Zeit gebieteriſch ihr Recht geltend. Die Nachricht über den Arbeiteraufſtand war ſchnell in das gräfliche Haus gekommen und hatte ſich trotz der geringen Entfernung dermaßen vergrößert, daß ſie wohl geeignet war, zu beunruhigen. Denn für die Beſitzenden wäre es die höchſte Gefahr, wenn die rohe Maſſe der Beſitzloſen, welche nur von Heute zu Morgen ihr Daſein friſtet, die alte Ehrfurcht vor hergebrachtem Recht und Geſetz verlöre und mit Jenen um die irdiſchen Güter einen Kampf auf Leben und

Tod begönne. Die furchtbare Frage, ob es nicht trotz aller ſocialen Experimente doch dahin kommen würde, wenn nicht ein durchgreifendes, der Natur der Sache nach freilich nur allmälig wirkendes Heilmittel zur Anwendung gelangte, dieſer furchtbaren Frage kann ſich ſo leicht Niemand auf die Dauer entziehen und der Vollgenuß einer glänzenden Exiſtenz, umgeben von allem Raffinement des Luxus und der Bequemlichkeit dient eben nur dazu, einen beängſtigenden Vergleich anzuſtellen, wenn einmal der hohläugige Mangel, die Armuth, knirſchend am Rande des Verbrechens, in unmittelbare Anſchauung tritt.

Zu den Beſitzungen des Grafen gehörte auch ein benachbartes Gut, das wegen ſeines Treibhauſes in der ganzen Gegend berühmt war. Er hatte es nach holländiſchem Vorbilde mit bedeutenden Koſten einrichten laſſen und ſeine Fruchttreiberei, nicht zum Verkauf, ſondern nur für ſich und ſeine Verwandten und Bekannten, grenzte an Zauberei. Die Damen fuhren, um ſich von den ängſtlichen Eindrücken des Aufſtandes zu zerſtreuen, in ihrem eleganten Wagen, von einem prächtigen Viergeſpann gezogen, herüber, ſie wollten ſich Blumen und Früchte holen. Die Mutter ſaß ſtill in der Ecke des Fonds, hatte die Hände auf den Schooß gelegt, und ließ ihre ſanften Augen über die Gegend ſchweifen, wenn ſie nicht durch irgend einen Ausbruch des Frohſinns wohlwollend auf ihr jüngſtes Kind gelenkt wurden, das vom Rückſitz aus mit der Schweſter gegenüber die harmloſeſte Unterhaltung pflog. Es war ein herzerquickender Anblick, die beiden jungen Mädchen zu ſehen, Beide ſchön und zart, heiter und glücklich! Noch keine Sorge, als um eine leicht zu erlangende Richtigkeit, war ihnen bis jetzt genaht, ſie kannten von der Welt nichts, als die goldne, ſchimmernde Region, in der ſie geboren waren, nur Glanz, Ebenmaß und Schönheit um ſich her. Darum war der Ausdruck ihrer noch halbkindlichen Geſichter auch ſo rührend für die Mutter und ſie mußte ſich oft abwenden, um ihnen das zu verbergen — denn ach! kann es denn ſo bleiben?

An einer Waldecke ſcheute ſich plötzlich das Handvorderpferd, prellte gegen das andere und wurde nur durch die Gewandtheit des Jokei's gebändigt. Da lag, in einen Knäuel zuſammengeballt, ein menſchliches Weſen, graue Lumpen bedeckten es kümmerlich und machten es eben zu einem Gegenſtande des Schreckens für das ariſtokratiſche Pferd, das nur anſtändige Leute zu ſehen gewohnt war. Auch Herrenhunde pflegen zerlumpte Bettler anzubellen, wohlgekleidete Per-

Digitized by Google

ſonen aber unmoleſtirt zu laſſen. Das Proletariat iſt bevorzugten Menſchen und Thieren ein Gräuel.

Als die Hinterpferde mit einem Ruck den Wagen nach der momentanen Stockung vorwärts riſſen, ſahen die erſchreckten Damen noch, wie der zerlumpte Menſch aufſprang und bittend eine Hand nach den Vornehmen ausſtreckte, die ihn mit einem Brocken ihres Reichthums, wie ſie ihn täglich für Spielerei und Feſte der Langeweile wegwerfen, auf ſein ganzes Leben beglücken konnten. Umſonſt! die Gräfin blickte überraſcht und bedauernd auf, die Mädchen klagten um den Armen, aber das Viergeſpann brauſte weiter, und nur die Jüngſte, welche ſich von ihrem Rückſitze aus dem Schlage bog, ſah, wie der Menſch mit raſender Schnelligkeit etwas unternahm. Ein Strick rollte auf — die junge Gräfin ſah mit ihren ſcharfen Augen, wie der Bettler an dem Baume empor kletterte, ſie wußte nicht und dachte es ſich nicht, was er damit wolle, da machte der Weg ſeine Krümmung, daß die Waldbäume dazwiſchen traten; noch im letzten Momente glaubte das Mädchen wahrzunehmen, daß der Menſch von oben herabſprang, dann war Alles ihren Blicken entrückt. Die Birken ſäuſelten friedlich im Abendwinde, die Sonnenſtrahlen ſpielten mit goldgrünen Lichtern im weichen Laube, Vögel riefen durch den Wald. Die Natur war ſo ſtill und ſelig und kein Zeichen verrieth, daß ſich eben ein Schreckniß der Verzweiflung hier zugetragen habe. Wohl ſprachen die Damen von dem armen Menſchen und bedauerten, daß ſie ihm in der Eile nichts hatten ſchenken können — was die junge Gräfin geſehen, wurde kaum beachtet; wie hätten die Gedanken der Damen in jenen ſchwarzen Abgrund ſinken können? Es ſtörte ihre Heiterkeit nur momentan, ſie fanden die Blumen, welche ſie ſich wünſchten, genoſſen den Wohlgeſchmack der ſüdlichen Trauben und als die Sonne ſank, traten ſie befriedigt die Heimfahrt an.

Der Weg, welcher nur für die herrſchaftliche Benutzung angelegt war und ſonſt keine Communication bezweckte, blieb gewöhnlich einſam, es war eine Seltenheit, noch dazu eine unerlaubte, hier Jemand zu begegnen. Jokei und Kutſcher hatten ſich daher ſchon über den frechen Bettler geärgert, der ſich in den Park eingedrängt und ihnen die Pferde ſcheu gemacht hatte. Als ſie ſich der Stelle wieder näherten, richtete ſich auf einmal der Jokei in den Bügeln auf und ſah ſcharf vor ſich hin. „Hol's der Teufel! Ja wahrhaftig!“ ſagte er halblaut, ſich ein wenig zum Kutſcher umwendend. Der hatte es von ſeinem hohen Bockſitze auch ſchon geſehen.

Digitized by Google

„Gnädigſte Gräfin!“ rief er ehrerbietig, indem er ſich zum Wagen herabneigte. — „Was iſt?“ fragte die älteſte Comteſſe, ſchnell mit dem Kopfe aus dem Schlage. — „Erſchrecken Sie nicht, hier hat ſich Einer gehängt!“ ſagte der Kutſcher und raſchem Trabes ging die Fahrt vorwärts.

Die Damen ſchrieen auf und alle Drei bogen ſich aus dem Wagen. „Wo denn?“ man muß doch helfen!“ — „Ja, es iſt wohl Vorſchrift,“ ſagte der Kutſcher. „Eigentlich müßten wir ihn abſchneiden und mitnehmen, aber das geht doch nicht!“ — „Halt! Um Gottes willen!“ rief die Gräfin.

Der Wagen hielt. Entſetzlicher Anblick! An dem Aſt einer jungen Eiche hing der Unglückliche, ſein blaſſer Kopf mit den fürchterlich entſtellten Geſichtszügen war ihm auf die Bruſt gefallen, den nackten Hals umſchnürte der würgende Strick, der ihm das Leben geraubt hatte, denn es war offenbar längſt mit ihm vorüber. Das Furchtbarſte aber für die Damen: es war Derſelbe, den ſie bei der Hinfahrt am Wege liegend getroffen hatten, ſie erkannten ihn an den grauen Lumpen ſeiner Kleidung, damals hatte er ihnen die bittende Hand entgegengeſtreckt, die letzte! Ein Scherflein hätte ihn gerettet, hätte ihn, wie mit Engelshand, vom Entſchluſſe der Verzweiflung zurückgeriſſen — und ſie waren bedauernd vorübergefahren, hatten wohl keine Börſen bei ſich, die vornehmen Damen, aber eines Wortes hätte es nur an den Kutſcher oder Lakaien bedurft, ihm eine Gabe verabfolgen zu laſſen! Welcher Anlaß zu unvertilgbaren Selbſtvorwürfen!

„Rettet ihn! rettet ihn!“ ſchrieen beſonders die Mädchen, deren Seelen von dem erſten Nahetreten des Unglücks und Verbrechens bis in ihre Grundfeſten erſchüttert waren.

Der Jokei war vom Pferde geſtiegen, hatte den Baum, der leicht zu erklimmen war, ſo weit erſtiegen als nöthig, und ſchnitt mit ſcharfem Meſſer den Strick durch, daß der Erhängte ſchwer auf die Erde fiel. Aber nicht mit gelöſten Gliedern, er war ſchon ſteif und kalt, wie der Jokei ſich überzeugte, während die Damen händeringend zuſahen und ſich doch von dem furchtbaren Anblicke nicht losreißen konnten.

„Hier iſt nichts mehr zu machen, gnädigſte Gräfin,“ ſagte der Jokei. „Mitnehmen können wir ihn nicht, ſtehlen wird ihn Niemand, wir laſſen ihn liegen und zeigen es dem Gerichte an.“

Das geſchah. Der Graf, ein menſchenfreundlicher Mann, ſchickte ſogleich einen Wagen mit dem Arzte ab, und tadelte die Seinen, daß

Digitized by

ſie den Unglücklichen hatten liegen laſſen, aber es hätte auch nichts geholfen, denn ſein Leben war längſt entflohen. Die jüngſte Comteſſe konnte ſich jetzt ſchaudernd erklären, warum der Unglückliche, ſobald ſie vorüber geweſen, den Baum erklettert, was ſein Sprung von oben herab bedeutet habe. Das Gericht recognoscirte die Leiche des Unbekannten, der Arzt ſchritt zur geſetzlichen Obduction, aber es ergab ſich nichts, was über ihn hätte Auskunft geben können.

Den Damen trübte der ſchreckliche Vorfall die Ruhe, ſie ſehnten ſich, die Gegend, wo dieſe grauenhaften Dinge ſo raſch auf einander folgten, zu verlaſſen. Folgenden Nachmittags beſuchte ſie wieder der Bekannte aus der Reſidenz, welchem die neue Fabrik, wo kürzlich der Aufſtand geweſen war, gehörte. Sein erſter Gang nach der Ankunft war hierher geweſen und täglich kam er wieder, die Domeſtiken bezeichneten ihn als Werber um die älteſte Comteſſe. Er hörte die traurige Erzählung, welche die aufgeregten Damen ihm in den lebendigſten Farben gaben, mit Antheil an und ſuchte die Gemüther zu beſchwichtigen.

„Vielleicht hätte ihn diesmal eine Gabe gerettet," ſagte er, „aber nicht auf immer. Wenn er ſpäter auch nicht durch Selbſtmord unterging, ſo hätte er ſein Verderben auf andere Weiſe gefunden, denn verloren war er ſchon, als Sie ihn fanden. Das Uebel, dem er erlag, iſt allgemeiner, als Sie glauben, Gott gebe, daß man bald ein Heilmittel dafür entdecke!"

Er ſpendete ſeinen Troſt, um die Mädchen zu beruhigen, welche ja doch nicht für die Wirkung der Atmoſphäre konnten, in der ſie bisher, wie in einem Roſengewölk, das alle Wirklichkeit phantaſtiſch ſchön erſcheinen ließ, befangen geweſen waren. Mit dem Grafen hatte er ein ernſteres Geſpräch.

„Finden wir nicht bald Abhülfe des Elends, das ſich unter den niedern Klaſſen wie ein Haideſeuer verbreitet, ſo droht der Geſellſchaft die größte Gefahr. Gleichviel, ob verſchuldet oder nicht, das Factum der zunehmenden Verarmung iſt da, die großen Capitalien erdrücken die kleinen, aller Vortheil iſt bei jenen, die kleinern Induſtriellen, die ärmern Handwerker können mit den großen und reichen nicht mehr concurriren, viele Meiſter ſtellen ihre Geſchäfte ein und arbeiten wieder als Geſellen, um nur das tägliche Brod zu haben. Die Menge der Erwerbloſen nimmt zu, ihr Groll wächſt, der Neid ſieht mit begehrlichen Augen auf die Reichen, denen gleichſam die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, mit dem phyſiſchen wächſt das ſittliche Elend —"

Digitized by Google

— „Hören Sie auf mit Ihrem düſtern Gemälde!“ unterbrach ihn der Graf, „Gott wird das Aeußerſte verhüten und die Weisheit der Regierungen auf die rechte Bahn führen, um Abhülfe zu finden. Bedenken Sie doch, wie viel Hände die wachſende Induſtrie, die zunehmende Bauluſt, das Eiſenbahnweſen beſchäftigt! Und von unſerer Seite werden die Opfer nicht fehlen!“ — „Ja, ſo ſprechen Sie und Gott ſei Dank! noch Manche unſers Standes,“ ſagte der junge Mann. „Aber die Meiſten blicken wohl mit kalter Indifferenz herab. Und wenn ſie von communiſtiſchen Ideen hören, zucken ſie verächtlich die Achſeln und ſagen: an uns reicht das nicht.“ — „Wie, Mainhard?“ fragte der Graf überraſcht. „Sind Sie ein Apoſtel des Communismus?“ — „Keineswegs. Gemeinſamer Beſitz, auch beſchränkten Vermögens, in gemeinſchaftlicher Verwaltung und Benutzung iſt, wie die Geſellſchaft jetzt beſteht, ein phantaſtiſcher Traum, der ſich nicht verwirklichen läßt, und bei einem Experimente nur zur Entfeſſelung der gehäſſigſten Leidenſchaften, ja zu Verbrechen führen müßte. Er läßt ſich nur denken als vererbte Form aus patriarchaliſcher Zeit bei einer kleinen, von der Welt durch alteinfache Sitten, wo möglich auch durch Naturgrenzen abgeſchloſſenen Gemeinde. In der That beſteht ein ſolcher Communismus in reiner, ſchöner Weiſe, wie uns Herr von Voigts Rhetz im Morgenblatte gemeldet, in einem abgelegenen Bezirke der Auvergne. Dort leben ſeit grauer Vorzeit ein Paar Dörfer in Gütergemeinſchaft, jedes junge Paar wird gleichmäßig ausgeſtattet, Alles arbeitet und wirkt in beſter Harmonie, und befindet ſich wohl. Dazu gehört aber, wie geſagt, ein Naturvölkchen, zu dem die neue Zeit mit ihren böſen und guten Geiſtern noch nicht gedrungen iſt. Für unſern ſocialen Zuſtand iſt der Communismus mit ſeinen unpraktiſchen Theorien ein Unſinn! Aber ob aus dem Erwerbe bei gemeinſchaftlichen Unternehmungen, in Fabriken, bei Bauten und Eiſenbahnen nicht eine gemeinſchaftliche Verwaltung für eine gewiſſe Zeit gute Früchte tragen würde, iſt eine Frage, die ich zu beantworten ſuche und es ſoll mich nicht abſchrecken, daß die armen Leute in ihrem Mißtrauen meine gute Abſicht verkennen und mir faſt gelohnt hätten, wie die Sue'ſchen Herrn Hardy. Wenigſtens wäre ich darüber nicht ein Jeſuitenopfer geworden, ſondern hätte friſch wieder von Vorn angefangen; das Gute muß ſich doch endlich Bahn brechen.“ — „Wie meinen Sie's denn eigentlich, lieber Mainhard?“ fragte der Graf. — „Daß die Arbeiter z. B. der Eiſenbahnen und auch diejenigen, die ſich in die Ferne zur Ernte verdingen, gut bezahlt werden, iſt unbezweifelt. Warum erſprießt

Digitized by

ihnen ſo wenig Vortheil daraus? Weil die Einzelnen den erhaltenen Lohn verſplittern, oft vergeuden, durch böſes Beiſpiel oft zur Liederlichkeit verlockt, ja leider auch oft von denen verkürzt und übervortheilt, die nächſt der Aufſicht auch noch den Verkauf der Lebensmittel, beſonders des verführeriſchen Branntweins haben: ein Mißbrauch, unbegreiflich, wie er geduldet werden kann! Ich meine nun, wenn die Summe, welche die Maſſe der Arbeiter, als Commune betrachtet, in einer gewiſſen Zeit gewinnt, ihnen für die Dauer dieſer Zeit redlich verwaltet, dem Einzelnen nur das für den unmittelbaren Lebensunterhalt Nöthige verabfolgt würde, — ſetzen Sie doch gleich als Quantum etwa den täglichen Sold eines gemeinen Soldaten, der auch davon leben und ſich noch ſeine Putzmittel für Waffen und Bekleidung kaufen muß — ſo erhielte Jeder am Ende ein Erſpartes, mit dem er, weil es bedeutender iſt, nicht ſo leichtſinnig umgehen würde, als mit den wenigen täglichen Groſchen. Bei der Maſſe des Geldes, die unläugbar als Lohn den arbeitenden Klaſſen zufließt, von ihnen aber aus Mangel an Einſicht und Enthaltſamkeit nicht zu Rathe gehalten wird, ließe ſich gewiß manche andere Maßregel erſinnen, welche allmälig einen beſſern Zuſtand herbeiführte."

Die bleiche Wange des jungen Mannes hatte ſich während ſeiner Rede geröthet und ſein ernſtes Auge einen hellen Blick gewonnen. Der Graf betrachtete ihn wohlwollend.

„Wir wollen dies Thema einmal gründlich beſprechen," ſagte er. „Am beſten, Sie ſetzen mir Ihre Anſichten ſchriftlich auf, ich werde ſie ſchon an den rechten Ort bringen." Damit wechſelte er das Geſpräch. „Ihr alter Amerikaner hat nichts von ſich hören laſſen?" fragte er. — „Noch nicht," erwiederte Mainhard. „Es mag ihm Mühe koſten, längſt verſchollene Verwandte aufzufinden."

Sie wurden durch die Ankunft des Pfarrers unterbrochen, der aus der Stadt kam und jedesmal, wenn er ſeiner Filialgemeinde Gottes Wort gepredigt hatte, alle vierzehn Tage alſo, bei der Herrſchaft, im Falle ſie anweſend war, zu Mittag ſpeiſte. Er erkannte ſogleich in dem Fremden, der ihm Baron Mainhard genannt wurde, den Reiſegefährten von neulich und änderte, da er ihn in dieſem Hauſe erblickte, ſeine Vermuthungen über ihn, auch wußte er ja nun, daß er den Beſitzer der neuen Fabrik, den das Gerücht ſteinreich ſchilderte, vor ſich habe. Als Ausländer konnte er ſchon etwas Abſonderliches zeigen.

„Was hat ſich über die Frau ergeben," fragte Mainhard über Tafel, „welche, Sie erinnern ſich, aus dem Wagen ſprang?" — „Nichts

Beſonderes, mein Herr Baron," antwortete der Geiſtliche. „Sie meldete ſich nochmals auf dem Poſtamte wegen des Packets, das meine Amalia Denenſelben überreichte und Sie dann auf der Expedition abgaben. Es hatte ſolches ſpäter Herr Maſſer an ſich genommen, bei ſelbigem ſie es finaliter abgeholt." — „Dieſer Herr Maſſer ſchien mit ihr nicht im beſten Vernehmen zu ſtehen," bemerkte Mainhard. — „Sie ſoll ein ſehr bösartiges Frauenzimmer ſein, wie Herr Maſſer meiner Amalia geſagt," erwiederte der Pfarrer. — „Baron, Sie ſcheinen viel Antheil an der Dame zu nehmen," ſagte die älteſte Comteſſe lächelnd. — „Eine Dame war es nicht," entgegnete Mainhard, „nur eine arme, alte Frau, welche in ihrem Auswanderungsplan geſcheitert iſt. Es muß ein trauriges Wiederanknüpfen ſein, wenn man ſich einmal losgeriſſen hat, faſt ſo, als wenn Einer, den man längſt für todt erklärt und deſſen Rechte an Andere vergeben ſind, wiederkehrt, wo kein Platz mehr für ihn iſt."

Der Graf wurde von der Tafel herausgerufen.

Mainhard erzählte unterdeſſen, von der Wendung des Geſprächs darauf geführt, daß kürzlich ein alter Geſchäftsfreund ſeines Hauſes aus Amerika zurückgekehrt ſei, um auf deutſcher Erde zu ſterben, und nun vergebens nach ſeinem letzten Verwandten umherforſche, den er ſeit langer Zeit unterſtützt habe, und von dem ſich endlich herausgeſtellt, daß er auf ſchändliche Weiſe um dieſe Unterſtützung betrogen worden ſei. Der Agent, welcher ohne Zweifel die Gelder unterſchlagen, ſei todt — und vielleicht durch den Betrogenen ſelbſt getödtet worden. So weit gingen die Nachrichten, welche Mainhard mitzutheilen hatte. Sein alter Geſchäftsfreund war mit ihm hier verabredeter Maßen zuſammengetroffen und gleich nach der Gegend weiter gereiſt, wo ſich das Alles zugetragen hatte.

Eben trat der Graf wieder ein. Die Augen der Damen forſchten auf ſeinem Geſichte, der gute Ton wehrte zu fragen. Im Vorübergehen raunte er Mainhard zu: „Der Name des Erhängten iſt ermittelt. Seine Großmutter war hier."

(Die zweite und letzte Abtheilung folgt im nächſten Heft).

Das Straf- und Beſſerungsſyſtem.

Aus Berlin. —

Ich erwähnte in meinem letzten Schreiben des Werkes eines Franzoſen über Deutſchland; ein anderes Buch eines Franzoſen über die Lage einer beſondern Angelegenheit in Deutſchland, vorzugsweiſe in Preußen, iſt nicht minder bemerkenswerth. Ich meine die „Voyage en Prusse, dédié au Roi F. Guill. IV, par B. Appert membre de la Soc. roy. des prisons en France, inspecteur du travail des enfans dans les manufactures etc. (Berlin bei Aſher 1846). Der Verfaſſer hat die Gefängniſſe, Hoſpitäler und Elementarſchulen Preußens beſucht und trägt ſeine Anſichten vor über die beſte Art der Gefängnißeinrichtung, welche bei uns anwendbar ſein würde, wenn man, wie Appert verlangt, es ſich zum Zweck ſetzte, „die Sträflinge zum Guten zurückzuführen und ſie zu nützlichen und unſchädlichen Mitgliedern der Geſellſchaft zu machen.“ Bekanntlich hat man ſich neuerlich in Preußen für das penſylvaniſche Syſtem der einſamen Einſperrung entſchieden und an verſchiedenen Orten des Landes, ſo auch hier in Berlin Exemplare jener grauenvollen Zellengefängniſſe, welche das erwähnte Syſtem vorſchreibt, aufzuführen begonnen. Appert iſt ein entſchiedener Gegner des Iſolirungsſyſtems. Vor etwa zwanzig Jahren, erzählt er uns, habe er die Zellenkerker in Genf und Lauſanne beſucht und ſei damals, wie alle Welt, von der neuen amerikaniſchen Gefängnißmethode entzückt geweſen; doch die ſpätern Erfahrungen und ſein Nachdenken belehrten ihn eines Beſſern. Man baue Gefängniſſe nach amerikaniſchem Syſteme, ſagt er jetzt, aus Gründen der Menſchlichkeit und um dem Fortſchritt zu huldigen; die Gefangenen müßten iſolirt werden, behaupte man, damit ſie verhindert würden, ſich im Zuſammenleben wechſelſeitig anzuſtecken und im Böſen nur immer mehr auszubilden.

Rente, als Theil von 2 Loos, Nro. 3, Hofstatt Nro. 14 Weiler, Gemeinde Ebenau, Steuergemeinde Plainfeld, Gerichtsbezirk Neumarkt, Kreis Salzburg, Erbrechtsverband Neumarkt, Grundbuch Neumarkt, Tom. I, Fol. 1, Post 1, Rect. Nro. 1, Cat. Nro. 1, Urb. Nro. 1, Cons. Nro. 1, Hyp. Nro. 1, Ref. Nro. 1, Pol

Die Kosten der Herstellung und Unterhaltung, Reinigung und Beleuchtung der Wege, Plätze und Straßen, sowie der Straßenbeleuchtung, der Straßenbäume und Straßenbänke, der Straßenbrunnen und Straßenkanäle, der Straßenbrücken und Straßenwasserleitungen, der Straßenbahnen und Straßenbahnhöfe, der Straßenbahnwagen und Straßenbahnpferde, der Straßenbahnschienen und Straßenbahnschwellen, der Straßenbahnweichen und Straßenbahnsignale, der Straßenbahnbeleuchtung und Straßenbahnheizung, der Straßenbahnbremsen und Straßenbahnkupplungen, der Straßenbahnräder und Straßenbahnachsen, der Straßenbahnmotoren und Straßenbahnkontrollapparate, der Straßenbahnfahrkarten und Straßenbahnentwerter, der Straßenbahnschaffner und Straßenbahnführer, der Straßenbahnaufseher und Straßenbahnkontrolleure, der Straßenbahnwerkstätten und Straßenbahnremisen, der Straßenbahnverwaltung und Straßenbahnbuchhaltung, der Straßenbahnkassen und Straßenbahnsafes, der Straßenbahnuniformen und Straßenbahnmützen, der Straßenbahnabzeichen und Straßenbahnknöpfe, der Straßenbahnfahrpläne und Straßenbahnaushänge, der Straßenbahnreklame und Straßenbahnwerbung, der Straßenbahnbeschwerden und Straßenbahnlobeshymnen, der Straßenbahnunfälle und Straßenbahnversicherungen, der Straßenbahnprozesse und Straßenbahnvergleiche, der Straßenbahnaktien und Straßenbahnobligationen, der Straßenbahndividenden und Straßenbahnzinsen, der Straßenbahnbilanzen und Straßenbahnrevisionen, der Straßenbahnsteuern und Straßenbahnabgaben, der Straßenbahnkonzessionen und Straßenbahnverträge, der Straßenbahnjubiläen und Straßenbahnfeiern, der Straßenbahnchronik und Straßenbahngeschichte, der Straßenbahnliteratur und Straßenbahnbibliothek, der Straßenbahnmuseen und Straßenbahnarchive, der Straßenbahnphilosophie und Straßenbahnmetaphysik, der Straßenbahnethik und Straßenbahnästhetik, der Straßenbahnlogik und Straßenbahnpsychologie, der Straßenbahnpädagogik und Straßenbahndidaktik, der Straßenbahnmethodik und Straßenbahnkatechetik, der Straßenbahnhomiletik und Straßenbahnliturgik, der Straßenbahnkirchengeschichte und Straßenbahnpatrologie, der Straßenbahnsymbolik und Straßenbahndogmatik, der Straßenbahnapologetik und Straßenbahnpolemik, der Straßenbahnexegese und Straßenbahnhermeneutik, der Straßenbahnarchäologie und Straßenbahnepigraphik, der Straßenbahnpaläographie und Straßenbahnkodikologie, der Straßenbahnsprachwissenschaft und Straßenbahnlinguistik, der Straßenbahnphonetik und Straßenbahnmorphologie, der Straßenbahnsyntax und Straßenbahnsemasiologie, der Straßenbahnsemantik und Straßenbahnonomasiologie, der Straßenbahnonomatologie und Straßenbahnonomastik, der Straßenbahnlexikographie und Straßenbahnlexikologie, der Straßenbahnmetrik und Straßenbahnstilistik, der Straßenbahnrhetorik und Straßenbahnpoetik, der Straßenbahnliteraturgeschichte und Straßenbahnliteraturkritik, der Straßenbahnliteraturtheorie und Straßenbahnliteraturwissenschaft, der Straßenbahnkunstgeschichte und Straßenbahnkunstkritik, der Straßenbahnkunsttheorie und Straßenbahnkunstwissenschaft, der Straßenbahnmusikgeschichte und Straßenbahnmusikkritik, der Straßenbahnmusiktheorie und Straßenbahnmusikwissenschaft, der Straßenbahntheatergeschichte und Straßenbahntheaterkritik, der Straßenbahntheatertheorie und Straßenbahntheaterwissenschaft, der Straßenbahnfilmgeschichte und Straßenbahnfilmkritik, der Straßenbahnfilmtheorie und Straßenbahnfilmwissenschaft, der Straßenbahnphotographiegeschichte und Straßenbahnphotographiekritik, der Straßenbahnphotographietheorie und Straßenbahnphotographiewissenschaft, der Straßenbahnarchitekturgeschichte und Straßenbahnarchitekturkritik, der Straßenbahnarchitekturtheorie und Straßenbahnarchitekturwissenschaft, der Straßenbahnbaukunstgeschichte und Straßenbahnbaukunstkritik, der Straßenbahnbaukunsttheorie und Straßenbahnbaukunstwissenschaft, der Straßenbahnbildhauerkunstgeschichte und Straßenbahnbildhauerkunstkritik, der Straßenbahnbildhauerkunsttheorie und Straßenbahnbildhauerkunstwissenschaft, der Straßenbahnmalereigeschichte und Straßenbahnmalereikritik, der Straßenbahnmalereitheorie und Straßenbahnmalereiwissenschaft, der Straßenbahnzeichenkunstgeschichte und Straßenbahnzeichenkunstkritik, der Straßenbahnzeichenkunsttheorie und Straßenbahnzeichenkunstwissenschaft, der Straßenbahnkunstgewerbegeschichte und Straßenbahnkunstgewerbekritik, der Straßenbahnkunstgewerbetheorie und Straßenbahnkunstgewerbewissenschaft, der Straßenbahnkunstgeschichte und Straßenbahnkunstkritik, der Straßenbahnkunsttheorie und Straßenbahnkunstwissenschaft, der Straßenbahnwissenschaftsgeschichte und Straßenbahnwissenschaftskritik, der Straßenbahnwissenschaftstheorie und Straßenbahnwissenschaftsw

gegen 1000 Fres. Er ist Mitglied der Landwirtschaftlichen Gesellschaft des Departements Ain, der Gesellschaft für Ackerbau, Industrie und Künste des Departements Rhône, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Isère, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Loire, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Saône-et-Loire, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Côte-d'Or, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Jura, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Doubs, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Haute-Saône, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Haut-Rhin, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Bas-Rhin, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Moselle, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Meurthe, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Meuse, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Vosges, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Haute-Marne, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Aube, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Yonne, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Nièvre, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Cher, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Allier, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Puy-de-Dôme, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Haute-Loire, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Cantal, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Corrèze, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Haute-Vienne, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Creuse, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Indre, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Loiret, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Loir-et-Cher, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Eure-et-Loir, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Seine-et-Oise, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Seine-et-Marne, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Seine, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Seine-Inférieure, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Eure, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Calvados, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Manche, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Orne, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Mayenne, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Sarthe, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Maine-et-Loire, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Loire-Inférieure, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Ille-et-Vilaine, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Côtes-du-Nord, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Finistère, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Morbihan, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Vendée, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Deux-Sèvres, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Vienne, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Charente, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Charente-Inférieure, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Gironde, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Dordogne, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Lot, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Aveyron, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Lot-et-Garonne, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Tarn-et-Garonne, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Tarn, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Haute-Garonne, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Gers, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Landes, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Basses-Pyrénées, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Hautes-Pyrénées, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Ariège, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Pyrénées-Orientales, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Aude, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Hérault, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Gard, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Bouches-du-Rhône, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Vaucluse, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Basses-Alpes, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Var, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Alpes-Maritimes, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Corse, der Gesellschaft für Ackerbau und Industrie des Departements Haute-Cor

Mathilde, Graf von Flandern, von Hennegau und Holland, und Agnes, Herzogin von Meranien, Gemahlin des Herzogs Heinrich von Brabant, Töchter des Grafen Otto von Wittelsbach, Pfalzgrafen bei Rhein, und Herzogs Ludwig von Bayern, Enkelinnen des Kaisers Friedrich I. und Nichten des Kaisers Otto IV. Mathilde, geb. 1200, † 1267, vermählt 1212 mit Graf Balduin von Flandern, † 1205, dann mit Graf Heinrich von Hennegau, † 1216, dann mit Graf Wilhelm von Holland, † 1256, dann mit Graf Johann von Avesnes, † 1257. Agnes, geb. 1201, † 1267, vermählt 1220 mit Herzog Heinrich von Brabant, † 1235, dann mit Graf Gerhard von Guelders, † 1271. Mathilde und Agnes

Abfolge der Ziffern, die Ziffern selbst, die Zahlen, die Zahlenreihen, Zahlenarten, Zahlenbegriffe, Zahlenbezeichnungen, Zahlenbildung, Zahlenfolge, Zahlenlehre, Zahlenreihe, Zahlenreihen, Zahlenverhältnisse, Zahlenwert, Zahlenwerte, Zahlenzeichen, Zahlenzeichnungen, Zahlenzeichnungsarten, Zahlenzeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungsbildung, Zahlenzeichnungsfolge, Zahlenzeichnungslehre, Zahlenzeichnungsreihe, Zahlenzeichnungsreihen, Zahlenzeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungswert, Zahlenzeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsverhältnisse, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswert, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungswerte, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsarten, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbegriffe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbezeichnungen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsbildung, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsfolge, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungslehre, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihe, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungsreihen, Zahlenzeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichnungszeichn

eigenen Schadens der beſtehenden Ordnung zu unterwerfen; aber Nothwehr iſt und bleibt ſie doch immer; und die Humanität, welche unter dieſen Umſtänden möglich iſt, kann nur darin beſtehen, daß die Geſellſchaft zu ihrem Schutze nicht mehr thut, als wirklich dringend nothwendig iſt, daß ſie alſo den, welchen ſie beſtraft, nicht ohne Noth quält, weder durch leibliche, noch durch geiſtige Marter. Diejenigen, welche ſie nicht als bewußte und abſichtvolle Feinde, ſondern als Solche, die ſich zu den Zwecken der Geſellſchaft noch bekehren laſſen, erkennt, möge ſie in Appert'ſcher Weiſe zu beſſern und glücklich zu machen ſuchen; was aber die Andern, die unverbeſſerlichen Gegner betrifft, ſo wird es dahin kommen müſſen, will man anders wirklich human ſein, daß die Geſellſchaft nichts weiter thut, als ſie von ſich ausſcheiden, ſie exiliren, ſie etwa über's Meer weiſen; d. h. man wird zu dem Syſtem der Exportation greifen müſſen. Aber freilich, bei der Halbheit, in welcher wir uns dermalen herumwinden, und auf deren überall hervortretende Symptome ich nächſtens zurückzukommen gedenke, iſt ſchwerlich zu hoffen, daß man zum Ergreifen geſunder und humaner Maßregeln ſo bald Muth und Geſchick genug haben werde.

Digitized by Google

Zwei Inseln in Böhmen.

Zwei Inseln — nicht wasserumfluthete, wohl aber von fremden, vielleicht feindlichen Elementen umgebene. Die Eine eine Anschwemmung von fremdartigen Theilen, die Andere ein Ueberrest, nachdem sich die Sturmfluth hussitisch-utraquistischer Kriege verlaufen; die Eine von nicht weniger fremdartigem Idiom als fremdartigen Sitten und Gefühlen umrungen, eine Sprachinsel; die Andere von himmelweitverschiedener Denkungsart umwogt, eine Glaubensinsel, oder wie soll man einen kleinen Flecken, ein kleines Dorf von Calvinisten bewohnt, mitten im katholischen Böhmen anders nennen? — Und wahrlich, ein erstaunenswürdiges Eiland ist dieses kleine calvinische Dorf, wenn man seine Umgebungen betrachtet. Schutzlos und einsam liegt es da in einer Gegend, die mit Kreuzen, Heiligenbildern und vielen andern Abzeichen und Fahnen des Katholicismus besäet ist, inmitten von „Heiligenfeld" (swata pole), einem kleinen und vom „Heiligen Berge" (swata hora) einem weit berühmten Wallfahrtsorte; wie eingekeilt ist es in einem Winkel Böhmens, wo die Jesuiten sich besonders gern heimisch fühlten und wo ihre Klöster noch heute, freilich hier und da als Zuckerraffinereien, zu sehen sind, und wo erst vor wenigen Jahren ein Jesuit als Propst vom „Heiligen Berge" verstarb. Dazu kommt noch, daß der Boden, auf welchem das Dörfchen steht, den Fürsten Colloredo-Mansfeld gehört, deren Haus sich seit Jahrhunderten dem Hause Habsburg sowohl als dem Katholicismus als treu ergeben erwiesen hat. Zu diesen örtlichen Umständen gesellen sich noch die historischen, die Operationen auf Leben und Tod, welche die Ferdinande und ihre Nachfolger vorgenommen, um jeden Ketzerglauben aus Böhmen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Bedenkt man, wie brüderlich die Calvinisten Böhmens von den benachbarten Protestanten im Stich gelas-

zed by Google

ſen wurden und daß Kurfürſt Georg von Sachſen zu Anfang des dreißigjährigen Krieges ſagte: Man müſſe allen Groll gegen Oeſterreich und Katholicismus vergeſſen, nur um die verfluchten Calviniſten auszurotten, die ärger ſeien als alle Türken und Heiden; ferner, daß im übrigen ganzen Böhmen, bis in's vorige Jahrhundert, in Kellern und Höhlen, verſteckt wie die Albigenſer oder die erſten Chriſten in den Katakomben Roms, utraquiſtiſche Gottesdienſte gehalten wurden und daß erſt vor ungefähr ſechszig Jahren im Chrudimer Kreiſe einige uralte Greiſe ihre Bibeln mit Thränen an den Biſchof von Königgrätz übergaben und mit ſo erhabenen eindringlichen Worten, daß der Biſchof ſelbſt zu Thränen gerührt ſich vor dem älteſten der Greiſe neigte und um ſeinen Segen bat: — bedenkt man Alles dieſes zuſammen, ſo muß man wahrlich ſtaunen, wie dieſes kleine wehrloſe Häuflein der Landleute in dem Dörflein der Herrſchaft Dobrczisch, trotz der ganz nahen Nachbarſchaft der Woborczischter Jeſuiten bis auf den heutigen Tag vor aller Welt den Glauben ihrer Väter bewahrt hat. Iſt es vielleicht ein altes Privilegium, das ſie beſchützte? — Das Amt von Dobrczisch oder die Archive von Prag müßten darüber Auskunft geben können. Aber warum ſollte juſt das Privilegium dieſes Dörfchens geachtet worden ſein, nachdem man den Majeſtätsbrief zerſchnitt und verbrannte? Oder war es vielleicht die dunkle, abgelegene Waldeinſamkeit jenes Winkels im Beraunер Kreiſe, dahin ſich noch heute nur ſelten ein Ton der Weltgeſchichte verirrt, welche die Calviniſten vor den Hunden bewahrte, mit denen man einſt ihre nächſten Nachbaren zum heiligen Abendmahle in die Kirche hetzte? — Kaum glaublich; denn die Jeſuiten, die im Jahre 1622 nach zweimaliger Verbannung wieder von Ferdinand zurückgerufen wurden, wußten ebenſo gut jeden Winkel des Landes wie jeden Winkel der einzelnen Herzen auszuſpüren. Es wäre wohl der Mühe werth, die Grundlagen dieſer einſamen calviniſtiſchen Gemeinde zu erforſchen. Als der Schreiber dieſer Zeilen, der in jener Gegend des ſüdlichen Böhmens zu Hauſe iſt, noch oft dahin zurückkehrte, fehlte ihm noch der Sinn für dergleichen Dinge; ſeit er ihm aber aufgegangen und er das Rührende, zugleich das Seltſame dieſer Erſcheinung erkannte, haben ihn ſeine Schickſale aus jenen lieben Gegenden verbannt und er muß die lohnende, gewiß intereſſante Erforſchung einem Anderen, Glücklicheren überlaſſen.

Zum erſten Male erfuhr ich von dem calviniſchen Dorfe, als ich einmal in den dreißiger Jahren, von Prag in meine Heimath zurückkehrend, am ſpäten Abend in einem ſchlechten Bauernwagen zwi-

ſchen Dobrczisch und Przibram dahin fuhr. Ein Bauer aus meinem Dorfe ſaß an meiner Seite. Mit einem Male zeigte er mit der Hand nach einem Lichte, das aus einem Dorfe links von der Straße herüberleuchtete. Seht Ihr, ſagte er in böhmiſcher Sprache, in dieſem Dorfe wohnen lauter Helvetj, verfluchte Leute, die nicht an die heilige Jungfrau glauben, ebenſo wenig wie an die anderen Heiligen und ſich vor keinem Kreuze auf dem Wege bekreuzen. Verfluchtes Volk, das ſammt und ſonders in die Hölle kommt. — Aber warum ſprichſt du denn ſo leiſe? fragte ich ihn.

Er zeigte auf den Fuhrmann, der vorn bei den Pferden ſaß und ſagte mir in's Ohr: Das iſt auch ſo einer, der iſt auch aus dem Dorfe.

Ich war überraſcht, mit einem Male zu erfahren, daß ich mit einem Calviniſten auf einem und demſelben Wagen fahre und beugte mich vorwärts, um zu ſehen, wie ſo ein Menſch ausſähe. Aber der Bauer zog mich zurück und ſagte: Laßt den ſein. Es iſt nicht gut, mit denen anzufangen; die machen ſich gleich über Alles luſtig.

Nach einigen Minuten fuhren wir an einem Kreuze vorüber, das man noch heute ſehen kann. Im ſelben Augenblicke wandte ſich unſer Fuhrmann, der Calviniſt um und ſagte ſpöttiſch zu dem Bauer: Haſt Du Dich auch gehörig bekreuzt, Gevatter? Da ſtand ja ein Kreuz am Wege. Halte Dich bereit, bald kommen wir an eine heilige Jungfrau, daß Du mir nicht vergißt Deine Pflicht zu thun, ſonſt ſage ich es Deinem Pfarrer und Du mußt drei Lichter in die Kirche geben, drei Groſchen in den Klingelbeutel und hundert Meſſen für Deine arme Seele leſen laſſen.

Der Fuhrmann ſchwieg und hieb auf die Pferde los, aber auch der Bauer erwiederte kein Wörtlein auf den Spott des Calviniſten. Es iſt nicht gut, mit denen zu ſprechen, ſagte er mir gutmüthig in's Ohr, ſonſt weiß ſo ein „Helvit" nicht, wann aufzuhören und er bringt Läſterungen hervor, die nur anzuhören ſchon eine Sünde iſt. Ein verfluchtes Volk! —

Aber ſein Schweigen nützte wenig. Der Calviniſt wandte ſich um und verſuchte den Bauer durch allerlei Witze, Spöttereien zum Diſpute zu reizen. Als auch das nichts half, ſtellte er ſich im Wagen auf und begann, unbekümmert um das Schweigen des Bauern, mit Hilfe von Bibelſprüchen ſeinen Glauben zu preiſen und den Katholicismus zu kritiſiren. Nach und nach verſchwand der Spott und mit einem tiefen Ernſte ſprach er von der Reinheit und Heiligkeit ſeines Glaubens und mit einem ſolchen Feuer, als ob der Wagen eine

Digitized by Google

Abgeschieden von Mensch und Menschen, auf einem nur wenige Meilen im Umfange haltenden Eilande, das nur einen Hafen hat, und auch diesen nur für kleine Fahrzeuge, ist Helgoland ein Ort, wie geschaffen für Ruhe und Erholung. Wer hier nicht ausruht, wer hier nicht Kräfte sammelt, der ist selbst schuld. Und wer hier nicht Gesundheit findet, der ist nicht zu bedauern, denn er hat sie nicht verdient. Wer sich aber hier nicht erholt, der ist zu bedauern, denn er hat sie verdient. Und wer sich hier nicht erhol

wurden. Doch konnte man mir weder die Zeit der Uebersiedelung, noch die frühere Heimath der deutschen Colonisten genau bestimmen. Sie treiben keinen Ackerbau, sondern ernähren sich von einer eigenen Art von Manufactur, die sie sich wahrscheinlich selbst hier geschaffen haben. Sie machen Siebe und Schachteln, die sie weit und breit verführen. Wohl auch als Scheerenschleifer durchziehen sie das Land. — Schon eine halbe Stunde weit von ihrer jetzigen Heimath hält man sie ihrer Sprache wegen oft für weit hergekommene Leute und fragt sie nach ihrem Wege, nach ihren Reiseerlebnissen und nach Neuigkeiten aus der Fremde — und siehe da, sie sind aus jenem so einsam liegenden Dorfe jenseits des kleinen Wäldchens. — Wunderbar ist die Zähigkeit, mit welcher diese Deutschen in jenem Theile Böhmens, der von fremden, nicht slavischen Elementen am reinsten ist, an ihrer aus weiter Ferne mitgebrachten Sprache und Sitte festhalten. Selten, daß einer von ihnen nur ein verdorbenes Böhmisch spricht. Doch wenn man die Physiognomie eines echten slavischen Landes sehen will, muß man nur in diese Gegend reisen, wo sich in den Tiefen der Silber-, Eisen- und Kohlenbergwerke, am Meiler des Köhlers im Walde, in den durch Schluchten und wildes Gestein versteckten Ortschaften die slavische Nationalität am meisten erhalten hat. Ja, die vergoldete Kuppel, die sich mitten aus den acht grünen im wahrsten byzantinisch-slavischen Style erbauten Thürmen des heiligen Berges erhebt und weit und breit das Land überschaut, kann dich, wenn du noch dazu die Gesichter der Bewohner betrachtest, einen Augenblick glauben machen, du befindest dich mitten in Kleinrußland. Nur die Beamten, und auch diese oft sehr schlecht, und nur die Bergknappen, welche das erschöpfte Bergwerk von Joachimsthal *) verlassen haben, um in dem ergiebigen Przibramer nach Silber zu graben, sprechen deutsch. — Um wie viel bewunderungswürdiger ist die Treue, mit welcher die Bewohner des „deutschen Dorfes" bei ihrer Muttersprache ausharren. Freilich mischen sie sich außer ihrem Handelsverkehr nur sehr wenig unter die umwohnenden Czechen und bleiben meist in ihrem stillen Dorfe. — Auch über diese Insel müßte man auf dem Roczmitaler Oberamte sich eines Nähern unterrichten können.

Der Schreiber dieser Zeilen wollte hier ganz einfach auf zwei sonderbare Erscheinungen aufmerksam machen: das sind doch mitten im katholischen und slavischen Böhmen ein calvinisches und ein deut-

*) Im deutschen Böhmen.

Digitized by Google

ſches Dorf. — Ferner wollte er die Proteſtanten in Deutſchland, die heute vielleicht milder denken als zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, an ein kleines Häuflein von Brüdern erinnern, das wie ein verlorener Poſten fern und abgeſchnitten von ihnen wohnt. Mit der Hinweiſung auf das deutſche Dorf wollte er dem Herrn Dr. Stricker in Frankfurt am M. eine Notiz liefern für die zweite Auflage ſeines intereſſanten Buches „Die Ausbreitung der Deutſchen über die Erde". Wenn er von den sette comuni ſpricht, vergeſſe er auch nicht das kleine deutſche Dorf im Berauner Kreiſe, auf der fürſterzbiſchöflichen Herrſchaft Roczmital in Böhmen.

H . . . . . n.

Tagebuch.

I.

Hamburger Personen und Zustände.

Von Hamburg hatte man lange und hat man zum Theil auch noch jetzt sehr unvollständige Begriffe. Der Zug des deutschen Interesses und der deutschen Oeffentlichkeit ging nicht durch seine Straßen. Man begnügte sich im Allgemeinen damit, Hamburg eine See- und Handelsstadt zu nennen und sich nach diesem Schema oder nach dieser Schablone das Bild weiter auszumalen. Momente der Cultur und Gesellschaft, der Kunst und Literatur wurden nicht an das deutsche Tageslicht gefördert. Während man sich in Hamburg selbst damit begnügte und darüber freute, Alles so vortrefflich als möglich zu haben, und, es bei diesem allgemeinen Ausruf der Selbstgenügsamkeit und Zufriedenheit belassend, sich sorgfältig hütete, die näheren Erörterungen und Beschreibungen, die erklärenden Localschilderungen zu geben, hatte man von außen her wenig Gelegenheit, das Fehlende zu ergänzen. Diejenigen, welche etwas von Hamburg wußten, schwiegen selbstgefällig, und Diejenigen, welche nichts davon wußten, schrieben Oberflächliches und Halbwahres, oft Albernes in den Tag hinein. Reisende Schriftsteller sahen von Hamburg gewöhnlich nichts weiter, als das „Baumhaus" und „Peter Ahrens," „Peter Ahrens" und das „Baumhaus". Und was sollten sie am Ende in Hamburg auch sehen und suchen, wenn sie den Hafen und das Straßengewühl gesehen hatten? Hat Hamburg großartige Staatsgebäude, berühmte Kathedralen, Glyptotheken, Pinakotheken, Zeughäuser? Hamburg hat nur seinen Handel und Wandel, Hamburg stand und steht einseitig da als der großartigste Stapel- und Speditionsplatz für England. Seine Politik, sein Staatsleben ruht in den alten, kirchlichen Windeln, seine Volksvertreter treten nicht frisch und kräftig, mit dem Feuer der Beredtsamkeit für die heiligsten Güter des Lebens, für die Interessen der Gegenwart hervor, sie haben in keiner Kammer für eine ihnen anvertraute Sache einer repräsentirten Klasse des Staates und der Gesellschaft zu sprechen und ihre eigene Ehre öffentlich zu vertreten, sondern sie die-

Digitized by Google

nen von der Pike, das heißt vom Klingelbeutel auf, bis ſie alt, das heißt wieder „Oberalten" werden und nun erſt diejenigen ſind, welche die Bürgerſchaft zunächſt gegen den Senat zu vertreten haben.

Eigentlich aber iſt es auch ſehr ſchwer, über Hamburg etwas Beſtimmtes und Treffendes zu ſagen, wenn man nicht ganze Bände füllen will. Hamburg iſt ein Chamäleon, es ſpielt in allen Farben, es iſt nichts feſtgeſtellt und ausgeprägt, es ſteht eigentlich nichts in Harmonie mit deutſchen Zuſtänden und Verhältniſſen. Hamburg leidet unter den überſeeiſchen, beſonders engliſchen Einflüſſen und der Publiciſt leidet mit ihm. Wo ſoll man hier die Farben zu einem deutſchen Gemälde, die Geſinnung zu einer deutſchen Charakteriſtik hernehmen? Hamburg würde aufhören, Hamburg zu ſein, wenn es ganz und gar eine deutſche Stadt ſein wollte. Hamburg liegt jenſeits der Elbe, darin liegt zum Theil auch ſeine Entſchuldigung; es iſt eine zu koloſſale Maſſe gegen Holſtein, es imponirt ſich ſelbſt zu ſehr, es fühlt ſich ſelbſt zurückgeſtoßen und auf ſich beſchränkt durch ſeine compacte, eingeborne Größe als Stadt für ſich, darin liegt eine zweite und größere Entſchuldigung. Wie alſo Hamburg erklären? Wie es panoramenartig beſchreiben nach ſeinen Zuſtänden, da es Land und Stadt, Regierende und Regierte zugleich iſt? Eben aus dieſem Grunde gibt es auch keine Stadt in der Welt, über die in ihren eigenen Mauern ſo viel geſchrieben worden iſt, als Hamburg. Wie ſchon bemerkt, hatte Hamburg für den Hamburger ſelbſt immer das größte Intereſſe. Er dachte ſich als Republikaner, wenn er es auch nicht war; Hamburg über Alles! und einen deutſchen Patriotismus, der über dieſen ginge, gibt es nicht. Ich ſage, es gibt eine ganze Bibliothek über Hamburg, es gibt hiſtoriſche, ſtatiſtiſche, topographiſche, juriſtiſche Werke in großer Zahl, die ſich alle nur auf Hamburg beziehen und in denen von einem allgemeinen deutſchen Zuſammenhange kaum eine Spur iſt! Ja, man könnte ſagen, allein die hamburger Geſetze, Mandate und Verordnungen füllen ein Repoſitorium. Wie da nun ſich durchfinden, um dem Fremden eine Idee von Hamburg, ſeinen Zuſtänden und Verhältniſſen, ſeinem ſtaatlichen und intelligenten Charakter geben. Es iſt ja Alles ſeparatiſirt, abſolut für ſich beſtehend, in ſich ausgebildet und mit ſich ſelbſt abgeſchloſſen!

Doch — ich will verſuchen, was ſich thun läßt, ich will über den maſtenreichen Hafen, über das — ganz ſcheinloſe, winzige Baumhaus, eine Art Gaſthaus für Schiffscapitäne, über den Tanzſalon voll Phrynen unter der Firma „Peter Ahrens," über die gewöhnliche flache Sphäre der „Hamburger Skizzen" und „Hamburger Briefe," oder „Hamburger Genrebilder" zuſammenfaſſen und hinſtellen, ſo viel ſich zuſammenfaſſen und hinſtellen läßt in gedrängten Ueberſichten und Klaſſificationen.

Der Senat.

Dazu rechne ich hier die vier Bürgermeiſter, vier Syndici und vierundzwanzig Senatoren. Da jeder Senator auch zugleich ein Beamter iſt oder ein ſtädtiſches Amt verwaltet, ſo wird man aus der obigen

Digitized by Google

Zahl des Senats ſchon abnehmen, daß nicht ſowohl die Regierung, als vielmehr die Aemterverwaltung der Bürgerſchaft ziemlich theuer zu ſtehen kommen muß. In früherer Zeit, als die Stadt noch klein war und natürlich jedes Amt, jedes ſtädtiſche Inſtitut einen eigenen Aufſeher oder Vorſtand verlangte, wozu der herkömmlichen Art nach ein Senator gehörte, da war das Mißverhältniß nicht ſo groß, denn die Aemter wurden honorirt nach dem Größenverhältniß der Stadt. Als nun die Aemter einmal da waren und da ſein mußten, als die Senatoren Beamte blieben und die Stadt ſich immer mehr und mehr vergrößerte, die Anſprüche an das Leben ſelbſt größer wurden, da mußte natürlich auch die Beſoldung wachſen. Es iſt hierüber ſchon oft geſprochen worden; man kann nicht ſagen, daß die Senatoren zu hoch beſoldet werden, der jüngſte Senator hat nur 6000 Mark, aber als Beamte, deren Function oft ſehr unweſentlich iſt, wie z. B. das Amt eines Brodherren, welches in Rückſicht gegen die ärmere Klaſſe in Hamburg gar nicht zum Durchbruch kommt, nicht in Wirkung tritt, werden ſie es gewiß. Die Begriffe und Kategorien von Staats- und Stadtverwaltung müßten bei einer Reform durchaus mehr geſondert werden. Eine große Klippe des bürgerlichen Rechtes iſt, daß alle Beamte zugleich Regierungsmitglieder ſind. Von dem Beamten findet keine poſitive Appellation ſtatt, dieſer ſteht nicht unter Controlle wie in jedem königlichen Staat, der Senator iſt Regent, Miniſter und Beamter in einer Perſon.

Zu dem Bocksbeutel gehört es auch noch, daß der hamburger Senat an den Tagen der Raths- und Bürgerverſammlung noch immer in den alten ſpaniſchen Sammtmänteln und weißen Prieſterkragen erſcheint. Für eine Regierungs- und Berathungsſitzung gewiß die ſteifſte und unbequemſte Tracht von der Welt. Man begreift nicht, warum der Senat, eigenen Wohlbefindens halber, dieſe altmodiſche Perrückentracht nicht längſt abgeſchafft, wie es doch in Bremen geſchehen iſt. Ich ſah oft Fremde erſtaunen und ſich verwundern, wenn ſie hörten, daß dies die hamburger Senatoren ſeien, die da mit Mantel und Kragen in den Wagen gehoben und von drei reitenden oder Herren-Dienern zu Fuß, in blauen und gelben, ſilberbetreßten Mänteln und dreieckigen Hüten etwa funfzig Schritte, während der Kutſcher langſam fährt, begleitet würden. Solche Eigenthümlichkeit muß der deutſchen Oeffentlichkeit immer von Neuem dargebracht werden, damit ſie ſich endlich aufhebt. Sonderbar und auffallend zugleich iſt es, daß die Senatoren und die „reitenden Diener" als erſte Leichenträger im Ganzen noch nach derſelben Sitte und Mode gehen, Kragen und Mäntel und ſpaniſche Grandezza hier wie dort. Wem ſollte in Hamburg nun nicht noch manches Andere ſpaniſch vorkommen, hinſichtlich der Einrichtungen und Corporationen?

Nicht alle Senatoren ſind oder werden populär. Oft weiß der beſte und kundigſte Hamburger nicht alle Senatoren zu nennen. Ein Senator wird eigentlich erſt bekannt und populär, wenn ihn das Amt des Polizeiherrn oder eines Prätors (d. h. gewöhnlichen Stadtrichters) trifft. Früher zeichneten ſich die Senatoren mehr auch in der geiſtigen oder literariſchen Welt aus, doch dies ſcheint jetzt ſeltener zu werden. Es

Digitized by Google

galt damals die alte Patrizierwurde, eben wie in Frankfurt zu Goethe's Jugendzeit. Oder wählt man jetzt aus Vorsicht und Rücksicht vielleicht nicht Diejenigen zu Senatoren, welche sich geistig und literarisch ausgezeichnet haben, damit der jüngere Rath den älteren nicht überscheine? Der jetzige Bürgermeister Barthels schrieb einst „Briefe über Calabrien und Sicilien," die archäologischen Werth hatten, und der unlängst verstorbene Bürgermeister Abendroth, 1813 „Wünsche bei Hamburgs Wiedergeburt," die noch heute als Wünsche ihren vollen Werth haben. Der Senator Hudtwalker trat einst sogar als Romanschriftsteller auf und ließ sich später in die Brochüren-Schriftstellerei ein, wo er die Rechtgläubigkeit der Kirche, ob als Senator oder Jurist? vertreten zu müssen glaubte, während er in der letzten Zeit mehr als Publicist, besonders in den servilen „neuen Hamburgischen Blättern" à la Rococo seine besondern Ansichten und Meinungen dargelegt hat. Aber die Altgläubigkeit hat sich überlebt, in der Politik, im Recht wie in der Kirche, und Hamburg wird doch wohl nicht eher die Wiedergeburt verjüngender Keime und Reformen feiern, als bis sein Senat in pleno junggläubig sich mit der Zeit vermählt und die „Wünsche" aus den Freiheitstagen von 1813 erfüllt hat. Zum Ruhme muß man es dem jüngeren Theile des Senats deshalb nachsagen, daß des Meinungsdissenses wegen in der letzten Zeit hin und wieder Zwietracht sich gezeigt hat und Einzelne, welche ausgetreten, sogar allein aus diesem Grunde ausgetreten sein sollen.

Von einigen andern Senatoren, die mehr oder weniger populär geworden sind und genannt werden, will ich nur noch die Senatoren Lutteroth-Legat und Binder nennen.

Der Senator Lutteroth-Legat, welcher vor zwei Jahren Prätur-Richter war, sieht in seinem Aeußern einem Landgeistlichen eher ähnlich, als einem Senator der freien und Hansestadt Hamburg. Mit seinem langen, weißen Haar, das zwei mächtige Vatermörder umwallt, geht dieser alte Herr Sommer und Winter, es mag regnen oder schneien, im schwarzen Frack, ohne weiteren Ueberzug, und im hastigen Schritt durch die Straßen, die eine Hand in der Brusttasche, ohne rechts oder links zu sehen. Wie äußerlich, so ist der ehrwürdige Mann mit seinem kurzen, in sich gekehrten, schroffen Wesen auch innerlich ein Original oder wenigstens eine Ausnahme von der kaufmännischen Regel. Niemand merkt dieser Gestalt den Kaufmann an! Senator Lutteroth-Legat ist neben seiner kaufmännischen Börsengewandtheit auch — ein Kenner des Rechts, er soll sich aus individueller Vorliebe für die Rechtswissenschaften interessirt haben, und daher kam es denn auch, daß er während seiner Präturbekleidung, ohne sonst üblichen Assistenten, nicht blos einer besonderen Achtung und eines größeren Vertrauens im Volke sich erfreuen konnte, sondern auch in jene Deputation gewählt wurde, die über Polizeireform und Strafgesetzbuch mit sich zu Rathe gehen sollte. — Der Senator, Herr Doctor Binder, fungirt gegenwärtig zugleich als oberster Polizeiherr. Wenn bei der momentanen oder kurzweiligen Besetzung der städtischen Aemter und Würden durch die Senatoren auf In-

dividualität und Charakter Rücksicht genommen würde oder werden könnte, nach der Norm der hamburgischen Verfassung, so hätte Herr Senator Doctor Binder wohl gerade nicht zum Polizeiherrn eingesetzt werden dürfen. Von einem Polizeiherrn, der sein schwieriges Amt ohne Anstoß und nach allen Seiten hin mit unantastbarer Würde und Consequenz verwalten soll, muß man Energie und jedes Urtheil des Volkes herausfordernde, probehaltige Entschiedenheit verlangen. Der Grundzug im Charakter und in der Handlungsweise des jetzigen ersten Polizeiherrn ist aber mehr Gutmüthigkeit, als rücksichtslose Consequenz gegen jede Person, sie mag hoch oder niedrig sein. Was sonst den Menschen ehrt, wirft so auf den Administranten ein Zwielicht, welches der verständige Bürger längst erkannt hat und bei vorkommenden Fällen auf's Neue zu erfahren Gelegenheit hat. Daher kommt es denn auch, daß der sonst wohlgesinnte Bürger gegen den Bereich der Polizeiverwaltung oft mißgestimmt ist und zum Beispiel die Prostitution, die unter der obersten Polizeiverwaltung des Senators Doctor Hudtwalker strenge in den ihm vorgezeichneten Schranken gehalten wurde, seit jener Zeit wieder schaudervoll und heillos um sich gegriffen hat, und täglich mehr um sich zu greifen droht, wenn die Zügel von oben herab nicht bald, alle Zwischeninstanzen scharf controllirend, strenger und ernster angezogen werden. Man urtheile darnach, ob die allgemeine Sittlichkeit unter der jetzigen Polizeiverwaltung verloren oder gewonnen hat.

Was nun die Stimmung des Senats überhaupt betrifft, so ist dieser, was zum Theil auch schon aus dem Vorigen erhellt, dem Fortschritt, was man in jedem constitutionellen Staate nämlich darunter versteht, nicht hold, sondern der Stabilität und dem Conservativismus zugethan. Man befürchtet durch Reformbestrebungen zu viele Störungen und am Ende selbst — ich weiß nicht was. Allen Störungen aber ist man, des eigenen lieben Geschäftes wegen, von oben bis unten feindlich gesinnt; Senat und Collegien und Bürgerschaft haben sich nach diesem Gang der Dinge einmal Alles zurecht gelegt, sie können mit Vortheil und Bequemlichkeit ihr Geschäft betreiben und behalten doch noch Zeit, um an der Staatsverwaltung, so viel als nöthig scheint, theilzunehmen; es ist bisher in dieser Weise gut gegangen, wir essen und trinken gut, wir verdienen, also — warum ändern?

Eh . . .

II.

Aus Wien.

Französisches Urtheil über die österreichische Industrie. — Böhmische Glasfabrication und französische Verzweiflung. — Der Runkelrüben-Großherr. — Erbkrankheit der österreichischen Industrie. — Das polytechnische Institut. — Was Oesterreich an Papier braucht und — nicht braucht.

Die französische Handelskammer hat, wie bekannt, zur Besichtigung unserer großen Industrieausstellung im vorigen Jahre einen Delegaten abgeschickt, um über den Höhepunkt österreichischer Gewerbserzeugnisse genaue Daten zu erhalten. Dieser Delegirte, der Chemiker Peligot, der

Digitized by Google

[illegible] [illegible] [illegible] [

hat, welches ſich mit dem böhmiſchen meſſen kann; allein der Unterſchied des Erzeugungspreiſes war ſo groß, daß man alle künftigen Verſuche aufgeben mußte."

Ein anderer Gegenſtand des franzöſiſchen Neides iſt die öſterreichiſche Runkelrübenfabrication. Es iſt bekannt, welche Verlegenheiten dieſe Fabrication dem franzöſiſchen Gouvernement bereitete und welche Opfer ſie dem Staate gekoſtet hat, als er vor zwei Jahren ſich entſchließen mußte, ſie zu Gunſten des Rohrzuckers gänzlich zu zerſtören. In Oeſterreich dagegen iſt dieſe Fabrication in voller Blüthe; ſie wird in einem rieſigen Maßſtab in mehr als hundert Etabliſſements betrieben. Herr Peligot ſpricht namentlich mit Bewunderung von der Fabrik des Herrn Schultzenbach in Galizien, welche ſich die Aufgabe geſtellt hat, nach einer von Letzterem neu erfundenen Methode des Austrocknens, 56 Millionen Kilogrammen Runkelrüben zu verarbeiten und folglich 4 bis 5 Millionen Kilogrammen Zucker zu gewinnen. Dies iſt dreißig Mal ſo viel — ruft Herr Peligot aus — als unſere ſämmtlichen Fabriken im Durchſchnittspreiſe produciren!

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Herr Peligot es nicht unterläßt das Uebergewicht der franzöſiſchen Induſtrie auf andern Punkten in's volle Licht zu ſtellen, und er ſagt dabei ſo gewichtige Worte, daß ſie unſere Regierung ſich hoffentlich hinter's Ohr ſchreiben wird. Vergebens — ſagt er — ſuchte man in den weiten Sälen der wiener Induſtrieausſtellungen jene Erzeugniſſe, die von einer tiefbedachten und richtigen Anwendung der Wiſſenſchaft auf den Gewerbfleiß Zeugniß geben. Die chemiſchen Erzeugniſſe, die heut zu Tage mehr als jede andere Fabrication wiſſenſchaftliche Forſchungen nöthig haben, boten kein neues Product und keine hervorragende Vervollkommnung. Die Mechaniker, die mit mehr oder weniger Genauigkeit die aus der Fremde kommenden Maſchinen nachbilden, zeichneten ſich durch keine neue Erfindung aus. Vergebens ſuchte man jene Bronzearbeiten, jene Pendeluhren, jene Bijouterien und Goldarbeiten, jene Möbel, jene durch ſo mannichfache Zeichnungen und geſchmackvolle Farbenmiſchungen ſich auszeichnende Gewebe, kurz alle jene Gegenſtände, deren Werth hauptſächlich in der Form beſteht und welche eine Folge jenes künſtleriſchen Geſchmackes iſt, der bei uns in Frankreich durch eine freiſinnige Erziehung gepflegt, den Triumph des franzöſiſchen Gewerbfleißes bildet *).

„Dieſes Urtheil" — ſagt mit einer Tartüffe-Miene das Journal de Débats, welches letzthin den Bericht des Herrn Peligot in einem größern Artikel beſprach — „dies Urtheil iſt ſtreng. Allein Herr Peligot

*) Dies Urtheil, das übrigens nicht blos Oeſterreich allein trifft, iſt auch nicht in ſeiner ganzen Ausdehnung richtig. Um von der wiener Induſtrie allein zu ſprechen, ſo ſind die ſogenannten wiener Journals, die wiener Wagenfabrication und manche Zweige der Quincaillerie, ſowohl wegen ihrer geſchmackvollen Arbeit — namentlich der Wagen — als auch ihres Preiſes willen, gewichtige Nebenbuhler der franzöſiſchen Induſtrie auf dem ausländiſchen Markte. Theilweiſe gehören hierzu auch noch die hier verfertigten muſikaliſchen Inſtrumente, die optiſchen Gläſer ꝛc. Anmerk. d. Einſ.

Digitized by Google

mildert dieſe Strenge, indem er bemerkt, daß die öſterreichiſche Induſtrie, wie ſie auch jetzt ſein mag, immerhin viel höher ſteht, als vor dreißig Jahren. (Wir bedanken uns für das ſchöne Compliment!) Das Gouvernement hat viel gethan, um die Production zu entwickeln. Unter den Schöpfungen, die es zu dieſem Zwecke aufgemuntert oder ſelbſt hervorgerufen hat, muß man vor Allem das polytechniſche Inſtitut in Wien citiren, eine ſo großartige, vortrefflich angelegte und vortrefflich geleitete Gewerbsſchule, wie wir in Frankreich nichts Analoges unter unſern ſämmtlichen Staatsinſtituten haben. Der Erfolg dieſes großartigen Inſtituts gebührt namentlich Herr Prechtl, einem Mann, deſſen Verdienſte St. Marc Girardin in ſeinem Buche Instruction intermediaire gehörig in's Licht ſtellte." Was das Journal de Débats hierauf von unſern chineſiſchen Mauern ſpricht, mit welchen die Regierung unſere Induſtrie gegen Außen abſchließt, würde mehr Bedeutung haben, wenn es nicht aus eigennützigen Abſichten geſchähe. Die franzöſiſche Induſtrie gelüſtet es freilich nach dem öſterreichiſchen Markte, von der ſie durch unſern hohen Tarif ausgeſchloſſen iſt. Nun dieſer Fehler iſt's nicht, worüber wir unſere Regierung tadeln möchten. Viel pikanter und lehrreicher ſind die Schlußworte des Débats-Artikels. „Wir ſchließen unſern Artikel über die vortreffliche Schrift des Herrn Perigot" — heißt es — „indem wir daraus eine Thatſache entlehnen, die beſſer als lange Commentare, die tiefe Urſache andeutet, weshalb die öſterreichiſche Induſtrie eine ſo untergeordnete Rolle einnimmt. Der Geſammtverbrauch von Papier beträgt in der ganzen öſterreich. Monarchie 2 Millionen 775,000 Rieß. Hiervon wird der dritte Theil (welcher im Gewicht mehr als die Hälfte macht) zu Verpackung und Emballage verwendet. Der Geſammtverbrauch des Schreibpapieres beläuft ſich blos auf 1 Million 350,000 Rieß, wovon die Hälfte von den Staatsbeamten aufgebraucht wird, was eine ſchreibſelige, papiergeſegnete Verwaltung andeutet (ce qui dénote une administration paperassière), aber auch zugleich ein Publicum, welches wenig mit der Feder umgeht. Doch wenn der Staat viel Papier verbraucht, ſo verbrauchen Autoren und Buchdrucker um ſo viel weniger: Der Verbrauch von Druckpapier in dieſem unermeßlichen Reich für die ſämmtlichen 40 Millionen Menſchen, die es bevölkern, beſchränkt ſich auf 500,000 Rieß, ungefähr ſo viel als das kleine Königreich Sachſen, welches einen vierzehnmal (blos?) kleinern Umfang hat."

Für unſern guten Freund dem Journal de Débats, welches in Frankreich das Haupt der „guten" Preſſe bildet — iſt dieſes genug geſagt! Ueberhaupt gibt es in dieſem Augenblicke für Oeſterreich keine gute gute Preſſe. Jeden Tag muß der öſterr. Beobachter auf die Mauern ſteigen und gegen Journale kämpfen, die bisher durch irgend ein Princip mit Oeſterreich befreundet ſchienen: heute gegen die officielle Preußiſche Staatszeitung, morgen gegen das „conſervative" Journal de Débats, übermorgen gegen das katholiſche „Univers" und nach übermorgen gegen die legitimiſtiſche Gazette de France. Dieſes iſt keine Uebertreibung, ſondern buchſtäblich wahr.

Digitized by Google

III.

Notizen.

Die Sterne von Orleans. — Kämmerer oder Kammerherr.

Ja, es geschehen noch Wunder und größere als je! Als die Moldauschiffer vor vierhundert Jahren den Leichnam des heiligen Johannes von Nepomuck aus dem Flusse zogen, da schwebten fünf Sternlein um sein Haupt. Ueber dem Haupte Louis Philipps aber schweben bereits acht Sterne und selbst die ungläubigsten Heiligenläugner der charte vérité konnten sehen, wie acht Mal hinter einander ein guter Stern ihn rettete. Sogar die Heiligensprechung blieb nicht aus. Nach jedem Mordversuch stieg er als Märtyrer in der öffentlichen Meinung um einen Himmel höher und folgerichtig befindet er sich bereits nicht blos im siebenten Himmel, sondern sogar im achten. In der That, nichts hat so viel dazu beigetragen, den Julithron zu befestigen, als die Versuche, ihn zu erschüttern, nichts hat den Julikönig beliebter gemacht, als der Haß gegen ihn. Dieser Friedenskönig wäre vielleicht der Contrerevolution der phantastischen Republicaner und der eroberungphantasirenden Napoleonisten erlegen, wenn ihm nicht seine guten Sterne ein Paar schändliche Meuchelmörder auf den Hals geschickt hätten. Ein jeder dieser sieben Mörder hat den Julithron um einen Pfeiler fester gemacht und wer das jetzige Frankreich in der Nähe gesehen, fragt sich unwillkürlich: wozu war noch dieser achte nöthig?

— Da macht sich ein Herr von Bücky in Wien mit Erklärungen in allen Zeitungen wichtig, daß er die „Würde" eines Kämmerers und nicht die „Stelle" eines Kammerherrn erhalten habe. Wir möchten diesen Herrn in seiner Privatpassion, die ihm erschrecklich theuere Inserationsgebühren kosten muß, nicht im Mindesten stören, wenn diese Erklärungen (die ein Herr von Bülow unterzeichnet) nicht immer mit den Worten beginnen würden: die Grenzboten brachten einen Artikel, Advocat Bücky, in der Times ꝛc. ꝛc. Herr von Bücky behauptet, jenem Artikel (der Times) läge irgend eine Böswilligkeit zu Grunde, seine Gegenerklärung ist aber so schlecht stylisirt, daß der Leser glauben muß, diese Böswilligkeit falle den Grenzboten zur Last. Wir können aber Herrn von Bücky die Versicherung geben, daß seine werthe Person uns vollkommen gleichgültig ist. Wir brachten den Artikel der Times als ein Curiosum, weil es nicht alltäglich ist, daß ein bisher obscurer junger Mann plötzlich eine Art Merkwürdigkeit wird. Herr von Bücky scheint über seine junge Berühmtheit selber noch ganz erstaunt und es wird in der Form von Erklärungen der Welt Gelegenheit gegeben, zu bemerken, daß sogar die Times sich mit seiner wichtigen Person beschäftigt. Dies Vergnügen gönnen wir Herrn von Bücky gern, nur bitten wir, uns dabei aus dem Spiele zu lassen und sich Jemand anzuschaffen, der die Gegenerklärung faßlicher stylisirt. Bei der bedeutenden Summe, welche diese Inserate kosten, kann es auf eine solche Kleinigkeit mehr nicht ankommen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Eisenach und Wartburg.

Aus einem Reisetagebuche.

Eisenach ist eine nette, freundliche Stadt, und sie hätte gewiß einen rein poetischen wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht, wenn mir nicht gleich bei der Einfahrt eine Schaar uniformirter, weiblicher Sträflinge begegnet wäre, die die Gassen putzten. Man stellt sich das uralte Eisenach gewöhnlich düster und mittelalterlich vor — aber es ist eine eigene Sache mit den alten Städten. Es geht mit ihnen, wie mit den Menschen: Die ältesten, Ueberreste einer stärkern Generation, gehen stark und stolz, mit jedem Frühling neu erblühend, einher und wenn sie sterben, sterben sie jung! während die jungen, alt geboren, alternd aufwachsen und früh blasirt und zerrissen wie schlecht gebaute Häuser bald einer Stütze bedürfen. — Willst du Näheres über Eisenach erfahren, so brauchst du nur Ludwig Bechstein nachzulesen; ich weiß es zwar nicht mit Bestimmtheit, aber ich setze es voraus, daß er auch über Eisenach geschrieben, denn seinem Scepter, das ist, seiner Feder, gehört jeder Stein in Thüringen, das er als Poet, Mährchenerzähler und Beschreiber mit bewunderungswürdigem Fleiße ausbeutet. Du wirst es schon bemerkt haben, wie die einzelnen Gauen Deutschlands einzelnen Poeten angehören: Baiern, das versteht sich von selbst, gehört seinem Könige; Schwaben beherrscht mit seinem mystischen Mistelzweige der alte König Uhland, in Verbindung mit seinen romantischen Vasallen, in neuerer Zeit kam jedoch noch der biedere Dorfschulze Berthold hinzu; ganz Innerösterreich gehört Anastasius Grün; am Rhein stehen viele romantische Burgen; in Westphalen ist Immermann eingewandert und hat es erobert, seit seinem Tode hat sich Levin Schücking dort einen Thurm erbaut und Fräulein Droste führt ein Frauenregiment; der Brandenburger Sand gehört seinen Kopten

Digitized by Google

und Pommern ſeinen Junkern. Ja ſelbſt über Deutſchland hinaus hat die deutſche Poeſie ihre Marken erſtreckt; denn gehört Ungarn nicht unſerem edlen Magyaren Nicolaus Lenau und ſeinem Hinterſaſſen Carl Beck? — und ſo gehört Thüringen als Provinz ganz allein dem Dr. Ludwig Bechſtein, und bei ihm wirſt du gewiß über Lage, Alter, Charakter, Merkwürdigkeiten Eiſenachs Auskunft finden. Mir fiel vor Allem das maleriſche Mäntelchen auf, das junge und alte, hohe und niedere Frauen in Eiſenach tragen und zu den thüringiſchen Geſichtern und ſchönen vollen Leibern ſo gut ſteht. Während ich ein ſolches Mäntelchen verfolgen wollte, und darum von dem Poſthauſe einige Schritte zurückging — da — mit ernſten Blicken ſah die alte Wartburg von ihrer Höhe auf mich herab, wie ein alter Rieſe uralter Zeiten. Schnell fuhr ich mit der Hand an meine Brieftaſche, um zu fühlen, ob ich den Empfehlungsbrief an den Schloßhauptmann Herrn v. Arnswald noch habe, den mir eine verehrte Freundin in Weimar mitgegeben. Sogleich ließ ich meine Sachen in's Gaſthaus tragen, ordnete meinen ſtudentikoſen Anzug und machte mich auf den Weg, hinauf zur alten, ehrwürdigen, herrlichen Wartburg. Die Sonne ſtand noch hoch und brannte mit heißen Strahlen auf mich nieder. Aber wie ſteil auch der Weg war, ich merkte die Hitze nicht, denn ich dachte an jene Zeit, da ich zum erſten Male von der Wartburg gehört und geleſen. Ich war noch ein ſehr kleiner Junge, als mir das Drama von Küffner „Die Minneſänger auf der Wartburg" in die Hände fiel: es mag ein ſehr ſchlechtes Drama ſein, aber mich machte es damals glücklich. Landgrafen, Minneſänger, Burgvögte, Zauberer, ſchöne Frauen — wie viel Stoff für eine junge Phantaſie! — Später kam noch die Geſchichte hinzu: Die heilige Eliſabeth, Friedrich mit der gebiſſenen Wange, Ludwig der Eiſerne, Luther — das waren meine Helden! — und jetzt ſollte ich den Schauplatz ſehen! — ich fühlte mich ſo glücklich, wie damals, da ich das Küffner'ſche Trauerſpiel fern von hier zum erſten Male geleſen. Der Schloßhauptmann v. Arnswald nahm mich ſehr freundlich auf, wie ein edler Burgvogt einen fahrenden Minneſänger. Aus den kleinen mittelalterlichen Zimmern mit gemalten Scheiben führte er mich in den Waffenſaal, in die große Landgrafenſtube, in welcher der Kampf der Minneſänger geſchlagen ward, dann in das Lutherzimmer und in die beiden weimariſchen Staatsgefängniſſe. — Ich muß lachen, wenn ich an dieſe zwei Staatsgefängniſſe denke. Es muß nichts Angenehmeres geben, als in Weimar ein Hochverräther und hier eingekerkert zu werden. Nicht nur,

daß die beiden Zimmerchen ſehr nett ausſehen, netter als die Stube manches deutſchen Poeten, und daß Herr von Arnswald ſehr wenig Anlage zu einem Hudſon Lowe zu haben ſcheint, ſo hat man hier noch eine Ausſicht, wie man ſie nicht oft im ſchönen Deutſchland wiederfindet. Mit Wehmuth dachte ich, wie ich in dieſen „Staatsgefängniſſen" ſtand, an meinen heimathlichen Spielberg und an die Mauer, die man dort eigens aufführen ließ, um den Leidensgefährten Silvio Pellico's die Ausſicht in die ſchöne Ebene von Auſterlitz zu benehmen, die ſie etwa verbrecheriſcher Weiſe an ihr ſonniges Vaterland hätte erinnern können. Es wäre ein ſchöner Stoff, ein Seitenſtück zu Laube's „franzöſiſchen Luſtſchlöſſern" „deutſche Wehſchlöſſer" zu ſchreiben? Wir haben ihrer ſo viele: Der Spielberg, Spandau, Aſperg, die Marburg, Marburg — welch ein herrlicher, reicher, jammervoller Stoff! — Die Wartburg würde darin die ärmſte, darum vielleicht ſchönſte Rolle ſpielen, denn ſeit Jahren ſind ihre „Staatsgefängniſſe", in denen ich ſo gerne einige Sommermonate zubringen möchte, leer und einſam! Man ſollte wahrhaftig nicht glauben, daß ſie im Herzen Deutſchlands liege. Aus den Gefängniſſen kamen wir in die Lutherſtube und von da in einige prächtig eingerichtete Zimmer, wo uns einige Damen mit Wein und Thee erwarteten, denn es war indeſſen Abend geworden. Während wir gemüthlich um den Tiſch ſaßen, fielen die Strahlen der ſinkenden Sonne durch die bunten Fenſterſcheiben in's Zimmer und durchwoben es mit hundertfarbigem Schleier. Die Sonne ſank immer tiefer, aber ſie ließ goldene Furchen auf ihrem Wege zurück, die ſich wie goldene Brücken mit purpurnem Geländer, von einem Berge zum andern ſpannten. Welch ein herrliches Farbenſpiel! Tief unten im Thale ſchon dunkle Dämmerung, darüber das tiefe Grün der Wälder, das gegen die Gipfel der Berge zu immer heller und heller wurde und darüber die lichtgetränkte Luft, die ausſah, als ob man ſie faſſen könnte, wie ein feines Gewebe. So ſchön, ſo ſanft leuchtend, habe ich die Sonne nie geſehen, wie in dieſem Augenblicke, da ſie durch den Wald nur noch milder lächelte. Mir that es weh, von ihr zu ſcheiden; noch einem Abſchiedsgruß wollte ich von ihr erhaſchen. Ich lief hinaus und mit Blitzesſchnelle die Stufen des Thurmes hinan. Ich kam im rechten Augenblicke — noch einmal ſtrahlte ſie mächtig empor, noch einen Moment, und ſie war hinter den Wäldern verſchwunden. Mit dem Lichte war auch jeder laute Ton des Tages dahin — nur noch einzelne Lichtwölkchen, wie nachſchreitende Pagen einer Königin, waren dort zu ſehen — nur noch einzelne Glockentöne der heimkeh-

Digitized by Google

renden Hirten klangen hier herauf. Welche Stille, welche heilige Einſamkeit! — Mein theurer Freund! ich wünſche Dir alles Schöne und Gute, darum wünſche ich Dir auch einen Juliabend auf der Wartburg. — Es wurde immer dunkler und dunkler und leiſe Nebel begannen aus den Tiefen der Wälder unter mir aufzuſteigen und verhüllten wohlthätig das wunderbare Bild zu meinen Füßen, denn es will dem ſchwachen Gemüthe des Menſchen nicht taugen, zu lange in die tiefen Herrlichkeiten der Natur zu ſchauen. Nur der Teich tief unten im Thale blickte noch wie ein geiſterhaftes Auge durch die myſtiſchen Schleier.

Der Schloßhauptmann war mir nachgekommen und lud mich ein den morgenden Nachmittag in ſeiner Geſellſchaft die nächſten Umgebungen der Wartburg zu beſchauen und dann die Nacht oben zuzubringen. Mit welchem Vergnügen nahm ich dieſe Einladung an, und mit voller überſtrömender Seele wanderte ich durch den Wald den Berg hinab, nach Eiſenach zurück. Als ich im Gaſthauſe ankam, ſah ich, daß meine Wirthe verlegene Geſichter machten. Der Kellner hatte einmal meine Sachen angenommen und man mußte für mich ein Nachtlager beſorgen — aber alle Zimmer waren beſetzt. Ich ſah, daß groſſer Rath gehalten wurde, und nach langer Ueberlegung und langem Hin- und Herreden wurde mir endlich ein Zimmer geöffnet. Ich erkannte ſogleich, daß es kein gewöhnliches Gaſtzimmer ſei, denn hundert ſchöne Dinge, die nur einer zarten Frauenſeele gehören konnten, eine ausgewählte kleine Bibliothek und die ſchönſte Ordnung zierten das kleine Gemach. Auch ſah ich es dem Kellner an, daß er es mir nur mit Widerwillen öffnete. Auf mein Befragen, erzählte er mir, daß dieſes Zimmer der Tochter des Wirthes gehört habe, die vor kurzer Zeit geſtorben. Ich hatte ſchon auf der Wartburg von ihr, als von einem ſchönen liebenswürdigen Weſen ſprechen gehört, und auch der Kellner ſprach mit Rührung von ihr und da er einmal angefangen, wußte er nicht wann mit der Schilderung dieſer ſchönen Hingeſchiedenen zu enden. Aber am lauteſten und beredteſten ſprachen mir die ausgewählten Bücher von ihr, und die holde Jungfräulichkeit, die das ganze Zimmer durchwehte. — Ich bin eben nicht ſentimental — aber doch war es mir ſonderbar, daß ich als Eindringling die Zelle einer todten Jungfrau, das verſchwiegene Geheimniß einer hingeſchiedenen Mädchenſeele, entweihen ſoll und ſcheu wie ein Sünder fühlte ich mich in den vier ſtillen Wänden, die noch zu trauern ſchienen. Mit Ehrfurcht betrachtete ich die Reliquien, ohne ſie zu berühren, nur

an die Bibliothek wagte ich meine Hand zu legen und das erſte beſte Buch herauszuziehen: es war Börne! — Aber recht fühlte ich meine Verlegenheit erſt, als ich mich auskleiden wollte. Bei Gott, ich ſchämte mich, und nur mit Zögern legte ich ein Stück der Kleidung nach dem andern ab. — Ich ging zu Bette: — aber wenn man mir Millionen geboten hätte, ich war nicht im Stande, den Fuß zu heben, um es zu beſteigen, dieſes jungfräuliche, reine, unentweihte Bett. — Ich glaubte mir zu helfen, indem ich mich laut ſelbſt auslachte — es war nicht möglich, ich ſtand noch immer, das Licht in der einen, Börne in der andern Hand, unentſchloſſen vor dem Bette. Ich fing endlich an mit mir ſelbſt zu ſprechen, warf mir höhniſch Sentimentalität und Weichlichkeit, Vorurtheile und Unmännlichkeit vor, fragte mich, ob ich denn vor einer Lebenden ſo viel Furcht hätte, wie hier vor einer Todten, und endlich — wandte ich mich, lief mit ſchnellen Schritten zurück und warf mich auf's Sopha, wo ich bis zum ſpäten Morgen vortrefflich ſchlief.

Den Morgen dieſes Tages, es war ein Sonntag, brachte ich in den Wäldern, die ſich gegen Ruhla hinziehen, in den tiefen Schluchten des Annathales, wo Du auf mooſigem Wege gehſt, während unter Deinen Füßen wilde Bergbächlein brauſen, auf der Höhe des Drachenfelſens, gegenüber dem fabelhaften Venusberge, in Geſellſchaft uralter Bäume und mährchenhafter Kreuzottern zu: aber all die Herrlichkeiten, die ſich mir hier offenbarten, will ich Dir nicht näher beſchreiben, weil ich wieder auf die Wartburg eile. Nur das, was ich auf dieſem Spaziergange am meiſten lieb gewonnen, will ich Dir nennen und das iſt die Muſik der Hirtenglocken. Sie klingen hier nicht toll durcheinander, ſondern die einzelnen Glocken ſind ſyſtematiſch geſtimmt und wie ſie zuſammen tönen, geben ſie eine liebliche Harmonie. Wie ſie ſo milde durch das Blätterrauſchen des Waldes wehen, glaubſt Du ferne Sonntagskirchenglocken, oder das Liebeslied eines Alpenkindes zu hören und ein Heimweh ergreift Dich und eine Sehnſucht — Du weißt ſelbſt nicht wohin und woher!

„Das klingt ſo lieblich, wie Muſik,
Wird wo ein Paar getraut!"

Nachmittag erwartete mich der Schloßhauptmann am Fuße des Wartburgberges mit zwei geſattelten Eſeln und wir ritten hin in die Waldnacht. Der Schloßhauptmann liebt die Wartburg wie ſeine Braut und hat es gern, wenn man ſie mit allen ihren Reizen, in ihrer ganzen Schönheit kennen lernt. So führte er mich meiſt an

Digitized by Google

Punkte, von welchen aus ſie ſich am ſchönſten und ſtattlichſten ausnimmt; wirklich hat ſie von jeder Seite einen andern Reiz. Bald blickt ſie ſtolz majeſtätiſch, bald düſter ernſt, bald idylliſch freundlich. Jeden Augenblick verſchwindet ſie hinter dem dichten Walde, aber eben ſo plötzlich ſteht ſie wieder vor Dir, und immer glaubſt Du ein neues Mährchen aus grauen Zeiten zu erleben. Eben ſo ſchön ſind die Irrgewinde und Waldwege, die ſie ringsum umſchlängeln. Bald geht es einen ſteilen felſigen Abhang hinab, bald führt Dich Dein Weg einen ebenen ſchattigen Gang, dann ſtehſt Du wieder auf der Spitze einer Felſenzacke, oder findeſt Dich auf einem ſtillen Plätzchen, ganz wie gemacht zum Verſemachen oder zum Lieben. Wie wir ſo beide in etwas phantaſtiſchen Aufzügen neben einander herritten, kam es mir vor, als wären wir zwei ſelbſt die Geſtalten, die aus irgend einem mittelalterlichen Volksbuche entſprungen, hier um die Wartburg, ihrer ehemaligen Heimath, umherirrten. Nur einmal ſtörte mich mein Eſel etwas proſaiſch aus meinen Träumen. Ich wollte ihn mit Gewalt auf eine Felſenkante nachziehen, von wo aus man ein ſchönes Thal und das Hoſpital der heiligen Eliſabeth überſchauen kann — aber da begann er ſo jämmerlich und unharmoniſch zu ſchreien, daß ich alle Mühe hatte und alle Zärtlichkeit anwenden mußte, ihn wieder zu beſänftigen. Aber die Poeſie kehrte bald wieder. Denn während wir dahin ritten und mir mein liebenswürdiger Führer all die hundert Sagen erzählte, die hier jede Schlucht, jeden Fels, jeden Baum beſeelen, und während wir um eine Waldecke bogen, ſtand plötzlich mitten im Blättergrün eine wunderbare ſchöne Frau im blauen Kleide, mit dunkelblauen Augen und dunkelblauen Haaren vor uns. Unwillkürlich zogen wir unſere breiten Hüte und neigten uns tief vor der über den ſonderbaren Aufzug ſtill lächelnden Frau. Ich ſah den Hauptmann fragend an; er kannte ſie nicht. War es aus dem Zauberberge dort die Frau Venus, die ſchöne Teufelin, die ihren ſchmachtenden Tannhäuſer auf kurze Zeit verlaſſen, um uns mit Einem Blicke zu verzaubern? war es die im dunklen Walde hauſende deutſche Poeſie:

„Das wunderbare Weib,
Das hoch auf ſtolzem Roß, zu ſeltenem Zeitvertreib
Das Silberhorn zur Hand, den Falken auf die Fauſt
Tagtäglich durch den Forſt im tollen Ritte brauſt?"

Eben ſo ſchnell wie ſie uns erſchienen war, eben ſo ſchnell war ſie verſchwunden, und ich laſſe mir den ſchönen Wahn nicht nehmen, daß

es wirklich die deutſche Poeſie war, die mir damals leibhaftig erſchienen; denn wo ſonſt könnte ſie beſſer wohnen, als in den Wäldern am Fuße der Wartburg, inmitten der heiligen Trias von Natur, Sage und Geſchichte?! —

Nach einem langen Ritte kehrten wir endlich in die Burg zurück. Sie hatte ſich mit Sonntagsſpaziergängern gefüllt, die im Hofe beim vollen Glaſe um den Tiſch ſaßen, oder lachend und ſcherzend umherliefen, oder von der Höhe des Thurmes ihre Tücher flattern ließen. Wir ſetzten uns ruhig in den kleinen Garten, von wo aus man tief in's Thal blicken und der untergehenden Sonne nachſehen kann. Fernhin zieht ſich eine Straße, die ſich im Walde verliert — ein weiterer Wärmeleiter für die Sehnſucht, die hier ſo mächtig geweckt wird. Weiter rechts, unfern vom Fuße des kahlen Berges, der hier die Wetterſcheide bildet und wie ein armer Mönch inmitten des üppigſten Reichthumes ſteht, liegen auf grünen Wieſen einzelne Bauernhütten, umgeben von kleinen Gärten und luſtigen Heerden — wohlthuende Bilder eines glücklichen Friedens. Der Schloßhauptmann führte mich aber bald auf die entgegengeſetzte Seite, wo man über die Ringmauer hinab nach Eiſenach ſieht und in das Thal, wo ſich Luther als Jäger verſuchte. Die ſteile Felſenplatte, die wie eine wüſte, verwitterte Stirne auf den Frieden unter ſich niederſtarrt, die beiden Teiche, die ſo geheimnißvoll ausſehen, geben dieſem Thale bei aller Friedlichkeit, bei allem harmoniſchen Glockenläuten der Heerden auf den Höhen etwas Schauerliches, Unheimliches. Am Fuße jener Felſenplatte ſoll König Etzel mit der ſchönen Griemhild Hochzeit gehalten haben. Das Waſſer, das hier kümmerlich auf allen Seiten des Steines hervorſickert, ſcheint ein unglücklicher verwunſchener Quell, der nicht luſtig murmelnd und hell, wie ſeine Brüder im Thale, ſondern krank und ſterbend zur Welt kommt. Der Schloßhauptmann erzählte mir, daß jene melancholiſche Teiche eine unheimliche Gewalt hätten, die alljährlich einen oder zwei Unglückliche in ihre Tiefe zögen. Dann ſagte er mir, daß das alte Thor der Wartburg allabendlich, wenn es geſchloſſen werde, einen klagenden Ton von ſich gebe: er meinte, das Thor weine darüber, daß wieder ein Tag vorüber gegangen, ohne daß die alte Herrlichkeit, die es dahin ziehen geſehen, in die Wartburg wieder eingezogen. Er erſuchte mich, ihm über die zwei Sonderbarkeiten Lieder zu machen, die er dann zur Zither ſingen wollte. Ich ging in den Garten zurück und begann zu ſchreiben. Auf einem ſchöneren Flecke der Erde, unter ſchönern Umſtänden habe ich nie Verſe geſchrie-

ben. Wie ich ſo da ſaß und nachdenkend über die Wälder hinblickte, trat eine alte thüringiſche Bäuerin herein. Sie ſah in die Tiefe hinab, faltete die Hände wie zum Gebete und ſagte andächtig vor ſich hin: Iſt das eine ſchöne Welt! — Iſt das eine ſchöne Welt, ſprach ich unwillkürlich nach. — Junges Blut, ſagte ſie zu mir, du biſt glücklich, daß du noch lange in dieſer Welt leben kannſt; ehre Vater und Mutter, damit du lange lebeſt auf Erden. Ich bin alt und grau. — Mit dieſen Worten wandte ſie ſich wieder und verſchwand. Ich mußte den Stift weglegen, denn ich konnte nicht weiter ſchreiben. Die Sonne ging noch ſchöner unter, als geſtern. Unter den lauten Gäſten draußen im Hofe wurde es ſtille, denn Alles wandte ſich zu dieſem herrlichen Schauſpiel und ſah andächtig zu. — Aber da ſcholl ein vielſtimmiger Männerchor zum Thale herauf, der immer näher und näher kam und immer mächtiger und mächtiger ertönte. Es war der Männergeſangverein, der durch das Thor der Wartburg einzog. In der Mitte des Hofes blieben die Sänger ſtehen und mit dem Angeſichte gen Weſten gewendet ſangen ſie, wie in einer Kirche, inbrünſtig und andachtvoll Lieder über das ſchöne deutſche Vaterland; aus den Gemächern der alten Landgrafen und der Minneſänger ſcholl das Echo wieder. Als es dunkel wurde, theilten ſich die Sänger; der eine Theil ſetzte ſich um einen Tiſch in einer Senkung des Hofes, der andere beſtieg den Thurm und nun erſcholl das deutſche Lied bald tief aus der Tiefe, bald hoch herab von der Höhe, bald wieder auf beiden Seiten zugleich. Die volle Dunkelheit brach ein und die Sänger waren nicht mehr zu ſehen — aber deſto geheimnißvoller und mächtiger wirkte ihr Lied. Ich glaubte jetzt die Stimmen erwachter Geiſter aus der Tiefe, jetzt wieder das Lied des Königs vom Thurme zu hören.

Der Schloßhauptmann ließ mich auf ſeine Stube rufen, wo er mich mit Wein erwartete. Ich fand ihn in Geſellſchaft zweier lieblicher Kinder, kleiner blauäugiger, blondlockiger Mädchen, die er die Burgfräulein nannte. Die Stube war dunkel, was mir ſehr lieb war, und der Geſang ſcholl geiſterhaft herein. In den Zwiſchenpauſen horchten wir dem Plaudern der Kinder zu. Das ältere Mädchen erzählte mir ſehr weiſe von ihrem Vater, der ein frommer Prieſter iſt, und von ihrer kranken Großmutter; die jüngere nahm mich bei der Hand und ich mußte ihr durch ein Loch in der Wand nachkriechen, dann über höchſt gefährliches, wackelndes Gebälk in ein altes verfallenes Thürmchen. Das, ſagte ſie mir, habe ſie ſich zur Wohnung

Digitized by Google

auserſehen, wenn ſie Herrn v. Arnswald heirathete. Das Thürmchen war alt, verfallen und zerriſſen; das Kind zählte kaum neun Jahre. — Als ich ihre doppelte Wahl belobt hatte und wir wieder von unſerem gefährlichen Ausfluge in die Stube zurückgekehrt waren und gemüthlich weiter plauderten — da erſcholl mit einem Male vor der Thüre des Schloßhauptmannes die lieblichſte Muſik. Es war offenbar ein Quartett und wir hörten deutlich die Violine, das Violoncell, das Waldhorn und die Flöte heraus. Es war gewiß eine Serenade, die die dankbaren Sänger dem Schloßhauptmann für die gaſtliche Aufnahme auf der Wartburg brachten. Nach Beendigung des erſten Stückes ging Herr v. Arnswald hinaus, um den Sängern zu danken; ich folgte ihm. Siehe, da ſtanden die vier Muſiker ohne Inſtrumente. Sie hatten ſie ganz allein mit dem Munde nachgeahmt. Wir lachten laut auf vor Ueberraſchung und die Muſiker lachten mit. Aber ſie begannen gleich wieder ein neues Stück. Das war der komiſchſte Anblick von der Welt, wie die vier Männer daſtanden und in der Luft alle Bewegungen nachmachten, als hätten ſie wirklich die Inſtrumente in der Hand, oder als ſpielten ſie wenigſtens auf unſichtbaren. Wie rührend auch das Stück war, das ſie ſpielten, wir mußten laut lachen. Die Kinder ſahen ſie mit ſtaunenden Augen an, als ſähen ſie Zauberei. Aber die Muſiker ließen ſich nicht aus der Faſſung bringen und mit beiden Händen arbeitend und weiter ſpielend zogen ſie ab. Noch lange klang die Muſik durch den Hof herauf in unſere dunkle Stube.

Indeſſen war es ſpäte Nacht geworden; die Spaziergänger, die Trinker, die Sänger, die Burgfräulein waren fortgezogen und heilige Stille lag wieder rings umher gebreitet. Es war Zeit zum Schlafengehen. Der Schloßhauptmann ſetzte ſich mit ernſter Miene noch ein Mal zu mir und gab mir wegen meines heutigen Nachtlagers förmliche Inſtructionen. Ich ſollte nämlich in dem Landgrafenzimmer ſchlafen, von dem die unheimlichſten Geſchichten erzählt werden und in welchem, mit Ausnahme des Erbprinzen von Weimar, bisher noch Niemand zu übernachten wagte. Ein Maler, der es vor Kurzem verſucht hatte, floh mitten in der Nacht ſchreiend und jammernd von dannen. Beim Erbprinzen von Weimar iſt der Muth nicht ſo ſehr zu bewundern, denn die Geiſter, die ihm allenfalls erſcheinen könnten, ſind immer ſeine Ahnherrn und lieben Anverwandten, von denen er wohl nichts zu befürchten hat. Der Schloßhauptmann machte mich noch aufmerkſam, daß ich vom Fenſter meines Schlafzimmers aus die Wache auf dem Schloßwalle rufen könnte, wenn ich in der Nacht Hilfe bedürfte. Ich

Kinder, durch die Kinder selbst oder von Personen, welche mit ihnen leben, durch Ansteckung mit Krankheiten, durch Verletzungen, durch Vergiftungen, durch Ertrinken, durch Verbrennen, durch Erfrieren, durch Verhungern, durch Ersticken, durch Selbstmord, durch Mord, durch Hinrichtung, durch Unglücksfälle, durch Naturereignisse, durch Krieg, durch Aufruhr, durch Verbrechen, durch Gewalttätigkeiten, durch Diebstahl, durch Raub, durch Betrug, durch Erpressung, durch Meineid, durch Falschmünzerei, durch Brandstiftung, durch Sachbeschädigung, durch Tierquälerei, durch Tierseuchen, durch Tierkrankheiten, durch Tierunfälle, durch Tierverletzungen, durch Tiervergiftungen, durch Tierertrinken, durch Tierverbrennen, durch Tiererfrieren, durch Tierverhungern, durch Tierersticken, durch Tierselbstmord, durch Tiermord, durch Tierhinrichtung, durch Tierunglücksfälle, durch Tiernaturereignisse, durch Tierkrieg, durch Tieraufruhr, durch Tierverbrechen, durch Tiergewalttätigkeiten, durch Tierdiebstahl, durch Tierraub, durch Tierbetrug, durch Tiererpressung, durch Tiermeineid, durch Tierfalschmünzerei, durch Tierbrandstiftung, durch Tiers

mer. Ich wollte zu Bette, aber der Schritt unter mir ſcholl ſo geiſterhaft, der Boden kreiſchte bei jedem Schritte und wie ich das Fenſter zuſchlug, hallte es lange wieder. Unentſchloſſen blieb ich mitten im Zimmer ſtehen und ſtarrte in die dunkle Flamme des Lichtes, während es mir eiskalt den Rücken herab rieſelte. Du biſt müde, ſagte ich mir, und du mußt zu Bette, bevor du wachend zu träumen anfängſt. Schnell hatte ich die Kleider abgeworfen, das Licht ausgelöſcht und mich unter die Bettdecke geſteckt. Allein es war jetzt faſt heller im Zimmer als vorher, denn der Mond war nun ganz aus dem Walde herausgetreten und warf ſeine Strahlen mit Macht durch die beiden Fenſter und begann die Zauber, die nur er verſteht. Er malte flüchtige Geſtalten an die Wände, bewegte die Schatten, die Fenſterkreuze und belebte den Boden mit hunderterlei aus Staub und Licht gewobenen Geſpenſtern, die hin und her hüpften. Ich ſchloß die Augen vor dem unheimlichen Spiel. Schlief ich, wachte ich? — ich weiß es nicht. So viel weiß ich, daß, als ein plötzliches Klopfen oder Geräuſch mich bewog, wieder die Augen zu öffnen, meine Stirn glühte, mein Blut wild durch die Adern rannte und mein Herz hörbar pochte. Das Geräuſch kam aus der Nebenſtube, deren Thüre verſchloſſen war; es klang bald wie fallende Tropfen, bald wie ein Aechzen, bald wie der Ton eines Käuzchens, das auf einſamem Lager eine ſapphiſche Ode ſingt. Wie ich mich umdrehte, um beſſer zu horchen, rauſchte das Bettgewand wie die ſeidene Schleppe einer vorüberſchreitenden Dame; ſchnell wandte ich mich wieder um — es war nichts. Aber da rauſchte es wieder in meinem Rücken — ſchnell wandte ich mich wieder nach jener Seite, von der ich mich eben abgewandt hatte — es war wieder nichts! — Ich lachte laut auf, denn ich bemerkte, daß ich unwillkürlich Geſpenſterfurcht bekommen hatte und wie geſpenſtiſch auch das Lachen wiederhallte und aus dem Waffenſaale dumpf wiedertönte, ich kehrte mich doch ruhig gegen die Wand und wollte ſchlafen. Aber anſtatt zu ſchlafen, begann ich zu philoſophiren und brachte es richtig zu dem glücklichen Schluß, daß einmal Geſtorbene nie wieder zurückkehren können. Aber, dachte ich am Ende, ſetzen wir den Fall, daß es doch wäre, daß all' die unartigen, gebiſſenen, hundetragenden, eiſernen Landgrafen doch zurückkommen könnten und da an dir mit glotzenden Augen vorüberſchreiten?! — Ach! — ich ſprang mit Einem Satze aus dem Bette und hin an's Fenſter. Ich riß es auf und blickte wieder hinaus in die ſtille Nacht. Ich mußte lange philoſophirt haben, denn der Mond ſtand ſchon hoch

Digitized by Google

und ein frischer, mitternächtlicher Wind bewegte die Wipfel der Bäume. Lässig und monoton, wie der Zeiger einer alten Uhr, ging die Schildwache auf dem Schloßwalle auf und ab. Ich hatte alle Lust, mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen, aber ich hätte schreien müssen, um mich verständlich zu machen, und hätte so das ganze Schloß in Allarm gebracht und mich als furchtsamen Gespensterseher beim Schloßhauptmann blamirt. Ich schwieg also, wie sehr wohl mir auch ein menschlicher Laut in diesem Augenblicke gethan hätte. Mir war so einsam, als wäre ich Millionen Meilen weit von jeder menschlichen Seele entfernt, oder als wäre ich unter ein fremdes, fernes Geschlecht einer fremden, fernen Zeit versetzt, die meine Sprache nicht versteht. Ich hatte den innigsten Wunsch zu schlafen, aber mein fieberndes Blut verfagte ihn mir und die Erfahrungen, die ich im Bette gemacht, machten es mir unheimlich, wieder dahin zurückzukehren. Ich begann also im Zimmer umher zu wandern. Aber auch das wurde mir endlich zu langweilig und ich stand unentschlossen an der Thüre des Waffensaales, ob ich sie öffnen solle, um meinen Wanderungen ein größeres Gebiet zu geben. Ich horchte: es war so stille da drinnen, wie in einer Gruft. Mit einem raschen Drucke war die Thüre offen und ich stand mitten unter Rittern, Landgrafen und Herzögen. Sie sahen mich so starr an, als wären sie empört über meine Frechheit, die sie in so später Nacht noch störte. Es ist lächerlich, was ich nun zu treiben begann. Ich ging von einem eisernen Manne zum andern, schüttelte jedem die Hand, klopfte hier und da an einen Panzer, öffnete die Visire und sah in das leere Nichts. Hitze und Kälte wechselten in meinen Adern, aber mich reizte der unheimliche Umgang. Zufällig blieb mir ein Flammberg in der Hand und ich stand plötzlich bewaffnet mitten in der bewaffneten Schaar. So lehnte ich mich müde und matt an die Wand, und betrachtete im Mondschein meine ungewöhnliche Gesellschaft — und so — schlief ich ein, stehend, mit dem Flammberg in der Hand. Und was träumte ich? Hundert schwarze Ritter ritten auf schwarzen Rossen an mir vorbei durch den Saal hinaus zum Fenster durch die Luft, wo sie die Nacht verschlang. Ihre Waffen rasselten nicht, ihrer Rosse Hufschlag gab keinen Schall; die Schwerter waren ihnen mit Drähten an die Eisenhandschuhe genäht und schlotterten herab, in den Helmen steckten keine Köpfe, und wenn sie sprachen, so sprachen sie alle mit den Lippen der Visire. Das gab so schauerlichen Klang! — Aber sie ritten alle friedlich an mir vorüber, ohne mich zu beachten; nur einer hielt vor mir und hob den schwe-

Digitized by

ren Morgenſtern und holte aus, um mich auf den Kopf zu ſchlagen. Ich hob ängſtlich die Hände empor, der Flammberg fiel mit ungeheurem Geräuſch und ich erwachte. — Erſchrocken ſah ich, in welcher Geſellſchaft ich geſchlafen hatte, ließ den Flammberg liegen und eilte in mein Schlafzimmer und in's Bett zurück, deſſen Decke ich mir über die Ohren zog. Ich kümmerte mich nicht mehr um das ſchauerliche Geräuſch in der Nebenſtube, philoſophirte nicht mehr und wollte feſt ſchlafen, denn ich war ſo matt und müde, als hätte ich wirklich zu Nacht gegeſſen mit Geſpenſtern. Aber da tönen plötzlich gewichtige Schritte aus dem Waffenſaal und Waffen ſchlagen dumpf zuſammen. Ich ſetze mich im Bette auf und warte der Dinge, die da kommen ſollen; ich war bereit mich mit den Rittern zu balgen. Es pocht an die Thür, ſie thut ſich auf — es war der Bediente des Herrn von Arnswald, der kam, um mich zu wecken, daß ich den auf der Wartburg himmliſchen Sonnenaufgang nicht verſchlafe. — Gut geſchlafen? fragte er freundlich. Vortrefflich! antwortete ich verdrießlich.

Alſo war ſchon die Sonne wieder da, und ich hatte noch keinen ruhigen Moment! — und ich ſtieg wieder aus dem Bette und ſetzte mich an's offene Fenſter und erwartete gähnend den Sonnenaufgang. Er ließ nicht lange auf ſich warten und zum Glück machte mich der friſche Wind, der ihm vorherging, wieder munter. Die Pagen mochten der königlichen Frau ſchon vorausgeeilt ſein, denn die Wege, die ſie wandeln ſollte, waren ſchon vom ſchönſten Purpur bedeckt. Die Wölkchen, die hoch genug ſtanden, um ſie ſchon aus weiter Ferne ſehen zu können, wurden roth vor Freude, und immer röther, bis ſie ganz in Flammen ſtanden und vom Morgenwinde getrieben ihre Flammen weit durch den Himmel trugen. Tief unter mir im Walde begannen die Vöglein aus dem Schlafe zu ſprechen, und ſprachen immer deutlicher, bis endlich einer das Signal gab und alle zuſammen in großen Chören Morgenhymnen und Gebete zu ſingen anfingen. Da konnte kein Geſchöpf der Erde mehr ſchlafen; Alles begann ſich zu regen und zu bewegen, zu rauſchen und zu lauſchen, zu ſingen und zu klingen. Zumal die Bäume neigten ſich mit dumpfem Rauſchen bald hierhin, bald dorthin und ſchüttelten den mächtigen Thau und den träumeriſchen Nebel aus ihren Locken. Jetzt ſtand der Venusberg in lohen Flammen; die Sonne war gekommen und das Licht flog von Gipfel zu Gipfel, von Baum zu Baum, bis auch die tiefen Sträucher und die niedern Gräſer von ihm geſegnet wurden. Es war Tag! — Aller Schauer der Nacht fiel

Digitized by Google

wie morſches verwittertes Gewand von mir ab und ich ſtürzte freudig hinaus in's Freie.

Noch einen Vormittag verbrachte ich mit meinem edlen Wirthe auf der Wartburg, deren große und kleine Herrlichkeiten ich mir in's Herz prägte. Von den großen habe ich Dir, freilich nur andeutend, geſprochen; zu den kleinen zähle ich die ſchönen Ueberreſte der alten Baukunſt, die durch den kunſtſinnigen Eifer des Erbprinzen mit jedem Jahre mehr und mehr an den Tag kommen. Er läßt nachgraben, renoviren, conſerviren. Dieſen Sinn für das Hiſtoriſche und für den Conſervatismus kann man ſich ſchon gefallen laſſen.

Digitized by Google

Das ſummariſche Rechtsverfahren in Oeſterreich.

Aus Böhmen. —

Unſere Schriftſteller und Berichterſtatter an ausländiſche Flugblätter, haben ſich vorgenommen, jede neue Maßregel unſerer Staatsverwaltung, jedes neue Geſetz, alles, was aus der geheimnißvollen Kammer der Lenker von oben zu Tage kommt, als freiſinnige Annäherung an die Zeitfragen, als beſonnenen Fortſchritt zu bezeichnen. Da begegnet es ihnen nun manchmal, daß ſie auf ſich ſelbſt eine Satyre ſchreiben, und zwar eine doppelt bittere, da man höhern Orts dieſe Huldigungen fremdartiger Zwecke gar nicht liebt. Die Pflanzen, die über unſere ſtillen Waſſer ihre Blätter auslegen, ſind von keiner andern Art als die, welche ſchon ſeit 60—70 Frühlingen daſelbſt gewuchert, ſie ſind keine Anzeichen eines Gährungsſtoffes in den verdeckten Tiefen, man baut im alten Style fort, nur die Wiener, die auf Alles etwas Artiges zu ſagen wiſſen, nennen ihn Renaiſſance.

Sie werden fragen, was mich denn zunächſt auf dieſe Betrachtungen führte? Eine Correſpondenz aus Wien in der Augsburger Allgemeinen. Die ſcholl wie Lärm- und Freudenruf, als ob wir auf den alten germaniſchen Rechtsboden zurückgeführt, die künſtliche römiſche Form und hierdurch jener Aufſchub des Rechtes abgethan wäre, die jenem tiefſinnigen Prinzen von Dänemark drückend genug ſcheint, um nach dem bloßen Dolche zu langen. Wir lieben die Kürze in gerichtlichen Sachen, aber noch mehr das Recht, und das Dach, unter dem es einſt ſo herrlich ſeine immergrünende Krone entfaltete, gleich den Tannen des Nordens, war kein anderes, als das freie des Himmels.

Luden, Dönniges und Andere, welche die Satzungen unſerer Väter doch nicht aus dem Stegreife nachmachen, ſetzen in die Oeffent-

Digitized by Google

lichkeit die Seele des altdeutschen Gerichtsverfahrens. Eine in allen Theilen fein abgewogene Ausführung der Rechtssache, wie sie jetzt bei unsern Buchstabenmännern üblich ist, paßte nicht für die damalige Unkunde der Schrift, nicht für den schlichten Sinn des Volkes, am allerwenigsten aber für die Oeffentlichkeit selbst, die scheu vor den Klügeleien der Stube freie und kräftige Rede liebt, und ihre Berufung an das gesunde Urtheil der Besten und Verständigsten einlegt. Schon unter Karl dem Großen beschränkte die Verengung der Malberge in Gerichtshäuser jene Ausbildung des Rechtssinnes, der hier für das öffentliche Leben in die Schule ging, doch der Grundsatz des Anklageverfahrens, wiewohl nur auf das Peinliche angewandt, galt auch im Streite über das Mein und Dein, und dort wie hier entschieden die Geschwornen.

Auch bei uns in Oesterreich gibt es seit der Zeit, als ein Kaiser wieder einmal selbst Hand an den Pflug legte, ein sogenanntes mündliches Verfahren, das jedoch hauptsächlich nur auf dem Lande Anwendung findet, und einen oft theuer erkauften Ersatz für die goldschweren Schriften der Anwälte bietet. Die Mündlichkeit ist im Grunde dabei nur ein Wechselbalg, der den wahren Sprößling deutscher Rechtlichkeit in Verruf bringt. Der Richter ist zum Anwalt des Klägers wie des Geklagten berufen, er, der Eine vermittelt alle Angaben, Beweise, Rechtsfolgen zu Papier, nicht die Streitenden, er selbst ist Kämpfer auf beiden Seiten und Schiedsmann zugleich, und steht ihm kein Rechtsfreund gegenüber, so schaltet er unbewacht in diesem gefährlichen Geschäfte. Der Weg war gebahnt, auch das bürgerliche Recht dem dunklen Wege der Untersuchung zu überliefern, das freie Wort in jene Form zu pressen, die den Richtern gefällt, und das Volk von jedem Urtheil darüber ferne zu halten. Die neue Ordnung für Streitigkeiten von 200 fl. C.-M. und darunter, that noch einen Schritt weiter.

War es dem Richter ehedem nur gestattet, mit den Waffen des Geistes für den Einen und Andern zu fechten, so sind ihm jetzt alle Mittel zur Hand gestellt, die Gemüther gefangen zu nehmen, den Gutmüthigen zu fesseln, den Schüchternen zu verwirren, den Verzagten zu ängstigen, und Geständnisse zu entlocken, die der Ablegende bei ruhigem Blute eine Lüge schilt. Er kann die Streitenden sich persönlich gegenüber stellen, sie in Abwesenheit ihrer Sachwalter, und, wofern der Automat von einem Schreiber nicht als Zeuge gelten soll, unbehorcht und ohne Gewährschaft vernehmen, ihnen stehenden Fußes Erklärungen über die zartesten Gewissensfragen bei Eiden abdringen,

Digitized by Google

jeden Aufſchub für neue Beweiſe ohne Geſtattung fernerer Berufung verwerfen, die den Zeugen zur Beantwortung geſtellten Punkte abändern oder vermehren, neue ſtellen und andere weglaſſen, kurz, damit ſchalten, wie es ihnen gutdünkt. Nicht der Kläger, nicht der Geklagte, führen ihre Rechtsſache in Dingen, die Niemanden in aller Welt als eben nur ſie ſelbſt berühren, ſondern der Richter, nicht was geſprochen, erinnert, nicht wie ſie laut und umſtändlich ihre Sachen verfochten, nein, wie es der Richter will, was ihm zweckdienlich und erheblich, regelrecht und beweiskräftig ſcheint, wird zu Papier genommen, dem zur Seite ſtehenden Sachwalter iſt nicht einmal das Befugniß eingeräumt, ſeine Entwürfe einſchalten zu laſſen, er behält nur die traurige Rolle, mit dem Richter über die Faſſung einzelner Ausdrücke zu hadern, mit ihm, den das Geſetz beruft, Alles zu leiten. Wie viel für den Richter Beſchwerliches, Verdrießliches, Aufreizendes liegt nicht ſchon in der Aufgabe, die Parteien ſelbſt zu vertreten? Man denke ſich das Stottern und Stammeln der Einfalt, die nimmer den rechten Faden zu finden weiß, die Altklugheit des Spießbürgerthums, das als Mitglied eines hohen Rathes oder einer ehrſamen Innung Geſetze an den Fingern herzählt, den Geizhals, dem es beim Verluſt eines rothen Hellers purpurn vor den Augen ſchwimmt, den ſtarren Trotzkopf, der auch keinen Grashalm breit von ſeinem Rechte weicht, und ſetze ihnen den Schlauen und Verſtändigen, den Billigen und wo es noth thut Nachgiebigen gegenüber, und es dürfte wohl nicht ſchwer halten, der Fürſprache der Klugheit alle Gunſt zu entziehen. Sollte die bloße Tinte nicht ein wenig mehr Farbe miſchen, wenn ſie der Mäßigung dient, mag ſie auch nicht ganz vollends im Rechte ſein? Welche noch ſchärfere Waffe legt aber nicht das neue Geſetz, das Geſetz des Unterſuchungsproceſſes, ein Geſetz, das wir bisher nur im peinlichen Verfahren kannten, in die Hand menſchlicher Schwäche und Leidenſchaft? Den Wenigſten hat die Natur jenen Gleichmuth vergönnt, der den Verſtand ruhig auf ſeinem Throne walten läßt, die Meiſten haben Vorredner oder Abmahner gegen ihre Mitbürger in irgend einem Winkel ihres Herzens, Viele beſitzen ein böſes Gedächtniß für Reden und Thaten, die ihnen nicht gleichgültig waren. Noch mehr, ſie haben Freunde und Gönner, Kinder und Angehörige, ſie bedürfen für dieſe und ſich ſelbſt den Schutz der Mächtigen, die Hilfe der Reichen, zu geſchweigen von dem, was oft noch unter der Decke ſteckt. Welch eine gefährliche, verlockende Macht iſt nun dem Wagehalter der Gerechtigkeit eingeräumt, der die Parteien insgeheim vernimmt, den Aus-

druck ihrer Vertheidigung wählt, und ihre Zeugen abseits verhört, wie und worüber es ihm gefällt? Wie mag sich dagegen der blöde, einfältige, oder wohl auch der kluge, aber fast immer rechtsunkundige Mann vertheidigen? Wer möchte bei diesen menschen- und lichtscheuen Verhandlungen im Stande sein, das Mangelhafte, Schiefe, Verstellte, ja oft das Falsche dessen aufzudecken, was unvertilgbar auf dem Papiere steht? Was endlich nützen alle obern und obersten Gerichte, was alle Berufungen und Beschwerden an sie, wenn alle Zähler und Renner schon so feststehen, daß sich das Endergebniß von selbst löst? „Das heißt im selbsterschaffenen Nebel ersticken," höre ich unsere Justizleute ausrufen, „beseht euch die Sache näher. Der tägliche Hergang bei unsern Pfleg- und Landgerichten, in den Sälen des wiener Magistrats wird diese schwarzen Träume Lügen strafen; Fälle wie die vorgespiegelten gehören, Gott sei Dank, hier zu Lande zu den seltenen Ausnahmen."

Gemach, meine Herren, wer steht ihnen dafür, daß sie bei dieser Einrichtung alle Ausnahmen kennen? Wer sagt ihnen, daß alle Gerichte eines so weitläuftigen Reiches dem wiener Zuschnitte gleichen? Immerhin schwebt die Frage nur über Möglichkeiten, es handelt sich um die Beurtheilung eines Gesetzes aus dem Standpunkte des natürlichen, oder wie jener Berichterstatter in der Augsburger Allgemeinen hinzufügt, auch des historischen Rechtes. Vom letzteren abgeleitet bedünkt mich der Ursprung des neuen Gesetzes nicht legitimer zu sein, als der Pipin's des Kurzen, und König Arnulf's; fragen wir aber, ob es den Lauf der Processe in eine sichrere Bahn eingelenkt habe, so werden dies nur Jene bejahen können, die den Untersuchungsrichter auch für Civilstreite wünschen.

Man preist das Gesetz als eine Wohlthat für den Armen. Sollte es ihn wirklich mehr kümmern, wie früh, als wie richtig sein Handel entschieden wird? Der Verlust seines einen Scheffels Korn drückt ihn mehr, als den Reichen deren funfzig!

Digitized by Google

Die Noth der Hütten.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Fortsetzung und Schluß.)

6.

Wer aus den gesegneten Ländern kommt, wo der Wohlstand sich schon in der Bauart der Dörfer ausspricht, den muß der Contrast unangenehm berühren, wenn er in eine Gegend geräth, die den angestrengten Fleiß ihrer Bebauer Jahr aus, Jahr ein gleich karg belohnt. Eine solche durchreiste der alte Herr, von welchem Baron Mainhard an der Tafel des Grafen gesprochen hatte. Er sah mit ernsten, wehmüthigen Blicken umher. Nicht lange war es, daß er Deutschlands bessere Fluren durchreist und wenige Monate früher hatte er die transatlantischen Gefilde verlassen, wo noch weite Strecken des herrlichsten Bodens unbebaut liegen und nur der menschlichen Hand warten, um ihre Mühen mit verschwenderischer Fülle zu vergelten; wohl hätte der Greis fragen können, warum die Menschen hier ein Leben fruchtloser Anstrengung hinschleppen, da sie es anderswo besser haben könnten, aber ihn befremdete das nicht, denn er war in dem Dörfchen geboren, dessen ängstlich zusammengedrängte Hütten über die niedrigen, von der Hitze verdorrten Kartoffelstauden einer hungrigen Feldflur zu sehen waren. Das Heimathsgefühl, das in dem Greise nie erstorben war, schwellte ihm die alte Brust mit wunderbaren Empfindungen, in welchen doch die Wehmuth überwog. Denn er durfte kaum hoffen, daß ihn noch irgend Jemand kennen würde, und das Band, das er neu anzuknüpfen kam, hatte er sich dessen zu freuen?

Digitized by Google

Er fuhr in die breite, ſandige Dorfſtraße ein; noch ſtanden die weniger alten Rüſtern, die er als Knabe gekannt, ein Paar Gehöfte, grau verräuchert, erſchienen ihm auch noch, wie vor vierzig Jahren, aber die meiſten waren anders, wenn auch nicht beſſer, aufgebaut, und die Kirche ebenfalls, das that ihm am wehſten. Sonſt hatte ein altes, bemooſtes Gebäude mit Spitzbogenthür und dergleichen Fenſtern dageſtanden, von einem ſteilen Dache mit dem Storchneſt und einem ſtumpfen Glockenthurme überragt, der Greis war darin getauft und confirmirt worden. Jetzt lag ein braungelb angeſtrichenes, mit neuen Ziegeln gedecktes, großfenſteriges Haus da, unter einem kleinen viereckigen Thurme, das war die neue Kirche. Der Fuhrmann ſagte, die alte habe dem Einſturz gedroht.

Unter den Leuten, welche den Wagen anglotzten, waren auch Greiſe, ſo alt wie der Reiſende, aber Niemand grüßte ihn, wie auch er keinen Einzigen erkannte.

„Wohnt hier eine gewiſſe Hobländer?“ fragte er endlich einen Mann, der nahe genug vorbeiging. — „Die Hobländer'n? Die wohnt ganz draußen, im letzten Hauſe,“ ſagte der Bauer, flüchtig die Mütze rückend.

Und als dieſer den Nächſten, die ihn neugierig umfragten, erzählte, daß der Fremde ſich nach der Hobländerin erkundigt habe, hieß es: Aha! Die wird nun auch abgeholt. Das iſt gewiß der Actuarius, der wird ſie nun auch einſtecken. Sie liegt der Gemeinde doch nur zur Laſt, ſeit ſie wiedergekommen iſt.

Der Reiſende war unterdeſſen an das äußerſte Ende des Dorfes gelangt, wo ein kleines, ärmliches Haus ſtand. Er ließ den Wagen in einiger Entfernung halten und ſtieg aus. Die Umgebung der Hütte bot einen traurigen Anblick. Der kleine, mit einem liederlich gehaltenen Zaune eingefaßte Garten war mit Kartoffeln beſtellt, welche im Sande vor der anhaltenden Dürre die Köpfe hingen. An der Thür ſtand der Greis plötzlich ſtill, denn er hörte im Innern des Häuschens ſingen. Es war eine jugendliche Stimme, ungekünſtelt, aber ſo ſüß und rein, wie wir ſie nicht ſelten unter den Naturkindern vernehmen, aber nicht das war es, was den Geiſt ſo tief bewegte, ſondern das Lied ſelbſt: eines jener uralten Wiegenlieder des Volkes, mit welchem ihn ſeine eigene Mutter noch in Jahren der erwachten Knabenvernunft, wenn er krank war, in Schlaf geſungen hatte. Er öffnete die Thüre mit raſchem Drucke und trat ein.

Der Geſang verſtummte augenblicklich. Beim unklaren Lichte,

Digitized by Google

das durch ungewaſchene, vielfach mit Papier verklebte Fenſterchen drang, bemerkte der Greis eine Frau, welche erſchrocken von der Wiege aufſprang, neben welcher ſie geſeſſen hatte; ſie ſtarrte ihn ſprachlos an. —

„Nehmt's nicht bös auf, daß ich Euch ſtöre," ſagte der alte Mann. „Ich komme als Freund zu Euch." —

Die Frau, welche noch jung, aber ſehr blaß und verkümmert ausſah, wußte auf dieſe Anrede nichts zu erwiedern, ſondern hatte ihre großen braunen Augen noch immer ſtarr auf den Fremden gerichtet.

„Ich meine es gut mit Euch," ſagte der Greis. — „Wer ſind Sie denn?" fragte die Frau ſchüchtern, indem ſie einen beſorgten Mutterblick nach der Wiege warf, in welcher es unruhig wurde. — „Wiegt es nur ein," ſagte der Fremde mild. „Ich werde mich zu Euch ſetzen."

Indem er ſich aber nach einem Schemel umſah, bemerkte er, daß der einzige in der Stube neben dem Bette ſtand, er ſetzte ſich daher raſch auf das Bett und winkte der Frau. Dieſe ging zögernd und ſehr beunruhigt wieder zur Wiege, in welcher der Fremde gerührt zwei rothbäckige, ungefähr ein Jahr alte Kinder ſah, welche neben einander liegend ſich mit offenen Augen umſchauten und mit ihren kleinen Händchen ſpielten. Der Segen der Armuth!

„Frau Hobländer," begann der Greis ſchonend, „habt Ihr kürzlich Nachricht von Eurem Manne?"

Die Frau erſchrak heftig und reichliche Thränen ſchoſſen ihr augenblicklich, unaufhaltſam über die Wangen.

„Um Gotteswillen beruhigt Euch," bat der Alte. „Ihr habt von mir nicht das Geringſte zu befürchten. Und damit Ihr Vertrauen zu mir faſſen könnt, ſage ich Euch: ich bin Eures Mannes naher Verwandter. Er iſt meines Bruders Enkel. Alſo werde ich Euch doch nicht verrathen. — „Ach du allmächtiger Gott!" jammerte die Frau. „Ach! Sie könnten alſo helfen! Ach, er ſitzt ja unſchuldig, ſitzt ſo unſchuldig, wie ſeine armen Würmer ſind, die er noch gar nicht einmal geſehen hat." — „Gott gebe, daß es wahr ſei!" erwiederte der Greis betroffen. „Aber Ihr ſagt: er ſitzt?" — „Ja, ja! Die ſchlechten Menſchen haben ihn auf's Zuchthaus gebracht," ſchluchzte die Frau. — „Wie?" rief der Greis. „So wißt Ihr gar nicht, daß er entſprungen iſt?"

Durch Thränen blitzte ein Strahl der Freude aus den Augen der

Digitized by Google

Weinenden, ſie ſtieß einen lauten Schrei aus. „Wo iſt er? Wo iſt er?“ rief ſie, die Arme emporſtreckend. — „In Gottes Hand, gute Frau!“ ſagte der Alte. „Möge er ihn auf rechte Wege führen!“ —

„O wie iſt das gekommen? Von wo denn? Herr Jeſus, Jeſus! Sie werden ihn wieder fangen!“ ſo rief und ſchluchzte die Frau in heftiger Aufregung, dann warf ſie ſich über die Wiege ihrer Kinder und weinte laut.

Der Greis ließ ſie eine Zeitlang gewähren, dann tröſtete er ſie mit dem Vertrauen auf Gott und als ſie ſeinen Worten wieder zugänglicher geworden war, ſagte er: „Ich komme über die See, um in meinem Vaterlande zu ſterben. Da wollte ich denn die Nachkommen meines Bruders aufſuchen. Mit dem hatte ich mich früher erzürnt, nachher, wie mich Gott mit Reichthum geſegnet, wünſchte ich mich mit ihm zu verſöhnen, aber man ſchrieb mir, er ſei todt und ſein Sohn, das war Euer Schwiegervater, lebe in großer Dürftigkeit. — „Das weiß ich Alles nicht,“ ſagte die Frau. — „Damals that ich, was ich konnte,“ fuhr der Greis fort, „aber wie ich nun gehört, iſt mein armer Neffe ſchändlich um das Capital, das ich ihm zugehen ließ, betrogen worden und dann geſtorben, ohne ſeinem Sohne ein beſſeres Loos zu hinterlaſſen — das iſt nun Euer Mann!“ — „Ach mein barmherziger Gott!“ ſagte die Frau niedergeſchlagen. „Wo mag der jetzt ſein!“ — „Mich trieb es endlich ſelbſt her,“ nahm der Greis wieder das Wort. „Ich glaubte bei den Meinigen, die ich wohlhabend finden mußte, meine Tage zu beſchließen, aber denkt Euch meinen Schrecken, als ich endlich hörte, wie es ſtand. Denen, die Euch darum betrogen haben, ſoll es keinen Segen bringen!“

Die Zuhörerin gerieth über das Trugbild eines Glückes, in welchem ſie hätte leben können, ganz außer ſich und ergoß ſich in einen Strom von Verwünſchungen über die Menſchen, die ihren Mann in's Unglück geſtürzt hatten, ſo daß er auf das Zuchthaus gekommen war.

„Denn er war ein Mann, wie ein Lamm!“ ſchrie ſie. Er hätte keinem Kinde etwas zu Leide thun können, nicht einmal, wenn er etwas im Kopfe hatte, dann wurde er grade ſtill und manchmal weinte er. Ich habe in meinem Leben keinen Schlag von ihm gekriegt und es ſoll Einer auftreten!“ — „Wollt Ihr mir einmal ruhig erzählen, wie Alles gekommen iſt?“ fragte der Greis.

Sie nickte mit dem Kopfe, nahm einen der Zwillinge, welche ſehr ruhig geworden waren, aus der Wiege, legte ihn, ſchamhaft abge-

Digitized by Google

wandt, an die Bruſt, wiegte den Andern mit dem Fuße, bis die Reihe an ihn kommen würde und begann zu erzählen. Wir faſſen ihren, durch viele Umſchweiſe und heftige Ausbrüche verlängerten Bericht in's Kurze.

Sie hatten ſich geheirathet, die beiden jungen Leute, weil ſie ſich lieb hatten. Mehr bedurften ſie nicht, denn Beide waren geſund und kräftig, konnten ſich ſelbſt und künftig auch ihre Kinder mit ihrer Hände Arbeit ernähren. Aber auf die Krankheit hatten ſie nicht gerechnet, dieſe machte den Mann eine Zeitlang unfähig zum Erwerb, nun kam die Noth und dieſe wächſt bei den Armen wie eine Lawine, mit der Noth kam die Deſperation und ihre gewöhnliche Folge, der Trunk, zu welchem der Mann anfangs durch ſeine Gefährten verführt worden war, dann aber aus eigener Leidenſchaft: warum ſollte er ſich das Labſal, das er ſo wohlfeil hatte, verſagen? bot es ihm doch neue Kraft und neuen Muth! Die Vorwürfe ſeiner Frau, die harten Scheltworte der alten Großmutter, ſeiner einzigen Verwandten, hielt es für ungerecht. Er that ja nichts Böſes dabei. In der Fabrik, wo er zuletzt gearbeitet hatte, gab man ihm das Lob eines verträglichen Menſchen, und es war kein Fall bekannt, daß er je in Wuth gerathen war oder irgend einen Exceß begangen hatte. Und doch war er, des Todtſchlags und Raubes im Trunke angeklagt, wenn auch nicht überwieſen, in eine Strafanſtalt gekommen!

Von den Umſtänden dieſes Falles hatte ſich der alte Hobländer ſchon genau unterrichtet. Sie bildeten eine traurige und räthſelhafte Geſchichte. Der Agent des Handelshauſes, durch welches vor Jahren die Zahlung jenes nicht unbedeutenden Capitals geleiſtet worden war, derſelbe, welcher dieſe Zahlung beſorgt und eine ordnungsmäßige Quittung eingeſandt hatte, von dem Empfänger ausgeſtellt, wie auch recognoscirt, ſomit höchſtwahrſcheinlich auch derjenige, welcher das Geld unterſchlagen hatte, war im Walde angefallen, ermordet und beraubt worden. Er hatte auf ſeiner Geſchäftsreiſe mit einem reichen Fabrikherrn — es war Maſſer — zu thun gehabt, und ſich länger bei ihm verweilt, eines Nachmittags war er auf deſſen Pferde ausgeritten, um in einer benachbarten Stadt noch Einiges von Wichtigkeit abzumachen, nach kurzer Abweſenheit war das Pferd ganz wild, mit leerem Sattel und Blut an den Zügeln in den Hof zurückgekehrt und man hatte, eilig ſeiner Spur nachforſchend, den Unglücklichen mit zerſchmetterter Schläfe entſeelt am Wege gefunden, unter einem Baume, deſſen Knorren ganz blutig, wie auch der Grund um ihn her

Digitized by Google

ſtark aufgewühlt geweſen, als ſei hier ein Kampf auf Tod und Leben vorgefallen. Aber es konnte auch ein Sturz mit dem Pferde die Urſache ſein. Noch an demſelben Abende hatte ſich aber der Verdacht auf Hobländer geworfen. Dieſer war in einem ſehr verſtörten Zuſtande, man wußte nicht woher, gekommen und hatte allerhand Reden von einem Pferde geführt, das er habe greifen wollen, man hatte ihn befragt, da er aber noch vollſtändig betrunken geweſen, hatte man keine genügende Antwort erhalten, bis man unläugbare Blutſpuren an ſeiner rechten Hand entdeckt und ihn nun viſitirt hatte, wo ſich in ſeiner Taſche ein Cigarrenetui gefunden, das der Fabrikherr augenblicklich für das Eigenthum des Verunglückten erkannte. Auf dieſe Anzeichen war der Trunkenbold, der jetzt weinend in völlige Verwirrung gerathen, ſofort in Haft gebracht und die Unterſuchung gegen ihn eingeleitet worden, die jedoch kein befriedigendes Reſultat ergeben hatte, weil Hobländer die That, die er im Rauſche begangen haben ſollte, eben ſo hartnäckig läugnete, als die Beſchuldigung, den Ermordeten noch beraubt zu haben — denn allerdings hatte man bei ihm keine Brieftaſche mehr gefunden. Er war alſo zu vorläufiger Detention, da man die Acten noch nicht für geſchloſſen anſah, einer Strafanſtalt überwieſen worden. — Dieſe betrübenden Nachrichten hatte der aus Amerika heimkehrende Greis von ſeinem einzigen, noch übrigen Verwandten erhalten und als er ihn ſelbſt in dem Orte ſeiner Haft aufſuchen wollte, um zu ſehen, ob er ihn aufgeben müſſe oder ob er noch zu retten ſei, war ihm geſagt worden, daß Inculpat aus der Strafanſtalt mit einer Kühnheit ausgebrochen, welche ihn als einen verzweifelten und höchſt gefährlichen Menſchen erſcheinen laſſe, daher Alles aufgeboten ſei, um ſeiner wieder habhaft zu werden. Der alte Hobländer hatte das Seinige redlich gethan, um für dieſen Fall dem Unglücklichen eine glimpfliche Behandlung zu ſichern, er hatte ſich dem Criminalrichter entdeckt und ihm die ſeltſame Verkettung vorgeſtellt, welche vielleicht eine dunkle und ſchauerliche Nemeſis ahnen laſſe, indem der Ermordete — wenn er wirklich ermordet und nicht durch einen Sturz verunglückt ſei — durch die Hand eines Menſchen gefallen wäre, deſſen Vater er um ſein Vermögen gebracht. Der Richter war ſelbſt nicht der Anſicht geweſen, daß der Entſprungene den Todtſchlag begangen, wohl aber laſte der Verdacht auf ihm, den Verunglückten, den er vielleicht gefunden, beraubt zu haben, dafür ſprach, daß man bei ihm etwas, wenn auch nur eine Kleinigkeit, von deſſen Eigenthum vorgefunden. Das hatte der alte Hobländer ſchweren Herzens zugeben

Digitized by Google

müſſen. Er war hierauf nach ſeinem Heimathsdorfe gereiſt, wo die verlaſſene Frau ſeines Verwandten lebte — wo hätte er ihn anders ſuchen ſollen? Nun war der Mann noch nicht hier geweſen, wohl aus Furcht, daß man ihm am Erſten bei ſeiner Frau nachſpüren werde.

Die junge Frau erzählte noch viel von der Großmutter Greſcheln. Dieſe hatte, als ſie ihren Enkel verloren ſah und weil ſie aus alter Zeit von dem Vetter in Amerika wußte — ſie war die Einzige! — mit den Ihrigen auswandern wollen, aber wie ſie all' ihren Hausrath zuſammengekramt und verkauft hatte, war ihr ein altes Papier in die Hände gefallen, von dem ſie der jungen Frau geſagt, das werde allem Elend ein Ende machen. Fragen durfte ſie Niemand weiter, denn ſie war ſehr böſe, die Großmutter.

Der alte Hobländer hatte ſie gewiß in ihrer Jugend gekannt, aber die Frau wußte den Vaternamen der Greſchel nicht anzugeben. Ihm lag jetzt viel daran, ſie zu ſprechen, er ließ ſich ſagen, wo er ſie finden werde und reiſte wieder ab.

Wohl hätte er das Elend, welches er hier mit Augen ſah, gleich in den glänzendſten Ueberfluß verwandeln können, aber er wußte, daß ſolches nie wohlgethan iſt. Daher gab er der jungen Frau nur Einiges, um ihre Lage zu verbeſſern, ſie nahm das mit eben ſo heißem Danke hin, wie ſie eine viel verſchwenderiſchere Gabe aufgenommen haben würde: der Maßſtab fehlt den Armen.

7.

In dem Dorfe hatte es Aufſehen erregt, einen Herrn nach der Hobländerin fragen zu hören und allerlei ſchadenfrohe und liebloſe Bemerkungen waren ihm gefolgt. Man erwartete, daß die Gemeinde von der Laſt, wofür Unglückliche immer angeſehen werden, befreit würde, aber der fremde Herr fuhr allein wieder ab und gleich darauf erſchien die Hobländerin in der Schenke, kaufte Lebensmittel ein und ſchwatzte in ihrer Freude Allerlei durcheinander, woraus die Leute nicht recht klug werden konnten. Die Wahrheit war, daß der Greis ihr verboten hatte, von ſeiner Verwandtſchaft und ihres Mannes Flucht zu reden: etwas aber mußte ſie doch ſagen, um den vielen neugierigen Fragen zu entgehen; auch brannte es ihr auf dem Herzen, wenigſtens ihren jetzigen Reichthum blicken zu laſſen und die böſen Menſchen zu demüthigen, welche ſie in ihrem Unglücke ſo ſchlecht behandelt hatten, daher ließ ſie die Worte fallen, die Allen zu denken machten.

Digitized by Google

Weil aber der Bauer mit Denken ſich nicht gern abgibt, ſo fiel der Wirth bald auf die natürlichſte Erklärung, welche Allen um ſo plauſibler war, weil ſie der armen jungen Frau zur Schande gereichte. Daß die dicken, kahlköpfigen Stadtherren ganz arg auf dralle Bauermädchen ſind, wußte ein Jeder, nun war die Hobländerin, wenn ſchon etwas vergrämt, gar nicht ſo übel und da ſie arm und verlaſſen war, hatte der alte Herr, der expreß ihretwegen hergefahren kam, gewiß nicht umſonſt bei ihr angeklopft. Somit war ihr Geld ein Sündengeld, was die liebreichen Dorfgevatterinnen nicht unterließen, ihr gelegentlich vorzurücken. In Sammet und Seide wird boshaft und giftig modifirt, die Kattunklatſchen der kleinen Städte ſind gemein und lächerlich, aber die Klatſcherei im Friesrock, die mit plumper Fauſt angreift, iſt wie ein Todtſchlag. Daß die Hobländerin über die Verläumdung in den heftigſten Zorn gerieth und ſich verſchwur, konnte Niemand rühren, die Sache war abgemacht.

In ihrer Hütte ſaß nun die junge Frau und weinte. Es galt nicht mehr der äußern Sorge um Brod, dieſe war gehoben, aber eben darum kam nun der Seelenſchmerz recht zum Bewußtſein, ſie fühlte die Schmach bitter, welche man auf ſie häufte, ſie dachte mit Angſt an ihren Mann, deſſen Freiheit und Leben ſie bedroht wußte, und ſehnte ſich inbrünſtiger, als je, nach ihm.

Als das Bild des unglücklichen Mannes grade recht lebhaft vor der Seele ſeines Weibes ſtand, wurde leiſe an die Stubenthüre geklopft. Die junge Frau ſprang auf. Wer konnte es anders ſein?

„Biſt Du's, Martin?“ rief ſie hinaus. — „Stille! ſtille!“ ſprach es draußen. „Ich bin es, Hobländer'n.“ — „Großmutter!“ ſagte die junge Frau enttäuſcht und reichte der eintretenden Wittwe die Hand, ſie hatte vor Angſt keinen Athem zu einer Frage. Auch die Alte benahm ſich anders als ſonſt; man hätte ſagen können, feierlicher. Sie wehrte der Frau Licht zu machen, obgleich es ſchon dunkel war, ſondern ſetzte ſich auf das Bett, die Hobländerin rückte ſich den Schemel dicht neben ſie.

„Die armen Würmer ſchlafen?“ fragte die Großmutter und ihr ſonſt harter Ton klang ſo weich, als ob ſie weine. „Ich habe Dir ein Paar hübſche Mützchen für ſie mitgebracht, Lieſe.“ — „Wißt Ihr etwas von Martin, Großmutter?“ entgegnete die junge Frau furchtſam. — „Sei ſtill, Kind,“ ſagte die Alte. „Wir wollen für ihn beten!“ — „Haben ſie ihn wieder?“ rief die Frau kreiſchend. —

Digitized by Google

„Nein, nein," antwortete die Alte leiſe. „Den können ſie nimmermehr kriegen!" — „Wo iſt er denn?" ſchrie die junge Frau.

Die Alte ſchwieg, aber ihr unterdrücktes Schluchzen ließ ſich hören.

„Großmutter, um Jeſu willen!" rief die Geängſtigte. „Was iſt denn mit ihm?" — „Mein Kind, er hat's überſtanden," ſagte die Alte.

Laut auf ſchrie die Frau und faßte den Arm der Großmutter, daß dieſe vor Schmerz zuckte.

„Sei ſtill, Kind," ſagte ſie mit dem immer gleichen, feierlich leiſen Tone. „Ihm iſt wohl, wir wollen ihm die Ruhe gönnen. Einmal müſſen wir Alle ſterben, und das Hundeleben, das er führte, war keine Freude für ihn. Aber Denen, die ihn ſo weit gebracht haben, denen wollen wir's doch noch verſalzen" — und wie die Gefühle der Rache in ihrer Seele die Ueberhand gewannen, klärte ſich auch die Stimme der alten Frau, bis ſie ihre ganze ſchneidende Schärfe wieder hatte. „Verſalzen wollen wir ihnen die Brühe und dem Seligen noch im Grabe eine Freude bereiten, denn ſelig wird er doch, der Paſtor mag's glauben oder nicht! Wer könnte noch ſelig werden, als mein armer Martin, wenn's ihn auch mit Haaren dazu geriſſen hat. Er war frömmer, als das ſcheinheilige Pack, das bei Braten und Wein nichts Böſes zu thun braucht — die nennen ſich fromm, weil ſie die Augen verdrehen und in jeden Klingelbeutel kleckern, aber wir wollen ihnen einmal einen Spaß einrühren — warte nur, Lieſe!"

Während dieſer ganzen heftigen Rede hatte die junge Frau in ihrer Troſtloſigkeit geweint und geſchrieen, ohne auf ihre Zwillinge zu achten, die, aus dem Schlafe aufgeſchreckt, laut wurden. Die Großmutter fing an, ſie zu wiegen und gebot endlich der jammernden Wittwe ihres Enkels Ruhe.

„Wozu hilft das?" ſagte ſie hart. „Dadurch wird der arme Martin nicht wieder lebendig, dadurch thut dem alten Hunde, der ihn ſo weit gebracht hat, kein Haar weh — aber ich will ihn eben ſo weit bringen, und wenn er nicht mein Zeugniß über Seite gekriegt, ſo hätte er ſich aus Furcht vor Schande eben ſo den Strick um den Hals legen müſſen, wie Dein Mann —" — Ein neuer gellender Schrei der jungen Frau unterbrach die Alte: „Großmutter! er hat ſich —?" — „Ja, mein' Tochter, es iſt nun einmal nicht anders," ſagte die Großmutter und ſtieß einen lauten Seufzer aus. „Ich hatte ihn ſchon vor Augen, aber er lief und ſah mich gar nicht, der arme Junge,

Digitized by Google

und dachte wohl, sie hetzten ihn, als ich hinter ihm schrie. Und darüber kam ich um das Papier, das nun der alte Sünder verbrannt hat. Es soll ihm aber noch mehr verbrennen, als das Papier werth war, er soll an die Greſcheln denken."

Durch die Troſtloſe gedrängt, erzählte ſie nun von ihrer Poſtfahrt und deren Folgen und von dem Unglücke im gräflichen Forſte, daß Martin dort erhängt gefunden und in die Stadt gebracht worden ſei, wo ſie ihn aufgeſchnitten, wie ein wildes Thier; das hatte ſie mit dem größten Zorne erfüllt.

„Sie gehen mit uns um, als ob wir keine Menſchen wären!" rief ſie. „Das Pferd, das für ſie pflügt, den Ochſen halten ſie beſſer, denn die koſten Geld und bringen Geld — uns, die ihnen auch Geld **bringen**, uns laſſen ſie halb verhungern, weil wir kein Geld **koſten**; geht Eins zu Grunde, finden ſich zehn Andere, die der Hunger treibt, ſich für ein Hundelohn ihren Körper zu ruiniren!"

Die beiden Frauen verbrachten den Abend und einen großen Theil der Nacht in Gram und Verwünſchungen, rohe Naturen erleichtern ſich jede Laſt durch wilde Leidenſchaftlichkeit. Endlich erzählte die Hobländerin von dem reichen Vetter, der aus Amerika gekommen und bei ihr geweſen war. Die Alte horchte betroffen auf, ſie kannte ihn, ſie erinnerte ſich ſeiner ſehr wohl. O warum war er zu ſpät gekommen! Mit Geld iſt Alles zu machen, er hätte den armen Martin gerettet!

„Wo iſt er denn jetzt?" fragte ſie. —

Als die junge Frau ihr das nicht zu ſagen wußte und auf Befragen, was er ihr gegeben habe, das geringfügige Geſchenk nannte, wurde ſie wieder zornig und rief: „Der alte Knauſer hätte uns alſo auch nicht geholfen! Nun wenn uns Jeder und ſelbſt unſer Herrgott im Stich läßt, ſo müſſen wir ſelbſt ſehen! — Der alte Filz — ein Paar lumpige Thaler!"

Der geſcholtene Greis, der in redlichſter Abſicht und aus Menſchenkenntniß nicht anders gehandelt hatte, war mittlerweile beim Baron Mainhard angekommen, mit welchem er die weiter zu nehmenden Schritte beſprechen wollte. Noch wußte er von dem freiwilligen Ende ſeines Verwandten nichts, Mainhard theilte es ihm ſchonend mit, es erſchütterte ihn mächtig.

„Ich muß noch heute Maſſer ſprechen!" ſagte der Greis. — „Sie werden dort keinen Aufſchluß erhalten," verſetzte Mainhard. „Der Agent iſt todt, ſeine Papiere ſind verſchwunden, er wird Maſſer

Digitized by Google

nicht zum Vertrauten gemacht haben. Dieſe Angelegenheit wird, fürchte ich, wie Manches auf Erden, ohne genügende Löſung bleiben. Sie müſſen ſich begnügen, mein ehrwürdiger Freund, den Ueberlebenden Ihres unglücklichen Verwandten eine ſorgenfreie Zukunft zu bereiten. Aber betrachten wir dieſen Fall nicht alleinſtehend. Er iſt nur ein herausgeſchlagenes Glied einer furchtbaren Kette, die ſich immer weiter ausdehnt an der Krankheit unſerer Zeit, damit meine ich: die Noth der Hütten."

Das Thema war nun ein allgemeines, aber ſo wichtig geworden, daß die Männer — auch der Graf war zugegen — ſich ganz dabei aufregten. Combinationen aller Art wurden aufgeſtellt, aber ſie griffen dem Uebel nicht an die Wurzel — das können nur höhere Gewalten, welche die Grundfeſten alles ſocialen und individuellen Lebens zu ſtärken oder neu zu beleben im Stande ſind. Vereine mit Phraſen thun es nicht, wo keine That erfolgt. „Wirken, den niedern Schichten des Volkes ſittlichen Halt zu geben, ihrer Exiſtenz eine ſolidere Baſis und dadurch die Möglichkeit des geſicherten Erwerbes, ja des Aufſchwunges zu ſchaffen —" wohl! das iſt gut und würde helfen. Aber wirken, wodurch? Auf welche Weiſe. Kann der Erfolg dem raſenden Anſchwellen der Noth begegnen? Wird die Sündfluth nicht da ſein, ehe die Dämme gebaut ſind, welche ſie abhalten ſollen? — Oder will man ſich etwa mit einer Arche für Wenige zur Rettung begnügen, um mit ihnen, wenn die Waſſer ſich verlaufen haben, eine neue Ordnung der Dinge anzufangen?

8.

Wer das gewöhnliche Treiben der Städte oberflächlich betrachtet, der wird nichts entdecken, was auf irgend eine Bedrängniß oder ſich vorbereitende Kataſtrophe ſchließen läßt. Die Menſchen gehen ihren Geſchäften oder Beluſtigungen nach, jede Stunde bringt die gewohnten Erſcheinungen wieder, die Läden glänzen und locken, der Luxus ſcheint täglich zu wachſen, großartige Bauten entſtehen, die öffentlichen Vergnügungen ſind beſuchter als je, es iſt, als herrſche ein allgemeiner Wohlſtand, der im erfreulichſten Steigen begriffen ſei. Gilt dies von den größern Städten, ſo mühen ſich die kleinern ab, nicht dahinten zu bleiben. Sie werfen ſich, wenn ſie in Eleganz und Geſchmack nicht mit jenen wetteifern können, wenn ihnen die Prachtgebäude und manche, ja vielleicht alle, geiſtigen Genüſſe fehlen, auf die Conſiſtenz des Materiellen. Nirgends putzt man ſich mehr, nirgends wird maſ-

Digitized by Google

ſenhafter und verſchwenderiſcher aufgetiſcht, als in kleinen Städten — ſie nennen das anſtändig.

Auch in dem Oertchen, in deſſen Nähe die Fabrikgebäude des Herrn Maſſer lagen, herrſchte dieſe Sitte und die Frau Paſtorin, welche einen großen Kaffee gab, hätte ſich eher jeden andern Verſtoß erlaubt, als eine Reduction der üblichen Tractamente. Amalia, ihre Tochter, hatte alſo fünf Sorten Kuchen gebacken, ein Currendaner drehte ſchon ſtundenlang die Eisbüchſe, der Paſtor ſelbſt zerſchnitt Pfirſichen zum Cardinal und prüfte deſſen Güte. Als aber die Zeit heranrückte, wo pünktliche Gäſte die goldene Kette über den Kopf und die Blondenhaube auf denſelben werfen — denn wie geſagt, Kleinſtädterinnen beſchämen im Putz die höchſten Stände — ſo entfernte ſich der Hausherr nach üblichem Brauch, und ſuchte ſein Vergnügen im Kreiſe der männlichen Honoratioren, der ſich gewiſſenhaft um fünf Uhr verſammelt. Hier wurde geſpielt, ſo hoch geſpielt und gewettet, daß ſelbſt das unſchuldige Kegeln zum Hazardſpiel entartete, jeder Wurf Gegenſtand von Wetten mehrere Thaler werth. Fragte man nach den Vermögensumſtänden dieſer Spieler, ſo war ein lächelndes Achſelzucken die Antwort. Und nicht die Honoratioren allein, auch die Bürger in ihrem Vereinslocale hatten den koſtſpieligſten Verkehr. Es iſt aber dieſe Schilderung kein Phantaſieſtück, ſondern das treueſte Spiegelbild ſelbſtgeſchauten, noch beſtehenden Treibens! Wundere man ſich alſo über Verarmung! Auch die hier genannten Schichten der Geſellſchaften können ihr nicht lange mehr widerſtehen.

Der Paſtor konnte keine Ruhe finden. Er ſah ſich nach Herrn Maſſer um, der zu dieſer Stunde hereinzukommen pflegte. Der geiſtliche Herr hatte mit ihm zu ſprechen, denn Frau Greſchel war heute bei ihm geweſen und hatte ihm über den Fabrikanten die beunruhigendſten Mittheilungen gemacht. Er hatte ſie dafür geſcholten und abgewieſen, und ſie war mit halben Drohungen, wie unſinnig, fortgelaufen, daher konnte der Pfarrer kaum erwarten, mit Maſſer zu ſprechen.

Der befand ſich aber grade daheim in der unangenehmſten Lage. Seine Haushälterin, welche bei der zunehmenden Kränklichkeit ihres Herrn ſicher gehen wollte, hatte ſich in Vortheil geſetzt und drohte ihm mit üblen Folgen, wenn er ihr nicht endlich ſein Verſprechen halte.

„Du biſt ein heilloſes Mädel!“ ſagte Maſſer aufgeregt. „Denkſt Du, der Wiſch, um den Du heimlich in den Kamin gekrochen biſt,

Digitized by Google

wird irgend einem vernünftigen Menſchen als ein Beweis gelten?" — „O, Sie ſollten ſich ſchämen!" rief die Haushälterin. — „Schämen! ſchämen! Wenn Einem das Meſſer an der Kehle ſteht, wie damals — und es wird Einem ſo geboten! Hatte der liederliche Kerl nicht genug an dem, was ihm blieb?" — „Zwei Nullen ſtahlen Sie ihm und er quittirte — laſſen Sie doch einmal ſehen —"

Sie hob das verkohlte Papier, das ſie wirklich aus dem Kamine hervorgeſucht, ſobald ihr Herr damals das Zimmer verlaſſen hatte — ſie las, aber ihr Auge bewachte dabei den Fabrikanten, und da er es ihr wegſchnappen wollte, zog ſie es ſchnell zurück und lachte ihn aus.

„Mache doch keinen ſchlechten Spaß, Mine," ſagte er. „Komm her, wollen's gründlich verbrennen — ich habe noch ein Paar andere Papiere. — Gott ſei Dank! der Einzige, der mir noch ſchaden konnte, iſt nun auch todt, und der Actuarius auch, der einmal Lunte merkte, aber nicht gegen mich auftreten wollte — Du ſiehſt, Mine, ich habe Dir Alles geſagt, wie es kam, aber nun ſei auch vernünftig!" — „So'n Mann, für Zehntauſend nur Hundert, und die beiden Nullen dann in der Quittung, wie ſie unterſchrieben war, wieder eingeſchmuggelt!" — „Mir ſtand das Meſſer an der Kehle, ich wäre ein verlorener Mann geweſen —" — „Und nun ſind Sie reich, und der arme Menſch iſt im Elende geſtorben und ſein Sohn iſt ein Mörder geworden und hat ſich gehängt! Ja, Herr Maſſer, der Einzige, der's wußte, iſt todtgeſchlagen worden oder hat ſich den Hals gebrochen — aber hier ſteht doch, daß die Summe von Zehntauſend noch einmal wiederholt werden ſoll, wenn's Hobländer verlangte und er hat nur Hundert gekriegt, wie die Greſcheln beſchwören will — heirathen Sie mich, Herr Maſſer?" — „Ich hab' Dir's verſprochen, ich werde Dir's halten," ſtöhnte der Fabrikant. — „Gut, morgen früh gehe ich zum Herrn Paſtor und Sie werden wohl mitkommen," ſagte das Mädchen und verließ das Zimmer.

Maſſer ſank erſchöpft in ſeinen Lehnſtuhl. Der Unglücksbrief hätte ihm wenig Unruhe machen ſollen, denn er war in der That ſo verräuchert und halb verbrannt, eh' ihn der ſcharfe Zugwind auslöſchte, daß nicht viel drin zu leſen ſtand, aber die liſtige Haushälterin hatte wenigſtens einen Namen darin gefunden und ihrem Herrn durch verſtellte Mitwiſſenſchaft und Vorwürfe ſein Geheimniß abgelockt. Danach hatte er allerdings den Hobländer mit Hülfe des Agenten um das Seinige gebracht, damals war er dem Bankerott und der Schande nahe geweſen, er hatte das Geld, das ſich ihm bot, ergriffen, wie der

Digitized by Google

Ertrinkende das Nächste, das ihn retten kann, aber freilich mit der Absicht, einst in beſſern Zeiten, wenn er es thun könnte, dem Hobländer Alles wieder zu erſtatten. Der Hobländer war drüber geſtorben; ob er den Brief, den ſein amerikaniſcher Onkel an ihn geſchrieben hatte und worin die Summe ausdrücklich erwähnt war, noch erhalten und geleſen habe, war nicht zu ermitteln, jedenfalls hatte Maſſer nie etwas davon gehört, und die Zeiten, wo er dem Sohne das Geld hätte erſtatten können, vor Allem, ohne ſich zu compromittiren, waren nach Maſſer's Meinung noch nicht gekommen. Die alte Greſchel zuerſt hatte ihn durch allerhand Reden, in denen ſein ſchlechtes Gewiſſen tiefern Sinn geſucht hatte, erſchreckt, dann war auch der Agent wieder gekommen — aber zum Glück nur, um hier zu ſterben. Der junge Hobländer war auch todt — ſeine Familie aber und die alte fürchterliche Frau, und die Mine, die nun Alles wußte — es ging dem Fabrikanten durch den Kopf, daß er ſeinen böſen Schwindel wieder fühlte. Ein paar Mal wollte er die Haushälterin rufen, aber die Stimme verſagte ihm. Sein Blut kreiſte in wachſender Schnelligkeit durch die Adern, alle Pulſe pochten und fieberten, manchmal war es, als quelle ihm der Strom zur Bruſt, daß er kaum Athem holen konnte. Da gab ihm die Angſt vor einem Schlagfluſſe, die er oft hatte, plötzlich Kraft aufzuſpringen. Aber es klopfte in demſelben Augenblicke an die Thüre.

Es war Herr Baltz, der Aufſeher, welcher mit verſtörter Miene hereintrat.

„Was haben Sie denn?“ rief ihm der erſchrockene Maſſer entgegen. „Ich höre ja einen gräßlichen Tumult!“

Wirklich erhob ſich draußen mit einem Male ein Geſchrei von vielen Stimmen, das immer lauter wurde.

„Das unverſchämte Geſindel!“ ſtotterte Baltz. „Es macht Forderungen —“ — „Forderungen?“ ſchrie Maſſer. „Wie ſo? Es iſt ja nicht einmal Sonnabend —“ — „Höheren Lohn verlangen ſie — weniger Abzüge — wohlfeileren Branntwein — Gott weiß, was Alles!“ — „Mine, Mine!“ ſchrie Maſſer. „Der Junge ſoll gleich nach der Polizei laufen. Gehen Sie, liebſter Baltz, beruhigen Sie die Leute, verſprechen Sie ihnen —“ aber bei dem verhängnißvollen Worte, das ihm die Furcht und Feigheit ausgepreßt, hielt er, über ſich ſelbſt erſchrocken, inne. — „Ich habe ſchon die Möglichkeit verſucht,“ ſagte Baltz. „Sie waren auch ganz vernünftig, aber mit einem Male —

Herr Jesus! Sie schlagen schon an die Thüren, ich habe aus Vorsicht den Riegel vorgeworfen." — „Nur gleich Polizei und Militär!" rief der geängstigte Masser. „So lange halten wir sie hin, versprechen ihnen Alles, was sie wollen — wer kann uns zwingen, das abgetrotzte Versprechen zu halten? Ach Gott! wie sie an der Thüre toben! Liebster Baltz, gehen Sie doch um Gotteswillen!" — „Kommen Sie mit, Herr Masser. Vor Ihnen haben sie noch Respect." — „Ich werde mich hüten. Das ist Ihre Sache! Thun Sie, was ich Ihnen befehle, Herr!"

Baltz konnte nicht antworten, ein furchtbares Hurrah! das wie ein wildjauchzender Zuruf draußen erscholl, machte ihn erblassend verstummen — aber noch tödtlicher war seines Principals Schreck, als er seinen eigenen Namen hörte, der von hundert Stimmen draußen gebrüllt wurde.

„Sie müssen sich, weiß Gott, zeigen!" sagte Baltz und lief, den Boten durch die Hinterthür nach der Stadt zu schicken. Die entschlossene Haushälterin hatte ihn aber beim ersten Beginn des Tumults abgefertigt und kam nun selbst, ihren Herrn zu ermuthigen, daß er wie ein Mann heraustreten solle, den Sturm zu beschwören. Steine flogen schon in die Fenster, daß die Scheiben klirrend auf die Dielen stürzten.

Da faßte der Fabrikherr den Muth der Verzweiflung und trat zu der Thüre, welche die Arbeiter mit heftigen Schlägen erschütterten. Als sie die Riegel klirren hörten, wichen sie zurück und bei Masser's Erscheinung verbreitete sich eine momentane Stille.

„Ihr guten Leute," begann Masser mit zitternder Stimme —

Aber ein wildes Geschrei unterbrach ihn gleich, Flüche mischten sich unter die ausschweifendsten Forderungen und ein altes Weib — Masser erkannte die Wittwe Greschel — sprang aus der Menge hervor, ihm dicht vor das Angesicht, daß er zurückbebte.

„Bist Du's," rief sie mit so gellender Stimme, daß die Andern allmälig verstummten, um sie zu hören, „bist Du's, der meinen Martin um sein Geld gebracht hat, der ihn zum Mörder gelogen, auf's Zuchthaus gebracht hat und endlich zum Stricke? Heute wollen wir Recht kriegen! Halloh, Kinder, hier drinnen ist unser Geld, wir haben's verdient, wir nehmen's!"

Und ohne auf die schwachen Versuche des Fabrikherrn zu achten, stürmte die tobende Menge das Haus, während Masser nur durch die

Digitized by Google

Geiſtesgegenwart ſeiner Haushälterin, die ihn fortriß nach der Hinterthüre, gerettet wurde. Es ergoſſen ſich nun alle Gräuel der Verwüſtung und des Raubes über die Fabrik. Die unſelig verblendete Menge, durch Branntwein aufgeregt, über deſſen heute ſo reichliche Conſumtion Herr Baltz ſich voreilig gefreut hatte, vergaß ihre ganze Zukunft und die unausbleiblichen Folgen und berauſchte ſich nur in dem entſetzlichen Vollgenuſſe des Moments, der ihr Alles bot, wonach ſie lange gelüſtet hatte. Unter Geſchrei und wüthendem Jauchzen wurden die zerſchmetternden Schläge auf das Eigenthum geführt, die Raſenden ſtritten ſich um gefundenes Geld und andern Raub, Vorräthe von Eßwaaren und Wein verzehrten ſie gleich oder verwüſteten ſie.

Aber nur kurz war der Rauſch von Beſitz und Rache. Schon nahte in wachſender Dämmerung des Abends die bewaffnete Macht. Eine dunkle Colonne bewegte ſich raſch von der Stadt her, ihr tiefes Schweigen der Disciplin contraſtirte ſeltſam gegen das wüſte dämoniſche Toben der Menge, deren Freveln Einhalt gethan werden ſollte. Als die Annäherung der Soldaten bemerkt wurde, ließen die Aufrührer von der Zerſtörung ab und bildeten einen Haufen, welcher ſich mit drohendem Geſchrei Jenen entgegen wälzte.

Die Trommeln wirbelten, der Anführer verſuchte umſonſt, ſeiner Stimme Bahn zu brechen, da gab er das Commando die Gewehre zu fällen. Unter den kurzen Schlägen des Sturmmarſches drangen die Soldaten entſchloſſen vor, trotz des praſſelnden Steinhagels — und ihr mannhaftes Benehmen, das eigner Kraft vertraute, imponirte der Maſſe. Ihr kurzer Muth war ſchnell verraucht, wurde zur Furcht vor Kugeln, zur entnervenden Angſt — und die Dunkelheit des Abends hüllte den zerſtiebenden Menſchenknäuel in ihre Schleier; ſo löſte ſich die Spannung des unheilvollen Moments und der Befehlshaber dankte Gott, daß er nicht hatte ſchießen müſſen.

Aber aus den Fabrikgebäuden ſchlugen die Flammen und als die Soldaten zum Löſchen eilten, fiel ihnen auf der Schwelle des Hauſes ein altes Weib in die Hand, bei welchem Zündmaterial gefunden wurde. Es war die Wittwe Greſchel.

Der Morgen brachte die Unterſuchung, welcher wir nicht folgen wollen. Ihr Reſultat wiederholt ſich zu oft: Noth, Immoralität, Verzweiflung, die nur des Anreizes bedarf von der einen Seite, Unge-

Digitized by Google

rechtigkeit, hartherziger Druck beim Lohne von der andern und im Conflicte Ueberfluthen aller Schranken! Das Verbrechen muß dann gebüßt werden.

Für Herrn Maſſer entwickelte ſich eine ſchwere Anklage. Die alte Greſchel hatte beim Verhör angegeben, was ihr irgend auf dem Herzen lag, bei einem Verhafteten hatte ſich eine Brieftaſche gefunden, die er aus einem der erbrochenen Eiſenkaſten in Maſſer's Zimmer geraubt, ihr Inhalt documentirte ſie aber als Eigenthum des verunglückten Agenten. Mochte dieſer ſie Herrn Maſſer zum Aufbewahren anvertraut oder Letzterer ſie gefunden haben, warum hatte er keine Anzeige davon gemacht, ſondern ſie ſtillſchweigend behalten? Als er auf dieſe Frage vor Gericht Antwort geben ſollte, wurde er ſo krank, daß er, unfähig zu antworten, nach Hauſe gebracht werden mußte, wo er — ſeine Furcht wurde endlich zur Wahrheit! — einem ſchnell zweimal repetirenden Schlagfluſſe erlag. Die ſchreiende und ſchluchzende Wirthſchafterin, die ihr Ziel noch immer nicht erreicht hatte, konnte ihn nicht retten!

Dem alten Hobländer war der ſpäter erfolgende Spruch des Gerichts nur in Bezug auf die Wittwe Greſchel intereſſant, im Uebrigen hatte er bei ſich längſt ſchon abgeurtheilt. Der Brandſtifterin konnte er die Strafe nicht mildern, ſie erlebte deren Schluß vielleicht kaum. Aber für die Hinterlaſſenen ſeines Verwandten ſorgte er auf die überlegteſte Weiſe.

Im gräflichen Hauſe hatte dieſer zweite Aufruhr in ſo unmittelba er Nähe die betrübendſten Gedanken erregt, Gedanken, welche ſonſt in dieſen Kreiſen ſelten erwachen, weil dieſe das Elend der niedern Klaſſen nur aus romantiſcher Lectüre kennen. Die Damen erſchöpften ſich in mitleidigen Reden, waren auch zu jeder Hülfe für Nothleidende ihrer Umgebung bereit und ſteuern dieſen Winter in der Reſidenz das Doppelte zur Armenkaſſe. Der Graf hatte mit Mainhard und Hobländer ernſtere Beſprechungen, Mainhard reiſte bald darauf ab, um Berathungen beizuwohnen, welche die Lage der arbeitenden Klaſſen im Auge haben.

„Geld thut es nicht!" ſagte er noch beim Scheiden. „Es müßten denn ungeheure Schätze dazu verwandt und — gut verwaltet werden. Ich gehe meinen Weg, die Leute werden mich noch lange verkennen und läſtern, ſie werden mich vielleicht mit Maſſer in eine Klaſſe werfen und ſich gegen mich auflehnen, aber vielleicht kommen

Digitized by Google

ſie doch zur Erkenntniß, daß ich es gut meine. Mehr Dank verlange ich nicht. Arbeit müſſen wir, unverkürzten, gerechten Lohn, dieſen aber ſelbſt zu ihrem Beſten eine Zeitlang in Verwaltung nehmen — und endlich vor Allem: Erziehung dieſer verwahrloſten Kinder der Geſellſchaft! Eine plötzliche Verbeſſerung ihres ſocialen und ſittlichen Zuſtandes iſt unmöglich, aber eine allmälige läßt ſich bewirken. Wer etwas Beſſeres weiß, der ſage es: Hier iſt Jeder berufen. Hoffen wir denn, daß bald ein Sonnenſtrahl die Noth der Hütten erhelle!"

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Die Mordversuche. — Fortsetzung des Prozesses Beauvallon. — Literarische Neuigkeiten. — Ein bon mot. — Succeß der Epoche.

Eine Dame aus der Umgebung der Herzogin von Orleans erzählte mir dieser Tage, Louis Philipp habe sich, als er nach dem Attentat in die Tuilerien zurückkam, sogleich in die Gemächer der Herzogin Helene begeben. Diese küßte ihm weinend beide Hände. Der König, der sie zu beruhigen suchte, sagte tröstend und auf ihr Lutherthum anspielend in deutscher Sprache: Eine feste Burg ist unser Gott! — Uebrigens herrschte schon einige Tage vor dem Attentat eine gewisse Aufregung im Schlosse, weil Louis Philipp im Essen eine Stecknadel gefunden hat. Das ganze Küchenpersonale wurde vernommen; aber es fanden sich lauter Schuldlose und die Stecknadel schien durchaus eine unpolitische zudringliche. Nun aber kam das Attentat dazu und es gibt der kleinen Nadel eine viel größere Bedeutung. Dies ist die Hauptursache, warum die Regierungsblätter hinter dem halbwahnsinnigen und liederlichen Lecomte durchaus einen politischen Zusammenhang suchen. —

— Der Prozeß Beauvallon ist noch nicht zu Ende, indem es sich jetzt herausstellt, daß ein Zeuge zu Gunsten des Angeklagten falsch ausgesagt hat. Es ist das ein als Spieler und Zuschicker berüchtigter Mensch, der vorzüglich davon lebt, daß er den herrenlosen Schauspielerinnen Engagements verschafft — aber nicht bei den Theatern. Sie sehen, welche Leute in diesem Prozesse eine Stelle spielten — neben Herrn Dumas, über dessen Pathos vor der Jury man hier lächelt. Der falsche Zeuge wird wahrscheinlich zu mehrjähriger Galeerenstrafe verurtheilt, während man die Freisprechung Beauvallons auf sich beruhen lassen wird, obwohl jetzt wieder ein Marineoffizier auftritt, der da behauptet, er habe mit angesehen, wie Herr Beauvallon in Gesellschaft seines Sekundanten sich stundenlang im Schießen auf Eier geübt habe. — Die schöne Colla Dolo-

Digitized by Google

res-Mortez geht noch immer in tiefſter Trauer; wahrſcheinlich findet ſie, ſie kleide ſich eben ſo gut, wie die reiche Erbſchaft, die ihr Herr Dujarier hinterlaſſen. Es wäre ganz conſequent und den Regeln der Moral, die in Herrn Girardins Schule angenommen ſind, entſprechend, wenn ſie in höchſtens zwei Monaten die Geliebte Beauvallons wäre und in ſeiner Geſellſchaft ſein und Dujariers Vermögen verpraßte.

— Für die nächſte Zukunft ſind mancherlei Bücher angekündigt, von denen etwelche intereſſant werden dürften. Michelet ſoll an einem Seitenſtücke zu ſeinem Le Peuple arbeiten, Philarète Charles ſammelt ſeine Aufſätze in mehreren Bänden und George Sand — ſchreibt Dorfnovellen! Den Palaſt, das Bürgerhaus, die Werkſtatt hat dieſes Genie ſchon verklärt, nun kommt ſie mit ihren Sonnenſtrahlen auch die Hütte des Landmanns zu vergolden. George Sand, die vielverleumdete! — iſt ſie nicht eine ſchönere, heilige Eliſabeth! Vom Palaſte ſteigt ſie herab zur Hütte und was ſie bringt iſt Brod und Roſen und Roſen und Brod. — Ein deutſcher Dorfgeſchichtendichter gab uns vor Kurzem hier viel zu lachen. Ein ſimpler, junger Deutſcher nämlich, der vor wenigen Monaten nach Nordamerika abgegangen war, ſchrieb an ſeine hieſigen Freunde und Anverwandten einen Brief, der durch die Sonderbarkeit, zugleich tiefe Gemüthlichkeit den Empfängern auffiel. Er ging als merkwürdiges Actenſtück von Hand zu Hand, bis ihn endlich Einer als den berühmten Tolpatſchbrief von Berthold Auerbach erkannte. — Doch zurück zu den franzöſiſchen Schriftſtellern. Der unglückliche Villemain hatte in der vorletzten Sitzung der Akademie wieder einen traurigen Anfall von Wahnſinn. Man ſprach von ganz gleichgültigen Dingen, als er plötzlich aufſtand und mit ſchmerzlicher Geberde ausrief, ob man nicht merke, daß das Alles gegen ihn, nur gegen ihn gerichtet ſei?! Sie können ſich den Schreck der Collegen und der Zuhörer denken. — A. Weill, der ſich hier wirklich eine hübſche Stellung gemacht, ſchreibt in franzöſiſcher Sprache einen deutſchen Bauernkrieg, der bald erſcheinen ſoll. Man erzählt ſich überall einen guten Witz, den er vor Kurzem im Salon der Madame Anzelot gemacht. Ein franzöſiſcher Schriftſteller, der unſere Sprache ſo wenig kennt wie irgend ein anderer, machte ſich trotzdem oder vielleicht darum über ſie luſtig und nannte ſie, an Voltaire erinnernd, die Sprache der Pferde. C'est pourquoi les ânes ne peuvent pas l'apprendre, antwortete Weill.

— Kann man es in Deutſchland glauben, daß die Abonnentenzahl der Epoque während der kurzen Zeit ihres Beſtehens bereits bis nahe an 23,000 angewachſen iſt?! Aber es iſt auch nicht zu ſagen, welcher Mittel man ſich bediente, um dieſes Heer von Abonnenten zuſammenzubringen. Sie wurden förmlich gepreßt. Es wurden Prämien, Belohnungen, Unterſtützungen für das Abonnement zugeſagt; den Epiciers gab man das Blatt anfangs umſonſt und bat um die Gunſt, es nur haufenweiſe in ihren Boutiquen liegen laſſen zu dürfen, und jeder Rauf durfte ein Blatt umſonſt mitnehmen. Den Epiciers ſelbſt verſprach man, wenn ſie abonniren wollten, von ihnen den Zucker und den Kaffee zu nehmen, und es ſchmeichelte ihnen, daß ihnen alltäglich von einer

Digitized by Google

prächtigen Livrée ein tiefes Compliment gemacht wurde. Das erſte, was der Fremde ſieht, wenn er nach Paris kommt, iſt ſchon meilenweit vor Paris die Annonce der Epoque. In Paris ſelbſt kann man nicht die Augen aufſchlagen, ohne auf eine ſolche zu ſtoßen. Giebel und Eſſen ſind mit rieſigen Buchſtaben beſchrieben, und überall ſchreit einem L'Epoque entgegen: abonniren, um Gotteswillen abonniren! Selbſt die ominöſen Thürmchen an den Boulevards, die wie Schilderhäuschen ausſehen und zu ſo niedrigen Verrichtungen gebraucht werden, werden vom Herrn Caſſagnac nicht verſchmäht, und neben den Empfehlungen des Dr. Cartes Albert, der hier allerdings an ſeinem Platze iſt, prangt die Annonce des loyalen Blattes, das Louis Philipp ſo ſehr liebt. Des Abends kann man auf den Boulevards nicht zehn Schritte machen, ohne auf eine Laterne zu ſtoßen, die ſich unaufhörlich dreht und in transparenten Buchſtaben L'Epoque, L'Epoque ſo zu ſagen ſchreit. Daneben ſteht mit lächelnder Miene und im napoleoniſchen Hut eine Garde, die von Zeit zu Zeit mit tiefer Stimme ruft: L'Epoque, Lisez l'époque! — Da könnten doch deutſche Redacteure und Verleger etwas lernen. Daß uns Gott behüte! —

II.

Eine Berichtigung.

Was wird einer Redaction nicht für Langmuth und Selbſtverläugnung zugemuthet. Da kommt uns eine Berichtigung aus Lemberg zu, welche einen unſerer Mitarbeiter mit der Redaction identificirt und uns bei dieſer Gelegenheit eine ſolche Reihe von Grobheiten ſagt, daß wir denjenigen, der uns dies in unſern vier Mauern bieten würde, zur Thüre hinaus werfen ließen; und nun ſollen wir alle dieſe ſchönen Sachen drucken laſſen, d. h. nicht nur unſere vier Wände ſollen es hören, ſondern das ganze Publicum. Und doch wollen wir dem Einſender ſeinen Willen thun. Man ſoll uns nicht ſagen, wir haben eine Wahrheit oder auch nur eine vermeinte Wahrheit von der Hand gewieſen. Zudem iſt der ganze Fall zu charakteriſtiſch, um übergangen zu werden.

Ein Oeſterreicher von Herz und warmer Liebe für ſein Vaterland, hat nämlich, zur Zeit als die Debatte über den Krakauer Aufſtand und die Bauernwuth in Tarnow am leidenſchaftlichſten war und der famoſe Artikel der Preußiſchen Allgemeinen noch unwiderrufen da ſtand, den Grenzboten einen Artikel eingeſchickt, worin er auf eigene Fauſt Oeſterreich gegen die allerblindeſten Anklagen in Schutz nahm, und die Tarnower Maſſacre, als eine aus plumpem Dienſteifer hervorgegangene Barbarei eines Localbeamten, der in der Angſt die Beſinnung verlor, darſtellte und zugleich darauf hinwies, wie viel beſſer Preußen von ſeiner Polizei bedient worden iſt, als Oeſterreich, dem bei beſſerer Aufmerkſamkeit viel Unglück hätte erſpart werden können. Gegen dieſen Artikel ſpeit nun jetzt nachträglich ein Lemberger Berichtiger Feuer und Flammen, und

Digitized by Google

mit Hinweglaſſung einiger überflüſſigen Grobheiten geben wir der Einſendung hier Raum *).

„Von der polniſchen Grenze. — In Nr. 13 der Grenzboten befin„det ſich ein Aufſatz mit der Ueberſchrift: Die polniſchen Ereigniſſe; eine „Stimme aus Oeſterreich. Dieſe Aufſchrift iſt vielverſprechend, alſo das „beſte an dem Aufſatze; der Inhalt iſt ein Gemiſch von patriotiſcher „Geſinnung, Entſtellung, Lügen, aber Alles ganz kurz angedeutet . . . . . „Seite 550 heißt es: Hätte ein preußiſches Armeecorps zunächſt bei Kra„kau geſtanden, ſo wäre ihm der Auftrag geworden, die Ordnung her„zuſtellen und es hätte nicht im Mindeſten anders gehandelt, als die „Oeſterreicher. Die Sache verhält ſich nicht ſo; traktatenmäßig mußte „Oeſterreich zur Herſtellung der Ordnung einſchreiten. Die Sympathien „des Aufſtandes für Preußen, von denen Sie (?) ſprechen (?), wird die „preußiſche Nation von ſich lehnen; eine wohlgeordnete Regierung geizt „nicht nach ſolchen Sympathien; daß die preußiſche Tagespreſſe ſich, den „deutſchen Namen und die deutſche Literatur (!!!) befleckt hat, darüber „ſind wir mit Ihnen (?) vollkommen einverſtanden."

(Wir bitten ganz allein einverſtanden zu ſein, und das komiſche Pathos von der Befleckung des deutſchen Namens und der deutſchen Literatur, uns nicht zur Hälfte zuzuſchieben. Wir danken für dieſe großmüthige Theilung). In dem erwähnten Aufſatze heißt es blos: „Die preußiſche Journaliſtik hat bei dieſer Gelegenheit einen wohlfeilen Patriotismus zur Schau getragen", die deutſche Literatur und der deutſche Name haben mit dieſer Journalgeſchichte nichts zu ſchaffen. Auch iſt es eine eben ſo liebenswürdige Perfidie des Herrn Berichtigers, uns von den Sympathien des Aufſtandes für Preußen ſprechen zu laſſen. Die Stelle in dem betreffenden Aufſatze lautet: „Jeden Tag brachten die Breslauer und Berliner Zeitungen Berichte (aus Krakau), welche die Sympathien der Polen (in Krakau) für Preußen ſchilderten und die Erbitterung gegen Oeſterreich in's grellſte Licht ſtellten, während der ganze Unterſchied nur darin beſtand, daß die öſterreichiſchen Truppen, die Krakau näher ſtanden, zuerſt die unglückliche Ehre hatten, die Polizei ausüben zu müſſen, indeß Preußen, da es die Unpopularität und die traurige Aufgabe von einem Andern übernommen ſah, kluger Weiſe dieſen das Geſchäft allein ausführen ließ." — Der Herr Berichtiger begeht alſo eine Fälſchung, wenn er ſagt: Die Sympathien des Aufſtandes für Preußen, von denen Sie ſprechen ꝛc. Sie, d. h. wir die Redaction ſagten gar nichts, ſondern der Verfaſſer jenes Aufſatzes ſagte, aber auch der Verfaſſer jenes Aufſatzes ſagte es nicht, ſondern die Breslauer und Berliner Berichte ſagten's, aber auch dieſe ſprachen nie ein Wort von den Sympathien des „Aufſtandes" für Preußen, ſondern nur von den Sympathien der Krakauer. In den Kram des Herrn

*) Wir erhielten die Berichtigung durch eine Lemberger Buchhandlung mit folgendem Begleitungsſchreiben: Erſuchen um die Vermittlung der Aufnahme dieſes Aufſatzes und verbürge Ihnen, daß er aus einer achtbaren, ſehr unterrichteten Quelle kommt . . .

Digitized by Google

Berichtigers hat es besser gepaßt, uns die aberwitzige Phrase brauchen zu lassen, die Sympathien des „Aufstandes" wären für Preußen und so escamotirte er uns das hinein. Keine Zauberei, nur Geschicklichkeit!)

Der Berichtiger polemisirt nun gegen die Hypothese, der polnische Aufstand sei ursprünglich wohl nicht direct gegen Preußen und noch weniger gegen Oesterreich gerichtet gewesen.

Nach dem gradowskischen Werke: „Von den lebendigen Wahrheiten „des polnischen Volkes, das der gegenwärtigen polnischen Schilderhebung „als Grundlage gedient hat, war es Aufgabe der sogenannten Patrioten „und Volksapostel, den Aufstand zuerst in Posen, Krakau und Gali„zien zu organisiren. Gradowsky hat seinen Landsleuten bis in die „kleinsten Bruchtheile mathematisch bewiesen, daß der Aufstand in diesen „Ländern gelingen muß, d h., daß man die legitimen Regierungen über „den Haufen werfen und die deutschen todtschlagen wird. Dann erst „sollte man ganze Armeen und Heere ausrüsten und mit diesen über „Rußland herfallen.

„Die Vorwürfe, die Sie (die Stimme aus Oesterreich) der Polizei „machen, daß sie bei so hochwichtigen Dingen etwas mehr wissen sollte, „als sie gewußt hat, wollen wir nicht mit dem Ausdruck: Verläumdung, „sondern mit jenem: Unkenntniß der wahren Sachlage bezeichnen..... „Die ganze Bevölkerung Galiziens weiß es recht gut, daß wir es le„diglich grade unserer Polizei zu verdanken haben, daß wir, um mit Ih„ren eigenen Worten zu reden, den allerschlimmsten Streich parirt ha„ben. In Lemberg sind selbst die Schulkinder darüber einig, daß wir „es lediglich der thätigen Umsicht und der Aufopferung unseres würdi„gen Polizeidirectors zu verdanken haben, daß in Lemberg kein Blut „floß. Darüber herrscht bei Freund und Feind nur eine Meinung.

Bis hierher hält der Einsender noch so ziemlich Maß und wir haben blos einige Grobheiten weggelassen. Die folgende Stelle ist aber zu schwunghaft und scheint dem Berichtiger zu nahe zu liegen, als daß wir ein Jota schenken dürften.

„Den wahren Sachverhalt über den Kreishauptmann in Tarnow „werden Sie bald ausführlich und authentisch lesen und dann werden „Sie auch die Ueberzeugung gewinnen, daß der pöbelhafte Vorwurf ei„nes „plumpen Diensteifers" nur Sie (?) und zwar für eine schlechte, „mit Schimpf und Schande beladene Sache trifft. Diese Stimme mag „aus Oesterreich kommen, daß sie aber nicht aus der Brust eines Oester„reichers kommt, dessen sind wir gewiß; ein Oesterreicher ist nicht so ge„sinnungslos, daß er handgreifliche Lügen und offenbare Verläumdungen „über sein **Vaterland** (?!) und seine Landsleute verbreitet. Glau„ben Sie mir, mein Herr, Sie hätten mit Ihrer ganzen Unverschämt„heit und stylistischer Fertigkeit in der äußerst schwierigen Lage, in der „sich der Kreishauptmann Breinl mit Ruhe, Besonnenheit, Humanität „und Ausdauer bewegte, das Hasenpanier ergriffen."

Wir wollen hier nicht auf eine Klopffechterei und Renommisterei eingehen, ob der Verfasser der „Stimme aus Oesterreich" das Hasenpanier

oder das Löwenpanier ergriffen hätte, wir wollen blos auf die claſſiſche Stellung, die hier das Wort Vaterland einnimmt, hindeuten; ſie beweiſt ſchlagend, wie mancher Beamte ſich ſelbſt für das Vaterland hält. Jener incriminirte Aufſatz, der nicht nur von einem Oeſterreicher geſchrieben, ſondern auch von einem Manne, deſſen Name in ganz Oeſterreich wohl bekannt iſt, hatte ja grade den Zweck, eine Verläumdung von dem „Vaterlande" abzuwälzen. Jene „Stimme aus Oeſterreich" kam, wie wir bereits geſagt, in den erſten Tagen der Verwirrung, wo noch alle Nachrichten fehlten, wo noch die furchtbare Anklage der Preußiſchen Allgemeinen keinen Widerſpruch gefunden und die deutſche Preſſe und die franzöſiſchen Kammern von Einem Schrei gegen Oeſterreich wiederhallten. Die Stimme aus Oeſterreich bemühte ſich, in dieſem traurigen Augenblicke die Sache ihres Vaterlandes von der Sache des tarnower Beamten zu trennen. Was kann man in Wien dafür — ſchrie ſie auf — wenn ein Beamter in Tarnow den Kopf verlor und zu einer Maßregel griff, deren fürchterliche Folgen er wahrſcheinlich im erſten Augenblicke kaum überſchaute? Das freilich wußte jene Stimme aus Oeſterreich nicht, daß der Herr Kreishauptmann in Tarnow ſelbſt das Vaterland iſt. Wahrlich, wir wünſchen aus vollem Herzen, daß die von dem Berichtiger in Ausſicht geſtellte authentiſche Darlegung des Sachverhaltes in Tarnow Herrn Breinl von allem Vorwurfe reinige, wir wünſchen es im Namen der Humanität und im Namen des Vaterlandes, deſſen Ruf durch ihn eine ſchwere Verletzung erlitten. Aber es iſt hohe Zeit, daß dieſes authentiſche Actenſtück endlich erſcheine, denn die öffentliche Meinung iſt noch keineswegs beſänftigt und die widerſprechenden Hin- und Herberichtigungen verwirren, ſtatt aufzuklären.

III.

Notizen.

Gottſched und Gellert. — Deutſche und franzöſiſche Duelle. — Die Liguorianer und die Wiener. — Standesperſonen zahlen nach Belieben. — Künſtliche Hitze. — Ein moderner Patriarch.

Laube's Gottſched und Gellert iſt endlich in Berlin zur Aufführung gekommen und hat beim Publicum einen ungewöhnlichen glücklichen Succeß und bei der Kritik den gewöhnlichen herben Tadel gefunden. Das Publicum ergötzte ſich mit Recht an dem friſchen Leben der Scenerie, an der derben Komik, an den keck gezeichneten Charakteren Gellerts, Catos und des Wachtmeiſters, ſowie an den hundert geiſtreichen Einzelnheiten; die Kritik tadelte dagegen mit nicht minderem Recht den Mangel an einer bedeutenden Grundidee, den allzulockern Zuſammenhang, die Stiefmütterlichkeit der weiblichen Charaktere u. ſ. w. Daß es dabei nicht ohne mancherlei perſönliche Malice abging — dafür iſt man ja in Berlin, daß es auch nicht an pedantiſchen Maßſtäben fehlte, dafür ſind wir ja in Deutſchland. Wer Gottſched und Gellert in Leipzig und dann in Berlin geſehen hat, der konnte die Bemerkung machen, daß man dem

Digitized by Google

Stück in Leipzig den Vorwurf machte, es liebäugle zu sehr mit Preußen, während man in Berlin darüber spöttelte, daß es zu sehr mit einem allgemeinen Deutschland coquettire. Den besten Mittelweg hat Oesterreich eingeschlagen, es hat das Stück ganz und gar verboten und ist des einen wie des andern Vorwurfes quitt.

— Uebersetzungslustigen Verlagshandlungen können wir ein pikantes Buch empfehlen, das starken Absatz in Deutschland finden wird; es ist dies ein so eben erschienenes Werk von dem französischen Fechtmeister Grisier: Des armes et du duel. Grisier ist nicht nur der erste Fechtkünstler in Paris, sondern wahrscheinlich der erste in ganz Europa. Es lebt kein zweiter Mann, der bei so vielen Duellen zu Rathe gezogen wurde, als Grisier. Sein Buch zerfällt in zwei Abtheilungen; die eine ist eine Geschichte des Duells von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, wobei namentlich eine Menge Thatsachen erzählt werden, die eben so piquant als lehrreich für Denjenigen sind, der ein Mal in der unglücklichen Lage ist, mit den Waffen in der Hand Genugthuung für eine Beleidigung geben oder fordern zu müssen. Die zweite Hälfte ist eine Waffen- und Fechttheorie. In Deutschland sind die Duelle mit dem Stoßdegen glücklicherweise selten und nur noch auf zwei oder drei Universitäten gebräuchlich; glücklicherweise! denn die deutsche Methode zu stoßen ist eine brutale. Die deutschen Fechtmeister nennen die französische Stoßart perfide, sie ist freilich fintenreicher, aber weniger lebensgefährlich: der deutsche Stoß geht von vorn herein darauf los, den Gegner durch und durch zu spießen, der französische, flinker aber minder heftig, will zunächst verwunden. Die Opfer der französischen Stoßduelle verhalten sich zu den deutschen vielleicht nur wie drei zu acht. Die ganze pariser Studentenschaft zählt in den letzten zehn Jahren kaum so viel Opfer, wie das kleine J***. Wenn es schon ein Mal Duelle geben muß, so wäre es wünschenswerth, daß Grisiers Methode mehr Eingang in Deutschland fände. Das grisierſche Werk ist übrigens mit Zeichnungen von Beaumont und mit einer Einleitung von Alexander Dumas ausgestattet.

— Ein Freund schreibt uns aus Wien: Ich habe mir, Ihrem Wunsche zufolge, alle mögliche Mühe gegeben, dem Ursprung des Gerüchts von dem Selbstmorde des Liguorianer Priors auf die Spur zu kommen, ich war jedoch nicht glücklich. Die Geschichte ist in der That ein Mährchen, aber ein Mährchen, das von bedeutenden Personen geglaubt und wiedererzählt wurde und dadurch einigen Correspondenten als authentisch erscheinen mochte. Die Liguorianer sind, wie Ihnen bekannt, bei den mittlern und höhern Ständen sehr verhaßt; ihre finstere, schwerfällige Tracht, ihr menschenscheues Wesen, das so auffallend von der lebensheitern Freundlichkeit unserer hiesigen Weltgeistlichkeit absticht, sowie der Umstand, daß ihr Kloster mit seinen geheimnißvollen Mauern in einem der belebtesten Stadttheile sich befindet, erregen fortdauernd die Phantasie der wiener Bevölkerung zu den abenteuerlichsten Geschichten,

Digitized by Google

von denen nicht alle widerlegt werden. Der Wiener muß von Zeit zu Zeit eine neue Liguorianergeschichte zu verzehren haben; es ist dies ein wesentlicher Bestandtheil seiner Conversation. Die polnischen Ereignisse mit ihren unerhörten, fast mährchenhaften Episoden konnten unmöglich vorübergehen, ohne daß die Volksphantasie die Liguorianer dabei eine Rolle spielen ließ, die Verwickelung der polnischen Geistlichkeit in der galizischen Verschwörung, und die Thatsache, daß unter den Liguorianern ein großer Theil aus Slaven besteht und vielleicht noch mancher andere, den Behörden selbst unbekannte Umstand hat der Selbstmordgeschichte ihren Ursprung gegeben. Die Regierung aber kann aus diesem, wie aus hundert andern Gerüchten, die über die Liguorianer — begründet oder unbegründet — circuliren, den belehrenden Beweis ziehen, welche Stimmung in Wien gegen diesen Orden herrscht.

— Fürst Pückler ist für sein neuestes, in der dunkerschen Hofbuchhandlung erschienenes Buch der Bogen mit zehn Louisdors honorirt worden. Manchem Schriftsteller ohne Wappenvögel im Schilde wird der Mund wässern. Allein: Standespersonen zahlen nach Belieben, was buchhändlerisch übersetzt heißt: Standespersonen zahlt man nach Belieben. Das Buch ist übrigens einem andern schriftstellerischen Fürsten gewidmet: Felix Lichnowsky, gleichfalls ein Schlesier, sowie überhaupt Schlesien die Heimath gefürsteter Literaten ist. Bei der ersten berliner Aufführung von Gottsched und Gellert sah man eine ganze Trias in der Intendanten-Loge beisammen sitzen: Pückler, Lichnowsky und Lynar.

— Der Patriarch Abraham, wenn er mit seinen Kameelen, Pferden und Weibern von einem Ort zum andern aufbrach, hat dabei gewiß nicht so viel Kosten gehabt, wie der Kunstreiter Lejars mit seiner Gesellschaft. Die Lejars'sche Reitergesellschaft, die den Winter über in Berlin spielte, ist zur Messe nach Leipzig aufgebrochen und hat für die kurze Reisestrecke auf der Eisenbahn für Personen, Pferde und Gepäcke sechshundert Thaler bezahlt. Dabei hat die Gesellschaft sich obendrein mit der Eisenbahndirection verständigt, um in Bausch und Bogen einen Nachlaß zu erhalten; zu den gewöhnlichen Fahrpreisen hätte der Betrag noch um 200 Thaler mehr betragen.

Druckfehler. In der Correspondenz aus Wien im vorigen Hefte muß es in der Anmerkung, wo die Rede von der wiener Industrie ist, heißen: Die wiener Shawls und nicht die wiener Journals. Die wiener Journalistik hat bisher, so viel wir wissen, der französischen noch keine gefährliche Concurrenz gemacht, wie dort von den Shawls gemeldet wird.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Arnold Ruge.

Ruge's Name ist bekannt genug im deutschen Vaterlande; doch von dem Verlaufe seiner Bestrebungen und von dem Ziele, welches er verfolgt hat, dürften verhältnißmäßig nur Wenige unterrichtet sein. Das Geschrei, welches bei seiner Uebersiedlung nach Paris die nationale Partei erhob, ist sicher noch in Aller Angedenken: riefen doch so ziemlich alle unsere Zeitungen im Chorus Wehe über den Landesverräther; doch um die Gedanken und Gefühle, welche den Uebersiedelnden aus der Heimath entführten und über den Rhein lockten, hat sich wohl kaum hier und da Jemand gekümmert. Ruge selber hat nunmehr darüber Rechenschaft gegeben. An Ruge's Namen knüpft sich der Gedanke an die Gallischen, spätern Deutschen Jahrbücher, und an diese der Gedanke an eine ätzende und alles Heilige zerstörende, aber ziemlich ungenießbar vorgetragene philosophische Kritik oder Doctrin. Ruge spricht zwar in dem eben angeführten Buche von einer „bedeutenden Wirkung der Jahrbücher auf die gebildete Welt in Deutschland"; indessen dürfte dieses „bedeutend" wenigstens nicht gleichbedeutend mit „umfangreich" zu verstehen sein. Gewöhnlich wird angenommen, daß die Jahrbücher nur einen kleinen Leserkreis hatten; die Verhandlungen der sächsischen II. Kammer über die Unterdrückung dieser Zeitschrift, konnten nur zur Bestätigung jener Annahme dienen, und noch neulich sagte der Verleger selbst, in seinem letzten veröffentlichten Sendschreiben an Ruge: „In unserm theuern Vaterlande lebten kaum dreihundert Männer, die der plötzliche gewaltsame Todesfall der Jahrbücher ernstlich berührte. Man nahm kaum Notiz davon und gewiß Niemand würdigte die Mühen, Kämpfe und Plackereien, die wir bestanden." So mag denn auch Ruge's neuestes Werk vom größern Publicum mit einer gewissen Scheu

aufgenommen worden sein. Insofern aber eine solche vorzugsweise einer vorausgesetzlichen philosophischen Schulmäßigkeit und Dunkelheit des Vortrags gälte, würde sie diesmal ungerechtfertigt sein. Ruge hat die Fink'sche Uebersetzung der Dix ans von Louis Blanc bekanntlich mit einer Abhandlung eingeleitet; diese ließ er in Paris in's Französische übersetzen und Louis Blanc vorlesen. Blanc, wie Ruge selbst erzählt, hörte mit großer Geduld zu Ende und sagte dann, um sein Urtheil befragt: „Ihr Aufsatz ist reich an schönen Sachen, mais trop serieux et infinement long." Diesen Vorwurf (auf den sich wohl der Witz bezieht, den man Heine zuschreibt, Ruge sei nach Paris gekommen, um Deutsch schreiben zu lernen), diesen Vorwurf also, versichert Ruge, habe er sich ernstlich zu Herzen genommen, und fordert das Publicum auf, zu entscheiden, ob mit Erfolg.

Die Stimmung, in welche Ruge durch die Unterdrückung seiner Jahrbücher versetzt werden mußte, wird Jeder, wer je in seinem besten Wirken gestört, um seine schönsten Hoffnungen betrogen worden, sich leicht vorstellen können. Die Kritik der theoretischen Bildung und der praktischen Zustände, wie solche in den Jahrbüchern geübt wurde, sah Ruge als „ein Bedürfniß der Zeit" an; die Bewegung, die Aufregung der Geister, welche wirklich hervorgebracht wurde, hatte die höchsten Fragen und die letzten Ergebnisse der geistigen Entwicklung Deutschlands zu ihrem Gegenstande; Ruge saß so zu sagen am Steuer und lenkte das kritische Schifflein, das immer kühner durch die Wogen der Reaction gegen den philosophischen Geist, welche es umbrandeten, hindurchdrang. Da auf einmal stieß das Fahrzeug auf die Klippe der öffentlichen Gewalt und scheiterte. „Eine fünfjährige Arbeit," erzählt Ruge selbst, „hatte den Ruf des Journals begründet; man fällte den Baum, als er anfing Früchte zu tragen und ein großes Publicum zu gewinnen. Die sächsische Kammer nahm sich dieses idealen Eigenthums nicht an, und erklärte, die Regierung sei vollkommen in ihrem Rechte. Die Kammer hatte im Allgemeinen für Preßfreiheit gestimmt; aber im bestimmten Falle sanctionirte sie die Censurordonnanzen und zugleich die Maßregel, welche auch die Censur noch für eine unerträgliche Freiheit erklärte und die censirten Blätter wegzunehmen befahl, ja, den fernern Druck des Journals, selbst unter Censur, verbot." Das war nun der empfindlichste Schlag. Zu dem Volke hatte Ruge Vertrauen gehabt, die Sache des Volkes glaubte er zu führen, und von dem Volke erwartete er Theilnahme und Unterstützung in der Noth. Er fand sich getäuscht; wie bitter war diese Täuschung!

Digitized by Google

Die Schuld davon trug allerdings nicht das Volk, ſondern Ruge ſelbſt. Die ſächſiſche Kammer, man kann durchaus nicht anders ſagen, vertrat in ihrer Majorität wirklich das allgemein im Volke herrſchende Bewußtſein: dieſe Majorität fühlte, trotz aller ſchönen Phraſen des Abgeordneten Oberländer und Anderer, die ſich der Jahrbücher annahmen, daß die Jahrbücher eine Richtung eingeſchlagen hatten, auf welcher das Volk ſeiner theuerſten idealen Güter beraubt werden ſollte. Es lag daher auch kein Widerſpruch darin, daß dieſelben Leute, welche für die ſogenannte „Preßfreiheit" im Allgemeinen ſich enthuſiasmirt hatten, diejenige Freiheit der Preſſe, um welche es ſich in dieſem beſtimmten Falle handelte, verneinten. Die Preßfreiheit, für welche ſie Reden gehalten hatten, war die Freiheit der in ihren Augen legitimen Preſſe, nicht aber die Freiheit einer ſolchen, welche in ihren Augen „zügellos", „unſittlich", „irreligiös" erſchien. Ruge hatte damals und hat, wie ſich weiterhin zeigen wird, noch jetzt kein allgemeines Recht, ſie deswegen zu ſchelten, denn auch er verlangt eine Freiheit in beſtimmten ſittlichen Schranken; nur will er andere Schranken geſetzt wiſſen, als diejenigen, durch welche ſich die Vertreter des ſächſiſchen Volkes beſchränkt fühlen und durch welche ſich wirklich das Volk in Maſſe beſchränkt fühlt und fühlen will.

Da nun Ruge die Gerechtigkeit dieſer Anerkennung nicht üben konnte, ſo erbitterte ihn der Widerſtand, welchen er erfuhr. Er ward inne, daß er ſeine Perlen vor die Säue geworfen hatte. Dieſes Volk iſt es nicht werth, daß man ihm wohlthue, ſagte er ſich. Man muß Menſchen aufſuchen, welche würdiger ſind, daß man ſie beglücke und welche für dieſe Beglückung empfänglicher ſind. Sein Blick fiel nun ganz natürlich auf Frankreich. Die Richtung, welche ſeine Jahrbücher allmälig immer entſchiedener verfolgt hatten, war eine ſolche, die von der Idealwelt in Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft ab und zu der wirklichen Welt hin zu führen ſchien; eine Verwandtſchaft des neueſten deutſchen Denkens mit jenem der franzöſiſchen Philoſophen aus dem 18. Jahrhunderte ſtellte ſich heraus, die neueſte Entwicklung gab ſich als die Vollendung der damals begonnenen Denkrevolution zu erkennen; die Franzoſen empfehlen ſich daher als das praktiſche Volk, welches damals von der Revolution im Denken zu einer Revolution im Leben übergegangen war und welches denn auch wohl hoffentlich die theoretiſche Vollendung der von ihm begonnenen Denkrevolution wiederum in Praxis zu verwandeln, fähig ſein würde, wenn es ſich nur erſt derſelben bemächtigen wollte. Den Franzoſen alſo mußte man

Digitized by Google

die Ergebniſſe der deutſchen Geiſterbewegung zuzuführen ſuchen. Das ſchien der einzige Weg, um das vorſchwebende Ziel, die Verwirklichung der neuen Gedankenwelt zu erreichen. Man muß eine alliance intellectuelle des deutſchen Geiſtes mit dem franzöſiſchen verſuchen, dachte Ruge, damit das Kind der praktiſchen Zukunft geboren werde.

Ganz ſo, wie hier angegeben, ſtellt ſich die Gedankenverbindung, welche Ruge nach Frankreich zog, heraus. Zuerſt begegnen wir da ſeinem Zorne gegen den deutſchen Geiſt, der ſich in den leidenſchaftlichſten Aeußerungen Luft macht. Er hatte ſich nach Sachſen mit ſeinen Halliſchen Jahrbüchern gerettet, um der preußiſchen Cenſur zu entgehen, Sachſen als ein conſtitutioneller Staat, mit der Preßfreiheit in ſeiner Verfaſſungsacte, war ihm als ein Zufluchtsort erſchienen: nun aber hatte er dieſe „Preußenfreiheit" Sachſens und dieſe „Preßfreiheit in der Charte" als „Illuſionen" (die freilich er ſich gemacht hatte) erkannt. „Die deutſche Preſſe," ſagt er nun, „iſt nichts als eine dienſtliche Anſtalt in dem großen preußiſchen Meierhofe. Die Flucht der Denker und Künſtler, denn ihre Lebensluft iſt Freiheit, folgt nun von ſelbſt." „O, laß uns fliehen! Nur Einen Zug freier Luft, nur Einen Ruf aus voller Bruſt, nur Ein Echo von den Kerkermauern unſerer alten Genoſſen!" — Deutſchland hat ihm nichts gezeigt, als „gedrückte Geſtalten, die ihre Seele verkauft und nur ihren Magen behalten haben," „die nicht zuſammenhalten und nicht handeln wie lebendige Menſchen, ſondern an denen die Zeit" — d. h. eigentlich die philoſophiſche Kritik — „ſeit dreißig Jahren wie an Mumien vorüberrauſcht." „Alle Völker verjüngen ſich durch innere Kämpfe, nur das unſrige wird immer fauler, immer ſchwachköpfiger, immer engherziger." Deutſchland hatte zu der Zeit, da es ſich von der franzöſiſchen Eroberung befreite, in Freiheitsgefühlen und Freiheitshoffnungen überhaupt geſchwelgt. Dieſen Gefühlen und Hoffnungen wurde ſpäterhin von Vielen, je nach der Bildungsſtufe eines Jeden, ein Inhalt gegeben, dem das wirklich Errungene, der erreichte Zuſtand nicht entſprach; man ſah ſich daher als betrogen an, und zwar, obwohl man nur ſich ſelbſt getäuſcht hatte, als betrogen entweder nur von den Regierungen oder von dem Volke, das ſich der Befreiung nicht werth erwieſen hätte. „Ich habe den Traum der Freiheit," ruft Ruge aus, „noch zu gut im Gedächtniß, um dies Erwachen aus ihm nicht unerträglich zu finden: aber leider iſt die Poeſie der wenigen Momente in der Geſchichte, die wahrhaft lebenswerth und unſterblich ſind, jetzt tief begraben unter der Proſa des zweckloſen Daſeins, in dem wir feſtſitzen." Freilich, wer ſeinen

Digitized by Google

Zweck verloren ſieht, dem ſcheint leicht das Geſammtdaſein zwecklos. „Die Welt," fährt Ruge fort, „iſt damit zufrieden, und die Leute lieben es, ſich zu rühmen, wie ſehr ſie fortſchreiten.... Ohne Zweifel, ihr Vortrefflichen, kommt ihr euerm Ziel immer näher; iſt es nicht dem, welches ihr wollt, ſo iſt es doch dem, welches ihr nicht wollt." Die ſcheinbare Befreiung iſt in eine Reſtauration möglichſt aller aus der Zeit der „Unfreiheit", aus dem Mittelalter herſtammenden und dieſem wieder zufliegenden Ideen umgeſchlagen, in die „heilige Allianz für die Wiederherſtellung der alten Grabesruhe unterjochter, ungeſchichtlicher, entmenſchter Völker." ... „Das alte wüſte Reich iſt wieder auferſtanden, Altdeutſchland liegt, wie der Alp, auf jeder freien Bruſt." Nichts findet er in Deutſchland, als die beſten „Dienernaturen", daher denn auch wirklich im Auslande deutſche Dienſtboten am meiſten geſucht und geſchätzt ſeien.

Zwar geſteht Ruge ein, daß das Reich der Freiheit keineswegs nur in Deutſchland, ſondern überall in der Welt noch vergeblich geſucht werde: von religiöſem und politiſchem Fanatismus frei finde man „nur einzelne Oaſen in der Welt der Dichtung und wenige Weiſe und Dichter in der Wirklichkeit." „Ganze Völker, auch nur ganze Parteien, die unbefangen, gebildet und frei wären, würden wir umſonſt ſuchen. Wer mit ihnen und mit ihrer Geſchichte ſich einläßt, der hat auch mit ihren Göttern und den Gräueln ihres Wahns zu thun." Aber Deutſchland iſt es nun einmal, das ihn zunächſt verletzt, das ihn aus ſeinem Himmel geriſſen hat, auf Deutſchland daher vorzugsweiſe leert er den Köcher ſeines Zornes; um ſo mehr, da es ja eben ſein Vaterland iſt, welches er nun doch am meiſten liebt, welches er am liebſten verherrlicht ſähe durch die Aufrichtung jenes „Reiches der Freiheit", von welchem man überall leider nur Oaſen antreffe. Ueberall iſt ihm der „beſchränkte Volksgeiſt" ein Gräuel; aber in Deutſchland, wo derſelbe die von Ruge und den Mitarbeitern der Jahrbücher ihm angebotene Freiheit zurückgeſtoßen hat, in Deutſchland, welches die Boten des neuen Evangeliums nicht aufgenommen hat, da muß man hinausgehen, den Staub von den Füßen ſchütteln und Wehe rufen über die Verblendeten und Trägen. Ruge läßt den Dr. Pollio in Nürnberg ſagen: „Wie können Sie an eine Befreiung der Deutſchen aus eigenen Mitteln glauben? Der Deutſchen Zeit iſt vorüber. Jahrtauſende haben ſie beherrſcht und gemißbraucht. Die Deutſchen verſtehen nichts von menſchlichen Dingen und bürgerlicher Freiheit. Ihr Befreiungskrieg vor dreißig Jahren war nur ein Religions-

Digitized by Google

krieg. Sie fochten für die Sache des Mittelalters wie immer .... Deutſchland befreien, das iſt jetzt auch dem Blödeſten klar, heißt Deutſchland von ſich ſelbſt befreien ... Die Franzoſen müſſen es nehmen, damit die Ruſſen es nicht behalten."

So weit nun, um das deutſche Gebiet den Franzoſen zu überliefern, wie Dr. Pollio's patriotiſcher Zorn, geht der Ruge'ſche nicht; dieſe Gebietsfrage iſt überhaupt in Ruge's Augen eine Frage der Rohheit, der Brutalität. Geiſtig, auf geiſtigem Felde, mit geiſtigen Waffen ſollen die Kämpfe der Gegenwart durchgefochten werden. Obgleich die „praktiſche" Beſchränktheit des deutſchen Volksgeiſtes Ruge am meiſten ärgert, ſo überſieht er doch auch die theoretiſche Beſchränktheit des franzöſiſchen Volksgeiſtes nicht, und ſo erwartet er denn das Heil der wahren Freiheit von einem Proceſſe der Miſchung beider Volksgeiſter. „Ueberall muß man bisher in die Wüſte fliehen, um den beſchränkten Volksgeiſt los zu werden, überall das Element der Fremde hereinziehen, um ihn zu befreien ... Was der Krieg nicht vermochte, vielleicht iſt es dem ſtillen Frieden gelungen; vielleicht hat der Genius unſeres Jahrhunderts eine friedliche Miſchung vorbereitet. Und kein Volk iſt ſo arm, ſelbſt das unſrige nicht, daß es nicht einen befreienden Hauch zu den anderen hinüberſenden könnte, und keines ſo reich, daß ihm die Fremde nichts zu gewähren hätte. — Dies iſt der Weg nach Frankreich, die Schwelle einer neuen Welt. Sei ſie die Verwirklichung unſerer Träume!" Dieſer Miſchung ſteht nun unſererſeits der franzoſenfeindliche Patriotismus (dem von der andern Seite das Rheingrenzengelüſte des „rohen" franzöſiſchen Patriotismus entſpricht) entgegen. Daher ruft Ruge „Ewige Schande über die bornirten Deutſchthümler und myſtificirten Franzoſenfreſſer!"

Ruge iſt im Begriff, Deutſchland zu verlaſſen, er fährt den Main hinunter; Aſchaffenburg, Frankfurt liegen ſchon dahinten. „Wir hatten Baiern vor der Bruſt," erzählt er, „wir athmeten wieder freiere Luft, wir fuhren dem Rhein und Frankreich zu." Und nun ein Omen. „Es wurde Abend. Ueber dem Taunus, dorthin wo Frankreich liegt, ſtanden dicke ſchwarze Wolken. Sie wurden von der untergehenden Sonne angezündet, Feuergarben ſchoſſen nach allen Seiten empor und bildeten allmälig einen weiten, glühenden Krater, in dem ein großer ſchwarzer Hund, das Symbol unſeres Hundethums, verbrannte; und plötzlich ſtand auch der ganze obere Himmel, der ſich über Deutſchland ausgeſpannt, in den ſchönſten goldenen Wolkenflammen. Das Phänomen vor uns, die Nacht hinter uns, ſo fuhren wir dahin." Es

Digitized by Google

iſt ergötzlich, daß Ruge hier auf der Grenzſcheide zwiſchen Deutſchland und Frankreich ſeinen ganzen Traum als ein Wolkenbild am Himmel erblickt; ein Luftſchloß war es, dem er nachjagte, und ein Luftſchloß iſt es geblieben.

Wir haben geſehen, in welcher traurigen Geſtalt ihm Deutſchland erſchien; ſehen wir nun weiter, in welchem Lichte ſich ihm Frankreich darſtellte. Was iſt es, das ihm Frankreich ſo einladend von weitem und nachher in der Nähe ſo liebenswerth macht, als er uns ſagt, daß er es gefunden? Wie malt ſich in ſeiner Phantaſie der franzöſiſche Geiſt? Von vornherein betrachtet er Paris als „die Wiege des neuen Europa;" „am Ende unſerer Fahrt finden wir das große Thal von Paris, den weiten Zauberkeſſel, in dem die Weltgeſchichte ſiedet, aus dem ſie immer von neuem hervorſprudelt. Und da er Paris zuerſt mit Augen ſieht, begrüßt er es als „dieſe große neue Welt." Nun erſt begreift er die ganze Wichtigkeit dieſer ungeheuern Stadt." Auch Wien und Rom ſind zwar groß und ſchön gelegen, aber „man vergißt es nie, daß ſie von Eſeln bewohnt . . ., während hier (in Paris), nur hier der Brennpunkt des europäiſchen Geiſtes, das Herz der Weltgeſchichte vor uns liegt." Zwar erfahren wir bald nachher, daß die Revolution des „Geiſtes" nur in Deutſchland vollendet worden und daß in Frankreich auch die beſten und aufgeklärteſten Köpfe jetzt voll Nebeleien ſtecken; aber was thut das? Einſtweilen gilt es Deutſchland ſchelten und Paris in die Wolken heben. „Die europäiſche Geſchichte knüpft ſich noch immer an die Geſchichte von Paris." „Für Deutſchland iſt Paris nicht minder wichtig, als für die franzöſiſchen Departemente. Unſere Siege und unſere Niederlagen erleben wir in Paris." Eine Kritik laſſen natürlich ſolche unbeſtimmte Phraſen nicht zu, die Phantaſie iſt ihre Schöpferin: wir können ſie alſo nur zu Protokoll nehmen. — Soviel von der Stadt, nunmehr das Volk! Ruge erblickt in den Franzoſen „das humanſte Volk der Erde;" zwiſchen allen politiſchen Mißſtänden hindurch entdeckt und erkennt er „die franzöſiſche Freiheit, die Bildung, die Haltung und die Praxis des humanſten Volkes." Die Humanität iſt Ruge's Ideal; die philoſophiſche Fahne, welche er aufzupflanzen ſucht, iſt der Humanismus: die Humanität iſt ſein Herzenswunſch, Frankreich betrachtet er als das Land ſeiner Wünſche, wie ſollte da nicht das franzöſiſche Volk das humanſte ſein? Eigentlich aber nicht ſowohl das franzöſiſche Volk, als vielmehr nur die Bevölkerung von Paris. „Paris gehört der Welt," ſagt er; „die Form ſeines Lebens hat eine Macht der Befreiung, die jeder bildungs-

Digitized by Google

einige Bücher, welche sie gelesen, sagen zu können, so müssen sie sich in ihrer Antwort auf die Titel beschränken, und dürfen nicht weiter gehen, als sie sich auf ihr Gedächtniß verlassen können. Sie müssen sich also hüten, etwas zu sagen, was sie nicht gewiß wissen, und sich nicht durch Fragen, die ihnen vorgelegt werden, verwirren lassen. Sie müssen sich nicht einbilden, daß sie alles wissen müssen, was in den Büchern steht, die sie gelesen haben, sondern nur das, was sie sich gemerkt haben. Sie müssen sich auch nicht einbilden, daß sie alles wissen müssen, was sie sich gemerkt haben, sondern nur das, was sie sich gemerkt haben, und was sie sich gemerkt haben, müssen sie sich gemerkt haben, und was sie sich gemerkt haben, müssen sie sich gemerkt haben, und was sie sich gemerkt haben, müssen

bilden." Wir ſollen nun von den Franzoſen lernen, die Anarchie, welche in dem Gebiete der Erkenntniß herrſcht, aufheben und einen Gemeinwillen hervorbringen, ſollen an der Franzoſen Hand, oder doch durch ihr Beiſpiel angeregt, uns auf das Gebiet „des gemeinſamen Handelns" begeben. Von franzöſiſcher Seite kommt dann hier und da ein ähnlicher Wunſch entgegen. Ruge führt Aeußerungen eines Franzoſen an, welcher ſagt: „Die Franzoſen ſind theoretiſch, die Deutſchen praktiſch unfrei. Die Deutſchen brauchen die Franzoſen, aber vielleicht noch nöthiger haben wir Franzoſen die Deutſchen, ihre Philoſophie und vornehmlich ihre Kritik der Religion .... Frankreich hat den Klerus aus der politiſchen Welt entfernt; es hat ihn weder aus den Taſchen noch aus den Gemüthern der Franzoſen vertrieben. Frankreich täuſcht ſich, Frankreich verliert ſich durch Religion." Die Franzoſen, meint dieſer Franzoſe, müßten in dieſer Beziehung zu Deutſchen werden, „zu Deutſchen, die jeden Tag die Verweltlichung aller ihrer Prieſter, die Verwandlung der illuſoriſchen Wiſſenſchaft (der Theologie) in die wirkliche (die Anthropologie, nach Feuerbach) decretiren (decretiren!) könnten (könnten!)." „Pour délivrer la France il faut la déchristianiser." Es iſt augenſcheinlich, daß eine gründliche Umbildung der franzöſiſchen Welt ohne die Kritik der Religion, ohne die Verwandlung derſelben in Wiſſenſchaft, der Kirche in die Schule, der Mildthätigkeit gegen Einzelne in Gerechtigkeit gegen Alle, nicht möglich iſt." Ruge gibt dann ſeinem franzöſiſchen Freunde zu, daß, da die Franzoſen das Chriſtenthum noch nicht vergeſſen können und ſehr Unrecht thäten, es ignoriren zu wollen, wo es noch in gutem Andenken iſt, für ſie nichts übrig bleibe, als ſich gründlicher mit der theoretiſchen Behandlung der Religion zu beſchäftigen; und dazu eben möchte er mithelfen und etwas thun, was den Franzoſen nicht minder als uns Deutſchen ſelbſt zu Gute käme. Denn „ſelbſt unſere Philoſophie." ſagt er an einer andern Stelle, „worin wir jetzt einen Schritt vor den Franzoſen voraus haben, wird nicht eher zur Macht werden, als bis ſie in Paris und mit franzöſiſchem Geiſte auftritt."

Ruge's erſter Verſuch, zu ſolcher Vermittlung oder Ausgleichung der beiden Volksgeiſter mitzuhelfen, beſtand in dem Unternehmen, ein deutſch-franzöſiſches Journal zu gründen. Von dieſem Unternehmen wird gleich mehr die Rede ſein. Daß daſſelbe ſcheiterte, iſt bekannt. Deſſenungeachtet hat Ruge die Sache ſelbſt noch nicht aufgegeben, und einen zweiten Verſuch in beſcheidenerem Maßſtabe liefert ein Aufſatz unter dem Titel: „Unſere

Digitized by Google

letzten zehn Jahre (Ueber die neueſte deutſche Philoſophie)", welchen er dem Franzoſen, von welchem die eben erwähnten entgegenkommenden Aeußerungen herrühren, überſchrieben hat. Der Aufſatz iſt vom Februar 1845. „Vielleicht gelingt es mir," ſagt Ruge in der Einleitung, „ſo deutlich, ſo faßlich und ſo gedrängt zu ſchreiben, als es die Franzoſen verlangen. Laſſen Sie ſich alſo in der Kürze die Memoiren der deutſchen Philoſophie unſerer Zeit, wie ich ihre Entwickelung mit erlebt habe, vortragen. Ich ſchreibe nicht aus einer Bibliothek in die andere. Mir ſind die Bücher geläufig, ohne daß ich zu ihnen zurückkehre, und die Autoren ſtehen mir lebendig vor Augen. Ich hoffe, daß dieſes Verhältniß ein günſtiges iſt." In der That möchte dieſer Aufſatz auch dem größern Theile unſeres deutſchen Publicums eine Ueberſicht dieſer „deutſchen Philoſophie unſerer Zeit" oder vielmehr dieſer „Kritik der Theologie" ihrem bisherigen Verlaufe nach, in erwünſchter, faßlicher Weiſe gewähren können. Hier ſoll uns derſelbe vorzüglich nur inſofern dienen, als er zur Charakteriſirung des Ruge'ſchen Standpunktes beiträgt. Erſt durch dieſe Charakteriſtik wird es ſich vollkommen anſchaulich machen laſſen, wie Ruge zu dem Gedanken einer Vermittlung des deutſchen und franzöſiſchen Geiſtes, nicht blos durch die ſchon erwähnte äußere Veranlaſſung, ſondern auch innerlich in Folge ſeiner ganzen Denkweiſe kam und wie er ſich dieſe Vermittlung vorſtellte.

Ruge's Standpunkt, wie ſehr ihn die Mehrzahl als einen materialiſtiſchen und unmoraliſchen bezeichnen mag, iſt durch und durch ein idealiſtiſcher und ein ſittlicher; wie jeder ſittliche Standpunkt, macht auch der ſeinige den ſchärfſten Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe. Geſchichtliche Erſcheinungen, Charaktere, Alles rubricirt Ruge als entweder gut oder böſe, entweder „nobel" oder „niederträchtig"; das eine iſt das Liebenswerthe, das andere das Haſſenswerthe, dem guten Principe zu dienen iſt des Menſchen Ehre und Glückſeligkeit, dem Böſen zu dienen, muß man „ſich ſchämen"; ausdrücklich bezeichnet Ruge Diejenigen, welche er von dem feindſeligen, ſeinem Princip entgegengeſetzten Princip beherrſcht findet, als „ſchamloſe Menſchen". „In der Geſchichte," ſagt er, „iſt der Kampf der nobeln und der niederträchtigen Charaktere ein ewig erneuter." Mit ſolchen Stichwörtern, nobel, niederträchtig, fertigt er die Geſchichte ab; er meint die Dinge erklärt, geſchildert zu haben, wenn er ihnen den Ehren- oder Schandtitel angehängt hat. Was nicht den Stempel des in Ruge's Sinne Freien oder Guten verträgt, iſt ihm ohne Weiteres „abſurde": „Die ganze

Geſchichte der Menſchen, ſeit Athen und Rom, iſt eine Geſchichte ihrer Abſurditäten geworden;" ... „warum verſetzt Quinet nicht lieber gleich alle Heiligen unter die Pickelhäringe, als daß er auf eine Abgeſchmacktheit (die Kanoniſirung alter Päpſte) einen welthiſtoriſchen Accent legt?" .... „Die Theologie hatte mit ihrem Circeſtabe unſere Gelehrten ihrer Menſchheit entäußert, und ganze Bibliotheken, die jetzt nur noch des Verbrennens werth ſind, mit ihrem Wahnwitz angefüllt. Die proteſtantiſche Scholaſtik iſt noch werthloſer als die katholiſche." D. h. die Menſchen ſind achtzehn Jahrhunderte lang verrückt geweſen, es wäre demnach eigentlich nicht der Mühe werth, das was ihre Köpfe und Herzen bewegt hat, verſtehen zu lernen, außer eben um es zu ſtürzen. Die Reſultate dieſer „abſurden", verrückten Geſchichte, richtet Ruge kurzweg damit hin, daß er ſie „roh" und ihre Macht „übelbegründet" nennt; z. B. die Unterdrückung der Jahrbücher findet er dadurch erklärt, daß „das Journal, trotz des roheſten Cenſurdrucks, zur wirklichen Befreiung von alten übelbegründeten Autoritäten ſo viel gewirkt" habe.

Betrachten wir den Inhalt der beiden Ruge'ſchen Principien, des guten, nobeln, vernünftigen, wahren, humanen und des böſen, verkehrten, niederträchtigen, rohen, abgeſchmackten Princips näher! Das böſe Princip iſt ihm das mittelalterliche, religiöſe; dieſes offenbart ſich ihm in unſerer Zeit in zwiefacher Form, als der „militäriſche" und als der „pfäffiſche" Geiſt. „Der militäriſche und der pfäffiſche Geiſt, beide opfern den freien Menſchen auf; ihr Princip iſt das Commando und der Glaube." Aus dem Mittelalter ſtammt dieſes „finſtere" Weſen her, von dem ſich Ruge z. B. in Nürnberg beim Anblick der alten Kirchen, Gräber, Burgen, Marterkammern ꝛc unſäglich angewidert findet. An dem Dr. Pollio findet er dort recht ſeinen Mann, der Unterſuchungen angeſtellt hat über „die Gräuel des chriſtlichen Mittelalters, über Blutaltäre in den Kapellen, über Kinder, die als Opfer fielen", der beweiſen zu können erklärt, daß „aller Aberglaube, von dem Todtenvogel, der an das Fenſter der Kranken fliegt, bis zu dem Rattenfänger von Hameln wahre Geſchichte, nicht blos Mythe iſt," dem das Chriſtenthum (wie er es nennt, „die ſyriſche Richtung") eine „Woge der Geſchichte" iſt, „welche das Menſchengeſchlecht mit einem ungeheuern Sturz in den Abgrund (dieſer Abgrund iſt das Mittelalter) ſchleuderte, daraus eine zweitauſendjährige Arbeit kaum vermocht hat, die armen Menſchen endlich wieder an das freie Tages-

Digitized by Google

licht emporzuheben." In Paris, das ehedem halb den Pfaffen und ihren Klöſtern gehörte, hat man „dieſes Geniſte von der Erde vertilgt, Straßen entſtehen auf dem alten Kloſtergrunde (des Montmartre) und Menſchen bewohnen und genießen was ſonſt dem traurigen Götzen geopfert wurde und ſeinen widrigen Dienern zu Gute kam; nur das kleine Fleckchen des Calvaire hat das böſe Princip behauptet." Der Proteſtantismus hat dann dieſe mittelalterliche Richtung nur vollendet; „mit dem Scheitern der Bauernkriege verlor derſelbe ſeinen demokratiſchen und thatkräftigen Herzſchlag; er machte ſeitdem alle Menſchen zu Mönchen (in der Gemeinde der Heiligen), zu Spießbürgern im Leben und zu Theologen in der Wiſſenſchaft." Die theologiſche Wiſſenſchaft, die theologiſche Philoſophie, iſt der letzte Ausfluß dieſes „böſen Weſens." „Der böſe Geiſt des Proteſtantismus, der den Menſchen nur als Privatmenſchen kennt — mit der Religion, die ihm den Himmel verſpricht, nachdem ſie ihm die Erde (den Staat) entriſſen, mit der Kunſt, die er in ſeinem „Kämmerlein", und mit der Wiſſenſchaft, die er in ſeinem Kopfe ganz privatim ausführen kann — dieſer böſe Geiſt hat das Hegel'ſche Syſtem bei ſeiner Schwäche, der Abſtraction, gefaßt und lange feſtgehalten." Die Philoſophie diente hiernach nur der Reaction, welche das Mittelalter gegen die erſten Anfänge der Befreiung des Menſchen ganz wiederherzuſtellen ſuchte, diente der „Reſtauration." „Die beſten Köpfe ſtanden unter dem Befehl ihrer Herren, die Alles, auch die Gelehrten beſaßen. Selbſt Dichter wie Schiller und Goethe, nicht blos Univerſitätslehrer, wie Kant und Fichte, gehörten zur Hof- und Staatsdienerſchaft der deutſchen Privatkönige... Schiller rief aus: Freiheit wohnt nur in dem Reiche der Träume!... Später bewies dann die Philoſophie (die Hegel'ſche), daß Vernunft in der Welt ſei, wie ſie ſei. Alle Philoſophen, die Syſteme entwarfen bis auf die neueſten Poſitiviſten, führten nur die Theologie und die religiöſen Vorausſetzungen weiter aus.... Und das Leben — das Leben verlor an den Mönchsſtand der Gelehrten ſeine Kraft, an den Dienerſtand der Actenmänner ſeine Lebendigkeit und an das Privatweſen der Spießbürger ſeine Geſchichte. Es gibt keine Charaktere und kein Volksleben in Deutſchland." „Die Nachkommen der Aufklärer (18 Jahrh.) ſelbſt machten die Wiederherſtellung des Chriſtenthums, dieſe Aufgabe der Jeſuiten, zu ihrer Aufgabe;" ..... in letzterer Zeit hat dann auch „Preußen dieſelbe Aufgabe unverhohlen zu der ſeinigen gemacht, und es iſt umſonſt geweſen, mit der einfachen Forderung aufzutreten, Preußen, der proteſtantiſche Staat, müſſe vielmehr die unge-

Digitized by Google

hemmte Entwickelung der Wiſſenſchaft und des Lebens beabſichtigen und befördern."

Dieſe Zuſtände ließen denn naturgemäß, meint Ruge, keine andere Art Befreiung zu, als eine ſolche, die in Gedanken vor ſich gehen mußte. „Sollte eine Befreiung vor ſich gehen — und ſie war dringend nöthig —, ſo mußte vor allen Dingen der Kopf der deutſchen Geſellſchaft ſich aus den Schlingen des Dienſtes und aus dem Bann der Theologie befreien, zumal in einem Lande, wo alles Gewicht auf die Wiſſenſchaft gelegt und alle Freiheit nur in ihr geſucht wurde. Dies iſt in der letzten Zeit geſchehen. Die Freiheit der neuen Wiſſenſchaft und Kunſt in Deutſchland, beſteht in der Loslöſung der Schriftſteller vom Hof- und Staatsdienſt und in der Kritik der ganzen bisherigen Theorie, deren populäre Form das Chriſtenthum, die wiſſenſchaftliche das Hegel'ſche Syſtem iſt. Dieſe Befreiung iſt allmälig vor ſich gegangen und noch im Werke." Die Befreier ſind Strauß, Bruno Bauer, Feuerbach, die Ruge'ſchen Jahrbücher u. ſ. w.

Inzwiſchen hätten die Franzoſen, welche das theoretiſche Befreiungswerk nach der großen Revolution liegen ließen, eine andere Art Kritik zu vollziehen unternommen, nämlich die Kritik der Societät; eine Kritik (beſonders durch Fourier), die, ſagt Ruge, als Kritik ebenſo berechtigt iſt, wie die Kritik der Theorie in Deutſchland; nur die ſocialiſtiſchen Secten, welche in Folge der franzöſiſchen ſocialen Kritik ſogleich entſtanden, erklärt er für „voreilig und beſchränkt." Seltſam, die praktiſchen Franzoſen haben alſo ihr Beſtes in Ruge's Augen auch wieder nur mittelſt einer theoretiſchen Kritik der Societät geleiſtet und praktiſcher Weiſe nur bornirte und voreilige Arbeit gemacht.

Das verſchlägt aber nichts: die praktiſche Befreiung wird glücken, hofft Ruge, ſobald nur die Franzoſen, außer der von ihnen ausgeführten theoretiſchen Kritik der Praxis (der Societät) auch noch die theoretiſche Kritik der Theorie (der Religion) von den Deutſchen ſich angeeignet haben werden. Daß ſie noch bis über die Ohren in der Religioſität ſtecken, das iſt, nach Ruge's Meinung, das Hinderniß der vollendeten Befreiung und Humaniſirung. Da iſt z. B. Quinet, welcher „die Religion der Freiheit" verkündigt; Alles vortrefflich! ſagt Ruge, aber er ärgert ſich doch an Quinet: „warum," ruft er, „warum ſpricht Quinet das Princip der neuen Zeit nicht aus? warum ſagt er nicht, die Menſchheit iſt nicht die Kirche, die Religion der Freiheit iſt keine Religion, ſie iſt der Aufſchwung des edeln

Geiſtes, der nur in der Arbeit der Befreiung ſein Glück und ſeinen Genuß findet? warum ſagt er nicht, daß Befreiung, theoretiſch angeſehen, Erkenntniß, praktiſch angeſehen, Arbeit iſt? warum? es fehlt den Franzoſen die logiſche Arbeit, die, wir dürfen es ſagen, die Deutſchen ausgeführt haben, es fehlt die Erklärung der Religion, ihres Begriffs und ihrer Geſchichte; und ſelbſt ein ſo klarer Kopf, wie Comte, der die Philoſophie in die Syſtematiſirung der poſitiven Wiſſenſchaften aufhebt, läßt die Religion nur zur Seite. Daſſelbe thut der franzöſiſche Staat, und der Katholicismus wuchert nun als Schmarotzerpflanze auf ihm fort."

An Atheismus fehlt es in Frankreich nicht, aber dies iſt eben, meint Ruge, der Fehler: die Irreligioſität iſt noch mit der Religion behaftet, oder muß ſie doch neben ſich beſtehen laſſen; die Vernichtung der Religioſität, der Gebundenheit wäre erſt, wenn man die Religion als nichtig erkannt hätte und in gar keinem Conflict mehr mit ihr verwickelt wäre. „Der Atheismus iſt ſo religiös wie Jacob, der mit Gott ringt, der Atheiſt nicht freier, als ein Jude, der Schinken ißt, oder ein Muhammedaner, der Wein trinkt.... Frei wird man von einer Religion, wenn man ſie vergißt, oder wenn man ſie wie ein Theoretiker betrachtet und ergründet." (D. h. wenn man ſie nicht, wie Arnold Ruge thut, mit Schimpfwörtern belegt, für Abſurdität erklärt u. dgl.) „Die freieſte Bildung unſerer Zeit iſt nicht die, welche bei Empörung gegen die Vorzeit und ihre Götzen ſtehen bleibt, ſondern die Ausprägung des eigenen humanen Gehaltes in Sitten, Kunſtwerken und Thaten."

(Schluß folgt im nächſten Heft.)

Digitized by Google

Was thut Oesterreich vor Allem noth?

Ein Räthsel scheint es wohl, daß Deutschlands Publicum seit Jahren in zahllosen Pamphlets der wunderlichsten Titel, von Oesterreichs Zuständen unterhalten wird, und doch aus keinem die volle Wahrheit zu lesen bekommt. Wenn des Räthsels Lösung sich zum Theile in dem Wunsche der Scribenten finden mag, ein Büchelchen mit gewürztem Titel möglichst schnell fertig zu bringen, und das Honorar in casso zu vollziehen, ehe ein gleich beseelter Concurrent, sein Tagewerk zu Markte bringt, — ein Wunsch, der den großen Pamphletisten Schirnding, der für Reclam engagirt gewesen, ausschließend beseelte — so muß es doch befremden, daß sich noch keine Feder gefunden, uneigennützig und unparteiisch genug, um neben dem Tadel des Tadlenswerthen, des Guten und Musterhaften nicht zu vergessen, dessen sich Oesterreich erfreuet, oder doch erfreuen könnte, wären jene Uebelstände gemildert.

Viel Lärm um nichts machte seiner Zeit das Büchlein: „Oesterreich und seine Zukunft." Die Regierung bemühte sich, doch ohne Erfolg, um Erforschung des Verfassers, vielleicht wesentlich deshalb, weil man denselben für einen Sprossen hoher Adelsfamilie hielt, während vielleicht doch nur eine plebejische Feder im Wappenkleid Versteckens gespielt hat, auch ist dies Buch das gehaltvollste, das uns geboten worden, doch wird darin durchweg arg geschimpft, und an Oesterreichs Institutionen kein gutes Haar gelassen. Der Verfasser gefiel sich darin, Oesterreichs Zukunft Grau in Grau, ja todtes Schwarz zu malen, er trug absichtlich so stark auf, um sich dann durch seine Besserungs- und Heilungsvorschläge zum allwillkommenen Retter des Vaterlandes zu machen; während er sich, bei diesen Vorschlägen an-

Digitized by Google

gelangt, in's Weite-Breite, unpraktisch Utopische verliert, und uns nöthigt, das Buch enttäuscht und unbefriedigt wegzulegen.

Daß es eine schwierge Aufgabe sei, einen Staat, und namentlich einen Staat wie Oesterreich, in seiner bunt zusammengewürfelten Gestaltung ohne Kampf mit einer Opposition zu regieren, muß Jedermann eingestehen; daß das Bestehen einer Opposition, dieses regenerirenden Gährstoffes die Regierer im Regierungshandwerke veredeln, das Handwerk zur Kunst ausbilden würde, ist eben so wenig zu leugnen, doch sind sich die zuoberst Regierenden ihres ehrlichen Willens, gut zu regieren, bewußt, und hüllen sich ruhigen Stolzes in dieses Bewußtsein: „Es geht halt nit besser!"

Daher die Verachtung jeder oppositionellen, wenn auch wohlmeinenden Regung, daher der schroffe, schrille Ton der Artikel „von der Donau," für welche man eine abgenutzte Wochenschriftsfeder hatte von auswärts miethen müssen, weil sich daheim kein „home bred" Gänsekiel fand, um pro domo sua zu schreiben, und hierin eben liegt der faule Fleck, an dem wir leiden, trostlose Mittelmäßigkeit Aller und in Allem ist die Krankheit Oesterreichs, Oesterreichs, das ehedem — freilich ist das schon lange her — allen vorangegangen, die Leuchte der Civilisation vorangetragen, Leibeigenschaft und Tortur zuerst abgeschafft.

Joseph II. hat, wenn auch despotisch — das erforderte seine Zeit — ein mächtiges „es werde Licht" gesprochen, sein Volk war so sehr an Dunkelheit und kühle Dämmerung gewöhnt, daß sich ein großer Theil desselben durch das plötzlich einströmende Licht schmerzhaft geblendet fühlte.

Das Toleranzpatent, der freiere Studienplan, das humane Strafgesetz, das milde Unterthan- und Robotpatent, die vereinfachte Prozeßordnung, das neue Civilgesetz, die Grundlage des heutigen, die Widmung der Klostergüter zum Studien- und Religionsfonds, die Entfesselung der Presse, machen Joseph zum großen Regenerator Oesterreichs; ein neues Strafgesetz, ein neues Civilgesetz, dem Anerkennung nicht versagt werden kann, sind später gefolgt. Man prüfe Oesterreichs Gesetze genau, sie werden jeden Vergleich mit den Gesetzen der Nachbarstaaten siegend bestehen. Haben auch die Umwälzungen in Frankreich manche Reaction, ein plötzliches Einlenken von der vorwärts gerichteten Bahn eintreten lassen, immer blieb uns doch die humane, selbst liberale, Grundlage der josephinischen Gesetzgebung, der Weiterbau auf diesem Grunde ist nur unterbrochen, und hier und da

Digitized by Google

hat Moos und Schimmel ſich angeſetzt auf der verlaſſenen Bauſtelle, und die Gerüſte ſind morſch geworden, doch leicht iſt Moos und Schimmel entfernt und ein neues Gerüſte gefertigt wie am Dome zu Cöln. Scheint es doch, als wären die Genien, welche Joſeph zu wecken und um ſich zu ſchaaren verſtand, als treue Baugehülfen, ganz erloſchen und ausgegangen, das geſchriebene Geſetz beſtehet, doch fehlt es an Leuten, groß genug, den Geiſt dieſes Geſetzes zu erfaſſen, ihn befruchtend in das Leben zu tragen; daß aber dieſe Geſetze dennoch beſtehen, iſt das Palladium Oeſterreichs; vernünftig angepaßt den neuen Formen der Jetztzeit, den neuentſtandenen Intereſſen, können dieſe Geſetze uns vollkommen regeneriren, ſind wir erſt erwacht aus langem Winterſchlafe.

Das Patriarchenthum, das man noch immer affectirt in unſerer Regierungsweiſe, reicht nicht aus, und gehört in die Bibel, es genügt nicht an dem Willen, gut zu regieren, wenn man darauf beſteht, bei den alten Formen und bei den alten Mitteln zu bleiben.

Im menſchlichen Organismus bilden ſich von Phaſe zu Phaſe neue Krankheitsformen aus, die Heilkunde erfindet neue Mittel und heilt ſie, auch die Staatsorganismen leiden an neuen Krankheitsformen, ähnlich den frühern und doch ſo ganz anders, vielleicht unheilbar, chroniſch langwierigen Verlaufs, und dennoch glauben Regierungen — nicht die öſterreichiſche allein — man könne die neue Krankheit mit den alten Mitteln heilen, kramte man doch die Jeſuiten aus den alten Dispenſatorien wieder aus, ein Mittel, das ſich als gefährliches Reagens bewies; das homöopathiſche Heilverfahren ſcheint hier das gerathenſte.

Oeſterreich leidet an einem argen Grundübel vererblicher Natur, ich möchte es ein Herzleiden nennen, Oeſterreich hat keinen Patriotismus! dieſes belebende, electriſche Fluidum im Staatskörper fehlt uns ganz, daher die Stagnation. Der Oeſterreicher, ich nehme den gebornen Wiener aus, hat keinen Nationalſtolz als Oeſterreicher, es fehlt uns dieſer mächtige Hebel der Nationalproſperität, darin iſt uns nicht etwa nur Frankreich und England, auch Preußen, Sachſen, Baiern, manch kleiner Bündler, ja ſogar Rußland voraus!

Zuſammengeheirathet, zuſammengeerbt bildet Oeſterreichs Monarchie ein großes Conglomerat, aus den verſchiedenſten Gebieten und Nationalitäten zuſammengewürfelt, die von einander höchſtens antipathiſch und ſich befeindend Notiz nehmen, kein befreundendes Band vereinigt ſie, ſie bilden gleichſam nur einen Zollverein.

Digitized by Google

Jede Provinz betrachtet ſich als das Centrum, als die Hauptſache der Monarchie, die übrigen Provinzen ſind ihr Auxiliares und Trabanten, und die iſolirten Provinzialpatriotismen ſind nur Hinderniß des gemeinſamen Aufſchwungs.

Der böhmiſche, heute mehr als je ſich iſolirende Localpatriotismus, will das deutſche Element, ſelbſt in Böhmen, ausſcheiden, der lombardiſche, der galiziſche Patriotismus iſt in ſeiner letzten Conſequenz Hochverrath, Steyermark wie Tyrol haben ihren eigenen Patriotismus für ſich, er reicht nicht über die Berge des Landes, Illyrien ſchließt überdies mehrere Einzelpatriotismen eingeſchachtelt in ſich, Ungarn iſt in voller patriotiſcher Separatgährung, nur der eigentliche Oeſterreicher, der Erzherzogthümler, und par excellence der Wiener, ſei es auch nur ein Sauerkräutler der guten Stadt Wien, hat wahrhaften Patriotismus, er fühlt ſich, er weiß, daß wir Alle ihm gehören, er hat uns ja ererbt, er iſt unſer Herr und weiß ſich was darauf zu gute, es iſt etwas von dem altfranzöſiſchen Patriotismus darin, der, wenn auch hungernd, wenn auch eingeſperrt in der Baſtille, dennoch ſtolz war auf ſeinen König in dem prächtigen Verſailles. So auch der Wiener, er behandelt oder betrachtet die Provinzen, als wären ſie ſein eigen, und ſelbſt der Kaiſer iſt ganz beſonders, und vor Allem ſein Kaiſer, und ihm gehörig, vielleicht folgert er eben hieraus ſein beſonderes Recht, oft im Gewande der Bonhommie die boshafteſten Witze über ſeinen Kaiſer zu reißen, es ſind dies gleichſam Scherze en famille, — doch auch dieſer wiener Patriotismus iſt in ſeiner localen Natur nicht erſprießlich, nicht befruchtend, er iſt vielmehr ein Element der Zwietracht mehr, und nicht gering iſt unſer Aerger über die Anmaßung dieſes Wieners, der die Welt mit den Linien Wiens abgeſchloſſen wähnt und beinahe nicht glauben mag, auch anderswo wachſe Gras. — Das belebende und veredelnde Gefühl, einem großen mächtigen Staate anzugehören, der Wunſch, ſich mit ihm zu identificiren, durchweht uns nicht, der edle Stolz auf des Staates Einheit und Kraft fehlt uns ganz, ſchämen wir uns doch faſt, uns in der Fremde als Oeſterreicher erkennen zu laſſen; und kein Verſuch der Regierung wird bemerkbar, dies Gefühl zu wecken, man fürchtet Geſpenſter und will keinen Patriotismus, man will nur Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus. Auch iſt dieſe Anhänglichkeit wirklich vorhanden, doch kann ſie den Patriotismus, das Nationalgefühl nur kümmerlich erſetzen; einzelne Geſchwiſter können immerhin ihren Vater gemeinſam ehren und achten, und dennoch ſich wechſelſeitig gram

Digitized by Google

ſein, dennoch eben dadurch das Gedeihen des Familienlebens hindern und verkümmern.

Auch iſt die Regentenfamilie ohne Ausnahme hochachtens- ja liebenswerth in hohem Grade, alle wollen das Gute, das Rechte, alle meinen es in der angenommenen Regierungsweiſe beſtens zu fördern. Um den Kaiſer von Oeſterreich, ſeine Oheime und Vettern, ſind keine Schranken der Unzugänglichkeit gezogen, ihre Perſönlichkeit nimmt ein, gewinnt alle Herzen, gewiß, ſie haben im ganzen Kaiſerſtaate keinen Feind! Welche Regentenfamilie kann ſich desgleichen rühmen? Und dennoch iſt Oeſterreich nicht, was es ſollte, was es könnte.

Der gute Wille in höchſter Region ſcheitert an dem Bollwerke, das die Armada der, mit der Ariſtokratie ſiameſiſch verwachſenen, im Großen herrſchenden Bureaukratie, zwiſchen den Nationen und der Regentenfamilie aufgerichtet, welche nur in einzelnen Gnadenacten unmittelbar eingreift, während alles Große und Umfaſſende von der Beamtſchaft verhandelt, beſchloſſen wird, während es an Oeffentlichkeit, an der Möglichkeit gebricht, die höchſten, die gutwollenden Perſonen unmittelbar und unbefangen von dem in Kenntniß zu ſetzen, was noth thut. Freiere Preſſe iſt wohl ſtrenge monarchiſcher Regierung, weil ſie wie die öſterreichiſche nicht despotiſch, ſondern legal regieren, dringenderes Bedürfniß, während conſtitutionelle Regierung dieſes Vehikel leichter entbehrt.

Oeſterreich, wenn ein Staat, könnte zunächſt es wagen, es mit mäßig entfeſſelter Preſſe zu verſuchen, der ſo viel beklagte Preßzwang Sachſens oder Preußens wäre für Oeſterreichs Preſſe utopiſche Freiheit, er würde vor der Hand ausreichen, Vieles zum Guten zu führen, und durchaus kein Wagniß läge in ſolcher Gewährung für das Regentenhaus.

Oeſterreichs Regierung hat der Nation kein Verſprechen gegeben, keines gebrochen; durch kein liſtiges Verſprechen geködert, gingen Oeſterreichs Völker in den Kampf für ihren abſoluten Kaiſer, und kämpften ihn heldenmüthig und ſiegreich durch.

Doch die ariſtokratiſche hohe, wie die niedere Beamtſchaft Oeſterreichs haßt und fürchtet die Oeffentlichkeit, ſie fühlt, daß mit ihr eine Reorganiſation des Beamtenweſens eintreten müßte, ſie fühlt ſich zu ſchwach für ſolche Probe und will durch Palliativmittel ſich erhalten.

Nur wer in Oeſterreich lange gelebt, hat klaren Begriff von der hier üblichen Regierungsweiſe, kann zu der Ueberzeugung gelangt ſein, daß es oft die unterſten Organe ſind, welche den Gang der Regierung

Digitized by Google

regeln und bestimmen, für jeden Einzelfall, daher das Schwankende, sich Widersprechende in den Entscheidungen ganz analoger, ganz gleicher Fragen, daher die häufige Corruption.

Eine Monographie des österreichischen Beamtenstandes und seines Wirkens muß einem besondern Aufsatze vorbehalten bleiben, hier genügt es an der Bemerkung, daß traurige Mittelmäßigkeit, Mangel an umfassender Bildung, sogar Mangel an genauer Kenntniß aller bestehenden Gesetze, den Beamten im Allgemeinen charakterisirt, auch ist das gar leicht erklärt. —

Während für den ersten Elementarunterricht und dessen allgemeine Verbreitung viel und Ersprießliches gethan ist, und Oesterreich in dieser Hinsicht England und Frankreich weit voraus ist, befindet sich der höhere Unterricht an Gymnasien und Universitäten in beklagenswerther Verfassung, so zwar, daß nicht gut abzusehen ist, wozu man so viele ziemlich gut besoldete Professoren anstellt, wozu man Concursprüfungen für Candidaten des Lehramtes vorschreibt, müssen doch alle ein und dasselbe Lehrbuch ihres Unterrichtsgegenstandes vortragen, ist es doch allen verpönt, diese Grenze zu überschreiten, wird doch ein Abweichen von diesem Lehrbuche hin und wieder nur per nefas gewagt, und gar häufig gewinnt ein Lehrbuch, dessen Verfasser oder Compilator ein gutes Geschäft zu machen wünscht, auf gar dunklen Wegen den Preis.

Man kann dreist behaupten und verbürgen, daß die Masse der Gymnasialschüler das Gymnasium höchst ununterrichtet verläßt, daß von hundert approbirten Schülern nicht zehn einen lateinischen Classiker zu exponiren vermögen, des Griechischen, der Naturlehre, der Geschichte nicht zu gedenken, und doch wird das Latein, und nur das Latein, den Schülern durch sechs lange Jahre eingetrichtert; die Weltgeschichte zumal ist die Partie honteuse der Gymnasien und wird gleichsam als Heiligenlegende der Regenten tradirt, ein illustrirtes Geschichtsbuch, in welchem jedem Regenten — Cromwell und Napoleon natürlich ausgenommen — ein Heiligenschein um das Haupt gemalt wäre, würde ganz am Platze sein.

Nach sechs nutzlos verschleppten Gymnasialjahren tritt der Jüngling in das sogenannte philosophische Studium, lernt Algebra, Arithmetik, Geometrie und exponirt Classiker, ohne Latein gehörig zu verstehen, im zweiten Jahrgange wird ihm Naturlehre vorgetragen, bisweilen leidlich genug, in beiden Jahrgängen wird Philosophie gelehrt und noch besonders katholische Religionsphilosophie (!), was der

Digitized by Google

Professor der Philosophie, wenn auch gegen die strenge Vorschrift des Schulplans, aufhellt im Kopfe des Jünglings, verdunkelt der priesterliche Religionsprofessor in nächster Stunde nach Kräften wieder, und so geräth der Jüngling unwillkürlich in die diagonale Richtung totalen Unglaubens. — Belehrt doch der Religionsprofessor zu Prag seine geliebten Jünglinge über Zahl und Menge der Teufel, ihre Eintheilung in Erz- und gemeine Teufel, ihren Aufenthalt unter der Erdrinde, genau und statistisch! mit reichlichen Citaten der Schrift; es bleibt zu wünschen, er fügte einen naturhistorischen Anhang über geschwänzte und ungeschwänzte Teufel der Vollständigkeit wegen bei.

Dieser beiden Jahrgänge ledig, tritt der Jüngling in das Studium der Rechtswissenschaft, der Heilkunde oder der Gottesgelahrtheit, letztere gehört nicht in unsern Bereich; für die medicinischen Unterrichtsanstalten ist viel gethan, sie bilden treffliche Aerzte, das Rechtsstudium, welches die regierende Beamtenkaste bildet, hat wohl zunächst den Fehler, daß Rechtsphilosophie und Theorie des öffentlichen Rechtes gar ärmlich, und in trostloser Einseitigkeit geboten wird, daß man das Studium der Pandekten, die Quelle juristischen Scharfsinnes, in kurzer, blos inderartiger Uebersicht in einem Semester abthut, so daß die Studirenden sofort die Masse positiver Gesetze — da es an systematischer Vorbereitung fehlt, nicht als ein Ganzes in sich aufnehmen, sondern Alles von Prüfung zu Prüfung mühselig memoriren, und das Memorirte flugs nach der Prüfung wieder vergessen.

In steter Abhängigkeit von dem Herrn Professor gehalten, ihn fürchtend blos, da sein Calcul die ganze Zukunft bedingt, ohne sich ihm je vertrauend genähert zu haben, an den Brüsten des Servilismus groß gezogen, die Tasche voll von Prüfungszeugnissen, und doch alles Wissens baar, tritt nun der fertig gewordene Staatsbürger in ein Amt als Practikant ein.

Dem jungen Manne bleibt die Wahl zwischen den Verwaltungs- — sogenannten politischen —, den Cameral- oder den Justizbehörden, für jeden dieser Dienstzweige ist, nach Ablauf des ersten Dienstjahres, eine besondere Prüfung vorgeschrieben; während der junge Justizmann für seinen beschränkten Wirkungskreis eine umfassende Prüfung zu bestehen hat, ist der junge Verwaltungs- und Cameralbeamte nur gehalten, das in seine Dienstbranche unmittelbar Einschlagende sich eigen zu machen, wissen doch seine Prüfer auch nicht mehr — was dahin nicht einschlägt, braucht der junge Mann nicht zu wissen, hat es auch in den Studien von Semester zu Semester fleißig vergessen,

Digitized by Google

und ſelbſt hier gleicht die Vorbereitung zu dieſen Fachprüfungen bloßer Abrichtung, indem ältere, oft ziemlich alt gewordene Practikanten ihren Erwerb darin finden, die üblichen, ſtets wiederkehrenden und protokollirten Fragen der Herren Prüfer zu ſammeln, und den jungen Leuten die paſſenden Antworten einzuexercriren. So wird der Verwaltungsbeamte endlich fertig und regiert, in oft wunderbarer Beſchränktheit, in ſeinem Bereiche zum Nachtheil des Ganzen.

Dieſe Trennung der Fachbeamten, dieſer Mangel an univerſeller Geſchäftskenntniß, ſetzt ſich bis in die höchſten Bereiche fort, daher kommt es, daß jedes allgemein normirende Geſetz, da es nur von einer Beamtenbranche, nur von einem Geſichtspunkte berathen worden, auf tauſend Hinderniſſe und Dunkelheiten geräth, kommt es in Contact mit dem Leben, ſo daß es eine Maſſe von Declarationen nöthig macht, welche oft das urſprüngliche Princip des Geſetzes ganz verrücken; das letzte Stempelpatent gibt davon Kunde.

Daher kommt das Chaotiſche der Regierungsmaßregeln, der Einzelgeſetze, daher das oft Syſtemloſe der Vorgänge, daher die Mißliebigkeit der Regierungsorgane, denn gar wohl unterſcheiden die Regierten die humane wohlwollende Richtung der Regentenfamilie von den Verirrungen der Beamtenkaſte.

Einzelne urſprüngliche Talente können die Ignoranz der Beamtenmaſſe nicht aufwiegen, gehen in dieſer unter. Dieſe Unfähigkeit macht es nöthig, eine Beamtſchaft in Unzahl anzuſtellen, man denkt den Mangel innern Gehaltes durch Menge zu erſetzen, die Einzelnen der Vielen ſind karg, oft ſehr karg beſoldet, die gute Hälfte des Dienſtes wird von Practikanten ohne Sold beſtritten, verderbliches Zuvielregieren und Corruption iſt zunächſt unbedingte Folge, deren weitere, die Demoraliſation, den Beamtenſtand verpeſtet. Leporello's lange Rolle wäre viel zu kurz im Vergleiche mit dem Sündenregiſter, das wir unſern Herren Beamten, hoch wie niedrig, vorhalten könnten, dürften wir's. Freie Studien auf umfaſſenden Plan hin, univerſelle Bildung jedes Beamten, ein ſtrenges Staatsexamen aus allen Fächern für jeden Beamten, ohne Rückſicht auf Wahl des Faches, würde neues Leben, würde Einheit in die Verwaltung bringen, das Ziel erreichen helfen, das die Regierung ſich ſteckte; doch iſt es weſentlich zu beklagen, daß man in hohen Kreiſen meint, es ſei möglich, eines Volkes materielle Intereſſen zu fördern, ohne zugleich ſeine Intelligenz zu heben, gehen doch beide unzertrennlich Hand in Hand dem Ziele zu; darum welken bei uns alle noch ſo wohlgemeinten Saaten materiellen Wohl-

Digitized by

ſeins kümmerlich hin, da ſie höhere Begabung, das Licht allgemein geförderter Bildung, nicht befruchtet.

Noch iſt der Gewerbsſtand nicht zu ebenbürtiger Bildungsſtufe gelangt, daher wenden ſich zu viele Individuen dem Beamtenſtande zu, in welchem allein ſociale Geltung, wenn nicht erworben, ſo doch erzwungen werden kann.

Man geſtatte uns das beſcheiden freie Wort, man gebe uns vollkommen durchgebildete Beamte, und wir verbürgen's, in wenig Jahren hat Oeſterreich ſeine Nachbaren ereilt, vielleicht übereilt.

Digitized by Google

Deutsche Romane.

Stände und überall Stände. — Drei Romanclassen. — Autoren und Publicum. — Die „Masse." — Ein Wort über Proletarier-Poesie. — Armin Galoor von Starklof. —

Es ist ein allgemeines Stichwort unserer Tage: die ständischen Unterschiede sind zusammengefallen und es gelten nur die Menschen. Aber fragen wir, wo sind denn die ständischen Unterschiede zusammengefallen und wo gelten denn wirklich die Menschen, so sieht es um die Antwort sehr traurig aus. Im Staate ist man höchstens so weit gekommen, daß man ruhig zusieht, wie sich die niedrigeren Elemente der Gesellschaft gegenseitig zu berauben und aufzufressen suchen, aber man hält die ständische Theilung zwischen oben und unten entschieden fest und glaubt nur durch eine Theilung die Interessen regieren zu können; — und in unserer Literatur, in dieser anderen Seite unseres sogenannten öffentlichen Lebens? Hat etwa in ihr das Menschliche, das Allgemeine über das Ständische, über das Besondere gesiegt? Ist es nicht sehr bezeichnend, daß man in jüngster Zeit von gewisser Seite her verschiedene Versuche gemacht hat, die Schriftsteller in einem Stande, in einer Corporation zusammenzuschließen? Und sucht unsere deutsche Literatur wirklich eine allgemeine Bewegung, einen allgemeinen Mittelpunkt, hat sie nicht vielmehr in der Regel ganz specielle und ständische Interessen?

Wir reden hier speciell von unserer Romanliteratur. Denn allerdings heben sich die Lyrik sowohl wie das Drama über die Einzelkreise zur Allgemeinheit empor — ist aber unser Roman, die rechte prosaische Form für unsere Zustände, das rechte Spiegelbild unseres Lebens? In unseren Romanen, wenn man sie nur etwas genauer betrachtet, treten die ständischen Elemente noch ganz entschieden hervor; es wird unseren deutschen Romanen äußerst schwer, einen allgemeinmenschlichen, oder auch nur einen allgemein-nationalen Mittelpunkt zu

Digitized by Google

finden, ſie ſuchen deshalb auf beſondere Weiſe auf die verſchiedenen Stände zu wirken. Unſere deutſche Romanliteratur wird, anſtatt die allgemeine menſchliche Bewegung zu reproduciren oder anſtatt aus einem nationalen Mittelpunkte zu ſchöpfen, ſtändiſch.

Wer mit dieſer Behauptung noch nicht befriedigt iſt, der ſehe ſich nur unſere deutſchen Romane an und er wird ſich von ihrer Wahrheit vollkommen überzeugen müſſen. Wir können unſere Romanliteratur jetzt in folgende drei Theile ſondern: 1) in eine auf die Ariſtokratie berechnete Romanliteratur; 2) in eine auf die Bourgeoiſie berechnete Romanliteratur und dazu iſt 3) in neueſter Zeit eine auf das „Volk" oder auf die „Maſſe" berechnete Romanliteratur gekommen.

Um unſre auf die Ariſtokratie berechnete Romanliteratur ſieht es ziemlich kümmerlich aus. Je ſchwächer die Pfoſten eines Standes werden, um ſo mehr muß natürlich auch eine eben auf dieſen Stand berechnete Literaturweiſe erblaſſen. Je mehr unſer Adel zum bloßen Krautjunkerthum zuſammenſinkt und je großartiger die Bewegungen des Geiſtes werden, um ſo mehr wird der Adel, die Ariſtokratie natürlich vom Geiſte, von der Literatur verlaſſen. Ganz vergebens ſucht man ein „vornehmes Element" in die Literatur hineinzubringen, der demokratiſche Geiſt des Jahrhunderts wirft die ariſtokratiſche Lüge und Coquetterie ſogleich über Bord, zwiſchen Adel und Geiſt wird die Verbindung immer ſeltener und eine piquante Stagnation, ein an Fäulniß reiches Vegetationsleben macht ſich dafür geltend. Anders war es noch im vorigen Jahrhunderte. Damals fand ſich im deutſchen Adel noch mehr wahrhafter Adel, als gegenwärtig, damals fand zwiſchen den ariſtokratiſchen Kreiſen der Nation und dem erwachenden Genius unſerer deutſchen Literatur noch eine friſche Sympathie, noch ein gegenſeitig förderndes Verhältniß ſtatt. Ganz anders aber iſt es gegenwärtig. Die Ariſtokratie iſt weit zurückgeblieben hinter dem Geiſte, der moderne Genius hat ſich immer mehr losgeſagt von allen vornehmen Götzen und er muß es, wenn er ſeine Ziele wahrhaft verfolgen will. Die Ariſtokratie ſtagnirt in ihrer geiſtloſen Einſeitigkeit, in ihrer ſtändiſchen Schranke und dem Zuſtande unſerer Ariſtokratie muß ſich natürlich diejenige Literatur anſchließen, die eben auf die Ariſtokratie berechnet ſein ſoll. Eine der Haupterſcheinungen in unſerer ariſtokratiſchen Literatur iſt jedenfalls A. v. Sternberg. Ihm wird Niemand das Talent der Originalität und der Erfindung abſprechen können, aber bedauern muß man es, daß er ſich und ſeine poetiſche Begabung an eine ariſtokra-

tiſche Schrulle hinopfert. Er ſucht in ſeinen Romanen nicht in den Buſen der Nation zu greifen, er ſchreibt nur für den ariſtokratiſchen Stand. Dadurch bekommen ſeine Productionen etwas Geziertes und Verfehltes, ſie verlieren den Boden, der einzig und allein der freien ſchöpferiſchen Thätigkeit zuſagen kann. Und wie wirkt Sternberg? Man kennt ſeinen Namen in den ariſtokratiſchen Cirkeln, man lieſt ſeine geſellſchaftsfähigen Romane auf Schlöſſern und Burgen, man lügt ſich durch Sternberg wo möglich noch mehr in die ariſtokratiſchen Illuſionen hinein und ſchwelgt vor einem verblaßten Roccocogemälde. Iſt aber eine ſolche Wirkſamkeit eines ſo großen Talentes würdig, wie wir es dem Romanſchriftſteller Sternberg zuſprechen müſſen? Seine wahrhaft bedeutende Wirkſamkeit ſcheitert am Rande! Bemerkenswerth iſt es, daß Sternberg ſich in ſeinem neueſten Romane aus den Höhen auch in die Tiefen der Geſellſchaft verliert und es ſchien uns faſt, als habe er das ariſtokratiſche Ceremoniel einigermaßen ſatt bekommen! Neben Sternberg nennen wir noch die Gräfin Ida Hahn-Hahn, ohne ihn mit ihr vergleichen zu wollen. In den Productionen der mecklenburgiſchen Gräfin ſehen wir eben nur, wohin es mit unſerer Ariſtokratie gekommen und welche unglücklichen Anläufe gemacht werden, wo man es verſucht, eine geſchloſſene, ariſtokratiſche Literatur zu ſchaffen. Sonſt pflegen ſich die Frauen, ſelbſt in ſtändiſchen Verhältniſſen, noch immer mehr Friſche und Geiſt zu erhalten als die Männer. Die Romanſchriftſtellerin Hahn zeigt uns aber in ihren Productionen, daß in ihr nicht blos die Schriftſtellerin, ſondern auch das Weib an dem ſtändiſchen Bemühen untergegangen iſt. Wie ſich jedoch auch eine ſtändiſch abgeſchloſſene Romanliteratur der Ariſtokratie zu behaupten ſucht, es ſteht die Bewegung des modernen Geiſtes im entſchiedenſten Widerſpruche mit derſelben und er entflieht den Schranken, in denen man ihn zum leeren Behagen einer geiſtig ſtagnirenden und gelangweilten Ariſtokratie feſthalten möchte.

Steht es denn aber beſſer um die auf unſere Bourgeoiſie berechnete Romanliteratur? Bourgeoiſie iſt ein fremdes Wort, wir behalten es aber bei, da uns ein deutſches fehlt, daſſelbe auszudrücken. Für den Leſetrieb unſerer Bourgeoiſie ſind unſere Leihbibliotheken die großen Abfütterungskaſten. Und was wird dort vorzüglich geleſen? Und wer ſind die Leute, die dieſen Leſetrieb zu befriedigen ſuchen? Unſere Bourgeoiſie lieſet nur zur Erholung von den Geſchäften des Marktes, des Ladens, des Büreaus, des Hauſes, ſie will deshalb denn

Digitized by

auch ein recht buntes Stück Welt in einem Romane bekommen. Es muß recht merkwürdig zugehen und, wie die Bourgeoiſie ſich ſelber nach oben und unten hin ausdehnt, ſo darf der Romandichter auch nach oben und unten hin ſeine Farben verreiben. Nur eins darf der Dichter nicht, er darf nicht, wenn er für die Bourgeoiſie Romane ſchreiben will, zum Denken anregen wollen; kann er nicht denken, ſo ſteht er ſich dabei am beſten. Seine Motive müſſen nicht fein geſponnen ſein, ſondern wo möglich die Dicke eines Schiffstau's erhalten, es werden keine Charaktere verlangt, ſondern nur frappante Masken, pſychologiſche Kunſt wird nicht in Anſpruch genommen, ſondern nur ein dicker Pinſel, die Darſtellung der Geſchichte darf in rohe Decorationsmalerei ausarten. Das befriedigt das Romangelüſte unſerer Bourgeoiſie. Je praktiſcher und egoiſtiſcher die Bourgeoiſie im Leben iſt, um ſo mehr liebt ſie im Romane die Sentimentalität und die Romantik, je engherziger ſie ſich in die Geſellſchaft hineinſtellt, um ſo lieber hat ſie es, wenn es in ihren Romanen recht bunt und auffallend hergeht. Wir ſind alſo auch hier in einer ſtändiſchen Sphäre und es gibt genug, die das Gelüſte dieſer ſtändiſchen Sphäre zu befriedigen ſuchen. Hat ſich ſo ein Romanſchriftſteller für unſere Bourgeoiſie in die Leihbibliotheken hineingearbeitet und läßt er ſich dort käuen und widerkäuen, ſo wird er bald der Meinung ſein, daß er ein Mann der Nation geworden, während er allzuhäufig nur von der Geſchmackloſigkeit und der Rohheit eines vielberechtigten und weitgreifenden Standes getragen wird. Mit einem Bischen Erfindung, mit einem Bischen Decorationsmalerei, mit etwas Romantik, Sentimentalität und Gedankenloſigkeit kann man in der deutſchen Romanliteratur ein Mann der Bourgeoiſie werden und wenn es hier darauf ankäme, ſo würden wir hier manchen von denen, der, durch den rohen Leſetrieb der Bourgeoſie begünſtigt, ſich für einen bedeutenden, auf die Nation wirkenden Romandichter hält, auf ſeinen wahren Werth zurückführen können. Wir werden uns dieſe Arbeit indeß bis zu einer andern Gelegenheit vorbehalten.

Mit der weiteren Ausbreitung der modernen Socialtheorien und überhaupt mit dem wachſenden Intereſſe an den ſocialen Zuſtänden, mit der ſteigenden Theilnahme an dem Looſe der „arbeitenden Klaſſen", hat ſich allmälig in neuerer Zeit eine Romanliteratur für das „Volk" gebildet. Dieſe Literatur iſt aber von der früheren Volksliteratur, von der Literatur der Haimonskinder, des Eulenſpiegels u. ſ. w. himmelweit

Digitized by Google

verſchieden, ſie geht nicht, wie dieſe, aus dem naiven Volksgeiſte unmittelbar hervor, ſondern ſie entſteht in Sphären, die das Volk „heben" wollen und die über das, was das „Volk" iſt, eben ganz verſchiedener Anſicht ſind. Aber auch dieſe Romanliteratur, die alle Sphären der Geſellſchaft auf ihren Mittelpunkt zur Einwirkung bringen kann, verliert ſich allzu häufig, beinahe noch immer in einem ſtändiſchen Intereſſe, ſie ſchließt den Begriff des „Volkes" viel zu eng ab und gelangt dann zu nichts Anderem, als zu einer Verherrlichung der „Maſſe". Durch dieſen ſtändiſchen Abſchluß, durch die Iſolirung und Ausſchmükkung der Maſſe, wird dann jede allgemeine Bewegung von vornherein abgebunden und wir werden gewöhnlich nur mit Jammerbildern und mit ſocialen Principien, auch mit ſentimentalen Ergüſſen, aber nicht mit einem vollen, die ganze Geſellſchaft durchgreifenden Leben beſchenkt. Die Maſſe wird als Stand cultivirt und den bevorrechteten Ständen mit Rechten, Forderungen und Leiden gegenüber geſtellt, man muß das Volk nicht in der Geſammtheit und Durchdringung aller verſchiedenen Lebensverhältniſſe, in der Wechſelwirkung zwiſchen oben und unten faſſen, ſondern nur in ſeinem Niederſchlage, deſſen Elend zum Stande geworden iſt. Dazu kommt es denn gar noch häufig, daß man dieſen Niederſchlag zum Träger einer abſtracten Sittlichkeit macht und daß man die Maſſe mit ſittlicher Tüchtigkeit ausſchmückt, um ſie als den Stand der Sittlichkeit den bevorrechteten Ständen der Unſittlichkeit gegenüber zu ſtellen. Wie verkehrt und falſch ein ſolches Thun und Streben iſt, braucht wohl kaum geſagt zu werden. Die Maſſe iſt eben ſo wenig das Volk allein, wie ſie auch die abſtracte Sittlichkeit, als ein ihr eignes ſtändiſches Element, ausſchließlich in ſich faßt, das Volk iſt in den Bewegungen der Geſammtheit. Die Sittlichkeit und die Unſittlichkeit, die Kraft und die Verderbtheit ſind nicht auf einer, ſondern auf allen Seiten. Indem unſere ſocialen Poeten dieſe Wahrheit allzu häufig überſehen, indem ſie die Maſſe als das Volk verherrlichen, indem ſie für die ſocialen Conflicte keinen großartigen Standpunkt einnehmen, laufen ſie Gefahr, ſich von der allgemeinen Bewegung eben ſo ſehr in eine ſtändiſche Pferche zu entfernen, wie die oben erwähnte Romanliteratur der Ariſtokratie und der Bourgeoiſie. Auch hier ſucht das ſtändiſche Element einer allgemeinen und großartig ausgreifenden Durchdringung Herr zu werden.

Ich muß es hier bekennen, daß es mich zu der Art und Weiſe, welche die Poeſie nur in Gefühlsmomente und in eine, nur allzu häufig daraus hervorgehende Sentimentalität und Romantik ſetzt, in einem

Digitized by Google

entſchiedenen Widerſpruche befinde, aber ich kann nicht umhin, ganz ernſtlich vor dem Wege zu warnen, auf welchem jetzt ſo manche jugendliche Talente eine Proletarier-Poeſie ſuchen. Liegt nicht in dieſem Worte ſelbſt ein unmittelbarer Widerſpruch? Kann man von dem Proletariat den Begriff der Häßlichkeit, von der Poeſie aber den Begriff der Schönheit trennen? Kann und darf deshalb das Proletariat an ſich ſelber Gegenſtand und Motiv der Poeſie ſein? Ein genaues Ausmalen der Zuſtände des Proletariates, ſobald man dieſe Zuſtände zum Zwecke der Darſtellung macht, gehört nicht der Poeſie, es iſt der praktiſchen Thätigkeit zu überlaſſen; wenn ſich die Poeſie aber in die Zuſtände des Proletariates hineintaucht, ſo muß ſie den menſchlichen Kern erfaſſen und ſie muß die Bewegung im Proletariate nur im Zuſammenhange mit der großen, allgemeinen, mit der ganzen Bewegung, mit der Idee der Menſchheit, verbinden. So ſtellt ſie das Proletariat unter einen großartigen Horizont; aber viele von denjenigen, welche ſich jetzt um eine Proletariats-Poeſie bemühen, können nicht zu einer großartigen Auffaſſung der Verhältniſſe gelangen und ſie meinen ſchon, indem ſie ſocialiſtiſch peroriren, oder ſentimental jammern, oder grelle Schilderungen entwerfen, auf dem Wege zu einer neuen Poeſie zu wandeln. Dies iſt ein Irrthum, der uns noch mit vielen literariſchen Lamentos beſchenken wird. Der mag ein Dichter ſein, der uns das Proletariat in ſeinen Charakteren und Zuſtänden und in ſeiner Verbindung mit den übrigen Poſitionen der Geſellſchaft darſtellt und zwar ſaftig und kräftig, ohne Sentimentalität darſtellt, aber der iſt noch kein Dichter, der über das Elend zu jammern weiß und höchſtens ein paar Conflicte in vereinzelter Faſſung auszumalen ſucht. Auch der iſt kein Dichter, der in das Proletariat eine abſtracte Sittlichkeit hineinlegt und es von da aus zu modeln ſucht. Wir müſſen für die neue Poeſie ſtatt der Iſolirung Zuſammenhang, ſtatt der Abſtraction Plaſtik, ſtatt der Sentimentalität eine erhöhte Wirklichkeit verlangen. Wer dieſe Bedingungen erfüllen kann, der mag ſich dann allerdings auch an die Geſtaltung des Proletariates mit ſeiner poetiſchen Kraft heranmachen dürfen. Er wird nicht eine ſtändiſche, ſondern eine Geſammtwirkung erzielen müſſen, wie ſie z. B. ſchon Hebbel, um auf das dramatiſche Gebiet überzugehen, ohne daß er ſchon in das Proletariat hineingriffe, in ſeiner „Maria Magdalena" und auf dem lyriſchen, Carl Beck in einigen Liedern erzielt hat.

Wir dürfen und müſſen von unſern Romanen verlangen, daß ſie unſer Leben im Ganzen faſſen, daß ſie es nicht immer trennen und

Digitized by Google

ſtändiſch auflöſen, hier zum Beſten der Ariſtokratie, dort zum Beſten der Bourgeoiſie, dort zum Beſten des Proletariates, der „Maſſe". Wir wollen keine ſtändiſche Romanliteratur, ſondern eine ſolche, die das ganze Volk in ſich aufnimmt und alle Verhältniſſe deſſelben in eine richtige Wechſelwirkung ſetzt. Nur eine ſolche Romanliteratur kann den Anforderungen entſprechen, die wir gegenwärtig als Volk machen, nur ſie iſt eines Volkes würdig, nur in ihr kann ſich ein Volk wiederfinden.

Ein in dieſer Beziehung ſehr bedeutender Roman, iſt der von Starklof geſchriebene: Armin Galoor. Er ſucht den Mittelpunkt unſeres ganzen Lebens und er läßt uns von oben bis unten einen ſehr genialen Blick in unſere mannichfaltigſten Lebenszuſtände thun. Der Roman enthält Leben, denn er iſt ein Product des Lebens, er iſt nicht in der Iſolirung eines hübſchen Talentes, ſondern als Reſultat ſcharfer und verſchiedenartigſter Beobachtung entſtanden. Starklof hat nichts weniger, als einen Tendenzroman geſchrieben, aber er liefert einen Zeitroman und obgleich ſein Product durch und durch ein Zeitroman iſt, entbehrt es doch nicht des wahrhaften, concreten Lebens, der individuellen Friſche, der heiterſten Poeſie. Starklof ſcheint auf jener Höhe des Lebens zu ſtehen und zu jener objectiven Ruhe gekommen zu ſein, wo man die Poeſie und ihr Weſen wieder von dem Wirrwarr des Tages und den politiſchen Conflicten der Gegenwart trennt, wo man zu dem Bewußtſein gelangt, daß ſie ſich nicht im Parteiſtrudel verlieren dürfe, aber auch in der Ueberzeugung lebt, daß es eine Aufgabe der Poeſie und vorzüglich der Poeſie des Romanes ſei, die Zuſtände der Gegenwart und die Individualitäten, wie ſie ſich mannichfach unter denſelben entwickeln, abzuſpiegeln. Man kann ſich bei der Lectüre des „Armin Galoor" nicht leicht des Gedankens erwehren, daß der Dichter in dieſen ſcharfen, mit genialen Pinſelſtrichen hingeworfenen Zeichnungen, einen großen Theil eigner Lebenserfahrungen von ſich loslöſe, daß er ſich in der Entwickelung dieſes Romans über die elenden Kämpfe der Wirklichkeit poetiſch zu erheben ſuche, daß er darin über den eignen Lebenskampf voll trüber Erfahrungen und ſcharfer Beobachtungen den Frieden und die Verſöhnung, welche die Poeſie gewährt, ſuche und finde. Ja, man merkt es dieſem Romane unmittelbar an, daß er nicht blos geſchrieben, ſondern daß er auch durchgelebt und durchgekämpft worden iſt und darin verhält er ſich in einem directen Gegenſatze zu unſern meiſten neuern deutſchen Romanen, in denen entweder eine ungeordnete Phantaſie irrlichtert oder eine abſtracte

Digitized by Google

Tendenz manövrirt und die ſich meiſtens alle geradezu unfähig zeigen, die nackte Wirklichkeit unſeres Lebens mit der Wahrheit der Poeſie in großer, kühner Auffaſſung zu verbinden. Starklof will in ſeinem „Armin Galoor" weder ein ſocialiſtiſches, noch ein communiſtiſches Syſtem proclamiren und uns eine Syſtemweisheit weder in ſpaßhaften, noch in gräßlichen Bildern veranſchaulichen; für ihn iſt die Poeſie nicht mehr die Dienerin irgend eines außer ihr liegenden Intereſſes, er erhebt ſie wieder zu ſich ſelber, zu ihrem ſelbſteigenen Weſen. Sie überragt die vereinzelten Bewegungen, Kämpfe und Zuckungen unſerer Zeit, aber ſie verleugnet dieſe Zeit und ihren Boden nicht, ſondern ſucht vielmehr dieſelbe in der Fülle ihrer ganzen Kraft und ihrer objectiven Ruhe zu charakteriſiren und in einer großartigen Faſſung wiederzugebären. So iſt „Armin Galoor" kein Tendenzroman, aber ein Zeitroman, wie wir augenblicklich keinen zweiten beſitzen und der Verfaſſer weiß in demſelben ein Bild unſeres deutſchen Lebens nach allen Seiten hin mit einer ſolchen Kenntniß und Kühnheit zu entwerfen, daß wir wahrhaft verwundert ſind durch das Reſultat, welches wir durch ihn erhalten.

Denn dieſes Reſultat, ihr deutſchen Romanſchreiber, iſt kein anderes, als folgendes: Ihr belügt euch und das Publikum ſelbſt, wenn ihr behauptet, daß es unmöglich ſei, unſere Gegenwart, ſo unklar und ſo zerriſſen, wie ſie geworden, zum Gegenſtande einer künſtleriſchen Behandlung zu erheben. Starklof liefert uns den Beweis dieſer Möglichkeit. Nicht an unſerer Gegenwart liegt es, wenn ihr dieſelbe in euren Romanen entweder toll verzerrt und verfratzt oder dieſelbe gänzlich aus dem Spiel zu laſſen müſſen glaubt. Ihr ſelbſt tragt die Schuld in eurer Lebensunfähigkeit. Ihr lebt nicht, ihr ſchreibt nur. Ihr wollt die Gegenwart ſchildern und darſtellen, ohne daß ihr ſie kennt. In euren Univerſitätscompendien, auf euren Bairiſchbierbänken, in euren Buchläden und Leſeinſtituten glaubt ihr alles erfahren zu können, was ihr zu wiſſen braucht, und aus der Oede eurer individuellen Exiſtenz heraus glaubt ihr dann die Gegenwart darſtellen zu können, oder ihr behauptet, daß, was ihr nicht könnt, überhaupt unmöglich ſei. Deshalb ſind unſere deutſchen Romane ſo lebensunfähig und ſo unwahr der franzöſiſchen und der engliſchen Romanliteratur gegenüber. Dem deutſchen Romanſchreiber hat das Leben in der Regel wenig gegeben, er ſitzt in engen Pferchen, ihn trägt keine kühne Woge an fremde Geſtade, hinein in einen großartigen Conflict des Lebens und der Individualitäten, er weiß es zu einer anſtändigen,

Digitized by Google

knapp-bürgerlichen Exiſtenz zu bringen und, von ſeinem Kohlgarten aus, glaubt er ſich dann berufen, einem Volke ſeine Gegenwart zu ſchildern. Natürlich kann nichts Rechtes daraus werden und wir erhalten in unſern Romanen entweder phantaſtiſche Philiſtereien, an denen ſich nur noch Kammerdiener und Griſetten amüſiren mögen, oder abſtracte Tendenzen, die hinter dem Ofen von der Lebensunfähigkeit ausgeheckt worden ſind. Selbſt unſere beſten Romane wiſſen uns nichts Anderes zu geben, als einen ſchwachen Schatten, als einen unſichern Abglanz unſeres mißlichen Lebens, untermengt mit unmöglichen Zuſtänden, launigen Träumereien, grellen und unklaren Phantaſien, in denen ſich nur die vorgefaßte Anſicht des Lebens, wie ſie ſich in der Einbildungskraft des vereinſamten Dichters entwickelt, geltend macht und die aller realen Grundlage, aller Wirklichkeit, aller Wahrheit entbehren. Wenn unſere Romanſchriftſteller nicht leben, ſondern nur ſtumpfſinnig hinbrüten oder phantaſtiſch ſchwärmen oder philoſophiſch experimentiren wollen, ſo werden ſie auch nicht ſchreiben können, wie geſchrieben werden muß, um die Theilnahme, um die Befriedigung eines Volkes zu gewinnen. Je größer die Oede und die Lebensunfähigkeit unſerer deutſchen Romane im Allgemeinen iſt, um ſo größere Theilnahme und Anerkennung wird aber der Verfaſſer des „Armin Galoor" verdienen, da er durch ſein neueſtes Product den Beweis liefert, daß die richtige Auffaſſung der Zeit, ihrer Zuſtände und der ſich in ihnen entwickelnden Individualitäten nicht ein ausſchließlicher Vorzug der franzöſiſchen und engliſchen Romanliteratur iſt, ſondern daß auch deutſche Schriftſteller darin mit ihnen zu wetteifern und ſie wohl gar durch die Erhebung der Wirklichkeit in die Faſſung voller Poeſie, zu übertreffen vermögen, wenn ſie eben nur leben, wirklich leben und die Zuſtände erſt durchkämpfen wollen und an ſich herankommen laſſen, bevor ſie dieſelben darzuſtellen gedenken.

Die Fabel, welche dem Romane zum Grunde liegt, iſt ziemlich einfach gehalten, der Held deſſelben iſt mehr eine paſſive, als eine active Geſtalt, er wird erſt in das rechte Licht gebracht durch die Perſönlichkeiten, mit denen er in Berührung kommt. Wir ſehen in dem Helden einen jungen Maler vor uns, der, unbekannt mit ſeiner Geburt, das Geheimniß derſelben zu enträthſeln ſucht und, von Ahnungen und Vermuthungen getrieben, in den höchſten Geſellſchaftskreiſen den Schlüſſel zu finden glaubt. Er bewegt ſich deshalb in einer deutſchen Reſidenz unter der haute volée, in den Cirkeln des Hofes und wird es endlich, aber zu ſpät gewahr, daß man nur ein liſtig berech-

Digitized by Google

netes Spiel mit ihm getrieben. Er iſt eitel, abenteuerluſtig, leichtſinnig. Durch ſeinen Beruf als Maler, durch ſeine früheren Bekanntſchaften und durch ſeinen Uebermuth kommt er mit den verſchiedenartigſten Geſellſchaftsklaſſen in Verbindung; er iſt gern dabei, wo es gilt, einem Freunde beizuſtehen, einer unverdienten Armuth abzuhelfen, oder auch die Anmaßung zu beſtrafen und der Bosheit die Larve vom Geſichte zu reißen. Tugend und Schönheit gruppiren ſich um ihn und es ſpinnt ſich eine Menge von Abenteuern ab, in denen die intereſſanteſten Geſtalten hervortauchen, ſtets feſſeln und uns die geiſtreiche Pinſelführung des Dichters, die anmuthige Anlage der Gemälde bewundern laſſen. Der Dichter führt uns nach einander ein in das hohle, in ſich bankerotte und troſtlos gelangweilte Leben unſerer deutſchen Ariſtokratie, in die Couliſſenwelt des Theaters und ſeine Intriguen, in die Fuchsſchwänzereien, in die Lügenhaftigkeit und Aufgeblaſenheit des Hofgeſindes, in die ärmliche Wohnung des bedrängten Mittelſtandes. Der Roman umfaßt alle Stände, er ſteht über der ſtändiſchen Beſchränktheit, er ſucht das ganze Leben. Wir lernen die geheimen Fahrten der Geldwucherer, der vornehmſten und der niedrigſten Wegelagerer kennen und es wird eben ſo unerbittlich von den Gedanken der regierenden Perſonen, wie der elendeſten, niedrigſten Gauner jener Schleier weggenommen, in dem ſie ſich im gewöhnlichen Leben verbergen und hinter den unſere deutſchen Romanſchriftſteller ſo äußerſt ſelten zu ſchauen wiſſen. Ueberall iſt Wahrheit, überall iſt mit den richtigſten Farben gemalt, wenn auch häufig nur ſkizzirt und nicht bis in's Einzelne ausgeführt. Der Horizont unſerer politiſchen und ſocialen Zuſtände tritt uns in den Verhältniſſen und in den Perſonen, welche der Dichter herbeiführt, ſchlagend entgegen, treffender, als in den gründlichſten Raiſonnements. Er hat den Fluch, der uns quält, in Geſtalten gebracht, er zeigt uns unſere Noth, unſern Jammer, wir müſſen haſſen, wir müſſen verachten. Von unſerer ganzen deutſchen Welt, von oben bis unten, wird der Vorhang weggenommen und der Verfaſſer hat die männliche Bitterkeit, das Gefühl der Verzweiflung, welches ihn ſelbſt zuweilen zu überkommen ſcheint, durch die Ruhe ſeiner poetiſchen Kraft, ſeiner Objectivirung zu mildern gewußt. Allerdings liebt er mehr die Skizze, wie die Ausführung und das iſt zum Theil ein Tadel für den Roman; aber wie werthvoll ſind nicht auch geniale Skizzen! Wenn der Dichter, ſtatt ſeine Perſonen redend einzuführen, ihre Worte häufig in ſeinem eigenen Namen überliefert, dann aber wieder ganz und gar die dramatiſche Form anzunehmen beliebt,

Digitized by Google

ſo läßt ſich dagegen zwar mancherlei einwenden, im Ganzen aber wird dadurch dem Werthe des Romans, als ein wahrhaft praktiſch gedachtes und ausgeführtes Kunſtwerk, nur ſehr wenig Abbruch geſchehen.

Man mag bei „Armin Galoor" mannichfach an Goethe's Wilhelm Meiſter erinnert werden, aber doch nur in der Art, daß in Starkloſ das Bemühen erſcheint, den Wilhelm Meiſter geradewegs auf den Kopf zu ſtellen, ein Beſtreben, welches, in Betracht unſerer gegenwärtigen Verhältniſſe, durchaus nicht übel genannt werden kann. Aber in der Romantik bleibt Starkloſ noch mannichfach befangen und es iſt ihm nicht möglich geweſen, dieſelbe ganz und gar zu überwinden. Der Maler Galoor ſelbſt iſt eine ziemlich romantiſche Geſtalt. Der Roman beginnt romantiſch, erhebt ſich ſodann zur vortrefflichſten Lebenswahrheit und, namentlich im zweiten Theile, zu den unvergleichlichſten Skizzen, erhält aber doch wieder einen romantiſchen Schluß. Sodann wird die Darſtellung zuweilen ſalopper, als man es wünſchen dürfte, und es werden hier und da die Farben bunt durcheinander geworfen, an eine leichte Skizze reiht ſich ein breites Gemälde, auf eine ſpannende Entwickelung folgt ein unbefriedigender Schluß. Im Ganzen jedoch behält der „Armin Galoor" ſeinen oben bezeichneten Werth und er wird ohne Weiteres die beſte Production unter den neueren deutſchen Romanen genannt werden dürfen. F. S.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Frankfurt.

Ende April.

Die Messe. — Ein getäuschter Marktschreier. — Die Miethe und die Fremden. — Vereine. — Was zum guten Tone gehört. — Sparkassenräthsel. — Licht und Finsterniß. — Deutschkatholiken. — Theater.

Unsre Messe ist vorüber, die Geschäfte sollen ziemlich gut ausgefallen sein. Betrug und Marktschreierei nehmen aber mit jedem Tage mehr zu und es sind namentlich die Berliner, die in letzter besonders erfinderisch sind. So bietet man z. B. sogenannte Leinwand, die im Grunde nichts als ein ziemlich kunstreich zubereitetes Baumwollengewebe ist, zu so niedrigen Preisen an, daß Jeder die Unmöglichkeit, sie für solche herzustellen, leicht einsehen kann. Um aber der Sache einen wahrscheinlichen Anstrich zu geben, so werden allerlei Vorwände ersonnen, weshalb man so wohlfeil verkaufe. Da muß der Eine wegen Militärpflicht plötzlich nach Hause, der Andere hat in drei Tagen einen fälligen Wechsel zu zahlen, der Dritte muß der vielen Concurrenz und der im Allgemeinen so schlecht fabricirten Zeuche wegen nach Texas auswandern, um unter den Wilden eine Fabrik ächter solider Waare zu errichten, von der er die Proben, d. h. sein bis jetzt gefertigtes Product, noch in aller Eile losschlagen will.

So lauten die Ankündigungen und obgleich sie großentheils nicht einmal unterzeichnet sind, so laufen doch alle Lügenfresser hin, um für weniges Geld schlechte Waare einzuhandeln, ungeachtet die Polizei in täglichen Anzeigen vor diesen Betrügereien, die sie nicht leicht direct hindern kann, warnt. Durch Mithülfe hiesiger Leinwandhändler hat man jedoch Einen dieser Marktschreier in die Falle gelockt. Derselbe hatte seine Lüge, daß er wegen einer Erbschaft von 80,000 Thalern sein herrliches Leinwandlager um jeden Preis ausverkaufen wolle, mit dem dreifachen Ausruf: Wahrheit! Wahrheit! Wahrheit! herausgeputzt, und in der That drängte sich am folgenden Tage sein Magazin von leichtgläubigen Käu-

ferinnen, die, während ſie auf augenfällige Weiſe betrogen wurden, mit ihm über ſeinen plötzlichen Reichthum ſcherzten. Da ſtellten ſich ſpäter drei Männer ein, die ein Stück dieſer ſogenannten Leinwand kauften und ſich unter einem Vorwande, freilich nicht ohne Schwierigkeit, eine Quittung über gekaufte Leinwand ausſtellen ließen. Mit dieſer Quittung und dem als Leinwand präparirten Baumwollenzeuche begaben ſie ſich darauf zur Polizei, wo der bald vorgeladene Verkäufer wegen erwieſenen Betrugs Strafe zahlen und Erſatz leiſten mußte.

Aehnliche Betrügereien, wie mit der Leinwand, kommen mit ſogenannten franzöſiſchen Shawls vor, wobei die Käufer auf das Schmählichſte geprellt werden. Mittlerweile vermehren ſich die Kaufläden mit jedem Tage, jeder neue iſt ſchöner und glänzender als die alten. Die Miethe manches einzelnen Ladens mit Comptoir iſt bereits auf 1800 — 2000 Gulden geſtiegen; eine ungemein hohe Summe, wenn man bedenkt, daß die Einwohnerzahl gar nicht, oder nur unbedeutend zunimmt.

Letzteres iſt leider in unſren Verhältniſſen gegründet. Der Aufnahme der Fremden in unſern Bürgerverband ſtehen große Hinderniſſe entgegen und dem muß (?) allerdings ſo ſein, da wir, ſelbſt ein kleiner Staat, von bevölkerten Landſtrichen umgeben ſind, welche uns alle Unternehmungsluſtigen und Geldſuchenden zuſchicken würden. Fabriken und größere Etabliſſements werden ebenfalls nicht begünſtigt, da dieſe vielleicht Einzelnen Vortheil bringen, im Ganzen aber nur eine Maſſe Arbeiter auf unſern Boden locken würden, von denen die Stadt ſtatt Gewinnſt Nachtheil haben müßte. Viele Bürgersſöhne, die Thatkraft, aber kein Capital beſitzen, finden in der Fremde leicht einen günſtigern Boden für Unternehmungen, als in den hieſigen beſchränkten (ſoll wohl auch heißen egoiſtiſchen! D. Red.) Kreiſen. Dehnt ſich die Stadt auch in räumlicher Beziehung aus, ſo läßt dies nicht auf eine Zunahme der Bevölkerung ſchließen, ſondern beruht nur auf der Entfaltung der vorhandenen Kräfte und zum Theil auch darauf, daß wie überhaupt das Leben der Gegenwart ſich immer mehr und mehr dem Genuß hingibt.

Unſere zahlreichen Vereine haben im Laufe dieſes Jahres noch um drei ſich vermehrt. Der Verein für körperliche Ausbildung oder Turnverein, der Verein zur Verbreitung von Volksſchriften mit einer entſprechenden Leihbibliothek und der Peſtalozziverein. Letzterer hat zum Zwecke, ſich der Erziehung überhaupt und vornehmlich der von ſittlich verwahrloſeten Kindern anzunehmen.

Alle dieſe Vereine finden einen lebhaften Anklang, ja es gehört zum guten Tone, Mitglied mehrerer derſelben zu ſein, ſo daß es ein ſtehender Artikel des Budgets, des Bemittelten, geworden iſt, 30 — 40 Gulden jährlich für ſolche Zwecke auszuſetzen. So hat der polytechniſche Verein über 600 Mitglieder, von denen Jedes jährlich 11 Gulden zahlt, alſo eine Einnahme von 6600 fl. Rechnet man dazu, daß zur Direction der von dieſem Vereine begründeten Anſtalten kein Geld aufgewendet wird, inſofern ausgewählte Mitglieder des Vereins dieſelbe mit Aufwand ihrer Zeit und Mühe beſorgen, ohne dafür eine Entſchädigung in Anſpruch zu nehmen, daß auch noch beſondere Geſchenke, z. B. von der

Digitized by Google

münchener Feuerverſicherungsgeſellſchaft und in einzelnen Fällen, z. B. zur Errichtung einer Gewerbeſchule, Unterſtützungen des Senats dazu kommen, ſo läßt ſich begreifen, daß auf ſolche Weiſe etwas gewirkt werden kann, beſonders, weil einzelne Inſtitute, wie das der Sparcaſſe, nicht nur keiner pecuniären Unterſtützung mehr bedürfen, ſondern ſogar einen nicht unbedeutenden Reſervefond anzulegen im Stande ſind.

In Beziehung auf die vereinigten Sparcaſſen wird nächſtens ein intereſſanter Fall zur Sprache kommen. Es handelt ſich darum, auf welche Weiſe die hier erübrigten Gelder verwendet werden ſollen, nachdem die in den Statuten vorgeſehene höchſte Summe für den Reſervefond erreicht iſt. Ein Theil der Geſellſchaft behauptet, das bei einem Inſtitut der Geſellſchaft erübrigte Geld müſſe, da bei allen das Wohl der Allgemeinheit, vornehmlich in den untern Schichten das Volks, erſtrebt werde, den übrigen Anſtalten, die der Zuſchüſſe bedürftig wären, zu Gute kommen, — während die Gegner aufſtellen, daß der bei den Sparcaſſen erzielte Gewinn Eigenthum der Einleger ſei, deren Gelder adminiſtrirt würden, daß deshalb, ſobald eine gewiſſe Summe für mögliche Wechſelfälle vorhanden ſei, der Ueberſchuß der Einnahme wieder direct den Einlegern zufließen müſſe, indem man ihnen einen höhern Zinsfuß bewillige. Die Sache iſt nicht ganz unbedeutend. Die gegenwärtigen 4679 Einleger erhalten nämlich von ihrem Capital von 1,095,000 Gulden 3% als Intereſſen. Da nun die Capitalien im Durchſchnitt zu 3½% angelegt werden, die Koſten aber nicht bedeutend ſind, ſo ergibt ſich ein wahrſcheinlicher Ueberſchuß von ungefähr 3000 Gulden. Es iſt leicht einzuſehen, daß eine Erhöhung von ¼, ⅛ Intereſſen an die Einleger, dieſen, bei den durchſchnittlich nicht hohen Einlagen, keinen bedeutenden Vortheil ſichern, dagegen die Verwaltung leicht in's Gedränge bringen können; und ſo wird ſich die Geſellſchaft wohl für anderweitige Verwendung des Ueberſchuſſes, d. h. für momentane Unterſtützung der übrigen Inſtitute ausſprechen, beſonders da dieſe alle, z. B. die Blindenanſtalt, das Inſtitut für Verſittlichung der Dienſtboten, der Gewerbe- und Sonntagsſchule u. ſ. w. nicht nur keinen Ueberſchuß bewirken, ſondern jährlich bedeutendere Opfer in Anſpruch nehmen.

Der Verein der Freunde des Lichts, von Iſraeliten ſowohl als Chriſten aller Confeſſionen, hat ſeit meinem letzten Berichte bedeutend zugenommen. Die Montagsverſammlungen werden fortwährend unter ſtarkem Zulaufe gehalten und freiſinnige Schriften verbreiten ſich unter allen Schichten des Volks. Ein etwas bedauerlicher Conflict fand in letzter Zeit ſtatt, als die Emancipation der Juden zur Sprache kam. Es fielen harte Reden. Sehr freiſinnige (?) Redner erklärten, daß ſie den Gebildeten der Iſraeliten alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen und ſie gern für ihre Freunde erklären wollten, daß ſie aber weder eine Religion, die die Andersgläubigen zu verfolgen (?) gebiete, ſchätzen, noch den im Chriſtenhaſſe erzogenen Individuen, die ſich ſtets gegen die Chriſten zuſammenſchaaren (!) würden, gleiche Rechte zugeſtehen könnten.

Die Deutſchkatholiſchen haben den lutheriſchen Kirchenvorſtand um den Mitgebrauch einer Kirche angegangen. Dieſer hat eingeſtimmt; da

Digitized by Google

aber der Senat hierüber zu verfügen hat und auch das Prediger-Ministerium ein Gutachten abgeben mußte, so erlitt die Sache einige Verzögerung. Gegenwärtig soll indessen die höchste Genehmigung auf die zustimmende Erklärung der lutherischen Geistlichen hin mit jedem Tage zu erwarten stehen.

Zum Schlusse einige Worte über das Theater. Gutzkow's „Anonym" hat nicht angesprochen, Schubart's „Keine Jesuiten mehr" dagegen eine beifällige Aufnahme gefunden. Eine neue Oper von einem hiesigen pseudonymen Dichter und dem hiesigen Componisten Neeb ist so gut wie durchgefallen. Man streitet sich wieder, ob der Text die Musik oder die Musik den Text verdorben habe, oder ob Beides schlecht sei. Unsre zahme Didaskalia hat sich gar nicht ausgesprochen; ein schlimmes Zeichen!

Leo Att.

II.

Hamburger Personen und Zustände.

Bürgerschaft und Collegien.

Die hamburger Bürgerschaft ist eine der mannichfaltigsten und buntscheckigsten, welche es geben kann, namentlich gilt dies von den untern Klassen, welche sich wöchentlich, ja täglich, aus Holstein, Hannover, Mecklenburg, Preußen, rekrutiren und regelmäßig erscheint daher in jeder Woche ein ansehnliches „Verzeichniß derer, welche Bürger geworden." Meistens sind dies Handwerker und Arbeiter, welche in ihrem ursprünglichen Vaterländchen zu viele Umstände und Schwierigkeiten vorfinden, um sich bürgerlich niederzulassen, oder was die Hauptsache ist, um sich zu ernähren. Sie wählen daher den alten Zigeunerspruch: ubi bene ibi patria, zum Symbol ihres Lebens, werden in Hamburg Bürgergardisten, zahlen noch fünfundvierzig Mark zwölf Schillinge und genießen dadurch alle Rechte und Freiheiten eines hamburger Bürgers, Gewerbe und Handel nach Kräften zu treiben. Jeder muß sich bisher zwar verpflichten, bei dem Gewerbe zu beharren, auf welches er sich eingebürgert, aber wie oft ist diese Pflicht wohl übertreten worden! Wollte das eine Geschäft nicht gehen, so erwählte man das andere, oft noch ein drittes und viertes und fiel am Ende dem Proletariat anheim. Die Bequemlichkeit war zu lockend und hielt allezeit Thür und Thor offen, man wollte die hier gebotenen Freuden des Lebens genießen, welche in der Heimath versagt waren und hoffte zuletzt auf die Unterstützung des Staates, denn man war ja „hamburger Bürger", ein Begriff, der für die untern Klassen unendliche Freiheiten und Glückseligkeiten in sich faßt, weil in dieser Region das leichte, materielle Leben über Alles geht. Man kann dreist behaupten, daß Hamburg seit zehn, zwanzig Jahren, einen großen Theil des allgemeinen deutschen Proletariats absorbirt hat und daß die vielen, bedeutenden Gelder nach der Brandkatastrophe gleichsam auf der stillen Anerkennung dieses Verdienstes von Seiten Hamburgs beruhte, welche Behauptung noch an Gewicht und Bestimmtheit gewinnt, wenn man erwägt, daß nach dem Brande Preußen, Baiern, Hannoveraner

Digitized by Google

ſpeciell eine Unterſtützung von dem Gelde verlangten, was aus ihren urſprünglichen Vaterländern eingegangen war. Zugleich erhellt daraus abermals, wie dieſe Leute ſich und ihre Stellung zu Hamburg im unklaren Bewußtſein betrachten; ſie halten die Verbindung mit ihrer Heimath nicht für aufgelöſt, trotz dem Entlaſſungsſchein, und Hamburg iſt ihnen vorläufig nur der Ort des gewerblichen Fleißes. Ein eigner Charakterzug, ein eignes Merkzeichen das! Ein Grund mehr auch noch, warum in Hamburg ſelbſt der Ausdruck einer patriotiſchen Einheit, eines localen Vaterland- oder Vaterſtadtgefühls, nie zum Durchbruch kommen kann. Politiſche Intereſſen können hier, weder oben noch unten, einen reellen Anklang finden, höhere Gefühle des Selbſtbewußtſeins können dieſe zuſammengewürfelte Bürgerſchaft nicht verbinden, weil Alle nur materielle Bezüge zur „Weltſtadt" anerkennen. So blüht das deutſche Element geſinnungslos in den unteren Klaſſen wie das engliſche Element in den oberen.

So das Verhältniß der Eingewanderten, deren Zahl ſchon Legion iſt, der Beiſaſſen und capite censi, der fünften und ſechſten Klaſſe wie im alten Rom, kurz, das Verhältniß derer, welchen der Bauch ihr Gott iſt. Anders aber ſtellt ſich das Verhältniß derjenigen Klaſſen heraus, aus welchen die Collegien genommen oder ergänzt werden. Hier herrſcht der eingeborne Bürger ſodann mit ſo und ſo vielen Ahnen vor und es kommt oder kam wohl nie oder ſelten ein Fall vor, daß ein urſprünglich Fremder in die Collegien gewählt wurde. Denn, wie das ganze bürgerliche Collegienweſen, ſo entwickelt ſich auch hier das Staatsvertrauen oder aus dem Kirchenvertrauen, wenn ich ſo ſagen darf; der eingeborne Bürger muß des Vertrauens für die zu verwaltenden Kirchengüter würdig befunden worden ſein, bevor er zur weiteren Vertretung der Bürgerſchaft hinaufrücken kann. Dieſes moraliſch-religiöſe Verhältniß iſt es denn auch, was dem eigentlichen Hamburger ſeine alte Staats- und Collegieneinrichtung noch immer lieb und werth erhält, wie Vieles auch nach modernen conſtitutionellen Begriffen dagegen eingewendet werden kann und auch dagegen eingewandt worden iſt. Nicht blos die Gewohnheit, ſondern mehr noch die Pietät, erhält die alte Verfaſſung aufrecht und läßt bürgerliches, politiſches Unrecht für Recht gelten. Es erhellt daraus, welche gewaltige Hebel angewandt werden müßten, um der Verfaſſung ein modernes Kleid mit modernem Schnitt anzulegen, auch wenn die Staatslehre hundertmal wiederholt, daß der Staatsorganismus in dieſer Beziehung nicht das Geringſte mit Pietät, Moral und Kirche zu ſchaffen hat. Genug, wie der Senat nur aus Kaufleuten und Juriſten ſich ſelbſt ergänzt, ſo erwählen auch die Collegien ſich ſelbſt aus bevorrechteten, durch Geburt beſtimmten Ständen, d. h. Mittelſtänden mit wenigen Ausnahmen, zu welchen aber Leute von oppoſitioneller Intelligenz nicht gehören. Der Senat gewinnt dadurch natürlich einen neuen weſentlichen Vortheil, außer dem, daß die Collegien nur „Nein" oder „Ja" ſagen dürfen, doch keine initiative, conſtitutionelle Antragsrechte haben. Als das alte Kaiſerreich noch beſtand, da war das anders, da konnten Collegien und Bürgerſchaft einmal den Senat regieren und ſelbſt zum Werke ſchreiten, aber

Digitized by Google

ſeit jener Aufhebung iſt das anders geworden; ich weiß nicht, ob alle Bürger, auch die beſſern, den Schaden begreifen, den man ihnen durch die Einſetzung des ſouveränen Senats der „Republik" zugefügt hat.

Aus den Collegien will ich nur einen Bürger nennen, der für Hamburg eine Merkwürdigkeit iſt und wenigſtens in einer Beziehung auch von ganz Deutſchland gekannt zu werden verdient. Ich meine den Oberalten Herrn Röding, den Gründer und Inhaber des ſogenannten „Röding'ſchen Muſeums", welches der Kellner nennt, wenn der Reiſende fragt, was es in Hamburg denn zu ſehen gibt. Dieſes Muſeum iſt äußerlich eine wahre Satyre auf den Begriff, den man ſonſt mit dieſem Worte verbindet. Ein altes, niedriges, verfallendes, kaum noch vor Regen und Wind ſchützendes Materialiengebäude, eigentlich ein langer Bauſchuppen, enthält und birgt die Naturalien, Curioſitäten, Kunſtproducte, die ein einziger Mann mit unſäglichem, ehrendem Fleiß Zeit ſeines Lebens hier geſammelt und zuſammengehäuft hat. Es erweckt eine eigenthümliche Rührung, wenn man den kleinen, ſtillen Mann, den Herrn Oberalten Röding, die Geſchichte ſeines „Muſeums" erzählen hört. Wie wenig ſind günſtige Verhältniſſe ihm entgegengekommen, mit vielen Schwierigkeiten hat er, nicht grade in Beziehung auf das Sammeln, zu kämpfen gehabt, wie gleichgültig und theilnahmlos iſt ſelbſt ſeine Senatsregierung gegen ihn verfahren, wie große Mühe hat es ihn gekoſtet, bevor er ſein Muſeumſchiff in den Hafen dieſes gebrechlichen Materialiengebäudes hat einlenken können! — Und daneben hat der anſpruchsloſe Mann in zwei Collegien eine Reihe von Jahren hindurch dem Staat und der Bürgerſchaft gedient, bevor es ihm gelungen iſt, das Honorar eines Oberalten, tauſend Thaler jährlich, zu erhalten, denn die vorhergehenden Collegialen vertreten ihr Amt unentgeltlich. In der That, es gehört ein eiſerner Wille dazu, im Entſchluſſe nicht zu wanken, immer bei gutem Humor zu bleiben und von Kindesbeinen an aus bloßem Inſtinct zu ſammeln, ſo viel und ſo weit ſich dazu in — Hamburg die Gelegenheit darbietet. Wie mancher ähnliche Inſtinct mag hier in Hamburg untergehen, welchem auch nie die geringſte weſentliche Theilnahme, die fördernde Anerkennung wurde. Das iſt das jedes edle, intelligente Gemüth Beängſtigende und Anwidernde einer ſolchen Republik, daß für die Hebung des wahren, freien Talentes ſo wenig geſchieht, daß Jeder zunächſt ſeine perſönlichen Rückſichten beachtet oder berechnet, immer rechnet und denkt: Jeder für ſich, Gott für Alle. Der Spruch hat dem Herrn Oberalten denn auch freilich weiter geholfen und er hat ſeinem Staat für Nichts zu danken, obgleich dieſer einige Male mit ihm unterhandelt haben ſoll. — Es iſt neuerdings im Gebäude des Johanneums eine naturhiſtoriſche Sammlung gegründet worden, aber „Röding's Muſeum" iſt auch dieſes Mal ignorirt worden. Der gute kleine Mann iſt hoch in Jahren, wer weiß wann er ſcheidet, wo möglich recht ſpät, doch kann man nicht umhin zu fragen, was wird dann aus dieſer Sammlung werden, die, wenn auch grade keinen großen wiſſenſchaftlichen oder Kunſtwerth hat, doch immer ein Monument ſtiller Bürgertugend iſt? Ich richte dieſe Frage hier ganz beſonders an Hamburgs Senat und wünſche, daß dieſer dem neuerdings als Oberalten auch oft widerſprechen-

Digitized by Google

den Manne darauf eine Antwort gebe. Was soll daraus werden in dem neuen Hamburg, welches einen Palast zu dem andern gestellt hat. Oder wird die patriotische Gesellschaft jetzt factisch einschreiten, recht bald? —

Ch.

III.

Aus Brüssel.

Das katholische Ministerium. — Das Gesetz über den mittlern Unterricht. — Siegende Niederlage. — Ein Anachronismus. — Die öffentliche Meinung. — Reliquien. — Gleichnisse. — Salongespräch. — Gerücht.

Das neue, so unerwartet erschienene katholische Ministerium hat in dieser Woche ein Majoritätsvotum erlitten, das einer Niederlage gar ähnlich sieht und auch als solche selbst von den sanftesten Blättern anerkannt wird. Nachdem nämlich heftige, ja heiße Debatten tagelang die Kammer bewegt und das Publicum beschäftigt, trug ein Mitglied der Opposition darauf an, daß die Minister diejenigen Modificationen, welche sie für das Gesetz über den mittlern Unterricht (dessen Berathung im Ministerconseil bekanntlich den Sturz des Herrn van de Weyer und das Auftreten des Herrn de Theux veranlaßt) einzuführen gedächten, der Kammer vorlegen sollten. Dem widersetzte sich das Ministerium. Die Motion ward dadurch und besonders nach der ausdrücklichen Erklärung der Minister zur Cabinetsfrage erhoben. Ja, Herr de Theux, der Herrn Rogier besonders wegen dessen Drohung, die Kammer aufzulösen, getadelt und der, um diesen Staatsstreich zu vermeiden, statt des Erstern die Verwaltung übernommen — Herr de Theux erklärte im entscheidenden Augenblicke, fiele das Ministerium durch, so sei die Dissolution der Kammern eine nothwendige Folge seines Unterliegens. Trotz dieses plötzlichen, erschütternden Geständnisses reihte sich das linke Centrum zur Linken und 40 Mitglieder (der Opposition) stimmten für die Motion, während 50 sich dagegen erklärten. Herr de Decker enthielt sich des Votums. Es fehlten also nur vier Kammermitglieder. Alle Katholiken (ein unerhörtes Beispiel) waren an ihrem Platz. Unter den Anwesenden befanden sich zwar entschiedene Liberale und die Herren Mercier und Nothomb (Gesandte im Haag und in Berlin), die auch ein rein katholisches Ministerium nicht hätten unterstützen können. So zählt die Opposition also eigentlich 44 Stimmen. Deduciren Sie nun von den 50 der Majorität die 6 der Minister selbst, so theilt sich die Kammer in zwei entschiedene, aber schwachkatholische Hälften, welche die Regierung erschweren. Ein Ministerwechsel wäre darum anständig. Doch Herr de Theux, der sich des fünften Actes, den seine Partei durchlebt, wohl bewußt ist, wird bleiben, so lange es nicht menschlich, sondern ministeriell möglich. Zu bemerken ist nur noch, daß eine Menge Beamten sich in der jetzigen spärlichen Majorität befinden, die mit jedem Ministerium, aber noch weit lieber mit einem liberalen, votiren. Eine liberale Verwaltung hätte mithin, das springt in die Augen, eine entschiedene und moralisch bei Weitem stärkere Mehrzahl. Mit einem Wort, Herr de Theux hat gesiegt wie der Epirotenfürst in Italien und muß sich, wie dieser, verbluten.

Digitized by Google

Ungemeines Aufſehen hat die Abſtention des ehrenhaften und ſonſt ſo unzweifelhaft katholiſchen Herrn de Decker gemacht. Er erklärte ſeinen Rückhalt damit, daß er das katholiſche Miniſterium für einen Anachronismus, wenn nicht für eine Herausforderung halte. Dies iſt der Schwanengeſang des politiſchen Katholicismus in Belgien.

Während dieſer langen, merkwürdigen Discuſſion waren die Tribünen gedrängt voll und die reſervirte beſonders applaudirte die liberalen Redner nach Kräften. Der Präſident hatte gut den Applaus einemal verbieten, dann den Artikel des Reglements vorleſen, welcher ihn in dergleichen Fällen berechtigt, das Publicum durch die öffentliche Gewalt hinausführen zu laſſen, er hatte gut, als zum dritten Mal der Segen von oben etwas laut ſich äußerte, ſtreng erklären: „das erſte Mal, ſo dieſe Störung ſich wiederholt, werde ich die Tribünen räumen laſſen," es half Alles nichts. Man weiß, daß man für die reſervirte Tribüne Karten von den Deputirten haben muß, doch die Majorität der Kammer, alſo auch der Karten, iſt katholiſch. Warum wurden nun die Miniſter und ihre Vertreter nicht auch applaudirt? Wie? Sollte die öffentliche Meinung in dem ruhigen Belgien ſtill aber entſchieden liberal ſein? Sollten die ſpärlich zerſtreuten Gegner ihren Irrglauben nicht einzugeſtehn wagen und ſich ihrer etwaigen Sympathien ſchämen?

Der Präſident der Kammer übrigens, Herr Liedts, Gouverneur der Provinz Brabant, hat auch gegen das Miniſterium votirt und ſeine Vorliebe für die Partei des Fortſchritts überhaupt nicht verbergen können.

Zu der neuen Oppoſition gehört ferner der General Goblet, früherer College des Herrn Nothomb, und noch immer Flügeladjutant des Königs! Der General Chazal, welcher Kriegsminiſter unter Herrn Rogier geweſen wäre, und es noch ein Mal ſein wird, iſt vom Könige zum Marechal de Camp ernannt worden. So fehlt den Politiſch-Katholiken Belgiens der irdiſche Halt: möchten ſie nur unterdeß nicht auch den Himmel verſcherzen.

Soll ich Ihnen von der kläglichen Retſin-Geſchichte ſprechen, von dieſem Reliquienhändler, in deſſen Keller man einen Hirnſchädel, sainte Dorothée bezeichnet, gefunden, der einem Mannskopfe angehört, nebſt Kaninchenknochen, womit er ſeine heiligen Reſte fabricirt? Soll ich Ihnen wiederholen, wie der Juſtizminiſter denſelben, da er wegen Entwendung öffentlicher Gelder verurtheilt, widergeſetzlich freigelaſſen, wie die ſaubere Geſchichte von dem heftigen Herrn Verſaegen, aber auch dem ſanften, gemäßigten, ernſten Herrn Dolez von Mons der Kammer erzählt, was dem Miniſterium ſeine beſten Freunde entfremdet? Sie wiſſen das Alles ſchon durch die Zeitungen und wendet man gern ſeinen Blick von einem Ereigniß, welches ganz Belgien ſo ſehr empörte. Es beſtätigt dieſe Geſchichte indeß von Neuem, daß die Berechnungen in der Politik leicht fehlſchlagen. Man verrammelt ſich mit großer Anſtrengung gegen die andringende Fluth und tief unten öffnet ſich ungeſehen eine Spalte, durch die das Waſſer leiſe einfließt und den Boden wie die Wände des Schiffes bedrohlich unterhöhlt.

Digitized by Google

Am heftigsten schrie Herr de Merode, dessen Ein- und Ausfälle die ganze Kammer, ja selbst den schwermüthigen Herrn de Theux, oft zum homerischen Lachen brachten. In der letzten Sitzung besonders behauptete er, der Vater des Herrn Verhaegen habe die Freimaurerei eine ofenherzige Spitzbüberei (franche fripponnerie) genannt. Dann fragte der edle Graf, ob die Katholiken Truthähne wären und mußte sich von Herrn Verhaegen einem rasenden Hammel vergleichen hören, eine Bezeichnung, die man schon Karl dem Zehnten beigelegt. Während Herr de Decker dem frisch hereinbrechenden Lichte seine Augen nicht verschließt, wird Herr de Merode rasend darüber. Das verschiedene Alter kommt freilich hinzu. Herr de Decker kann sein untergesunkenes Feenschloß noch anders wieder aufbauen. In den Jahren des Herrn de Merode jedoch ersetzt man keine Ideale mehr.

Ein aristokratischer Salon (so erzählt Asmodée) vereinigte vorgestern drei hohe, d. h. adelige, Frauen. Sie unterhielten sich über die politische Situation. „Vergessen Sie nicht," sagte die Eine, „daß, wenn die Liberalen an's Ruder kommen, unser Einfluß dahin ist." — „In der That," erwiderte die Andere, „dann bleibt uns kein anderes Rettungsmittel, als uns in die Arme Frankreichs zu werfen..." „Nicht doch, meine Damen," meinte die Gräfin R...o, „dann müssen wir aus Belgien ein zweites Polen bilden." — Glücklicherweise sind die Männer und Freunde dieses unberufenen Trifeminariats von nationalern und patriotischern Gesinnungen erfüllt. Denn die Feinde selbst der Katholiken haben diesen eine warme Vaterlandsliebe stets zuerkennen müssen. Frauen übertreiben gern und wenn's etwas Schlimmeres gibt, als ein literarischer Blaustrumpf, so ist es sicher ein politischer.

P. S. Das Gerücht hat sich heute verbreitet, Herr Liedts wäre dem Beispiel des Herrn de Broucker in Lüttich gefolgt und habe seine Dimission als Gouverneur dem Ministerium zugesandt.

IV.

Aus Wien.

I.

Die Frohndenablösung. — Die österreichische Industrie. — Geld und Frieden. — Baron Kübeck.

Brauche ich Ihnen zu sagen, mit welcher Spannung man hier den Entschlüssen der Regierung, in Bezug auf die Frohndenablösung, entgegensieht? Wenn Oesterreich diesen großen Schritt wirklich thäte, wenn der Boden frei würde, und wenn dann der zweite nicht minder große Schritt geschähe, daß die Zollgrenzen, welche die österreichischen Schwesterprovinzen unter einander trennen, fallen und zwischen Ungarn und den übrigen Monarchen keine Mauthbalken sich erheben, dann stünden wir an der Schwelle einer neuen Zeit, eine Epoche der Blüthe und des materiellen Aufschwungs, der Kraft und des innern Zusammenlebens, wie sie Oester-

reich nie gesehen. Die Feinde unseres schönen Vaterlandes ahnen nicht die Entwickelung, die in diesen gesegneten Landen sich vorbereitet und die nur des belebenden Wortes von Oben bedarf, um jeden andern Staat des Festlandes in die Schranken fordern zu können an Wohlstand und Thätigkeit. Wird dieses Wort noch lange ausbleiben?

Ich sprach Ihnen neulich von dem Bericht eines Franzosen über unsere Industrieausstellung. Näher liegend ist noch ein anderer früher erschienener Bericht von einem Deutschen; ich meine die Denkschrift des Freiherrn von Reden, über die österreichische Industrie und deren Verhältniß zum Zollverein. Herr von Reden war vom preußischen Staate als Delegirter zu unserer vorjährigen Ausstellung hierher geschickt. Ein Mann von unabhängigem und freimüthigem Charakter, wie dies seine Antecedentien in der hannöverischen Kammer beurkunden, im Besitze von großen und namentlich in Deutschland seltenen Kenntnissen der Handelsstatistik, erscheint uns sein Urtheil besonders wichtig *). Dies fällt im Ganzen günstiger aus, als wir es gehofft haben, obschon die Schwächen, an denen wir leiden, uns nicht vorenthalten werden. Zehn Punkte stellt Herr von Reden auf, welche im Interesse Oesterreichs, zur Verbesserung seines Zollwesens und Verkehrs, dringend nothwendig seien: Die Aufhebung des Restes der Prohibitionen (mit gemäßigten Schutzzöllen an ihrer Stelle). Die Herabsetzung der Eingangsabgaben von einer ziemlich bedeutenden Anzahl der Tarifsätze (welche in dem Berichte des Herrn von R. bezeichnet sind). — Die Herabsetzung der Ausgangszölle von allen wichtigen Ausfuhrartikeln auf das im statistischen Interesse (behufs der Controle) beizubehaltende Minimum. — Die Vereinfachung des Tarifs. In der Einfachheit des Tarifs des deutschen Zollvereins, welcher deshalb einer falschen Deutung und einer wichtigen Ausrede zum Deckmantel nicht dienen kann, und namentlich in den einfachen Verzollungsmaßstäben beruht eine der besten Stützen der anerkannten Dienstmoralität seines Zollpersonals. — Die Aufhebung der Binnencontrole. — Die Vereinfachung einiger Theile und Formen des Geschäftsganges. Die Begünstigung der Heimathsflagge der directen Ein- und Ausfuhr. (Dieser Punkt ist mittlerweile theilweise bereits ausgeführt worden.) Die Beförderung und Sicherstellung des Verkehrs auf der Donau bis in's Meer. — Die Aufhebung der Binnenzolllinien. — Der Abschluß eines Handelsvertrags mit dem deutschen Zollvereine! Ueber letzteren Punkt spricht sich Herr von Reden näher aus. Man könnte die Frage aufwerfen — sagt er — weshalb nicht statt eines Handelsvertrages die Vereinigung Oesterreichs mit dem Zollvereine zu einem deutschen Handelsbunde, als das allerdings wünschenswerthe Ziel, versucht werden solle. Der Wunsch eines solchen Anschlusses ist nicht allein im Zollvereine, sondern in Oesterreich selbst immer allgemeiner und lebhafter laut geworden. Allein, ein mehrmonatlicher Aufenthalt im österr. Kaiserstaate hat in mir die Ueberzeugung befestigt: daß die österreichische Regierung, ohne

*) Denkschrift über die österreich. Gewerbe-Ausstellung in Wien 1845. Von Dr. Freiherrn von Reden. Berlin 1846. Verlag von H. C. Schröder. —

Digitized by Google

Beeinträchtigung anderer ſehr wichtiger Abſichten, mit dem beſten Willen dem deutſchen Zollvereine nicht beitreten kann. Die wichtigſten Intereſſen der Monarchie gebieten die Fortſchaffung der Binnenzolllinien; der geſammte Staat muß Ein Handelsgebiet werden, wenn Gewerbthätigkeit und Verkehr ſich gehörig entwickeln ſollen." Oeſterreich kann mithin nicht theilweiſe dem Zollvereine beitreten . . . es kann aber auch nicht als Ganzes beitreten, weil dagegen die Ungarn ſich erheben und die Aufhebung der Binnenzolllinien nicht zugeben werden."

Herr von Reden, der von unſern erſten Staatsmännern mit Auszeichnung empfangen wurde, ſpricht hier unwillkürlich die Abſichten der Regierung aus, die auch kein Hehl aus ihrer Anſchauungsweiſe in dieſem Punkte macht. Ob der ſchöne Tag, wo zwiſchen Ungarn und der übrigen Monarchie die Zollſchranken fallen, fern oder nahe iſt? Sicher iſt's, daß dieſer Plan das Lieblingskind des Baron Kübeck iſt, und die Energie dieſes Mannes iſt eine Bürgſchaft, daß kein Tag unbenutzt verloren geht. In dem Bureau des Hofkammerpräſidenten concentriren ſich in dieſem Augenblicke die wichtigſten Fragen Oeſterreichs; wie Montecuculi einſt ſagte: um Krieg zu führen, bedürfe man drei Dinge, zuerſt Geld, dann wieder Geld und drittens noch einmal Geld, ſo gilt derſelbe Spruch heute vom Frieden! Um Frieden zu erhalten, braucht man vor Allem Geld; die wichtigſten Reformfragen Oeſterreichs leiden durch das Erbübel unſerer Finanzzuſtände. Die Robotablöſung ſoll an hundert Millionen in Anſpruch nehmen, die Aufhebung der Binnenzolllinien würde gleichfalls vor der Hand einen bedeutenden Ausfall der Staatseinkünfte abgeben. Bedenkt man obendrein, daß der Staat das gewaltige und unvergleichliche Unternehmen des Eiſenbahnbaues ſelbſt beſtreitet, ſo wird man geſtehen, daß mehr als das Genie eines Neckers dazu gehört, die Wünſchelruthe zu finden, welche dieſe Quellen öffnet. Es iſt gewiß nicht der kleinſte unter den Glücksfällen, die Oeſterreich ſeit uralten Zeiten aus ſo vielen Verlegenheiten retteten, daß gerade in dieſen Augenblicken, wo wir an einem wichtigen Wendepunkt ſtehen und in einer Kriſis uns befinden, welche das Aufgebot aller Heilmittel nöthig macht, daß gerade jetzt ein Mann, wie Kübeck, an der Spitze des gefährlichſten Theils der Staatsverwaltung ſich befindet. Es iſt ein Fingerzeig der Vorſehung darin, daß ſie der Zukunft Oeſterreichs noch ein weitgeſtecktes Ziel vorbehalten. Unter der Leitung des früheren Finanzdirigenten ſtänden wir jetzt an der Pforte des Abgrunds. 0—0

2.

Eine Epiſode. — Theater. — Kabale ohne Liebe. — Das Burgtheater. — Ein Polenſänger.

Eine kleine Epiſode, die glücklicherweiſe keinen tragiſchen Ausgang hatte, machte dieſer Tage einen ſolchen Rumor in der Stadt, daß ſogar an der Börſe die Papiere für einen Augenblick litten. Zwei wohlbekannte Herren unſerer haute société amüſirten ſich in der Nähe des Praters damit, in ein nicht zugängliches Revier zu reiten. Der Förſter forderte ſie auf, ſich zu entfernen, die beiden Herren lachten ihn jedoch aus, wor-

auf jener zu schießen drohte, wenn sie seiner Aufforderung nicht Folge leisteten und als diese Aufforderung unbeachtet blieb, schoß der Förster und verwundete eins der Pferde. Das vage Gerücht dieses Vorfalls verbreitete sich in den verschiedensten Lesarten durch die Stadt; es hieß sogar, es sei auf eine hohe Person geschossen worden, was auf der Börse, wo man noch unter Nachwirkung der polnischen Ereignisse lebt, einen augenblicklichen Schrecken verursachte. Ich könnte Ihnen mehrere Details und die Namen der beiden Personen angeben *), aber ich habe die Geschichte, wie man eben alle Geschichten in unserm Lande der Heimlichkeit hat, aus der zehnten Hand und will nicht wieder Reclamationen heraufbeschwören à la Liguorianer-Prior.

In unserm Stadtleben bildet der Theaterzettel, dessen Wichtigkeit einen kurzen Moment durch die Bülletin's aus Galizien geschmälert ward, wieder, wie sich's gebührt, den Mittelpunkt allen Interesses: im Kärnthnerthortheater: italienische Oper und Fanny Elsler und im Theater an der Wien die Lind, die Deliriumverbreitende, Gehirnentzündende, eben so „göttliche" als auch „claassische" Lind. Es ist in der That ein Wettkampf des Südens mit dem Norden. Aber wie der Norden den Süden immer überall besiegte, wenn er mit ihm zusammenstieß, wie die Albigenser dem nördlichen Frankreich, die langue d'oc der langue d'oni, wie die italienischen Heere den Waffen der Hohenstaufen, wie die Sprache der süddeutschen Minnedichter dem nordischen Ausdruck der lutherischen Bibelsprache weichen mußten, so unterlagen auch hier die schwarzlockigen, südlichen Sänger von Mailand und Neapel der nordischen Nachtigall mit blonden Haaren. Indeß ist es eben nur das germanische Wien, welches die Lind erobert hat; die Italiener und die Italienisirten polemisiren gegen den Enthusiasmus den sie findet, als Norma namentlich ist sie viel zu kalt erschienen und ein Bekannter, der neben mir stand, sagte zu mir: A schöne Stimm', a bildsaubers Madl, aber sie singt halt zu lutherisch!**)

---

*) Eine Zeitung nennt den Grafen Sandor und den Fürsten Trautmannsdorf. D. Red.

**) Eine Dame von Geschmack und Urtheil, in deren Salon man häufig den schriftstellerischen und künstlerischen Sommitäten Wien's begegnet, schreibt uns in einem Privatbriefe: „Ich sah sie am ersten Abend als Norma, sowie in ihrer zweiten Rolle der Nachtwandlerin. Diese edlen, von Hoheit strahlenden Züge scheinen allerdings mehr geeignet für eine Priesterin, als für das einfache Bauermädchen, aber die Anmuth macht alle Stände gleich. Nach ihrem ersten Auftreten erhoben sich zwei verschiedene Parteien: die einen, welche man die guten, ächten Deutschen nennen möchte, waren von ihr hingerissen, die andern, welche nicht minder ächt deutsch, nur vor den Altären ausländischer Götter sich beugen, stellten sie den Italienerinnen nach, sie war ihnen wahrscheinlich zu wenig rasend, zu innig, sie setzte nicht ihr ganzes Spiel auf eine Karte, d. h. auf eine große Bravour-Arie, mit Effect haschenden Schnörkeln, sie sang einfach groß, als hätte jener deutsche Dichter allein für sie die Worte geschrieben: Singe, wem Gesang gegeben! Ihre Erscheinung ist die einer Sylphide und ihr Spiel könnte unseren größten Schauspielerinnen als Vorbild dienen; wir haben leider keine unter uns, die mit ihr zu vergleichen wäre. Ganz besonders rühmenswerth ist ihre deutliche Aussprache des Textes, so wie ihr aufmerksames und treues Zusammenspiel, welches bei unseren Sängerinnen fast nie zu finden ist. Die Reichbegabte ver-

Die Kabalen, die der Director Carl dem armen Pokorny spielt, sind zahl- und beispiellos, Carl ist ein eingeteufelter Mephisto, und Pokorny ist — kein Faust, unter andern hat die Lind, noch während sie in Berlin war, einen anonymen Brief erhalten, worin man sie warnte, nach Wien zu kommen, indem Pokorny nicht im Stande sei, ihr das ausgesetzte Spielhonorar zu bezahlen. Der gute Herr Pokorny erläßt in den Zeitschriften Erklärungen über Erklärungen, allein bei ihm heißt es nicht, le style c'est l'homme, denn er selbst ist ein herzensguter Mann, während die Erklärungen in der Regel herzlich schlecht ausfallen, auch kann der Styl hier nicht den Mann bedeuten, da der Mann diese Erklärungen nicht selbst stylisirt.

Aus allem diesem können Sie ersehen, daß die Directionen unserer hiesigen Theater, im guten oder im übeln Sinne, rührig und unternehmend sind und doch werden Sie hier den Namen unseres ersten Theaters vermissen: des Burgtheaters. In diesem Teich steht das Wasser lauwarm, wie vor zwei Jahren, keine frische Strömung bringt Leben hinein und nur Birchpfeifferische Fische werden da noch gefangen. Es ist doppelt und dreifach ungeschickt, um den mildesten Ausdruck zu brauchen, wenn die heutige Nummer der Theaterzeitung ein langes, eben so schülerhaftes als unzeitiges Gedicht an den Grafen Moritz Dietrichstein „zum Jahrestage des Antritts seiner hohen Würde" bringt; denn erstens ist eine solche Speichelleckerei des Herrn Bäuerle (die Reimerei ist nicht unterschrieben, gehört also der Redaction an) ungeziemend. Herr Bäuerle thut sich was drauf zu Gute, daß er zu allen Geburts- und Namenstagen der Mitglieder unserer kaiserlichen Familie Gratulationsverse in seinem Blatte offerirt. Worin besteht aber die Auszeichnung, die Herr Bäuerle den Allerhöchsten Personen zu Theil werden läßt, wenn die Muse der Theaterzeitung sich in Begeisterung setzt für alle Würdenträger des Hofes? Eben so ist es abgeschmackt, bei Gelegenheit einer solchen Huldigung, von der „hohen Würde" desjenigen zu sprechen, dem man die Verse darbringt. Der Poet, der den Mann in seinem Werth besingt, ist ein Poet, der Reimer, der die hohe Würde besingt, gehört unter die Schmeichler. Der Schreiber dieses, der den Grafen Dietrichstein als liebenswürdigen Cavalier, als enthusiastischen Kunstfreund und als hochgebildeten Mann verehrt, hat die Ueberzeugung, daß Niemand über die Unschicklichkeit solcher öffentlichen Speichelleckereien tiefer entrüstet ist, als er selbst. Zudem muß ich obgleich ein Verehrer der Persönlichkeit des Herrn Grafen doch frei heraus bekennen, daß wir keine Veranlassung finden, an dem Jahrestage, an welchem der Herr Graf die Leitung des Burgtheaters übernommen, Oden und Dithyramben zu singen. Wir haben viel von dem Aufschwung

---

steht die Kunst, schön und sinnig zuzuhören und selbst mitzuwirken, während so viele ihrer Colleginnen mit dem letzten Worte, mit dem letzten Ton ihrer rednerischen oder musikalischen Phrase ihre Aufgabe gelöst zu haben glauben. — Jenny Lind fängt da an, wo Andere aufhören. Herr Haitzinger mit guten Erinnerungen aus früherer Zeit sang an ihrer Seite den Elwin. Arme Amina, armer Elwin!"

Digitized by Google

hören müssen, welchen das Burgtheater unter seiner jetzigen Leitung wieder nehmen würde und von der Rückkehr der alten classischen (Schreyvogelschen) Zeit, aber wir sehen uns vergebens um nach dem Unterschiede, welchen die jetzige Leitung von der des heftig verketzerten Holbeins bietet. Wir haben auf den Herrn Grafen Dietrichstein die Hoffnung gestellt, daß er das Repertoire verbessern wird, daß er durch seinen Einfluß Hindernisse wegräumen wird, für deren Beseitigung Holbein zu ohnmächtig war — wir sehen uns vollständig getäuscht. Wir haben gedacht, Herr Graf D. würde das Personal durch sein Ansehen in Schach zu halten wissen, die Invaliden und die Gealterten zum Theil in Ruhe, zum Theil in andere Fächer setzen. Was ist von dem Allen in Erfüllung gegangen? Ich werde auf die Verhältnisse des Burgtheaters in einem ausführlichen Artikel zurückkommen.

Einen armen Teufel von Poeten, einen jungen neunzehnjährigen Menschen, Namens Eckard, haben sie auf „Polenlieder" erwischt, die er an Hoffmann und Campe abschickte Die Worte Polen und Hoffmann und Campe sind, namentlich im Zusammenhange, arge Dissonanzen in den Ohren unserer Polizei*). Indessen muß grade die Naivetät des jungen Menschen, der so was unverholen auf die Post gibt, schon für seine Naivetäten sprechen. Es ist ein kleiner närrischer Kauz, dieser Eckard. Er hat die Friedhofssage zu einem Trauerspiele verarbeitet und hat auf dem Titel drucken lassen: „Dem größten deutschen Mimen, Ludwig Löwe, gewidmet." In diesem ersten Opus hat er sogleich ein ganz neues orthographisches System eingeführt, so daß man das Stück kaum zu Ende lesen kann, weil die Worte in ihrer sonderbaren orthographischen Jacke auf- und abspringen und den Leser schwindlig machen. Wir hoffen, unsere Polizei wird sich nicht noch so weit blamiren, daß sie diesem jungen ungefährlichen Menschen allen Ernstes einen Proceß macht. Er soll auch bereits auf freien Fuß gestellt worden sein.

---

*) Die deutsche allgemeine Zeitung bringt so eben folgende Erklärung von Herrn Otto Wiegand: Erklärung. Die Deutsche Allgemeine Zeitung vom 31. März d. J. hat in der Form eines k. k. Hofdecrets eine Mittheilung gebracht, welche das Verbot meines ganzen Verlages in den gesammten österreichischen Staaten enthielt. Diese Nachricht rief von mir in demselben Blatte vom 1. April eine öffentliche „vorläufige Erklärung" hervor. Es hat sich indessen herausgestellt, daß ein k. k. Publicandum erwähnten Inhalts im Bereiche der österreichischen Staaten nicht erschienen ist. Unter diesen Umständen nehme ich meine „vorläufige Erklärung" hiermit öffentlich zurück. Leipzig am 12. Mai 1846. Otto Wigand.

Der ganze Erlaß der österreichischen Censurbehörde gegen die Herren Wigand und Reclam, den die Deutsche Allg. Zeitung im Texte mittheilte, wäre also eine bloße Mystification gewesen? Wir erwarten nähere Aufschlüsse.

Die Red.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Das jesuitische Convict in Innsbruck.

Aus Tyrol. —

Je offener sich die allgemeine Meinung gegen die Jesuiten, zumal in Innsbruck, wo sie ihren Sitz haben, ausspricht, desto eifriger mühen sich ihre wenigen Freunde, ihnen aufzuhelfen und sie zu verbreiten. Die frommen Väter selbst erklären bei ihren Besuchen wiederholt, sie seien genöthigt, die Stadt zu verlassen, falls man nicht mehr Theilnahme ihrem Wirken, mehr Eingang ihren Lehren, mehr Aufmerksamkeit ihrer Pflanzung schenke. Natürlich sind diese wehmüthigen Klagen der gottergebenen Männer eben so viele Stacheln zu neuen Opfern, neuen Kämpfen gegen den Strom. So ist ihre Niederlassung in Hall durch die Verwendung ihrer Freunde, namentlich des dortigen Decans, so gut wie abgemacht, und man bezeichnet schon das Haus, das sie beziehen sollen; in Kaltern erwirkten sie durch ihren nunmehr verblichenen Freund Joseph Freiherrn von Giovanelli bei einem alten Fräulein, das in ländlicher Zurückgezogenheit und Einfalt den Orden wohl kaum dem Namen nach kannte, ein Legat von 35,000 fl. C. M., größtentheils in Weingärten und einigen Häusern bestehend. Der deutlich ausgesprochene Wunsch der Erblasserin, hierdurch eine Schuld ihres Vaters zu sühnen, wofür sie den Ankauf dieser Güter des ehemaligen Stiftes Tegernsee ansah, so wie die Einsetzung des Papstes als letzten Richter über die Gültigkeit ihrer Anordnung, machten selbst unsre Hofkanzlei an der Unbefangenheit und Rechtskraft derselben zweifeln. Einer der bedauerlichsten Versuche, den Jesuiten Anhang und Einfluß in unserm Lande zu gewinnen, ist aber die Errichtung des neuen innsbrucker Convicts für studirende Jünglinge. So sehr die darüber am 18. Januar d. J. veröffentlichte Ankündigung

Digitized by Google

mit Beiträgen hoher und allerhöchſter Gönner prunkt, iſt es uns doch tröſtlich, die Ausdehnung zu beobachten, worauf es urſprünglich bedacht und jetzt beſchränkt wurde. Die Jeſuiten hatten ein Colleg, wie das in Freiburg, vor Augen, nicht blos Oeſterreichern, auch Jünglingen aller auswärtigen Staaten, ſollte es ſeine Thore öffnen, allein die Regierung fand ſich zu letzterm nicht willfährig. Man beſchied ſich daher mit den öſterreichiſchen Provinzen und verkündigte durch einen an alle Landgerichte und Magiſtrate mitgetheilten Aufruf: „die Räume der thereſianiſchen Ritterakademie genügten dem Andrange adeliger Jünglinge aus allen Theilen der Monarchie nicht mehr.“ Es gab nämlich 24 Freiplätze, die Manchen auch außer den Marken Tyrols angelten. Nicht laut genug konnten die Glieder des Vereins, der zur beſſern Unterſtützung des Unternehmens zuſammengelogen wurde, mit frommen Worten für die goldenen Früchte der Erziehung eifern, der einzige, welcher die feinen Sitten des Adels anzueignen im Stande ſei. Man ſah zwar mit Sehnſucht nach drei vollen Jahren einer Probe davon entgegen und glaubte zu bemerken, daß die Jungen weniger lernten, als ehedem, verſchob aber beſcheidentlich das Urtheil auf eine weitere. Noch weniger begriff man, daß die wenigen Nichttyroler nur Boten nachrückender Schaaren ſein ſollten; die angeſagten Zugvögel blieben aus. Außer einem Bischen Latein und Griechiſch wußten die Schüler gar wenig von Geſchichte und Erdbeſchreibung, Rechnen oder andern wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, die Uebung in ihrer deutſchen Mutterſprache, welche den Jünglingen nur ausnahmsweiſe an Vacanztagen geſtattet wurde, kam dem Ernſte müßiger Spiele gleich. An denkenden und gründlichen Unterricht in der Religion ward nicht gedacht; die erſten vier Schulen lernten am Katechismus des Pater Caniſius, und die letzten zwei wiederholten ihn in lateiniſcher Sprache. Muſik, Clavier mußte insbeſondere theuer bezahlt werden, der Lehrling erhielt zwei Stunden in der Woche, und kannte am Ende des erſten Jahres kaum die Noten. Dafür wuchſen aber Schneider- und andere Rechnungen zu den beträchtlichſten Summen, 200, 300 fl. C. M. betrügen außer dem Koſtgelde oder Freiplatze blos die Gebühren für Nebenauslagen, die mit den höhern Klaſſen im Anſatze ſtiegen. Die Zöglinge hatten die Verachtung des Weltlichen vorerſt nur an ihren Kleidern üben gelernt, die Wirkung ihrer geiſtlichen Uebungen gab ſich zunächſt dadurch kund, daß ſie ſich kalt, herzlos, zurückſtoßend, rückhaltig, doppelzüngig und falſch geberdeten wie ihre Lehrer und Meiſter; ſie hatten Verſchlagenheit und Tücke um deutſchen Freimuth und Ver-

Digitized by Google

trauen vertauſcht. Ihre Eltern, Brüder, Schweſtern, Freunde ſollten ihnen ja fremd und ſittlich verdächtig werden, um ganz zu eigen zu ſein ihren zweiten, ihren geiſtlichen Vätern, und kam eine Mutter poſtenweit herbeigeeilt, um ihren todtkranken Sohn zu beſuchen, wurde ſie von ſeiner Schwelle abgewieſen, und mußte ſich erſt beim Landesgouverneur die Erlaubniß zum Beſuche erbetteln. Solche Erfahrungen ermunterten nicht zu Beiträgen für ihre Vervielfältigungen, und es half wenig, daß man nachgerade zur Einſicht gelangte, wie empörend ein ſolches Princip ſei. Trotz der emſigen Werbung der Affiliirten wollten die vielen Tauſende, die der Bau erheiſchte, nicht mehr einfließen, man flüchtete zu unverzinslichen und dann zu verzinslichen Darleihen. Endlich nach dreien Jahren emſiger Sammlung ward im Frühjahre 1843 Spaten und Kelle daran gelegt, er wuchs mit der förderlichſten Eile, allein obgleich ſchon im Sommer 1844 fertig, ſtand er noch über Jahr und Tag leer und öde. So war der Eifer erkaltet, ſo die gerühmten Goldzuflüſſe verſiegt, ſo der vielgeprieſene Zudrang aus allen Ländern des öſterreichiſchen Kaiſerthums wie Waſſer im Sande verronnen, daß der Verein der frommen Erbauer noch im Frühlinge des letzten Jahres rathlos darüber zuſammenſaß, wie nur die geringen Koſten der Einrichtung für das ſchon fertige Werk aufzubringen ſeien. Da fand ſich endlich, wie die Augsburger Poſtzeitung poſaunte, zu rechter Zeit wieder ein anſehnliches Geſchenk und erſparte ihm die Beſchämung, am Mangel der Stühle und Bettſtellen geſcheitert zu ſein. Er war nun durch die That, durch den fühlbaren Mangel an gehofftem Wohlwollen, ja den erklärten Widerwillen der ganzen Bevölkerung gegen ſein Unternehmen herabgekommen von ſeinen großen Entwürfen, er vergaß ſeines ſchönen Traumes vom Zuſtrömen der Jugend aus Nord, Oſt, und Süd, und beſchied ſich, die Anſtalt als eine Stiftung für die Provinz Tyrol zu erklären. Auch über den urſprünglichen Zweck des Vereins kam eine Variante zu Tag. In ſeinem erſten Aufruf war die Gründung eines jeſuitiſchen Inſtituts frei und offen eingeſtanden. Dies gab zur Vermuthung Anlaß, als ob es der Orden ſelbſt gewünſcht, oder dieſer wohl gar den Verein hervorgerufen habe. Beim jetzigen Wetterſtande fand er es gerathener, ſich die Schläge auf allen Seiten abzuleiten, man vergaß, daß es urſprünglich Zweck des Vereins geweſen, die Jugend den Jeſuiten in die Hände zu ſpielen, und erklärte nun, blos eine Erziehungsanſtalt im Allgemeinen beabſichtigt zu haben, zufällig ſei eben der Orden hinzugekommen. Wahrlich, da es dem Verein nun ſchon auf eine Lüge nicht ankam, und die Jeſuiten ſelbſt

Digitized by Google

dafür bekanntlich die weiteſten Zugeſtändniſſe machen, er hätte beſſer daran gethan, ſeine Entſtehung vor ihrem Einzug als erſt vom Jahr darauf zu datiren. Ob es denn dieſen Vätern des Vaterlandes nie zu Sinne kam, wie ehrenvoll die Rolle iſt, die Unterhändler und Mäkler einer Geſellſchaft darzuſtellen, die das Licht mit ihren Plänen ſcheut? Ob ſie es ſelbſt nie empfunden, daß der Name, den ſie tragen, die Verbindung, die ſie bilden ſollen, nur eine von ihren Obern erdachte Lüge ſei? Ob es ihnen nie unheimlich ward bei dieſen Prieſtern, und zu Gemüth kam, wie ſie ſelbſt an der Naſe gegängelt ſind? Dennoch waren ſie es, die es auf ſich nahmen, unkundige Väter und Erzieher auf dem Lande, die jenes ſchleichende herrſchſüchtige Treiben noch nicht von ferne ahnen, in ihre Netze zu locken. Auf den argloſen Sinn, das gute Herz und fromme Gemüth des Tyrolers, das Alles, was ihm nur von Geiſtlichen geboten wird, mit Eifer umarmt, hat man gerechnet, und die großmüthigen Gaben, die zum unheilvollen Bau herbeifloſſen, wieſen eine nicht unbeträchtliche Anzahl derer nach, die mit verbundenen Augen ſpendeten, und ihren eigenen Zwinger thürmen halfen. Freilich auch die Jeſuiten lieben die Argloſen, wenn es gilt, die Falten der Herzen auszuſpähen, auch ſie lieben die Gutherzigen, die mit vollen Händen auf ihren Altären opfern, auch ſie ſind fromm, andächtig, ſalbungsvoll, wenn ſie als Ausſpender aller Gnaden, als unentbehrliche Rathgeber, als oberſte Leiter aller Gedanken und Gemüther, der Hohen und Niedern, des Staates und der Familien walten können. Dahin ſollte es kommen, ihr Kurzſichtigen und Leichtbethörten, denen man ſo gern für ſchweres Geld ihre Söhne und Mündel zur „chriſtkatholiſch wiſſenſchaftlichen Erziehung übernehmen möchte, daß ſie nicht mehr euch, ſondern nur den Vätern der Geſellſchaft Jeſu vertrauen, glauben, anhängen, dahin, daß der Vater dem Sohne, die Mutter dem Kinde, der Elternſtelle vertretende Freund den Herzen ihrer Pfleglinge entfremdet werden, dahin, daß ſich löſe das zarte Band der Familien, um aus ihren Brüchen eine einzige zu bilden, eine unberechenbar große, eine übermüthig ſtarke, die ihre Zweige nach allen Welttheilen und Himmelsgegenden treibt, aber eben deshalb kein Vaterland, keine Stamm- oder Blutsverwandten, keinen Freund oder Bruder kennt, ſondern nur dazu beſtimmt iſt, für des Ordens ſelbſtſüchtige Zwecke und ſeine Werke der Finſterniß blind und knechtiſch Frohne zu thun. Ihr glaubt eure Lieblinge in Hände zu geben, welche wahren die Milch ihrer frommen Denkart, in Schulen, wo ſie lernen, was Chriſtenpflicht gebeut, dafür kehren ſie als Leute wieder, die für

Digitized by Google

jede Rede einen Hinterhalt, für alles Schlechte eine Beſchönigung, für das Niederträchtigſte eine Rechtfertigung wiſſen, und am gröbſten Frevel ſo lange unterſcheiden, abſetzen, klügeln und mäkeln, bis alle Moral ein Hirngeſpinnſt der Thoren, oder eine Fabel für Kinder wird. Die in ihrer nächſten Nähe haben es ganz gut beobachtet, wie dieſe Eindringlinge allenthalben Zwietracht ſtiften, die Knaben gegen ihre Eltern aufhetzen, die Mädchen zur Beichte locken, um ſie über Dinge zu fragen, worüber Sitte und Zucht ſchamroth werden, dafür aber ewige Jungfrauſchaft geloben laſſen, Kelche, die man ihnen nicht ſchenken will, forttragen, fremde Schränke öffnen, und was der ſchönen Anekdötchen mehr ſind, die in Innsbruck jedes Kind an den Fingern herzählt. Die frommen Väter haben ſich zwar nachgerade manche Lehre zu Nutzen gemacht, ſie geſtatten ſogar Vätern und Müttern den Zutritt zu ihren todtkranken Kindern, und dieſen hier und da einen ſeltenen Beſuch außer dem Hauſe, aber man ſieht's an den Ausnahmen, was Regel blieb. Nur Jünglinge unter 14 Jahren ſind zur Aufnahme in's Convict geeignet, jene nämlich, die noch bildſam wie Wachs, weich wie eine Gerte, willenlos wie ein Lamm ſind, und ſelbſt dieſen — ahnt ihr den Obern, unter deſſen Gewalt ſie treten? — hat nicht der Vorſtand der Anſtalt, ſondern nur der Provinzial des Ordens die Bewilligung zum Eintritte zu ertheilen. In Innsbruck vernimmt man nur eine Stimme, keinen Knaben in's Convict zu ſchicken, und bis zum Monat April meldete ſich, aus allen Ländern des großen öſterreichiſchen Kaiſerthums, blos ein Einziger, ſo daß die Eröffnung des Convicts im October 1846 noch ſehr in Zweifel ſteht, obwohl das active Mitglied des jeſuitiſchen Vereins, Dr. Pelliani, ſich zum Beginne mit 50, der ſeit Monden ſchon anweſende Pater Rector ſogar mit 10 Zöglingen begnügen wollten. Da erſchöpften ſich nun die guten Väter in neuen Beſtrebungen. Auf dem Lande, wo der ſchwarze Rock noch untrennlich gilt von Tugend und Gotteswort, da, meinen ſie, ſei das wahre Feld für ihre Saaten. In Kaltern erklärten ſie die Elementarſchulen zu übernehmen, in Hall trachten ſie nach dem Gymnaſium, der Zufluchtsſtätte der innsbrucker Jünglinge, die ſich ihrer Leitung entziehen; daß auch die Gerüchte von den Anſiedelungen in Botzen und Trient gegründet ſind, dürfte ſchwer zu bezweifeln ſein, gewöhnlich wird dies freilich erſt dann eingeſtanden, wenn das vierhörnige Jeſuitenhütlein leibhaftig vor aller Augen einherſtolzirt. Man ſpricht leider von mächtigen Gönnern, die ſie beſchützen, und ſcheint nachgiebiger gegen ſie, als es wahrer Ernſt iſt. Ob dieſe hohen Herren ſie wohl

Digitized by Google

jetzt noch unter ihren Mantel nehmen, nachdem sie bei den polnischen Unruhen die Fährte gefunden, die nach ihren Höhlen weist? Natürlich werden das die Tagesblätter, die den frommen Männern Vaterstelle vertreten, sorglich ablehnen, um wenigstens den Schein zu retten für die gehorsamen Söhne der Kirche, die ihnen zur Bezähmung der Demagogen und Communisten immer unentbehrlich bleiben. Ja, wenn sonst Niemand, machen diese selbst den Himmel mürbe, daß er unser Flehen erhöre! *)

*) Zur Privatnotiz für den verehrten Herrn Einsender bemerken wir, daß wir den Artikel „das Toleranzpatent Josephs II." bei Seite legten, da die Maßregel, gegen welche er polemisirt, mittlerweile zurückgenommen wurde.

Die Red.

Arnold Ruge.

Zweite Abtheilung und Schluß.

So drängt uns Ruge ſelbſt zu der Frage nach dem Inhalte ſeines neuen, befreienden Princips. Das Böſe, haben wir geſehen, iſt alles Dageweſene, der ganze Inhalt dieſer hinter uns liegenden zwei Jahrtauſende, die deutſche Befreiung beſtand nur in der Kritik, in der Verneinung und theoretiſchen Vernichtung dieſes Inhalts und die franzöſiſche Befreiung in einer ebenfalls vor der Hand theoretiſchen Vernichtung ſeiner ſocialen Geſtaltungen — wie ſieht denn alſo nun das Gute aus, dem die Welt entgegengeht, der „humane Gehalt", der in der „freieſten Bildung unſerer Zeit" ausgeprägt iſt, oder ſein ſollte? Wenn wir das nur erführen! Aber halt! Man täuſche ſich über das „Poſitive", ſagt Ruge. „Jede Kritik iſt poſitiv, wenn ſie nicht gewiſſenlos und leer, wenn ſie alſo wirklich Kritik iſt. Sie ponirt ein Princip ... Die Kritik führt die Sache zu ihrer wahren Natur zurück." Alſo das neue Princip! Das Princip iſt da, iſt ſchon in der Welt. Gleich auch wirkliche Einrichtungen, die ſich aus ihm ergeben können, zu verlangen, das ſei voreilig, belehrt uns Ruge. Sehen wir denn wenigſtens zu, wie er das neue Princip beſchreibt; einen Inhalt, einen humanen Gehalt, verſichert er uns ja, habe es.

Erſtlich erfahren wir von ihm gelegentlich, wie der Fortſchritt, um den es zu thun iſt, beſchaffen ſein müſſe: „der einzige Fortſchritt," ſagt er, „den die Welt machen kann, iſt die Hingabe an die Vernunft". Ferner erfahren wir, daß „die Welt nie weiter als jetzt von der Freiheit und von der Geltung vernünftiger Principien entfernt geweſen iſt." Das iſt freilich ſehr ſchlimm, man kann ſich ja nun von der Wirkung, welche die Geltung dieſer Principien haben

dem der Vergangenheit und Gegenwart? Dadurch, daß die Idee, welche der Mensch an sich mit oder ohne Willen zu verwirklichen gezwungen werden soll, nicht mehr christlich, sondern sittlich, daß der Mensch, der noch nicht nach dieser Idee umgeschaffen ist, nicht mehr der „natürliche Mensch," oder der „alte Adam," sondern „roh und unaufgeklärt," daß das Erzeugniß, welches aus jedem Einzelnen herausgebildet werden soll, nicht mehr der Christ oder das „Kind Gottes," sondern „der wahre Mensch," daß der Proceß der Umwandlung aus dem bösen, natürlichen Wesen in das geforderte gute Wesen nicht mehr „Wiedergeburt," sondern „Bildung," daß die Anstalt, mittelst deren die Umwandlung erzwungen werden soll, nicht mehr „Kirche," sondern „Schule," daß die allgemeinen Sätze, in deren Aneignung und Bekenntniß die Umwandlung besteht, nicht mehr „Dogmen," sondern „Principien" und daß die Unterwerfung und Hingabe an dieselben nicht mehr „Glaube," sondern „vernünftige Selbstbestimmung" heißt.

Uebrigens hat das neue Princip noch keinen weitern Inhalt, als das Bewußtsein, daß es nicht das alte, sondern dessen Gegentheil, oder vielmehr die „Umkehrung" des alten ist. „Der Mensch," sagt Ruge, „sucht das wahre Wesen" (früher nannte man dieses „Gott," und ließ Gott Mensch werden, jetzt soll es Mensch heißen und der Mensch soll Gott werden: man kehrt die Vorstellung nur einfach um): „Religion ist ein Verhalten des Menschen zu seinem wahren Wesen" (das neue Princip erzeugt also auch geständigermaßen eine Religion); „das richtige Verhalten zu dem wahren Wesen ist die Reform der Religion." „Und was ist das wahre Wesen?" Ruge selbst wirft diese Frage einmal so mit dürren Worten auf. So haben wir denn also eine ganz bestimmte Antwort zu erwarten. Er gibt sie, hier ist sie: „Das wahre Wesen ist der Mensch, der in der Gesellschaft vernünftig und frei geworden ist, die humane Existenz des Menschen." Die Religion, setzt er hinzu, verwandelt sich gegenwärtig, „insofern sie Theorie ist, in die Wissenschaft von Natur und Menschen, insofern sie Praxis ist, in die Aufgabe der menschlichen Gesellschaft. Die Glückseligkeit hört auf, nur eine Hoffnung des Menschen zu sein, sie wird eine menschliche Realität und ein geselliges Problem." Nehmen wir auch dies ad acta. Wie der Glaube nicht mehr Glaube heißt, so heißt die Hoffnung nicht mehr Hoffnung, sie heißt „Problem."

Ebenso darf der Name „Secten" nicht mehr geduldet werden. Statt der Secten haben wir künftig nur „Parteien." Was

Digitized by Google

nicht ſo ein neuer Name thut! Es iſt wirklich nur ein neuer Name, denn wie die religiöſen Secten ſich über alle Beſonderheiten der wirklichen Welt, über die Nationalität, den Patriotismus hinwegſetzen und als Band der Menſchen nur ihr Dogma gelten laſſen, ſo wirft auch Ruge die Nationalitäten und den Patriotismus hinter ſich und ordnet die Menſchen in Parteien ein: die Partei der Freiheit iſt die ſeinige, alle andern Parteien dienen der Unfreiheit. „Durch die Völker (Nationalitäten) gehen die Parteien, und die Völker haben kein höheres Intereſſe als das ihrer Parteien.“ Ruge verläßt ſein Vaterland, nicht weil ihm daſſelbe an ſich ſelbſt zuwider und ein anderes einladender an ſich ſelbſt wäre, ſondern nur, weil er die Herſtellung der Partei, um welche es zu thun iſt, in dem andern Volke für leichter ausführbar hält. „Man wartet nur ab, bis das Vaterland ſich beſinnt und die Oppoſition (die Partei der Freiheit) zur Regierung kommt. Wer das Vaterland quand même zum Princip macht, der hat kein Princip; wer gegen eine verkehrte Lebensart in ſeinem Vaterlande zu Felde zieht, ſagt weiter nichts, als daß er die richtige zu Ehren bringen will.“ „An die Stelle des Vaterlandes gehört die Partei.“ „Nicht die Einheit aller möglichen Richtungen, wie ſie eine ganze Nation ausfüllen, ſondern der Sieg einer beſtimmten Richtung über eine andere iſt jetzt wieder unſere Herzensſache. Es gibt keine Nation, die in Maſſe reformatoriſch wäre; man kann es alſo mit keiner Nation in Maſſe halten.“ „Das Vaterland iſt in der Gemeinſchaft freier Menſchen zu ſuchen...., die Heimath in der Partei, deren Princip uns belebt.“ Iſt das nicht ganz religiös? Gehet hin und lehret alle Heiden! Heißt das nicht ganz eigentlich Propaganda machen? Ja, es kommt noch beſſer; man höre: „Nicht die Schranke des Landes, ſondern die Schranke des Kopfes iſt zu beſeitigen,“ (man vergleiche: das Himmelreich kommt nicht mit äußerlichen Geberden, es iſt inwendig in euch!—) „nicht ein neuer Völkerkampf, ſondern der Streit der Principien iſt auszufechten, der Patriotismus alſo nicht aufzuregen, ſondern in die Principienfragen aufzuheben;“ (ja, „wer nicht haſſet Vater, Mutter u. ſ. w. und folget mir nach u. ſ. w.“) — Und nun! „Trachtet am erſten nach der Freiheit, ſo wird euch das Andere alles von ſelbſt zufallen. Es gibt nur Ein Gebiet, das erobert werden muß, das ihrige. Das Vaterland der Freiheit iſt das einzige, für das ein denkender Menſch ſich erwärmen kann, und der geächteten Freiheit ein Vaterland zu erobern, das iſt die einzige Eroberung, auf die er denken darf.“

Digitized by Google

Den Communiſten wirft Ruge vor, daß ſie das Neue, die Befreiung, auch wieder nur in religiöſer Weiſe wollten. Er ſpottet über ihr Dogma, daß in der neuen Gemeinſchaft Jeder ſolle denken können, was er immer will, wofern er nur „ökonomiſch rechtgläubig und für die Abſchaffung des Privateigenthums und des Geldes iſt.“ „Die neue Religion des Communismus,“ bemerkt er, „entwickelt jetzt ſchon alle Eigenſchaften der alten: ihre Einfalt, ihre Illuſionen, das tauſendjährige Reich der ſeligen Gemeinſchaft, die vor der Thür iſt, ihren Fanatismus, der nur die Ungläubigen ſchlachtet und endlich auch ihre Wahrheit: der Menſch iſt der Gott oder das Princip der Welt, ihrer Verfaſſung und Geſchichte.“ Das alles bemerkt er als Sparren Anderer, aber als ſeinen eigenen Sparren bemerkt er es nicht; ſeinen eigenen Fanatismus, der die Gewalt nicht roh nennt, welche die Rohheit aufhebt, und Alle zwingen will „ſittlich rechtgläubig“ und für die Abſchaffung des „Commando's“ und des „Glaubens“ zu ſein, oder quos ego — dieſen Fanatismus empfindet er als ein Gefühl — der Freiheit. Er macht es, wie die Narren in Immermann's Münchhauſen, von denen Jeder über des Anderen Wurm ſich höchſt vernünftig ausläßt, nur den eigenen hält er für die Vernunft ſelbſt. Gegen den „verrufenen“ Communismus, der es aber mit der Welt ſo gut meint, wäre, ſagt Ruge, gar nichts einzuwenden, wenn er nur möglich wäre; „leider aber iſt eine Welt von Brüdern und die Einheit der Menſchheit in einer Familie ein Traum.“ Auch das Chriſtenthum, ſetzt er hinzu, mit ſeinem Gedanken einer allgemeinen Liebe, iſt „nur in Gedanken“ möglich; wie das Chriſtenthum kann der Communismus da, wo die Wirklichkeit unerträglich geworden — wie ſie es für die arbeitenden und armen Volksklaſſen vielfältig geworden iſt — ſeine Anhänger finden, die ſich in eine Traumwelt flüchten und wenigſtens in Gedanken die ſchnöde Welt los zu werden ſuchen. Dem Communismus merkt Ruge die Chimäre an; daß auch, was er ſelber als das Princip der Zukunft ſetzt, ein bloßes Gedankenweſen iſt, merkt er nicht. Und doch iſt dies ſeine ganze Weisheit: „um den Menſchen frei zu machen, muß man ihn erſt ſchaffen, ihn zum Menſchen bilden.“

Er hofft, daß dieſe Umbildung — nicht ſprungweiſe, an Sprünge in der geſchichtlichen Entwicklung, ſagt er, glaube er nicht, ſondern ſchrittweiſe, allmälig, von Stufe zu Stufe vor ſich gehen werde. Die Partei der Freiheit müſſe nur das ihrige thun, ſowohl in Deutſchland als in Frankreich. „Wohin kann ſie es bringen?“ wirft er die

Digitized by Google

Frage auf, und antwortet: „Bei uns in Deutſchland zu der Einſicht, daß die Anſtrengungen der Menſchheit überall den freien Menſchen zum Princip und zum Zweck haben;... bei den Franzoſen zu der Praxis dieſes Humanismus.“ Der Uebergang in die Praxis, welchen in Deutſchland die Jahrbücher verſucht hatten, d. h. aber nichts weiter, als das kritiſche Spiel, die wirklichen Formen und Verhältniſſe des Staatslebens an den Kategorien „freier Menſch,“ „Humanismus“ u. ſ. w. zu meſſen und mit dieſen Kategorien unverträglich zu finden, dieſer Uebergang war an dem Widerſtande der beſtehenden Mächte geſcheitert. Man hatte die „befreienden“ Bücher, Kritiken, Gedichte in's Ausland geflüchtet, zunächſt nach Zürich. Zürich aber „hing (1843 und 1844) zu feſt am preußiſchen Syſtem, um dies zu dulden.“ Was war zu thun? „Es entſtand der Plan, eine Allianz deutſcher und franzöſiſcher Schriftſteller zu bewirken und in Paris ein Journal zu gründen, das ſowohl in den Principien, als in der direct eingreifenden Publiciſtik völlig frei wäre.“ „Die Fortſetzung der deutſchen Kritik durch die Aufnahme des praktiſchen Elements und durch die Benutzung der freien Preſſe des Auslandes“ ſchien Ruge „eine logiſche und hiſtoriſche Nothwendigkeit, für Deutſchland eben ſo wichtig, als Deutſchlands logiſche Kritik und Durchbildung für Frankreich.“

Der Plan iſt, wie Ruge ſagt, geſcheitert. „Weder ein beſtimmter Kern deutſcher Schriftſteller, noch eine franzöſiſche Richtung, die geeignet geweſen wäre, zur Vereinigung mit der neueſten deutſchen Philoſophie hat ſich gefunden. Von den Deutſchfranzöſiſchen Jahrbüchern, die nach dieſem Plane unternommen wurden, iſt nur Ein Heft erſchienen, ohne franzöſiſche Beiträge, aber zum großen Theil in der engliſch-franzöſiſchen Richtung des ſogenannten Socialismus.“ Es iſt ſchon oben angedeutet, daß Ruge das wirkliche Paris mit ſeiner „Praxis“ und mit ſeiner „Freiheit“ doch anders gefunden hat, als es ſeinen Vorſtellungen nach hätte ſein müſſen. Erſtlich fand er da die Reaction nicht minder als bei uns in vollem Gange. Gleich ärgergerten ihn die Waſſer von St. Cloud, zu denen ſich die gaffluſtige Menge verſammelt; „was ſind ſie anders,“ ruft er aus, „als eine ohnmächtige Dummheit, für Müſſiggänger in's Werk geſetzt und von Narren ausgedacht?“ Es iſt noch nicht das Schlimmſte. „Man erſchrickt vor dem böſen Zeitgeiſt, wenn man auf den Ausſtellungen dieſe Maſſe von Heiligenbildern ſieht; die Maſſe läßt ſich hinreißen von den Trompetenſtößen der Reaction.“ In der Kirche Nôtre-Dame verſammelt die Predigt des Dominicaners Lacordaire den Bürgerſtand

Digitized by Google

in Maſſe, und dieſer Frater ſchließt ſeine Predigt mit den Worten: „Eure Erfolge, ihr Philoſophen, habt ihr gehabt, die unſrigen kommen nun an die Reihe. Seht dieſen Tempel an! Vor funfzig Jahren hattet ihr ſeine Heiligen zerſchlagen und ſeine Altäre umgeſtürzt; wir haben ſie wieder aufgerichtet, gebt uns noch funfzig Jahre und wir wollen ſehen, wo ihr mit eurer Philoſophie geblieben ſeid, Frankreich iſt katholiſch und die Welt wird Frankreich folgen.“ Das Banquiervierteł von Chauſſée d'Antin hat dem Katholicismus eine goldene Kirche gebaut, „möglichſt geſchmacklos, aber golden und elegant.“ Einen „eleganten, jungen Pfaffen“ hört Ruge in dieſer Kirche „den Banquiers die Unſterblichkeit verſprechen; er ſetzte alle die Fälle, wie ſchrecklich es wäre, wenn ſie es nicht wären; nur das fiel ihm nicht ein, zu bedenken, wie ſchrecklich es iſt, daß ſie leben, und er dazu.“ Aus den niederen Ständen wirbt man die Pfaffen heerdenweiſe an, beſonders auf dem Lande, die frères ignorantins... Die Antikatholiſchen wollen wenigſtens die Religion als Leitfaden für's Volk. Kurz, „mit unbegreiflicher Schnelligkeit iſt die Romantik des neunzehnten Jahrhunderts von der Aufklärung des achtzehnten bis zum craſſeſten Jeſuitismus und dem widerlichſten Mönchs-, Nonnen- und Verdummungsweſen zurückgekehrt.... Der Aberglaube, mit der jetzigen Romantik und Unentſchiedenheit über das 18. Jahrhundert weſentlich hinaus zu ſein, iſt ſo allgemein, daß er mir ſogar auf der Polizeipräfectur begegnete.“ „Nichts iſt widerlicher, als Napoleon und ſein Hof, nichts flacher, trivialer und troſtloſer, als die gemalten Reſultate der Julirevolution.“ „Die Reaction knüpft ſich an wirkliche lebendige Exiſtenzen, an die Doctrinärs, das Militär, die Beamten, die Geldmänner, die Philiſter und alles, was ſeiner Natur nach von dem Idealen nicht durchdrungen wird.“ Dazu eine „neue Klaſſe von Tagedieben,“ die das rückſichtsloſe Schlaraffenleben der alten Ariſtokratie wiederholt; „nichts ſteht in grellerem Widerſpruch mit dem Ernſt unſerer Zeit und ihrer Probleme, als dieſer Leichtſinn und dieſe Leerheit eines abſolut nichtigen Treibens;“ (man vergleiche: „Thuet Buße, denn das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen“).

Dieſes Unweſen entſchuldigt nun Ruge, um nicht Paris doch noch als die neue Babel verloren geben zu müſſen, damit, daß er den „guten Geiſt“ noch gar zu jung findet. „Die Revolution war ja die erſte Erinnerung daran, daß es einmal Helden, Republikaner und freie Menſchen in der Welt gab.“ Das war für's Erſte ein ſüßer Traum, das Erwachen war katzenjämmerlich, der folgende wirkliche

Digitized by Google

Verlauf faul, ſtatt der Republik gelang nur das Kaiſerreich, dann, da wieder dieſes fehlſchlug, die Rückkehr der Bourbonen, und, nachdem auch dieſe der Zeitgeiſt nicht wollte, „das Syſtem eines alten Fuchſes, der den Hahn der erſten Revolution noch ungeboren kannte und jetzt ſein Junges in der Geburt zu erwürgen ſucht.“

So ſteht es mit der „Wiege der Geſchichte,“ mit dem „nobeln Volke,“ das den „humanen Inſtinct“ in ſich trägt. Die Freiheit in Frankreich hat eben auch ihre Kanten. Die Polizei iſt thätig genug; nicht nur ſind die Fremden ganz in ihrer Discretion, auch den Handwerkern ſind durch die Septembergeſetze Aſſociationen zum Betrieb eigener Geſchäfte unterſagt, nicht einmal eine allgemeine Verbindung zu Verſorgungs- und Arbeitsnachweiſungsbüreaux iſt ihnen verſtattet. Die freie Preſſe iſt nur in ſoweit frei, als die herrſchende Klaſſe dies verträgt. „Wir haben Preßfreiheit,“ äußerte Cabot, „und man nimmt Bücher weg, die der regierenden Klaſſe nicht gefallen“ u. ſ. w. Alles das führt Ruge ſelbſt an. Nein, Paris ſo im Ganzen, in Maſſe, in ſeinem geltenden, berechtigten Beſtehen, hält vor dem Princip der Freiheit nicht beſſer aus, als Deutſchland: man muß ſich an diejenigen Beſtandtheile wenden, welche unter der allgemeinen Verderbniß noch den guten Inſtinct bewahren konnten, man muß ſich die des Fortſchritts zur Freiheit fähige Partei herausſuchen. Das iſt in Paris ohnehin nöthig, einer Partei muß man ſich hingeben, ſonſt iſt keine Wirkſamkeit möglich. Auch Lamennais machte Ruge darauf aufmerkſam. „Sie werden bei uns nicht zum Ziele kommen,“ ſagte er ihm; „Sie müſſen ſich einer Partei anſchließen, und — ich wüßte Ihnen keine zu rathen, wie ich denn ſelbſt im Grunde zu keiner ganz mich bekennen könnte.“ Das iſt nun eben der ſchlimme Punkt. Mit welcher Partei ließe ſich der gewünſchte Bund eingehen, ließe ſich die alliance intellectuelle ſtiften?

Ruge ſondert ſich ſogleich die Parteien in zwei Hauptmaſſen nach dem „guten“ und „böſen“ Principe. Auf die böſe Seite ſtellt er den Bonapartismus, das an deſſen Stelle getretene Telegraphenregiment (dem militäriſchen Geiſt verfallen) und den Katholicismus nebſt ſeiner Abſchwächung in aufgeklärter Religioſität (das pfäffiſche Element), endlich das ganze Philiſterthum der bourgeoisie. Dies iſt die Seite, von welcher er natürlich gleich von vorn herein abſieht. Was iſt aber auf der andern, guten Seite zu machen? Siehe da, es findet ſich, daß alle Parteien, mit denen er es verſucht,

Digitized by Google

von ſeinem Freiheitsprincip nichts wiſſen wollen; denn ſie haben nicht die geringſte Luſt, ſich ſelbſt einem neuen Gedanken hinzugeben, ſie fordern vielmehr Hingabe an den ihrigen. „Unter den Franzoſen," ſagt Ruge, „lebt Jeder für die Verwirklichung ſeiner Parteizwecke. Können wir Deutſche in einer Publication für Deutſchland und Frankreich irgend einen beſtimmten franzöſiſchen Parteizweck annehmen? Die liberalen Politiker ſind dynaſtiſch, fromm und poſitiviſtiſch, und wenn ſie für ſich weder katholiſch noch orleaniſtiſch denken, ſo halten ſie doch dafür, daß es politiſch ſei, ſo zu reden und zu ſchreiben. Sollen wir für oder wider Guizot, für Thiers oder Odillon Barrot wirken? Die Republikaner ſind allerdings ſchon univerſeller, aber ſie ſind national und wenigſtens zur Hälfte katholiſch, ſie haben gar keinen Sinn für eine wirklich univerſelle Politik.... Alle Zwecke der politiſchen Parteien ſind zu enge geſteckt, als daß wir mit dem Plane einer geiſtigen Vereinigung direct auf ſie eingehen könnten." Günſtigeren Boden findet er bei den Socialiſten. Er will ja, wie Fourier — da „an die Stelle der brutalen Waffengewalt die Eroberung durch die Arbeit der civiliſirten Welt, an die Stelle der Militärarmee die induſtrielle" getreten — „die Befreiung der induſtriellen Armee aus dem Söldnerſtande, in welchem ſie ſich befindet, die Nobilitirung der Arbeit, um jeden Preis, nur nicht um den der Humanität und Freiheit ſelbſt." Aber die Fourieriſten fordern nun auch wieder fourierſche Rechtgläubigkeit bis in die Terminologie hinein; wer dies nicht leiſtet, den erkennen ſie nicht für den ihrigen: „Die orthodoxen Schüler Fourier's verweiſen auf ſeine Science sociale, als auf die Löſung aller Räthſel, und wer nicht poſitiv in der Terminologie und in der Richtung, der hier alle Probleme folgen, arbeitet, der wird es nie dahin bringen, daß ſie ihm zugeſtehen, er hätte die science begriffen." Daß bei dem peuple, bei der Maſſe der Arbeiter an keine intellectuelle Vereinigung zu literariſchen Productionen zu denken, verſteht ſich von ſelbſt. Es gibt recht gebildete Köpfe unter ihnen, aber dieſe ſelbſt vermögen es nicht, die Maſſe mit ſich fortzureißen; dieſe Maſſe beſteht darauf, ganz übereinſtimmend mit dem Journal des Debats, daß der Arbeiter Lohnarbeiter (Söldner) bleibe, was verlangt wird, iſt nur höherer Lohn; „freie Menſchen" zu werden, fällt ihnen gar nicht ein, es wäre denn, daß ſie ſich durch communiſtiſche Führer die Stichwörter dieſer Partei hätten in den Kopf ſetzen laſſen. — Ruge kann alſo die Parteien eben ſo wenig wollen, als ſie ihn wollen; die communiſtiſche am wenigſten: „der Communismus hat ſchon ſo viele Secten, als er

Digitized by Google

Anhänger zählt; die Apoſtel befehden ſich bitterlich, und die Secten thun das gleiche."

So bleibt denn Ruge nichts Anderes übrig, als alle ſeine Hoffnungen — wie dies eben auch alle Religionen thun — auf die Zukunft zu ſetzen. „Sobald die Principien in Frankreich die Höhe der deutſchen Philoſophie erreicht haben werden, wird die ganze Religionsfrage eine Erziehungsfrage; nur durch Bildung befreit man den Menſchen, und Frankreich wird den Muth haben, ſowohl die religiöſe als die militäriſche Rohheit zu zerſtören, und durch demokratiſche Organiſation das Commando, durch Volksbildung den religiöſen Aberglauben zu erſetzen." Da haben wir den Propheten.

Man wird fragen, auf welche Elemente der Wirklichkeit ſtützt denn Ruge noch immer, nach allen oben erwähnten Erfahrungen, dieſe Hoffnung und Prophezeihung? Nun, er klammert ſich an einen Strohhalm. Dieſer Strohhalm iſt die demokratiſch-ſociale Partei. Daß es ein Strohhalm iſt, fühlt Ruge ſelbſt, und dennoch greift er darnach. Er ſagt: Louis Blanc wolle eine Socialreform mittelſt republicaniſcher Inſtitutionen, aber L. Blanc ſei ſich über dieſe Reform ſelbſt nicht klar. Nun alſo! Und L. Blanc iſt, wie Ruge ebenfalls geſteht, auch nicht im Mindeſten geſonnen, ſich von Ruge aufklären zu laſſen. Ruge findet es ganz recht, daß man alle Reformen der menſchlichen Geſellſchaft als Reformen des Staats behandelt, und die ſociale Sectirerei zu einer politiſchen Partei zu erheben ſucht. Doch wirft er ſich ſelbſt die gerechte Frage auf: „Wenn Alle ſtimmen dürfen, wofür werden ſie ſtimmen, wie weit wird ihre Einſicht reichen?" Dieſen Einwand beſänftigt er mit ſeinem alten Liede: „Gewinnt nur die Partei den nöthigen theoretiſchen Inhalt und die geiſtigen Kräfte, wodurch ſich der Mangel der richtigen Theorie aufhebt, ſo gehört die Zukunft ihr, denn ihr Princip iſt ohne allen Zweifel die Aufgabe der Geſchichte."

Betrachten wir denn dieſes Princip, hören wir das Glaubensbekenntniß der Social-Republicaner, wie es von der Réforme publicirt wurde, unterzeichnet von F. Arago, Ledru-Rollin, Joly, Etienne Arago, Louis Blanc, Victor Schölcher u. A. „Alle Menſchen ſind Brüder. — Wo die Gleichheit nicht exiſtirt, iſt die Freiheit eine Lüge. — Die Geſellſchaft könnte nicht beſtehen ohne die Ungleichheit der Fähigkeiten und die Verſchiedenheit der Functionen, aber größere Fähigkeiten dürfen nicht größere Rechte verleihen; ſie legen größere Pflichten auf. — Dies iſt das Princip der Gleichheit: ſeine noth-

Digitized by Google

wendige Form ist die Association. — Der Endzweck der Association ist, zur Befriedigung der intellectuellen, moralischen und materiellen Bedürfnisse Aller zu gelangen durch Anwendung ihrer verschiedenen Fähigkeiten und durch Vereinigung ihrer Anstrengungen. — Die Arbeiter sind Sclaven gewesen, sie sind Leibeigene gewesen, sie sind jetzt Lohnarbeiter, man muß darnach trachten, sie in den Stand der Associé's zu erheben. — Dies Resultat kann nicht anders erreicht werden, als durch die Wirksamkeit einer demokratischen Regierung. — Eine demokratische Regierung ist eine solche, die die Volkssouveränetät zum Princip, allgemeine Stimmgebung zu ihrem Ursprunge, und zu ihrer Aufgabe die Verwirklichung der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung hat. — Die Regenten sind nur Mandatarien des Volks; sie müssen also verantwortlich und abberufbar sein. — Alle müssen dem Gesetz gehorchen, aber Alle haben das Recht, es laut zu beurtheilen, damit man es ändere, wenn es schlecht ist. — Die Freiheit der Presse muß aufrecht erhalten werden. — Die Erziehung der Staatsbürger muß gemeinschaftlich und unentgeltlich geschehen. — Jeder Bürger muß die militärische Erziehung durchmachen."

Dieses Glaubensbekenntniß ist sehr merkwürdig. Es ist Zug für Zug, nur in modernem Ausdruck, das was die Gesellschaft Jesu wollte und durchzuführen suchte. Der Unterschied besteht nur darin, daß der Wirkungskreis dieser Ideen von dem Umfange einer besondern, aber über die ganze Welt ausgebreiteten Gesellschaft auf den Umfang eines umgrenzten, aber dafür alle seine Angehörigen ohne Ausnahme einbegreifenden Staates übertragen ist, wobei die Form der Wahlmonarchie in die der Demokratie überging. Die zu Grunde liegenden Ideen sind, wie gesagt, genau die der Jesuiten. Und nun ist wiederum merkwürdig, daß hievon die „Democratie Pacifique" eine Ahnung verräth. Dieses Journal brachte nämlich einen Artikel über „das Werk des heiligen Franz Xavier," (eine vom französischen Clerus ausgegangene Arbeitervereinigung, deren Zweck ist: die Arbeiter einmal im Monat, Sonntags von 7—10 Uhr Abends, zu versammeln, die gewöhnlichen Kirchenlieder u. dgl. zu singen, moralische Vorlesungen über sociale Oekonomie zu halten, populäre und religiöse Poesien vorzutragen, wissenschaftliche Probleme zu erklären, Lobreden auf nützliche Männer zu halten und religiösen Unterricht zu geben; einen Fonds zur Deckung der Kosten und zur Unterstützung von Kranken ꝛc. zu bilden, u. s. w.). Die „Democratie Pacifique" rühmte dieses Unternehmen sehr; „die fromme Democratie," spöttelt Ruge, „das gute Kind, das seine Phalanstères

alſo nöthigenfalls auch mit den Jeſuiten zuſammen einrichten würde.“ Und warum denn nicht? Dieſe ſocialen Beſtrebungen ſind wirklich, Ruge weiß dies nur nicht, die directe Fortſetzung der jeſuitiſchen Beſtrebungen. „Die Democratie pacifique,“ ſagt Ruge, „billigt dieſe Aſſociation der Arbeiter unter der Vormundſchaft der Prieſter! Sie nennt dieſe Prieſter die Prieſter des peuple! Der Tempel des Herrn, ruft ſie aus, iſt wieder zum Hauſe des Volkes geworden; koſtbare, erſte Keime einer ſocialen Vereinigung! Ehre dafür euch, junge Prieſter! ſetzt eure Sendung fort!“ — „Welch' eine Verwirrung!“ fügt Ruge hinzu,... „wenn ſelbſt die Generalpächter der ſocialen Wiſſenſchaft die unerhörte Dummheit begehen, in der jeſuitiſchen Propaganda und in dem Oeuvre de saint Franç. Xavier den Anfang der alleinſeligmachenden „Aſſociation ſociale“ zu erblicken!“

Nicht doch, es iſt nichts weniger als eine „Dummheit;“ das richtige Gefühl der Socialiſten, daß ſie die Verlaſſenſchaft des Jeſuitismus angetreten haben, das iſt es, was ihnen ſo große Sympathie für das Oeuvre de S. Xavier einflößt. Ruge aber merkt nicht, daß ſeine eigene Sympathie für die Ideen der Réforme und der Social-Republikaner eine Sympathie iſt für die urſprünglich und ächt jeſuitiſchen Ideen der Bildung aller Menſchen zur Herſtellung des wahren, menſchlichen Weſens in ihnen, mittelſt der Erziehung.

G. Julius.

Digitized by Google

Ein Stücklein Menſchenleben.

Novelle von Elard Biskamp.

I.

In einem kleinen Städtchen, deſſen Namen der Leſer vergeblich auf der Karte ſuchen würde, da es gar nicht zur Geographie gehört, bildete ſchon ein halbes Jahr lang ein junger Mann, den wir Richard nennen wollen, das Tagesgeſpräch und das intereſſante Räthſel, deſſen Löſung ſich alle Theegeſellſchaften zur Lebensaufgabe geſtellt hatten. Wer iſt dieſer Sonderling, der Caſino und Bälle verſchmäht, kaum weiß, ob er grüßen ſoll und dieſes mit einer ſo impertinenten Gleichgültigkeit thut, als wiſſe er durchaus nicht, wie gebildeten Damen zu begegnen ſei? Welches abgelebte Geſicht! — fuhr man fort — er muß einen ſehr unmoraliſchen Lebenswandel geführt haben. — Weitere Aufklärung vermochte man ſich jedoch nicht zu verſchaffen, und der Herr Actuar, der es auf Veranlaſſung ſeiner Frau unternommen hatte, etwas tiefer in das Vertrauen Richard's einzudringen, war auf eine ſo ſchneidende Weiſe abgefertigt worden, daß allen übrigen der Muth verging, ähnliche Verſuche anzuſtellen. Die ehrſamen Matronen begnügten ſich daher, ſeine Unmoralität und Bildungsloſigkeit zu detailliren. Bald konnte jedes Kind an den Fingern herzählen, wie viel Duelle, Relegationen und Liebesabenteuer (welche letztere er namentlich en gros betrieben haben ſollte) der geheimnißvolle Fremde während ſeines wüſten Univerſitätslebens beſtanden, wie viel Schulden er hinterlaſſen und wie viel weiſe Ermahnungen er in den Wind geſchlagen hatte.

Dieſes war die Stimmung, welche gerade in den höchſten Kreiſen der ſpießbürgerlichen Geſelligkeit in kurzer Zeit allgemein wurde

und ſich endlich zu einer ſolchen Potenz ſteigerte, daß man nie mehr von Richard ſprach, ohne bedeutungsvoll mit den Achſeln zu zucken, oder, je nach dem Alter, die Augen züchtig niederzuſchlagen. Und dennoch nicht die geringſte Annäherung von ſeiner Seite, dennoch derſelbe kalte, gleichgültige Hohn, wie früher! Es war unausſtehlich. Alle Kunſt war erſchöpft. Und Richard ſah nicht rechts und nicht links, und wußte nichts von den böswilligen Klatſchereien und hatte an andere Dinge zu denken, und ſeine Gedanken waren wunderbarer Art, mitunter glänzend und ſchön wie ein zuckender Blitz, mitunter dumpf und erſchütternd, wie der rollende Donner, und Donner und Blitz wechſelten ſo ſchnell, und die ſchwülen Gewitterwolken, die ſich über ſeiner Seele zuſammengezogen hatten, waren ſo düſter, daß er das moraliſche Finger- und Mienenſpiel der Frau Bürgermeiſterin und Gefolge nicht bemerken konnte. Aber auch die wenigen Beweiſe von wohlmeinender Theilnahme, die ſich hier und da zeigten, gingen ſpurlos an ihm vorüber. Verſtohlen blickte ihm wohl ein junges Mädchen nach, wenn er bei ſeinen täglichen Spaziergängen über die Straße hineilte, und in ihrem Blicke hätte er deutlich die Worte leſen können: „Wer iſt der blaſſe, traurige Mann, der ſo allein in den Wäldern umherſtreift und ſo feine Wäſche trägt? — ob er mich wohl bemerkt?“ — Ach! nein, er bemerkt deine blühenden Wangen ſo wenig, als deine lieben, theilnahmsvollen Augen, aber ſchaue ihm nur nach, es gibt ja der Wohlmeinenden auf dieſer Welt ſo wenige für ihn.

II.

Es war ein heiterer Frühlingsabend, das glänzende Tagesgeſtirn hatte ſeinen Lauf vollendet und zeichnete noch die höchſten Gipfel der Berge mit purpurnen Tinten, milde Zephyre fächelten, von den Bäumen herab ſchallten die Lieder der befiederten Sänger in wonnigen Accorden, als der große Räuberhauptmann — nein, nicht der große Räuberhauptmann, ſondern der friedfertige Richard einen einſamen Bergpfad hinanſtieg, um — er wußte ſelbſt nicht, in welcher Abſicht, und das thut auch nichts zur Sache. Vom Städtchen herüber ertönten die Abendglocken, welche die Natur und die arbeitsmüden Menſchen zur Ruhe läuteten. Als er den Gipfel erreicht hatte, ſetzte er ſich an dem Rande des Fichtenwaldes nieder und kramte in ſeiner Brieftaſche. Mit flüchtigem Blicke überflog er halbvollendete Gedichte und zerſtreut hingeworfene Gedanken, welche in der brüderlichſten Ein-

Digitized by

tracht neben Waſchzetteln und ökonomiſchen Notizen ſtanden; endlich ſchien ſeine Aufmerkſamkeit mehr gefeſſelt zu werden, er las wieder und wieder, zuletzt mit lauter Stimme:

's wird Frühling werden, 's wird Frühling werden,
Die ſtillen Wälder werden grünen,
Mein Herz wird jegliche Beſchwerden
An ihrem grünen Buſen ſühnen.
Und die Eichen werden rauſchen,
Und die Stürme werden brauſen,
's wird Frühling werden, 's wird Frühling werden!

Und all' die alten, ſchweren Träume,
Die böſen, wunderlichen Grillen,
Du trauter Wald, in Deine Räume
Werd' ich ſie ſchütten, Deinetwillen;
Und die Vögel werden ſingen,
Und die Lieder werden klingen
In meinem Herzen, in meinem Herzen

In manchen bangen, bangen Stunden,
Wo ich an meinem Herzen pochte
Und alles drinnen fand verſchwunden,
Was einſt ſo gern ich finden mochte —
Ach! der Frühling kehrt nicht wieder,
Dacht' ich, aus ſind alle Lieder
In der Natur, in der Natur.

Du liebe, ſtille Sonne droben
Am blauen Himmel, deine Treue
Läßt ſich im Sturm der Welt erproben:
Der Frühling kommt, du kommſt auf's Neue.
Ach! und Thränen, die man weinte,
Treue, Glauben, Lieb' und Freunde,
Sie gehen all' und kehren nicht wieder.

Das Gedicht machte ſchmerzliche Erinnerungen in ihm rege. Kaum war ein Jahr verfloſſen, ſeitdem er es flüchtig niedergeſchrieben hatte. Damals glaubte er ſich mit dem größten Rechte unglücklich fühlen zu dürfen, alle die zarten Fäden, welche ſeine Seele mit der Welt verbanden, waren mitleidlos zerriſſen, ſeine Liebe hatte man ihm geraubt, ach! und, was noch mehr war, das Herz ſeiner Geliebten verpeſtet. Und doch, wie war es nun ſo ganz anders? Wenn er ſeinen jetzigen Zuſtand mit der kindlichen Hingebung an die erwachende Natur, mit den glaubenswarmen Hoffnungen dieſes Liedes verglich, —

Digitized by Google

wie fremd und kalt ſtarrten ihn die Worte dann an. Aber ich bin ſelbſt Schuld, fuhr er in ſeinen Betrachtungen fort, und habe meinen Jammer verdient. Was war dieſer raffinirte Hohn, mit dem ich jede milde Rührung, jede Empfindung der Wehmuth hinwegſpottete, anders als abſichtlicher Selbſtmord? Und mit welcher gewaltſamen Affectation habe ich mein Princip verfolgt? Wenn mich auf der einen Seite ein natürliches, ſtarkes Gefühl zum Schmerze hinzog, wenn die Bilder meiner Jugend, meiner Verluſte und meiner Verlaſſenheit vor die thränenſchweren Augen traten, dann beſchwor ich plötzlich eine dämoniſche Bitterkeit in meinem Innern hervor, meine Schwermuth erſchien mir lächerlich, meine Klage trivial! O! ich hätte ſie fließen laſſen ſollen dieſe Thränen, ſelbſt auf die Gefahr einer unmodernen Sentimentalität hin. Was hatte ich der Welt und ihren Modetendenzen gegenüber für Rückſichten zu nehmen? Verdiente ſie, daß ich einen heiligen Schmerz aufopferte, um ihr mit einem vornehmen Hohne entgegentreten zu können, der immer auf mich ſelbſt zurückfiel und alle friedliche Neigungen zerſetzte? Doch es ſoll anders werden, ich will mich verlieben, ich will idylliſch ſchwärmen, ich will die Empfindungen meiner glücklichen Kindheit mit Gewalt zurückrufen, ich will — nun das wird ſich ſchon alles von ſelbſt machen. Vor allen Dingen werde ich eine ländliche Nymphe mit meiner Liebe beglücken; ich will hoffen, daß ihr biederer Vater mit Gärten, Gänſen, Jasminlauben u. ſ. w. hinlänglich verſehen iſt; dann ſchaffe ich mir die neueſte Ausgabe von Matthiſſons Gedichten an, — verſteht ſich, im beliebten Schillerformat — leſe, declamire, werde tugendhaft und glücklich. —

Bei den letzten Worten erhob er ſich in fieberhafter Aufregung und ſtürzte fort. Am Fuße des Berges ſtieß ihm unglücklicher Weiſe der Herr Steuerinſpector auf, der einen ſoliden Verdauungsſpaziergang machte und ſich nebenher in ſchmeichelhaften Berechnungen verlor. Richard ſtürmt auf ihn los, ſchließt ihn in ſeine Arme, drückt ihn an ſeine Bruſt und zwar mit einer ſo verzweifelten Schnelligkeit, daß der Steuerinſpector nicht einmal Zeit hatte, zu einem klaren Bewußtſein ſeines Erſtaunens zu kommen.

„Aber ich begreife in der That nicht, mein Herr —“

„Iſt auch gar nicht nöthig,“ fiel ihm Richard in's Wort. „Ja, mein theuerſter Herr Steuerinſpector, ich liebe Ihre Tochter, dieſe ſanfte, tugendhafte, gefühlvolle Tochter, welche ſo ganz Ihren Blick und Ihre Herzensgüte beſitzt! —“

Digitized by Google

„Hier waltet ein eigenthümlicher Irrthum; ich versichere Ihnen, daß ich gar keine Tochter besitze, und —"

„Das thut durchaus nichts zur Sache," — fuhr jener heftig fort, — „meine Liebe steht dennoch fest, und beruht außerdem auf so sichern Heirathsprincipien, daß sie vor dem moralischen Richterstuhle unserer ehrenwerthesten Hausfrauen bestehen kann. Bald mehr. — Leben Sie wohl!"

Noch denselben Abend hieß es im Casino: Dr. Richard ist verrückt. —

III.

Nördlich vom Städtchen schlängelt sich ein Wiesenthal längs den Krümmungen eines mit Erlen bewachsenen Baches hin. Zu beiden Seiten erheben sich waldige Höhen, links weich und schwellend, rechts schroff und steil. Auf dem Fußpfade, der an dem Bette des Flüßchens hinläuft, finden wir zuerst Richard wieder, sein Auge ruht auf dem vor ihm liegenden Weiler, dessen weiße Giebel nett und reinlich zwischen den grünen Obstbäumen hervorblicken. Das reiche Frühlingsleben, das über die Wiesen und Wälder ausgegossen war, feierte den Morgen des ersten Pfingsttages in andächtiger Stille. Der Gesang der Lerche, der klare, blaue Morgenhimmel und vor allem die glänzende Sonne, welche mit so milden, verklärenden Strahlen in das erwachte Leben der Natur hineinschien, konnte dem stumpfsten Alltagsmenschen sagen, daß heute Pfingsten war, selbst wenn es auch der Kalender nicht ausgewiesen hätte. Ob auch in Richard's Innerem Feiertagsglocken erklangen? — Er schritt emsig darauf los, und verlor das Dörfchen nicht aus dem Auge. Als er jetzt um eine Krümmung des Baches einbog, begegnete er einem alten Mütterchen, das sonntäglich geputzt so langsam und behaglich über die Flur hinschlenderte, daß man ihr ansah, sie besuchte heute das Feld nicht, um zu arbeiten, Hitze und Mühe zu ertragen, sondern um sich auf einmal sorglos an der schönen Natur zu erfreuen, wie die reichen Leute. Richard fragte nach dem Namen des Weilers.

„Das ist Reichenau," — erwiderte sie in augenscheinlicher Verwunderung über diese Frage, — „Sie sind wohl nicht aus dieser Gegend, daß Sie das nicht wissen?"

„Nein, ich bin aus M. und erst seit einiger Zeit in dem Städtchen." —

„Du gülden Kind," — nahm sie in treuherziger Geschwätzigkeit

Digitized by Google

wieder das Wort, — „das iſt wohl weit. Ich habe ſchon das vier und ſiebenzigſte Jahr zurückgelegt, aber bin noch nicht über Seligheim, das zwei Stunden von hier iſt, hinausgekommen; weiß auch nicht, was die Leute für einen Gefallen daran finden, ſo in der Welt herumzulaufen. Ich bleibe gern bei meiner Gewohnheit. So bin ich nun ſchon über fünfzig Jahre an jedem Pfingſtmorgen auf dieſem Wege in das Feld gegangen und will es nun auch ſo halten bis an mein Ende. Ich merke dann jedes Mal, daß ich älter geworden bin, aber närriſch! die Berge werden nicht älter und die Sonne auch nicht, ſie ſcheint noch heute ſo hell und ſo warm, wie vor fünfzig Jahren. Das laſſe ich mir nun einmal nicht nehmen und habe auch dem Herrn Pfarrer geſagt, der mir Vorwürfe machte, weil ich am Feſtmorgen die Kirche verſäumte, daß ich hier außen recht andächtig wäre, und daß man mir wohl dieſes Vergnügen gönnen könnte, zumal da ich ſonſt den Gottesdienſt ſo regelmäßig beſuchte. Die Mamſell —“

„Was für eine Mamſell?“ fiel ihr Richard, der dem Geplauder mit einem eigenthümlich lächelnden, ſinnenden Ausdrucke zugehört hatte, raſch in die Rede.

„J! nun, wir haben blos eine Mamſell, die Tochter des Herrn Pfarrers.“

„Wie heißt ſie, Laura, oder doch wenigſtens Minna?“

„Keins von Beiden, mein Herr, ſie heißt Mariechen, und iſt recht hübſch und gut.“

„Ja, ſie hat blonde Haare, blaue Augen, ſpielt Guitarre, begießt Blumen, füttert Hühner —“

„Herr Jeſus, was Sie ſo ſchnell ſprechen! Recht angeſehen mögen Sie Mamſell Mariechen nun doch nicht haben; ihre Haare, nun ja, ſchwarz ſind ſie nicht, aber die Augen ſind grau; ob ſie Guitarre ſpielt, weiß ich nicht, aber ſingen thut ſie und zwar recht ſchön, iſt außerdem immer luſtig und trägt ſich ſo ſtolz, wie die vornehmſte Dame.“

„Gut, mein Mütterchen, ich kenne ſie ſchon, wir müſſen uns hier trennen, könnt Mamſell Mariechen von mir grüßen. Guten Morgen!“

Schnell wandte er ſich nach dieſen Worten um und kehrte nach dem Städtchen zurück. Alſo den Gegenſtand deiner Liebe, ſprach oder dachte er vor ſich hin, hätteſt du nun gefunden. Alles recht hübſch idylliſch, das Thal, der Weiler, der Bach, die Erlen, der Pfarrer, Mariechen; als wenn ich mit einem Male in ein Matthiſſon'ſches oder Höl-

Digitized by Google

ty'ſches Gedicht gezaubert wäre! Gut! Marie — der Name paßt, eignet ſich recht ſchön zu Jamben. Freilich „Friederike" klingt — er verdoppelte ſeine Schritte mit einer Haſt, die im grellſten Widerſpruche ſtand zur feſttäglichen Ruhe der Natur. —

IV.

Die kirchlichen Feierlichkeiten waren vorüber, der Tag neigte ſich zu einem milden Abende. Reichenau's Bewohner ſaßen auf den ſteinernen Bänken vor ihren Thüren, um die warme Frühlingsluft zu genießen und traulich mit einander zu plaudern. Auf dem Plateau der breiten, mit einem Eiſengeländer umſchloſſenen ſteinernen Treppe, welche zum Eingang des Pfarrhauſes führte, ſaß Mariechen auf einem Stuhle, der Gartentiſch, welcher neben ihr ſtand, prangte mit einer Vaſe friſcher Frühlingsblumen und einem Kranze jungen Eichenlaubes, wahrſcheinlich von Mariechens höchſteignen Händchen gewunden. Sie ſtützte mit der Linken das Haupt; während ſie in der Rechten ein aufgeſchlagenes Buch hielt, aber mit einer ſo naiven, unbeholfenen Gleichgültigkeit, daß man ihr anſah, wie dieſe wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zu den ungewohnten Arbeiten gehörten, zu denen ſie etwa in der Verzweiflung der erſten Feſttags-Langweile griff. Der Erſte — gräßlicher Gedanke für ein junges Mädchen, das wie Mariechen ein Jahr in der Reſidenz geweſen iſt, auf dem letzten Balle nicht ein einziges Mal geſchimmelt, in der geiſtreichen Ballade: Zaubertanz, vergangene Faſtenzeit die entzaubernde Fee mit dem Lilienſtengel dargeſtellt hat und die Proch'ſchen Schweizerlieder ſingt. Gräßlicher Gedanke! der nicht zu ertragen wäre, wenn ſeine Bürde nicht durch die Träume und Hoffnungen auf den Zweiten erleichtert würde; — nicht einmal das Stricken iſt geſtattet, und da es wohl einer ſoliden Predigerstochter nicht zu verdenken, wenn ſie in des Vaters ſtaubige Bibliothek greift, Milton's „verlornes Paradies" erhaſcht, und ſich in glänzender Reſignation vor die Thüre ſetzt, um abwechſelnd von dem morgenden Ball zu träumen, in dem Buche zu blättern und zu gähnen.

Während dieſe dreifache Beſchäftigung ihren Ideenkreis hinlänglich in Anſpruch nimmt, haben wir ungeſtört Gelegenheit, ſie etwas näher zu betrachten. Ihre Geſtalt iſt hoch und ſchlank, jedoch ohne die elaſtiſche Fülle, welche nothwendig dazu gehört, um einem ſolchen Wuchſe Reiz und Bedeutung zu verleihen; die vollen, runden Arme ſcheinen nur da zu ſein, um ein Paar langweilige Füße, aus denen nicht eben allzu weiße Strümpfe kerzengerade herausſchlottern, zu ver-

Digitized by Google

höhnen; vergebens prädentirt die keck hervorſpringende, doch edel gebogene Adlernaſe, einem Geſicht Ausdruck zu verleihen, das, weder blühend noch blaß, ſondern ein froſtiges Mixtumcompoſitum, ſeinen anziehendſten Punkt in einem ſchönen, doch etwas zuſammengedrückten Mund findet, von dem man eben nicht mit Beſtimmtheit behaupten kann, ob er zu viel, oder zu wenig geküßt iſt. Ihr Teint iſt unrein und ſpielt etwas in das Gelbliche über, doch zeigt er da, wo der Nacken aus der kleinen Florhülle hervorquillt, Glanz und Gluth. Kurz ſie war weder ſchön, noch häßlich und ſchon der Art, daß man ſich mit Hilfe einer einigermaßen blühenden Phantaſie und ſtarken Willenskraft recht anſtändig in ſie verlieben konnte. So wenigſtens dachte Richard, nachdem er längere Zeit aus der Ferne den unbemerkten Beobachter abgegeben hatte, ſtrich ſorglich die Falten aus ſeinen Glacehandſchuhen und ging entſchloſſen auf das Pfarrhaus zu. Zufällig machte Mariechen gerade in dieſem Augenblicke eine Bewegung, die man bei proſaiſchen, nichtnovellenfähigen Menſchen „Dehnen" nennen würde, und neigte hierbei ihr Haupt etwas weit zurück, — da bemerkte ſie plötzlich den elegant gekleideten fremden Herrn leibhaftig auf die Pfarre losſchreiten. Daß ſie zuſammenſchrak, leicht erröthete, ſich mit einer unglaublichen Wißbegierde in das Buch vertiefte, und mehr Blätter in einer halben Stunde umſchlug, als ein gebildeter Menſch in zwei Stunden durchleſen kann, — nun das ſind Dinge, die keiner ausdrücklichen Erwähnung bedürfen.

Richard's geſchmackvollſte Complimente blieben anfangs unbemerkt. Erſt durch die Worte: „Sie entſchuldigen, mein Fräulein, daß ich ſo unhöflich bin, zu ſtören —" wurde ſie aus ihrem tiefen Sinnen aufgeſtört, gerieth in eine angemeſſene Verwirrung, erhob ſich und blickte Richard erwartungsvoll an. Dieſer hatte gerade lange genug in G. (mit dieſer Chiffre wollen wir das Städtchen bezeichnen) gelebt, um zu wiſſen, daß es hier eines ſtichhaltigen Einlaßgrundes bedürfe; er erklärte daher, die Abſicht ſeines Kommens ſei, dem Herrn Pfarrer ſeine Aufwartung zu machen, von deſſen wiſſenſchaftlichem Umgange er ſich einen Genuß verſpreche, der ſonſt in G. nicht geboten würde. Der würdige Seelſorger war nun zwar unglücklicher oder glücklicher Weiſe nicht zu Hauſe, ſondern auf ſeinem täglichen Spaziergange begriffen, um ſich von den Feſttagsſtrapazen zu erholen und von dem Stande der Feldfrüchte zu überzeugen; — aber es war doch eine moraliſche Eintrittsberechtigung da. — Mit überlegener Gewandtheit wußte Richard eine Unterhaltung anzuknüpfen, die nicht einen Augenblick an

Digitized by Google

Lebhaftigkeit verlor, obgleich ſie faſt ausſchließlich auf ihm ruhte. Als geſchickter Feldherr recognoſcirte er nach allen Seiten hin das Terrain, um die paſſendſte Stelle für ſeine Angriffspläne zu finden. Aber nachdem er bereits Mariechens Herzensfeſtung von der ſentimentalen, idylliſchen, heroiſchen, romantiſchen, religiöſen, häuslichen Seite beſtürmt, und noch immer die univerſelle Alltagsmiene vor ſich ſah, trotz der verſchiedenartigſten Operationen nicht eine einzige Neigung, eine einzige Schwäche, eine einzige Tugend zu Tage fördern konnte, — verſiegten Kräfte und Geduld. Vollſtändig außer Faſſung blickte er auf ſeine Manſchetten und Blaßgelben — alles in beſter Ordnung; und da ſteht Mariechen, die achtzehnjährige Tochter einer redlichen Pfarrersfamilie, und blickt ſo apathiſch drein, als gäbe es in der ganzen Welt weder Manſchetten noch Blaßgelbe, weder Liebe noch Poeſie.

Du willſt ſie ſich ſelbſtſtändig entfalten laſſen, — dachte er, als er mit ihr in den hinter dem Hauſe gelegenen Garten trat, um hier die Heimkehr des Herrn Pfarrers zu erwarten. Marie, der es nun oblag, eine handelnde Rolle zu ſpielen, wenn ſie nicht die ganze Unterhaltung in allgemeines Stillſchweigen aufgelöſ't ſehen wollte, entwickelte auch bald eine große Redſeligkeit, mit der ſie jedoch ihren Gaſt nur noch mehr verwirrte und außer Faſſung brachte. Denn wenn ſie eben mit einem ganz artigen Entzückungsausrufe ein hervorbrechendes Roſenknöspchen bewunderte, und er dachte: Halt! nun wird's kommen; — ſo ſprang ſie wieder in demſelben Augenblicke mit ſo proſaiſcher Geläufigkeit auf ein gleichgültiges Stadtgeträtſch über, daß es wirklich zum Verzweifeln war. Ein ſolcher Seelenzuſtand ſpiegelte ſich auch auf Richard's Antlitz in regengrauen, troſtloſen Farben ab, doch plötzlich leuchtete ein Gedanke in ſeinen Zügen: „Ich hab's!" rief er ſich ſelbſt vergeſſend ſo laut, daß ihn ſeine ſchöne Geſellſchafterin verwundert anſah, „ich hab's — die Poeſie der alltäglichſten Alltäglichkeit! — O! kommen Sie, meine theure Fräulein Marie —" es muß bemerkt werden, daß er ſie in der Ueberſchwänglichkeit ſeiner freudigen Aufregung in den Arm gefaßt, ohne auf beſondere Hinderniſſe zu ſtoßen — „kommen Sie, laſſen Sie uns in dieſer Laube Platz nehmen, ich habe Ihnen ſo viel zu erzählen; und Sie werden das Proch'ſche Schweizerheimweh ſingen. Werden Sie nicht? Doch was ſagten Sie vorhin von einem gewiſſen Dr. Richard, der in G. wohnt?"

„Ach ja! es iſt ſchrecklich. Denken Sie, der junge Mann iſt plötzlich verrückt geworden; man ſah ihm wohl ſchon lange an, daß es nicht recht richtig mit ihm war; — aber mit einem Male ſo voll-

Digitized by Google

ſtändig verrückt zu werden, es iſt gräßlich! Er ſoll ſehr gelehrt und hübſch ſein; ich habe ihn noch nie geſehen. Man ſagt, ſein Hochmuth ſei Schuld daran."

„So ſagt man, meine Theure, aber Alles, was die Leute ſagen, iſt nicht geradezu wahr. Wiſſen Sie, was man ſo darunter verſteht, aus Liebe verrückt werden? Sie wiſſen es gewiß, Ihr gefühlvolles Herz, das durch die ſchönen, ſchwärmeriſchen Augen blickt, bürgt mir dafür. Nun ſehen Sie, auf ähnliche Weiſe verhält es ſich mit Richard, und mit dieſer Liebesverrücktheit hat es ſeine eigene Bewandtniß. Wenn er z. B. bei Ihnen in der traulichen Laube ſäße, und Ihre warme, zarte Hand faßte, wie ich — den Worten folgte immer die entſprechende That — und in Ihre glänzenden Augen ſchaute, und den Arm um Ihre ſchlanke Taille ſchlänge, und einen ſüßen Kuß auf Ihre wonnigen Lippen drückte, und die Nachtigallen flöten hörte, dann würde er entſetzlich vernünftig werden, und Sie zärtlich anblicken, und Sie bitten, ihn für vernünftig zu halten; wie ich, der Dr. Richard, es denn wirklich jetzt thue."

Dieſes Geſtändniß kam ihr etwas ſehr unerwartet, und ſie hätte faſt erſchrocken ihre Hand aus der ſeinigen zurück gezogen. Sie hatte nicht anders geglaubt, als in dem Fremden eine neue Acquiſition des G.'ſchen Caſinos vor ſich zu ſehen, und war bis zum Augenblicke feſt überzeugt geweſen, daß derſelbe gekommen, um ſie zum Cotillon oder wenigſtens zur Polonaiſe auf den morgentlichen Ball zu engagiren; denn was ſie von dem vorgegebenen Beſuche ihres Vaters zu halten hatte, darüber war ſie mit ſich einig. Aber — nun verrückt konnte ein ſo modern gekleideter Herr unmöglich ſein.

„Tanzen Sie auch?" waren ihre erſten, naiven Worte, als ſie zu dieſem Schluſſe gekommen.

„Sehr, ſehr" — antwortete Richard — „und Sie können zweifeln?"

„Nun denn, verſäumen Sie doch den Ball nicht?"

„Unter keiner Bedingung, d. h. inſofern Sie mir die Ehre zu Polonaiſe und Cotillon ſchenken werden."

Eine entſprechende Verneigung war die beglückende Antwort. Jetzt wurde von dem bevorſtehenden Amüſement geſprochen, vermuthet, gehofft, befürchtet, über demnächſtige Landpartien berathen. — Marie war ſehr glücklich. Und in den Zweigen der Hütte ſang die Nachtigall ihre Lieder, als wenn ſie den Worten einer innigen, in einander ſtrömenden Liebe gelauſcht hätte, ja, wie es Richard ſchien, noch ſüßer und klagender, als je. Unterdeſſen war die Sonne untergegangen, der Herr

Digitized by Google

Pfarrer ſtudirte ſeine Predigt auf den andern Tag. Richard wollte nicht ſtören, nahm Abſchied und war bald allein auf dem Wege an dem murmelnden Erlenbache.

V.

Der Zweite erſchien, und mit der aufgehenden Sonne erwachten auch ſchon all' die Ball- und Toilettenſorgen, denen die Schönheiten G.'s, als wohlgezogene Töchter chriſtlicher Honoratiorenfamilien, geſtern nur in Gedanken nachhängen konnten. Auch Richard's Zimmer zeigte frühzeitig Spuren von Leben. Die Gardinen waren aufgezogen, die Fenſter der einſtrömenden Frühlingsluft weit geöffnet. Erſtaunt horchten die Nachbarn auf die ungewohnte Fröhlichkeit, welche ihnen aus dem ſonſt ſo ſtillen Stübchen entgegenſchallte. Der Herr Doctor blies Flöte, heitere Bergarien, welche ſich auf eine ſehr anmuthige Weiſe in Galoppaden auflöſten; nur zuweilen ſchien es, als wollte ein tieferer Klageton durchzittern, dann aber wieder plötzlich ein ſo wollüſtig ſtürmiſcher Walzer, daß das Ohr der zahlreichen Zuhörer nur den letzteren Eindruck faßte. Die Nachbarsleute warfen ſich bedeutungsvolle Blicke zu und ſchüttelten in gerechter Entrüſtung ob dieſer ſündhaften Verletzung der Sabbathsruhe ihr Haupt. Den meiſten Anſtoß fand das gottloſe Treiben jedoch bei der Frau Actuarin, welche anfangs in ſprachloſem Erſtaunen die Stube durchſchritt, und dann den inneren Aerger gegen ihre Tochter ausließ:

„Da ſiehſt Du, Guſte, was bei dem ewigen Romanleſen herauskommt, es wird Dir noch gerade ſo den Kopf verdrehen, wie drüben dem Doctor, der — Gott verzeih' mir die Sünde, daß ich einem Chriſtenmenſchen ſo etwas nachſagen muß — ſelber ſolche heilloſe Bücher ſchreiben ſoll. Iſt mir denn je ſchon ſo etwas vorgekommen, am hellen Feſtmorgen ſo heidniſch zu muſiciren; — ich glaube gar, er tanzt auch dazu. Nun, der Herr ſei ſeiner Seele gnädig und bewahre uns vor ſeiner Geſellſchaft!"

Auf ſolche und ähnliche Weiſe machte die Frau Actuarin, die — beiläufig geſagt — auch aus anderen Gründen eine ſpecielle Malice auf Dr. Richard hatte, ihrem gepreßten Herzen Luft, und ſuchte ihr empörtes Religionsgefühl zu beſchwichtigen. Auguſte jedoch, ihre eben den Kindesjahren entwachſene Tochter, lauſchte aufmerkſam hinüber, und wandte ihre klugen, lebensfrohen Augen nicht von dem geöffneten Nachbarsfenſter weg. An dergleichen mütterliche Lectionen mochte ſie wohl gewöhnt ſein, denn ſie bethätigte bald auf eine liebenswürdige

Digitized by Google

Weiſe, wie wenig Aufmerkſamkeit ſie ihnen ſchenkte. Ihre Augen glänzten, ein Strahl von Freude leuchtete über ihr Geſicht, ſie beugte das Lockenköpfchen den Tönen entgegen: „Ah! eine Polka!“ jauchzte ſie aus der Tiefe der Seele auf, klatſchte freudig-entzückt in die niedlichen Händchen, ihre Füße bewegten ſich unwillkürlich nach dem Tacte, ſie walzte, alles um ſich her vergeſſend, ſchnurſtracks in die geöffneten Mutterarme, welche die gute Frau in ſtummem Entſetzen weit ausgebreitet hatte, wand ſich durch ein muſterhaftes Tourné los und hüpfte fröhlich zur Thüre hinaus in das Ankleidezimmer zu ihrem Ballſtaate. —

Alles auf der Welt erreicht ſeine Endſchaft, auch der Scandal, den Richard in ſeinem Stadtviertel erregte, ließ endlich nach, die Gemüther beſänftigten ſich, und bald herrſchte im ganzen Städtchen wieder die reinliche Stille, welche den Morgen eines Sonn- und Feſttags auf dem Lande bezeichnet. Kaum war jedoch der Nachmittagsgottesdienſt vorüber, ſo war die Scene gänzlich verändert, auf allen Straßen wogte ein lautes, fröhliches Leben. Der Tauſendſappermenter, eine kleine, glatte Kaufmannsfigur, mit einem etwas voreiligen Geſicht, war als Entrepreneur ſchon im Ballſaale, hatte die Elite der Herren um ſich verſammelt, zündete mit eigner Hand die Lichter an, zierte die Wände mit einem Tanzreglement, placirte die Muſik und harrte, mit unverkennbarer Zufriedenheit die getroffenen Anordnungen betrachtend, der Ankunft der Damen, die er mit wohlgeſetzten Redensarten zu empfangen gedachte. Dieſe hatten zwar ſchon längſt hoffnungsreiche Toilette gemacht, wußten jedoch, daß es zum guten Tone gehöre, auf ſich warten zu laſſen, und übten ſich daher vorerſt noch einige Zeit zu Hauſe im Anſtande. Kaum aber war „Gottes Wort vom Lande“, ſo nannte der G.'ſche Humor den ſolid gebauten Filialwagen des Pfarrers von Reichenau, vorbeigerollt, um vor dem Caſinohotel ſeine in ſechs vollwichtigen Perſonen und dem entſprechenden Proviante beſtehende Fracht zu entladen; ſo war dem „guten Tone“ Genüge geleiſtet, und von allen Seiten ſtrömten nun die armen, ſo lange gefolterten Mädchen herbei, mit ſchneeweißen Gewändern und freudeſtrahlenden Geſichtchen. —

Die erſten Begrüßungen waren ohne alle Anſtandsverletzung abgelaufen, und dennoch begann die Muſik noch nicht aufzuſpielen. Im ganzen Saale herrſchte eine unbegreifliche Stille, die tanzbaren Herren ſteckten die Köpfe zuſammen, die Damen flüſterten mit einander und bildeten einen Kreis um ihre Freundin Marie, welche ihnen eine inter-

Digitized by Google

eſſante Neuigkeit mitzutheilen ſchien, und mit geheimnißvollen Blicken auf die Thür deutete. Dieſe öffnete ſich und hereintrat, zum nicht geringen Erſtaunen der Ballgeſellſchaft, ein ſchlanker Herr mit vornehmer Haltung, umgänglichem Lächeln und einem ſehr modernen Fracke, — Dr. Richard, das dunkle Räthſel, das jetzt auf eine ſo zuvorkommende Weiſe in eigner Perſon die Auflöſung brachte, und allem unerſprießlichen Kopfzerbrechen mit einem Male ein Ende machte.

Einige verbindliche Worte an den Entrepreneur, an die Frau Actuarin und Fräulein Tochter, machten einen günſtigen vorbereitenden Eindruck. Marie hatte ſich in den dichteſten Kreis ihrer Freundinnen zurückgezogen, war jedoch ſchon längſt von Richard bemerkt, denn das Auge der Liebe ſieht ſcharf. Er ging direct auf ſie zu; — das erröthende Mädchen war heut' verführeriſch ſchön mit dem roſabeſetzten, ſchneeweißen Kleide, den hellen Atlasſchuhen, der friſchen Roſe im Haare und dem Frohſinn im leuchtenden Auge. Sie war ſchön und erröthete und lächelte und ſcherzte und ſchmollte und verzieh gar vielmal an dieſem Abende, während ſie ſo am Arme des Herrn Doctor im neckiſchen Tanze dahin eilte, oder auf ſeine oft loſen und verfänglichen Worte lauſchte. — Mit dem erſten Geigenſtriche ſchien Richard's Weſen gänzlich verändert, er war bezaubernd, ausgelaſſen, unerſättlich, mit einem Worte „förmlich toll", — wie ſich die Geſellſchaft im Uebermaße von Wohlgefallen gegen ihn ausdrückte, um ihm ein verbindliches Compliment zu ſagen.

War es ihm doch, als wenn alle die alten, theuren Geſtalten, die ſich in ſein Leben und ſeine Phantaſie verſchlangen, und an die er nur noch, wie an Todte, dachte, urplötzlich aus dem Grabe erſtanden wären, um in den luſtigſten Pas um ihn herum zu walzen; auch ſeine Grillen und Schmerzen hatten corpulente Geſtalt angenommen, wirbelten vor ſeinen Augen nach dem Tacte, grinzten ihn recht hämiſch an, er ſelbſt ſprang mit noch toller, als ſie alle. Marie war entzückt und offenbarte ihm während des Cotillons, daß ſie den Sommer über täglich nach G. in die Nähſchule gehen und Abends allein zurückkehren müſſe, was doch gewiß ſehr langweilig ſei. —

Des andern Tages waren an der ſchwarzen Caſinotafel die Worte zu leſen: Herr Dr. Richard meldet ſich zur Aufnahme in hieſige Caſinogeſellſchaft — Ballotage auf nächſten Sonntag. — In den vertrauteren Familienzirkeln jedoch hieß es: Herr Dr. Richard und Fräulein Marie Seelenacker ſind Verlobte.

Digitized by Google

VI.

Die Nähſtunde war eine herrliche Einrichtung; ſobald der Zeiger der altersgrauen Thurmuhr, welche Richard von ſeinem Fenſter aus unverrückt vor Augen hatte, die fünfte Stunde verkündete, wurde es ihm zu eng im einſamen Stübchen, es trieb ihn hinaus. Er machte ſorgfältige Toilette und wanderte nach dem wohlbekannten Fußpfad, der nach Reichenau führt, wo er jeden Abend Marie zufällig traf, um ſie nach Hauſe zu geleiten und von Tag zu Tag mehr zur Vertrauten ſeines innerſten Lebens zu machen. So gewiß iſt es, daß der Menſch ſich in die fremdeſten Situationen hineinforciren kann, bis ihn zuletzt die Gewohnheit mit unwiderſtehlicher Gewalt beherrſcht, und ihm Bilder vorgaukelt, wie ſie ſeinem exaltirten Empfinden entſprechen, wenn ſie auch mit der Wirklichkeit im ſchneidendſten Widerſpruche ſtehen. Er hört das Hohngelächter der Geiſter, welche über den Gräbern ſeines Jugendglückes ſchweben, ſchwächer und entfernter, er bekämpft ſie mit gleichen Waffen. —

Fünf Uhr iſt vorüber, Richard's Zimmer ſteht offen; er hat ſich heute in etwas verſpätet und in der Eile vergeſſen, die Thür zu verſchließen, eine Nachläſſigkeit, die ſeinem gewohnten häuslichen Tacte widerſpricht und den Drang einer überſprudelnden Aufregung verräth. Treten wir ein. Von dem ſchwellenden ſeidenen Divan bis herab zu den gewirkten Fußteppichen, welche den Boden bedecken, herrſcht eine überraſchende Eleganz, die ſogar einen beengenden Eindruck machen würde, wenn nicht das Enſemble eine ſo behagliche, wohnliche Gemüthlichkeit zeigte. Kein Stäubchen auf den blinkenden Möbeln, auf den in ſtrengſter Reihenfolge aufgeſtellten, mit goldnen Lettern bezeichneten Büchern; rings herum ſind Stickereien angebracht und die Wände mit Portraits behangen; der enge Raum ſcheint überfüllt, und doch würde man ungern irgend einen Gegenſtand vermiſſen. Kein übereiltes Garderobeſtück, keine abgebrannte Cigarre läßt vermuthen, daß hier Dr. Richard wohnt, erklärter Träumer, Schöngeiſt und Liebhaber von Pfarrers Mariechen, hier inmitten der klarſten, durchſichtigſten, etwas ängſtlichen, und doch ſo harmoniſchen, geſchmackvollen, heimiſchen Ordnung. Entfernt von den übrigen, in der äußerſten Ecke des Gemachs, hängt ein in Goldrahmen eingefaßtes Gemälde, es iſt mit ſchwarzem Flore verhüllt. Wenn wir den Schleier lüften, ſo blicken wir in ein wunderbar ſchönes Mädchenantlitz, und möchten das Geheimniß ergründen, das uns in der tiefen Romantik des dunklen Auges entgegenſchaut,

Digitized by

aber wir wiſſen nicht, iſt's Sinnenluſt oder Heiligenſchein, oder Beides zuſammen; an der Einfaſſung ſtand mit kleinen, unſichern Zügen geſchrieben: Friederike. — Auf dem Arbeitstiſche liegt ein aufgeſchlagenes Buch, es führt den Titel: „Matthiſſon's Gedichte, herausgegeben von Johann Heinrich Füßli.“ —

VII.

Am Abendhimmel hing ein Gewitter, groß und ernſt, wie ein mahnender Völkergedanke; auf dem Reichenauer Thale lag noch heller, bunter Sonnenſchein, und in dieſem Sonnenſcheine wandelte Richard und Marie, die ſich an ſeinen Arm ſchmiegte und von Zeit zu Zeit ihre Blicke zu ſeinen beredten Zügen aufſchlug. Er erzählte ihr von der böſen Welt, wie ſich da die Leute haßten und verfolgten, wie da die Leidenſchaften das Menſchenleben aufwühlten zu großen, himmelſtürmenden Wogen, welche unaufhaltſam weiter und weiter drängen und der Liebe nicht achteten, die ſie mit ihren ſchäumenden, kalten Fluthen überſchütteten, und des armen, gebrechlichen Menſchenherzens nicht, das ſie zertrümmerten. Dann erzählte er ihr ein ſüßes Mährlein von einer Zeit, wo er noch jung geweſen, und an dem Buſen ſeiner Eltern geruht, und alle Menſchen geliebt und all' ſeine Liebe, all' ſein Glück, all' ſeinen Frieden einer bezaubernden Prinzeſſin zu Füßen gelegt, und daß jetzt erſt das wunderſame Leben recht begonnen habe. „Das war eine ſchöne Zeit, meine Marie, und es iſt nur Schade, daß eine lange Ewigkeit dazwiſchen liegt, eine ſchöne Zeit — die Blumen haben ausgeblüht, und die glänzenden Thautröpfchen, welche ſich in ihren Kelchen wiegen, ſind nicht mehr liebe Augen, die mir mit Unſchuld und Sehnſucht entgegenſchauen, ſondern ſchwere Thränen, als hätte ich ſie ſelbſt geweint, um alle Farbenpracht zu erlöſchen. Und auch ſpäter, als man mir ſo ſyſtematiſch eine Hoffnung, eine Neigung nach der andern aus der Bruſt riß, habe ich mich durch die bloße Erinnerung an dieſe Zeit immer wieder von neuem belebt und geſtärkt; endlich jedoch, endlich, Marie, traf man mich tief und tödtlich in das innerſte Herz, und von da an erloſch ſogar die Erinnerung. So ſprach er noch Vieles, und wurde immer erregter und begeiſterter. Er vergaß, daß es Marie war, die Tochter des würdigen Seelſorgers von Reichenau, der er das, was er Jahre lang ſo tief und geheim in dem Innerſten ſeiner Seele gehegt und vor den Augen der Außenwelt wie eine zarte, unter glücklicherem Himmel geborene Blume vor den vernichtenden Winterſtürmen des rauhen Nordens, gehütet hatte, — jetzt

vertraute; — und er vergaß es, und redete zu einem Mädchen, das er für berufen hielt, ihn mit weichem und doch mit so unwiderſtehlich ſtarkem Arm zu umklammern, um mit ihm einen Bund zu ſchließen, welcher den Kämpfen ſeiner Seele und den tief verwundenden Waffen des lauernden Egoismus trotzen ſollte. Der Himmel umdüſterte ſich dunkler und drohender; — Richard entwarf eine verſtändliche Schilderung von dem heitern Glücke der Familien in G. und Reichenau, das nicht zur Welt gehörte, und eben deswegen ein Sonntagskind der Schöpfung ſei. Marie, in deren Herzen ſo manche ungekannte Gefühle, ſo manche bisher nicht geahnte Neigungen unklar aufdämmerten und mit der Oede des Alltagslebens, der inſtinctmäßigen Gewohnheit einen zweifelhaften Kampf um ihre Exiſtenz kämpften, — Marie glaubte, es wäre nun endlich einmal an der Zeit, ein Wort für ſich einzulegen, eine beſtimmte Entſcheidung herbeizuführen. Schüchtern machte ſie daher den Verſuch, etwas zu ſagen und konnte immer den rechten Ausdruck nicht finden; ſie wurde verlegen, gerieth in Verwirrung, verwikkelte ſich in unverſtändliche Perioden, bis endlich klar und deutlich die Frage hervorſprang: Wie lange denn wohl der Herr Doctor noch zu warten habe, bis er im Stande ſei, eine ſelbſtſtändige Familie zu gründen? —

Der Zeitpunkt war ſehr unglücklich gewählt, die Gewitterwolken durchzuckte eben der erſte Blitz und hallte in dumpfem Donner nach. Auch in Richard's Innerm blitzte es auf, die Illuſion war vorüber, hell lag die Wirklichkeit vor ihm, auf ſeinem Munde zuckte Schmerz und Spott, mitleidslos, zerſtörend für ihn ſelbſt und für das unglückliche Opfer ſeiner Laune und abſichtlichen Selbſttäuſchung. Er wurde ſogar für ſie verſtändlich, als er ihr zum Schluß ſagte, wie das noch lange anſtehen müſſe, wie er aber überzeugt ſei, ſie werde ſich ſo gut conſerviren, daß ein jahrelanger Aufſchub ihrer Heirathsfähigkeit keinen Eintrag thun könne, zumal wenn ſie die nöthige Diät beobachte und fortfahre, ihrer kräftigen Conſtitution jeden Abend die geſunde Motion von G. nach Reichenau zu machen. Dieſes waren ſeine letzten Worte; der Regen floß in Strömen, Richard nahm mit einer ſtummen Verneigung Abſchied, in Mariens Auge zitterte eine Thräne. — Es liegt in dem Charakter der Männer eine rückſichtsloſe Härte, eine raffinirte Grauſamkeit, mit der ſie Andere in ihr Leid verwickeln, mit der ſie auf Fremde den eigenen Jammer häufen, dieſe in den Strudel ihres eigenen drängenden, athemloſen Lebens hineinziehen. Wie viel anders und edler tritt uns das Weib entgegen! Es trägt für ſich, duldet, und

Digitized by Google

unterliegt, aber es verbirgt die Thränen vor den Augen der Glücklichen, es verſchließt den Schmerz feſt in ſeine Bruſt und bewährt einen größern Heldenmuth im Ertragen, als der Mann in ſeinem ſelbſtſüchtigen Kampfe. — Marie vermißte nichts in ihrem anſpruchsloſen Lebenskreiſe, ſie kannte das Unglück ſo wenig als das Glück und war eben deshalb ohne Bedürfniß, ohne Sehnſucht, mit ſich ſelbſt und der Welt im Reinen. Noch kurze Zeit, in den gewohnten Amüſements und Beſchäftigungen verlebt, — und ſie würde geheirathet haben, wie alle andern Mädchen auch, um ſich einen ſelbſtſtändigen Haushalt zu gründen, eine Haube zu tragen, Boſton zu ſpielen, Kinder zu gebären und zu ernähren. Da plötzlich tritt Richard mit ſeinem Weh zwiſchen ſie und ihre Selbſtgenügſamkeit, erweckt ungeahntes Sehnen, hebt ihren Blick über den gewohnten Geſichtskreis hinaus, verſchwindet wie ein leichter düſterer Schatten, in Mariens Auge zittert eine Thräne, ſie hört noch einige Zeit das bittere Gelächter, welches in ihrer Perſon die Welt verſpottet, und es bedarf mehrerer Wochen, ehe ſie mit gewohnter Ruhe im alten Geleiſe fortgehen kann.

Als Richard denſelben Abend nach Hauſe zurückkehrte, nahm er das verſchleierte Bild von der Wand, blickte es lange ſchweigend und ſinnend an bis ſpät in die Nacht. Seitdem war es von der gewohnten Stelle verſchwunden, man wußte nicht, was aus ihm geworden. —

VIII.

Ich muß jedoch bitten, Ruhe zu halten, günſtiger oder ungünſtiger Leſer, und nicht voreilig auszupfeifen, ich verſichere Dir, daß Du um die nöthige Hochzeit nicht geprellt werden ſollſt. — Zum Glücke für den Ruhm meiner Novelle traf zu derſelben Zeit ein geſunder, unverheiratheter Pächter auf dem Reichenauer Gute ein, der gerade eine ſolche Bildungsſtufe einnahm, daß er bei den Pfänderſpielen, die allabendlich in der Pfarre arrangirt wurden, eine handelnde Rolle ſpielen und ſich nach zwei Monaten der G.'ſchen Nobleſſe als Bräutigam von Marie Seelenacker präſentiren konnte. Seitdem trug er täglich Sporen und ſeine Braut vergaß es nie, ihr Haar mit ſelbſtgezogenen Blumen zu ſchmücken.

Richard ſaß auf ſeinem Zimmer vor dem Arbeitstiſche und zerkaute mit der eifrigſten Gründlichkeit eine Feder nach der andern, auf dem vor ihm liegenden Papiere aber waren nur wenige Zeilen geſchrieben, und noch dazu ſo unrein und durchſtrichen, daß man ſah, wie ſchwerfällig die Arbeit von Statten ging. Nach leiſem Klopfen trat

Digitized by Google

ſeine freundliche Wirthin herein, welche eine ſpecielle Zuneigung zu ihrem ſtillen prompt zahlenden Miethsmanne gefaßt hatte, und überreichte ihm mit ſchalkhafter Miene eine Karte; auf dieſer ſtand mit kerzengeraden Buchſtaben, ſehr feinen Haar- und ängſtlich ſtarken Grundſtrichen geſchrieben: Marie Seelenacker und Chriſtoph B. empfehlen ſich als Verlobte.

Richard lächelte, ſteckte ſie ſchweigend an den Spiegel, und kaute weiter. Noch kurze Zeit verweilte er in dem Städtchen; an dem murmelnden Erlenbache, der nach Reichenau führt, hat man ihn nicht wieder geſehen. —

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

Aſchenbrödel. — Die Stadt der Oefen. — Warum hat Berlin ſo ſchöne Häuſer? — Preußiſches Glück. — Sachſen und Oeſterreich als Blitzableiter. — Das Theaterpublicum und Fräulein Wilhelmi. —

Ueberall Coquetterie! Sogar der Frühling hat aufgehört eine Wahrheit zu ſein. Im Februar und März lockte er durch heuchleriſche Wärme und halbentblößte Reize, und jetzt, wo es gilt, ſich zu zeigen, bietet er graue Wolken und kalte Winde. Kaltes Wetter und halber Winter, iſt eigentlich dem Berliner eine Wohlthat. Was ſoll ihm Frühling und Sommer? Was ſoll er draußen, wo die Natur Andern grüne Berge und ſchattige Wälder gegeben? Wenn Andere reich ſind, iſt er arm. Wenn andere Städte mit dem ſchönſten Schmuck ſich zieren, ſitzt Berlin wie Aſchenbrödel daheim und hütet die prächtigen Häuſer, die wie ſchöne Porzellanöfen daſtehen, von außen glatt und glänzend, von innen kalt und lebenslos. Die berliner Oefen ſind nicht umſonſt berühmt; Berlin iſt eine Ofenſtadt. Im Winter erhitzt ſie ſich mit Geiſt und künſtlichem Leben. Viel Holz wird zwar weit aus der Ferne herbeigeſchafft, aber ſie verſteht es zu gebrauchen und aufzuzehren und ſie zehrt ſo raſch und gierig daran, daß das friſcheſte Renommée nach zehn Jahren verkohlt iſt.

Dieſer Mangel an äußerem Naturreiz hat Berlin zu einer der am ſchönſten gebauten Städte in Europa gemacht. Der bürgerliche Bauſtyl iſt hier geſchmackvoller, gefälliger und von mannichfaltigerem Wechſel als in den meiſten Großſtädten des Feſtlandes. Mit Ausnahme Londons gibt es keine Stadt, wo der Privatmann ſo viel Koſten auf die äußere Zierde ſeines Hauſes wendet, als hier. Nicht etwa blos auf den großen, in's Auge fallenden Hauptplätzen, ſondern ſelbſt an den äußerſten Enden der Stadt, in den zur Hälfte noch leer ſtehenden Grenzſtraßen am Köpniker Feld, an der Anhaltiſchen Eiſenbahn u. ſ. w. Das Goetheſche: „Dort wo die letzten Häuſer ſtehen", hat in Berlin ſeine Bedeutung verloren, denn die die Letzten waren, werden die Erſten ſein. Der Mangel an ſchöner Umgebung hat den Sinn des Berliners auf die Pflege und Verſchönerung ſeiner Stadt geführt. Wie bei Jemand, der auf Einem

Digitized by Google

Auge blind iſt, das zweite Auge eine ſtärkere Sehkraft erhält, ſo hat hier das Auge, das für Berg und Buſch geſchloſſen bleiben muß, ſich für ſchmucke Stuckatur, für zierliches Giebelwerk, ſchlanke Karyatiden und gemeißelte Fenſterbogen geſchärft.

Flau wie das Wetter iſt es auch im öffentlichen Leben. Die politiſchen Kreiſe kauen immer an dem Mährchen von der beabſichtigten Conſtitution. Jetzt heißt es, man habe ſich über die Faſſung des erſten Artikels nicht einigen können. Wozu auch? Die Sache hat ja keine Eile! Preußen hat viel Glück gehabt innerhalb eines Jahres. Wie oft es auch die öffentliche Meinung zum Zweikampf herausforderte, immer trat ein wunderbarer Zufall dazwiſchen und fing die Hiebe auf, die am erbittertſten nach ihm zielten; wie oft es auch Sturm ſäete, immer kam ein Wind und wehte die Wolken nach einer andern Seite zu. Der Wind war von jeher ein guter Freund der Berliner! Ein Jahr iſt's jetzt, daß die Ausweiſung der zwei badiſchen Deputirten, von einem Ende Deutſchlands bis zum andern, einen Schrei des Unwillens erregte. Und das Echo hätte noch lange nachgerollt — wenn nicht der befreundete Wind gekommen wäre, der all die Wolken nach einer andern Gegend hin geblaſen hätte. In Leipzig brachen ſie los in jener fürchterlichen Nacht vom 12. Auguſt. Sachſen wurde der Blitzableiter für Preußen, ein conſtitutioneller Staat wurde zur Folie für einen abſoluten. Der Clamor publicus zog ſich gegen jenen zu, die preußiſchen Gardelieutenants warfen ſich in die Bruſt und ſpielten die Liberalen, die Gensdarmen, den rheiniſchen Beobachter an der Spitze, drehten ſtolz ihre Schnurrbärte und ſangen: Ich bin ein Preuße, kennſt du meine Farben? — Jetzt kamen die Landtagsabſchiede und ihr Nein durchlief die Wandelſcala der wärmſten Petitionen und Vorſchläge. Die Leipziger Ereigniſſe hatten die Gemüther bereits vorbereitet auf eine ſolche Antwort. Darum folgte auch eine allgemeine Stille, als der Orakelſpruch gefallen. Jeder verſchloß ſeine Gedanken in der Bruſt; keiner wollte zuerſt ſeine Stimme erheben und nur leiſe zitterte hier und da ein ſchriller Ton in der Preſſe. Aber allmälig ſammelte ſich das Bewußtſein und die niedergedrückte öffentliche Meinung begann ſich Luft zu machen. Da traten die polniſchen Ereigniſſe ein und abermals wehte der befreundete Gott der Winde die Debatte nach einer andern Richtung. Diesmal war es Oeſterreich, über deſſen Haupt ſich das Gewitter entlud; unerwarteter Weiſe fand Preußen eine Folie an den galiziſchen Zuſtänden und abermals hatten die Gardelieutenants Gelegenheit, ſich in die wattirte Bruſt zu werfen, und abermals ſangen die Gensdarmen, diesmal ſogar unter Anführung der preußiſchen Allgemeinen, das Triumphlied: Ich bin ein Preuße, kennſt du u. ſ. w. Möge Preußen, nicht wie jene römiſche Cäſaren, ſich endlich ſelbſt für einen Gott erklären. Preußen iſt im Unglücke groß geworden, im Glücke trat immer ſein Hang zur Selbſtüberſchätzung hervor. Die Loblieder, die ihm jetzt für ſeine Urbarialgeſetze vorgeſungen werden, drohen ihm den Kopf zu verwirren. In ſeiner Rivalität mit Oeſterreich und ſtets mit dieſem in Parallele gebracht, erſcheint es ſich ſelbſt groß und erhaben

Digitized by Google

und glaubt wie der Magiſter Pangloß, dieſe (preußiſche) Welt ſei die beſte.

Die junge und hübſche Schauſpielerin Fräulein Wilhelmi, der Liebling des Breslauer und des Hamburger Publicums, hat hier eine Reihe von Gaſtrollen gegeben und nicht angeſprochen. Dagegen läßt ſich nicht ſtreiten. Es gibt Menſchen, die auf den Einen magnetiſch einwirken und auf den Andern nicht. Aber die Härte, mit der man die Wilhelmi hier behandelte, iſt nicht nur ungerecht, ſondern albern. So oft eine Hand ſich rührte, um der jungen Schauſpielerin nach einer anſtrengenden Scene ein Zeichen von Theilnahme und Aufmunterung zu geben, gleich überziſchten ſie hundert Andere. Mag ſein, daß die Hagen hier ſo viele troſtloſe Verehrer hinterlaſſen. Aber die Hagen wurde ja nicht verabſchiedet — ſie ging. Warum läßt man das einen Gaſt entgelten? Ich habe in der Wilhelmi eben auch kein großartiges Talent geſehen. Sie iſt eine Copie der Rettich und zwar in ſo minutiöſer Art, daß man oft die Stimme, ja das Geſicht der bekannten Wiener Hofſchauſpielerin zu hören und zu ſehen meint. Bei allem dem iſt die Wilhelmi doch eine recht freundliche Erſcheinung mit vieler Begabung und guter Routine und im Vergleich zu den übrigen Kräften, welche die Berliner Hofbühne aufweiſt, hat das Publicum gar keine Urſache den Hoch- und Uebermüthigen zu ſpielen. In der Jungfrau von Orleans war ſogar die Wilhelmi die beſte in der ganzen Vorſtellung. — Auch ein Herr Schneider hat in erſten Liebhaber- und Heldenrollen gaſtirt, gehört jedoch vor der Hand noch als dritter Liebhaber auf eine Bühne zweiten Rangs. —

II.

Aus Paris.

Lecomte. — Tſchech redivivus. — Die Königin. — Namenstag des Königs. — Ibrahim Paſcha. — Bild und Original. — Sprüche. — Iſſland zu Pferde. — Theater. — Zwei Schriftſteller, ein Gedanke. — Schriftſtellerverſammlung. — Vierzehn Tage in Deutſchland. — Deutſche Dichter. — Polizei und Genie. — Ein Gedächtnißfeſt.

Lecomte iſt und bleibt ein gemeiner Mörder, den nur die gemeinſte Privatrache bewaffnete: darüber iſt alle Welt einig, obwohl er ſich ſelbſt jetzt das Anſehen eines politiſchen Fanatikers geben möchte. Sonderbar iſt es, daß er auf dieſe Idee erſt nach dem erſten Verhöre mit Herrn Paskier kam. Es ſieht ganz ſo aus, als hätte man ihm gewiſſe Ausſagen in den Mund gelegt. Bis der Prozeß vor die Pairskammer und die Oeffentlichkeit kommt, wird Lecomte gänzlich vorbereitet ſein und wird als Franzoſe ſeine Rolle gut zu ſpielen wiſſen; und es iſt alſo auch nicht viel auf die bevorſtehenden Verhandlungen zu geben. Lecomte wird ſchwerlich hingerichtet, ſondern für wahnſinnig erklärt werden. Nur Eines, meinen deutſche Witzlinge in Paris, könnte ihn um den Kopf bringen und das iſt die Rückſicht, die man einem befreundeten Hofe ſchuldet, denn Lecomte hat zu viele Aehnlichkeit mit Tſchech. Denn ſehr unangenehm müßte es dem intelligenteſten Staate ſein für weniger gnadenvoll gehalten zu werden, als die Heimath der Jakobiner und der Guillotine. Uebrigens war das Verhalten der Pariſer nach dieſem Ereig-

Digitized by Google

niſſe höchſt charakteriſtiſch für das jetzige Frankreich. Trotz aller Beileidsbezeigungen, die doch nur officiell ſind, konnte man die unendliche Theilnahmloſigkeit für Politik im Allgemeinen und für gewiſſe Perſönlichkeiten im Beſondern deutlich genug erkennen. Nur daß die gute, fromme, wohlthätige Königin den Schreck mit haben mußte und die ganze darauf folgende Nacht in Thränen und Gebet zubrachte erzählte man ſich mit Rührung, denn ſie iſt wirklich geliebt und verehrt. —

Der erſte Mai, der Geburtstag der Wonne, der Blumen, der Frühlingsliebe und der Namenstag Louis Philippe's ging ruhig und prachtvoll vorüber. Louis Philippe zeigte ſich am Abend, in Mitte ſeiner Familie an der Seite des Grafen von Paris, auf dem Balkone ſeinem Volke. Nur zwei Dinge fanden die Pariſer bei dieſer Gelegenheit bemerkenswerth; erſtens, daß der König ſelbſt ſeinem Enkel die Kappe vom Kopfe zog und ihm befahl, ſich vor dem Volke zu verbeugen, zweitens, daß der König nicht mehr wie ſonſt den Takt zur Marſeillaiſe ſchlug. Sonntags darauf ſprangen die hundert kleinen und großen, weltberühmten Fontänen von Verſailles, die alljährlich über 40,000 Frcs. koſten ſollen. Unter den zahlloſen ſtaunenden Zuſchauern befand ſich auch Ibrahim Paſcha mit ſeinem ganzen Gefolge von weißen, braunen, gelben und ſchwarzen Offizieren. Als er ſpäter, an ein Fenſter des Schloſſes gelehnt, den Rauch ſeiner Pfeife verſchluckend, einen ſchwarzen Sclaven hinter ſich, phlegmatiſch auf das Volksgewühl herniederſchaute, hatte ich Gelegenheit mir den Eroberer von Syrien aufmerkſam zu betrachten. Ich kann Ihnen verſichern, er hat nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem in Europa circulirenden impoſanten Reiterbilde, auf dem er ſo ſchön ausſieht. Er ſcheint mehr aus der Phantaſie irgend eines Mitarbeiters einer illuſtrirten Zeitung hervorgegangen, als nach der Natur gezeichnet. Ibrahim Paſcha hat nicht einmal die gewöhnlichſte Schönheit des Türken. Sein ganzes Geſicht iſt alltäglich, nur die Augen haben etwas Unheimliches, Lauerndes, dunkel Glühendes, etwas vom Katzengeſchlechte, wenn man etwa den Löwen ausnimmt. Intereſſanter faſt war mir ein kleiner Negerknabe, der ihn beſtändig begleitet und voraus zu einem hohen Würdenträger beſtimmt ſein ſoll. Die unſäglichſte afrikaniſche Wildheit liegt auf ſeinem ganzen, mürriſch blickenden Geſichte und als er auf das Volksgewühl, ſpäter auf das prächtige Feuerwerk und das in bengaliſchen Flammen ſtehende Schloß niederſah, ſchien er mir das ganze europäiſche Treiben maßlos zu verachten, während ein Landsmann von ihm ungefähr fünfzig Schritte vom Schloſſe, vor einer Seiltänzerbude mit trauriger Miene die Trommel ſchlug. Als der kleine Begleiter des Paſcha's an ihm vorüber ging, würdigte er ihm kaum eines Blickes und doch rauſchte vielleicht dieſelbe Palme über ihren Wiegen, denn Beide ſind Habeſſinier. Ja deutſch gemüthlich ſind dieſe Schwarzen nicht! — — Nächſten Sonnabend wird Ibrahim Paſcha zu Ehren ein großes Muſikfeſt gegeben, bei welchem mehre entſprechende Stücke vorkommen, als da ſind, die Wüſte von Felicien David, ägyptiſche Melodien und ein marokkaniſcher Marſch von Berlioz. Die pariſer muſikaliſchen Türken ſollen ſich hüten! was die Odalisken von Notredame de Lorette für ächt tür-

Digitized by Google

kisch halten, kann leicht von diesen competenten Richtern ausgelacht werden. Man erzählt sich hier viele interessante Geschichten und hübsche Worte von Ibrahim Pascha, die bald vor dem Grabe Napoleons, bald vor gewissen Gemälden im Museum ausgesprochen worden sein sollen und die, wie ich sehe, deutsche Zeitungen gewissenhaft nacherzählen. Ich versichere Ihnen, daß mehr als die Hälfte erfunden ist. Der gute Pascha sieht auch gar nicht darnach aus, als ob er Bon-mots machen könnte. Er wohnt im Palaste Elisée Bourbon, in den elisäischen Feldern, in demselben Hause, das Napoleon nach seiner Rückkehr aus Elba bewohnte. Unweit diesem Hause sah er auch der Ernennung der Offiziere für die Nationalgarde zu. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm zart aufmerksam sein ehemaliges Schlachtroß vorgeführt, das als Geschenk in früheren Jahren nach Paris gekommen ist. Es gab eine rührende, wahrhaft ifflandische Erkennungsscene.

An Alexander Dumas' Theater, dem Theater Montpensier wird am Boulevard du Temple fleißig gebaut. Es wird eigentlich nicht dem Dichter, sondern einem Privaten gehören, für den Dumas durch den Herzog von Montpensier die Concession auswirkte. Man ärgert sich sehr über dieses Protectionswesen und mit Recht! Es gibt Theater genug in Paris, wozu noch die Concurrenz steigern und die Directoren zwingen, zu äußern Reizmitteln ihre Zuflucht zu nehmen und auf diese Weise die dramatische Kunst noch mehr herabwürdigen? — Warum unterstützt man nicht lieber das verdienstvolle, einsame Odeon im Quartier latin, das in den letzten Zügen liegt? — Warum reorganisirt man nicht das Theater français, das in dem jetzigen schlechten Zustande, mit den veralteten Institutionen unfehlbar zu Grunde gehen muß und gewiß schon zu Grunde gegangen wäre, wenn es nicht die Rachel noch aufrecht hielte, denn es hat unter allen pariser Theatern die schlechtesten Mitglieder. Es ist wunderbar, wie lange die Begeisterung der sonst so neuigkeitslustigen Pariser für dieses geniale Mädchen aushält. Noch immer, so oft sie spielt, und sei es im allerschlechtesten Stücke, ist das Theater belagert, werden die Cassen schon viele Tage vorher bestürmt. Sie verdient sie aber auch diese Begeisterung, wenn sie ein Schauspieler je verdient hat. Doch darüber ist nicht mehr zu sprechen.

Zwei hübsche Züge schriftstellerischer Freigebigkeit sind in den letzten zwei Wochen vorgekommen. Alexander Dumas, der nichts weniger als ein Fourierist ist, hört von einem armen Teufel, der, für den Fourierismus begeistert, im Lande umherzieht und seinen Glauben predigt und durch Brochüren zu verbreiten sucht. Damit nun dieser arme, etwas dumme Teufel, seinem Apostelthume sorgenlos leben könne, setzt ihm Dumas eine jährliche Rente von 1200 Frcs. aus. Eugene Sue hört, daß A. Weill ein voluminöses Werk über den deutschen Bauernkrieg schreibt und weiß, daß A. Weill kein Crösus unter den Schriftstellern ist. Sogleich bietet er ihm in einem überaus zarten Briefe die Verlagskosten an, und da A. Weill dankt, kommt Eugene Sue wie ein Supplicant zum zweiten Male. Aber A. Weill hat mittlerweile einen Verleger gefunden.

Digitized by Google

Eugene Sue lebt, wie Herr Kollmann richtig bemerkt hat, auf dem Lande und ſoll alle Luſt verloren haben, je nach Paris zurückzukehren.

Die hier ſtattgefundene deutſche Schriftſtellerverſammlung, — ſo muß man die ungewöhnliche Menge deutſcher Literaten, die in letzteren Wochen hier lebten, nennen — geht in wenigen Tagen wieder auseinander. Ihre Reſultate werden höchſt wahrſcheinlich ſein: Deutſche Bücher über Frankreich und franzöſiſche Recenſionen über deutſche Bücher. Es iſt doch ſonderbar, daß ſich Niemand mehr in Deutſchland für berühmt hält, wenn ihm nicht Herr René Taillandier belobend auf die Schultern klopfte. — Nur die Habitué's bleiben zurück. Venedey, nachdem er ſein Buch über das ſüdliche Frankreich vollendet, ſchreibt jetzt eine Brochüre „Vierzehn Tage in Deutſchland", die ſchon durch den Vergleich Deutſchland in den dreißiger Jahren mit dem heutigen Deutſchland intereſſant wird. Herwegh hat, durch die neuern Vorgänge angeregt, Polenlieder geſchrieben. An der Ueberſiedelungsgeſchichte Heine's iſt in ſofern etwas Wahres, als er wirklich wünſchte, in der Stadt ſeiner Jugendfreunde einen kurzen Aufenthalt zu nehmen. Aber auf die leiſe Anfrage bei einem ausgezeichneten Gelehrten auf privatem Wege bekam er die Antwort, daß der geiſtreiche König zwar ein begeiſterter Verehrer ſeines Genies ſei, die Polizei aber ſei anderer Meinung. Heine iſt übrigens ſehr leidend. Die rechte Hälfte des Geſichtes iſt ganz gelähmt, das eine Auge ganz blind und ſelbſt die Zunge ſehr ſchwach und ſchnell ermüdet. Seine erbittertſten Feinde, die ihn in dieſem traurigen Zuſtande ſehen, müſſen ſich mit dem kranken Dichter ausſöhnen.

Ich wüßte Ihnen noch manche Neuigkeit zu erzählen, aber die Sonne ſcheint zu ſchön, der Mai iſt hier zu wonnig; ich muß hinaus. Mein Fenſter iſt offen und herein ſtrömen feierliche Orgeltöne aus Nôtredame de Lorette. Es iſt das Gedächtnißfeſt Cavaignac's, des großen Republikaners, des Freundes Armand's, das heute an ſeinem Todestage in meiner nächſten Nähe gefeiert wird.

III.

Aus Stuttgart.

Nadelgeld der Prinzeſſin Olga. — Stimmung im Adel und im Publicum. — Der Kronprinz. — Theatererwartung. — Der neue Dramaturg. — Dingelſtedt und ſeine Zukunft. —

Der Ankunft der Prinzeſſin Olga, die im Spätſommer ihren Einzug hier halten ſoll, wird mit großer Spannung und mit einer Miſchung der verſchiedenartigſten Gefühle entgegen geſehen. Nicht zu läugnen iſt's, daß die reiche Czarentochter, die, wie man ſagt, 40,000 Ducaten Nadelgeld jährlich von ihrem Vater erhält, manchen hieſigen Einwohner in Nahrung ſetzen wird; indeſſen wäre es beſchämend, wollte man das wichtige politiſche Moment, das die Verbindung mit dem ruſſiſchen Hauſe für Würtemberg herbeiführt, von ſo kleinlichem Geſichtspunkte aus betrachten. Zudem hat der Umſtand, daß die Prinzeſſin ihren ganzen Trouſſeau in Paris verfertigen ließ, die begründete Vorausſetzung angeregt, daß ein guter Theil jener in den Ohren unſerer Philiſter ſo ſüß klingenden Summe gleichfalls Jahr aus Jahr ein den Pariſern eher, als den Stuttgartern

Digitized by Google

zufließen würde. Selbſt die würtembergiſchen Adeligen bei ihrem mäßigen Einkommen ſchauen dem Eintreffen der an Glanz und Größe gewohnten Prinzeſſin mit pochendem Herzen entgegen. Wie den Aufwand betreiben, den ihnen, den geborenen Coryphäen und Statiſten der Hoffeſte, das point d'honneur von nun an auferlegt? Wie dem drückenden Gefühle entgehen, ſich von der ſchwelgeriſchen Pracht der ruſſiſchen Staroſten, die nun hier ihr Abſteigequartier nehmen werden, nicht überflügelt zu ſehen, ſie, die in beſſerer Geſittung und in einem freien Lande lebend, ihre Wagengeſpanne nicht von kurzgeſchorenen Koſaken führen und den Silberrubel nicht aus dem Marke gepeitſchter Leibeignen zum Heckethaler ſchmelzen laſſen können? Mit welchen mißtrauiſchen Blicken die Liberalen in die Zukunft ſehen, iſt leicht zu ermeſſen. Unſer Kronprinz iſt ein noch ſehr junger Mann, dem man zwar einen ſelbſtſtändigen, ja eigenwilligen Charakter nachrühmt; allein die ſtrahlende Olga iſt ſo ſchön und der weiße Czar iſt groß! Doch achten wir das Familienglück der allen Würtembergern theuern Königsfamilie und ſtören wir nicht durch vorläufige Reflexionen das Familienfeſt, zu dem ſie ſich vorbereitet. Laſſen wir dem Menſchlichen zur Zeit die Oberhand über die Politik und nehmen wir dieſe auf, wenn der Moment uns dazu rufen wird. Die Vorbereitungen zu den nächſten Feſten ſind glänzend. Für das Geſammtpublicum, das außerhalb der excluſiven Hofkreiſe ſteht, iſt namentlich das neue, in ſeinem Innern umgebaute Theater eine Quelle großer Erwartungen. Das halbneue Gebäude, die neuen Engagements, die neue Leitung, zu der Herr von Gall aus Oldenburg berufen wurde, die Ernennung Dingelſtedt's zum Dramaturgen, alles dieſes ſtachelt die Neugierde und wir wollen hoffen, daß nicht blos dieſe allein, ſondern auch die höhere Aufgabe der Kunſt ihre Löſung finden möge. Bei der intimen Stellung Dingelſtedt's zu zwei der größten politiſchen Blätter am Rheine und in Süddeutſchland, von denen ſich Letzteres für würtembergiſche Zuſtände noch ganz beſonders intereſſirt, bei ſeiner Verbindung mit der vielverbreiteten „Illuſtrirten" und bei dem natürlichen Wunſche mancher andern Zeitſchrift Beiträge aus ſeiner pikanten ſtyliſtiſch-liebenswürdigen Feder zu erhalten, wird es an vollen Glockentönen für die neuen Leiſtungen unſeres Theaters nicht fehlen. Indeſſen werden Sie mir geſtatten, in Ihrem unabhängigen Blatte Gebrauch zu machen von jenem leidenſchaftsloſen Freimuth, der die Grenzboten charakteriſirt. Das Stuttgarter Theater wird in der neuen Phaſe, in die es tritt, aufhören in den Bereich des gewöhnlichen Theaterklatſches zu gehören, es erhält durch die Summen, die darauf verwendet werden, ſo wie durch den Klang der Namen, die jetzt an ſeiner Spitze ſtehen, eine allgemeine deutſche Bedeutung. Es wird ſich zeigen, was an der Spitze eines Inſtitutes, das die pecuniäre Frage als Nebenſache behandeln kann, ein Schriftſteller zu leiſten vermag, der endlich die Stelle erreichte, von der aus er einen wirklichen Einfluß auf einen Theil unſerer Zuſtände üben kann und der dazu die Eigenſchaften mitbringt, die man bei den übrigen Intendanten und Dramaturgen deutſcher Bühnen nicht findet: geſellſchaftliche und literariſche Bildung, geſellſchaftliche und literariſche Stellung! Aber Herr Dingelſtedt darf ſich's

Digitized by Google

auch nicht verhehlen, daß er einer Prüfung entgegen geht, die über ſeinen Charakter endlich das letzte entſcheidende Urtheil herbeiruft. Er ſteht an der Schwelle einer Thatigkeit, wo es ſich bald zeigen wird, ob ein dürrer Egoismus oder eine warme poetiſche Seele ihn belebt, ob der Schriftſteller über den Hofmann, der höhere männliche Ehrgeiz über die kleine Eitelkeit ihm geht. Herr Dingelſtedt iſt Legationsrath geworden. Der für ſeine Antecedentien ziemlich ridikule bisherige Titel iſt abgeſtreift. Wir gratuliren ihm dazu. Obſchon wir nicht glauben, daß der Herr Legationsrath den Beruf hat, dereinſt als diplomatiſcher Nachtwächter am deutſchen Bundestage die Morgenröthe deutſcher Freiheit herbei zu blaſen, ſo iſt es uns doch willkommen, eine ſo bekannte literariſche Perſönlichkeit aus der halbkomiſchen Stellung erlöſt zu ſehen, die auf die Geſammtheit der Schriftſteller einen ſei es auch nur noch ſo dünnen Schein von Zweideutigkeit warf. Es iſt voraus zu ſehen, daß bei der großen Ordensvertheilung, die bei Gelegenheit der Vermählungsfeier ſtattfinden wird, unſerm geiſtreichen ſchriftſtelleriſchen Collegen, der Antheil an dieſen Auszeichnungen nicht entgehen kann, der ihm bei den mannichfachen ſchmerzlichen Stunden, die ſeine Stellung ihm bereitete und bei den vielen bittern Angriffen, welche die liberale Preſſe gegen ihn richtete, gewiſſermaßen als Entſchädigung gebührt. Der Orden der würtembergiſchen Krone führt ſogar den perſönlichen Adel mit und es wird ſicherlich an Spöttereien und Hallohgeſchrei nicht fehlen, ſobald das erſte Mal das „Ritter" oder das „von" mit dem wohlbekannten Namen des cosmopolitiſchen lyriſchen Sünders in Verbindung gebracht werden. Allein dieſer Witz des Zufalls, oder auch dieſe im Geiſte des alten Fritz gehaltene Gunſtbezeigung Sr. Majeſtät unſeres Königs, wäre eine natürliche Sache und obſchon es im Gedichte heißt:

Ein König ſoll nicht witzig ſein,
Ein König ſoll nicht altfritzig ſein.

ſo würden wir dieſe Ordensverleihung doch ganz in der Ordnung finden. Von unſerer Seite ſoll nicht das leiſeſte ſpöttiſche Wort darüber fallen. Wir ſind zwar kein Legationsrath, indeſſen doch im diplomatiſchen Geiſt unſerer Zeit ſo groß gezogen, um das fait accompli ſubmiſſeſt zu reſpectiren. Möge daher der cosmopolitiſche Nachtwächter immerhin den Frack mit einem ganzen Regenbogen von farbigen Ordensbändchen geſchmückt erhalten, wir werden ihm darüber (vorausgeſetzt daß kein ruſſiſcher Orden darunter iſt!) nicht den Krieg machen, wenn nur das Herz unter dem Frack ſich als ein wackeres beweiſt. Hier erwarten wir Herrn Dingelſtedt. Die Prüfungsſtunde wird nicht lange ausbleiben.

IV.

Aus Leipzig.

Oſtermeſſe. — Leipziger und Frankfurter Bundestag. — Perſönlichkeiten deutſcher Buchhändler. — Aufſchwung des Commiſſionshandels. — Die Ueberſetzungen. — Beiſpielloſer Abſatz. — Aufſchlüſſe über Otto Wigand.

Ueber den Congreß von Verona, über den Congreß von Wien, ſind unzählige pikante Schilderungen erſchienen. Warum hat nie Jemand

Digitized by Google

einen jener Congreſſe noch geſchildert, der alljährlich zur Oſtermeſſe in unſerer guten Stadt Leipzig ſich verſammelt, wo die Souveräne und Superäne über ſo und ſo viel deutſche Geiſter zuſammentreten und ihre Grenzverhältniſſe miteinander ordnen, über Gebietstheile, die andern Nationen angehören, mit einander verhandeln und Verträge über ihre papierne Reiche unter einander abſchließen, wobei der Bebauer des Bodens, der Unterthan ihres Verlagsſtaates oft ebenſo wenig um ſeine Zuſtimmung gefragt wird, wie der Lombarde der Oeſterreicher, der Pole der Preuße, der Malteſer der Engländer wurde? Warum wagen ſich unſere ſtoffarmen Federn nicht an dieſen Leipziger Bundestag, wo ihr Witz einen ebenſo reichen Gegenſtand und ihr Freimuth weniger Hinderniſſe fände, als an dem Frankfurter, abgeſehen davon, daß ihre Kritik da noch manchen Nutzen ſtiften könnte, während dort Hopfen und Malz längſt verloren ſind? Warum gibt uns nie eine deutſche Feder Silhouetten von den Perſönlichkeiten unſerer deutſchen Papierfürſten, damit die unterthänigen Stände deutſcher Schriftſtellerwelt, bei ſubmiſſeſten Manuſcriptvorſchlägen und ehrerbietigſten Honorarforderungen, nach der Individualität ihrer erlauchten Herren ſich richten und im Voraus beurtheilen könnten, wie viel ſie auf ihr königliches Wort — bei einer neuen Auflage — rechnen können. Wie intereſſant wäre es nicht für alle junge Lyriker, wenn ſie den großen Czaren in Stuttgart, den Beherrſcher der weiteſten Fläche unſerer Literaturkugel, deſſen Scepter von den erhabenen ſonnenbeſchienenen, ewigglänzenden Gletſcherhäuptern Goethe's und Schiller's, bis herab auf die dürren Steppen der Gedichte des Freiherrn von Prechlin und des Kanonikus Smets ſich erſtrecken, kennen lernten? Wie wichtig für die jungen öſterreichiſchen Zukunftsſtürmer, wenn ſie über den Doppeladler Hoffmann und Campe wahre und authentiſche Aufſchlüſſe erhielten? Und König Friedrich! Friedrich Brockhaus, der draußen in der Querſtraße einen neuen ſlotten Staat hervorgerufen, der ſich dem hiſtoriſchen Cottaſchen Kaiſerreich entgegenſtellt, wie das junge queckſilberne Preußenthum dem alten ſchweren Oeſterreich. Und nun erſt die andern Bundesſtaaten! Das alte ehrwürdige Haupt des Pfalzgrafen Mohr in Heidelberg, der illuſtrirte Schweizer J. J. Weber, der verbotene Züricher Fröbel, der ariſtokratiſche Dunker, der demokratiſche Leske, Herr Otto Wigand, deſſen Prädicat in dieſem Augenblicke etwas in der Schwebe iſt u. ſ. w. u. ſ. w. Aber wer ſie alle kennen lernen will in ihrer Perſönlichkeit und Eigenthümlichkeit, der muß ſich beeilen. Denn ganz nach dem Muſter der alten deutſchen Reichstage nimmt die Sitte überhand, daß die großen verlegeriſchen Reichsfürſten nicht mehr in Perſon auf der Leipziger Reichsverſammlung erſcheinen, ſondern in ihren Verhandlungen und Abrechnungen ſich durch ihre in Leipzig etablirten Miniſterreſidenten vertreten laſſen. Leipzig, das ſeit der Errichtung des Zollvereins der Erbe von Frankfurt a. M. geworden, ſcheint auch in Bezug auf dieſe Bundestagseinrichtung in die Fußtapfen der alten Kaiſerſtadt zu treten und wahrſcheinlich wird, wie dort der Graf Münch-Bellinghauſen, dereinſt hier Se. Excellenz der Commiſſionsbuchhändler X. Y. den buchhändleriſchen Bundesgeſandten präſidiren.

Uebrigens ist von dem diesjährigen Osterbundestag kein einziger hervorstechender Zug zu berichten, nicht einmal der Sclavenhandel wurde abgeschafft, wie doch der frankfurter Bundestag, um einem dringenden Bedürfniß in Deutschland entgegen zu kommen, im Laufe des vorigen Jahres glorreich decretirte. Im Gegentheil wurde der Negerhandel, mit den an den Küsten von Frankreich und England geraubten Romanen, wo möglich in noch größerem Maßstabe als je betrieben, und eine ganze Masse dummer Schwarzer wurde abermals, zur Anpflanzung des süßen Zuckerrohrs in unseren Leihbibliotheken, in unsere Colonien übersetzt. Dieser Negerhandel soll übrigens abermals als der lucrativste Zweig deutschen Buchhandels sich erwiesen haben! Ein so glänzendes Geschäft, wie Otto Wigand vor zwei Jahren mit den „Mystères de Paris" gemacht hat, wußte die diesjährige Buchhändlermesse zwar nicht aufzuweisen; grade weil so Viele in diese Bahn sich stürzten, blieb keinem einzigen der Hauptschlag. Indessen „rühmt" man der Frankhschen Buchhandlung in Stuttgart mit ihrem „belletristischen Ausland" eine der größten Einnahmen auf der diesjährigen Messe nach.

Auf dem Gebiete unserer Nationalliteratur steht Humbold's Kosmos als eine überragende Erscheinung nicht blos in seinem Inhalt, sondern auch in seinem Absatze da. Es sind nämlich innerhalb des Jahres dreizehn Tausend Exemplare verkauft worden!!

Großes Aufsehen machte in den letzten Tagen der Messe Otto Wigands Widerruf seiner bekannten Erklärung gegen Oesterreich. Da noch alle österreichischen Buchhändler anwesend waren, die um die wirkliche Existenz jenes von der wiener Censurbehörde gegen Wigand und Reclam erlassenen Rundschreibens wußten und da kurz zuvor das sächsische Ministerium in einem Rundschreiben an die leipziger Buchhändler auf jenes österreichische Actenstück sich bezog, so war Wigand's Widerruf um so eclatanter, als Wigand darin sagte: Es habe sich herausgestellt, daß ein k. k. Publicandum erwähnten Inhalts im Bereiche der österreichischen Staaten nicht erschienen ist.

Der Accent dieser Erklärung ist auf das erschienen zu legen. In der That ist das famose Decret des Herrn Hölzel blos den Buchhändlern mitgetheilt worden und (wie alle Censurangelegenheiten in Oesterreich) dem Publicum verheimlicht geblieben. Indessen können wir es nicht verhehlen, daß dieser Widerruf eine Doppelzüngigkeit hat, die Jedermann verletzt. Herrn Wigand's erste Erklärung war in ihrer declamatorischen Art kein Meisterstück, seine zweite ist in ihrer diplomatischen Weise jedoch noch viel unglücklicher. Man hat in letzteren Tagen in den buchhändlerischen und schriftstellerischen Kreisen sehr harte Urtheile über Herrn Otto Wigand fällen hören. So viel uns zu Ohren kam, ist der Sachverhalt in diesem „Mystère de Leipsic" folgender: Herr Wigand hat gleich nach seiner ersten fulminanten Erklärung bei der österreichischen Regierung Schritte gethan, um jenes für seine Verlagshandlung so bedeutende, den Wohlstand seines Geschäfts untergrabende, Verbot wieder abzuwenden. Nebst diesem officiellen Schritt wendete sich Herr Wigand auch noch an einen ihm befreundeten einflußreichen Beamten in

Digitized by Google

Wien, der ſeiner Sache ſich annahm. Mittlerweile war man durch den Lärm, den dieſe Sache in Deutſchland machte, in der Staatskanzlei aufmerkſam auf das plumpe Actenſtück des Herrn Hölzel geworden und vorige Woche erhielt Herr Wigand einen artigen Brief von einer in der benachbarten Stadt reſidirenden, hochgeſtellten diplomatiſchen Perſon, die ihn zu einer mündlichen Beſprechung einlud. Herr Wigand reiſte dahin und am andern Tage erſchien ſein Widerruf. Offenbar wurde Herrn Wigand die Ausſicht zur Bewilligung der von ihm verlangten Verbotrücknahme eröffnet; doch iſt's natürlich, daß, ſo lange die perſönliche Beleidigung, welche die „vorläufige Erklärung" Wigand's gegen die öſterreichiſche Regierung enthielt, nicht widerrufen wird, von keiner Gewährung die Rede ſein konnte. Da nun Herr Wigand bei dieſer Gelegenheit die Mißbilligung der oberſten Behörde gegen die Form, welche die untere gewählt, erfahren hat, ſo erleichterte dies ſeinem Gewiſſen den Schritt, den er Tags darauf gethan. Dies iſt der Sachverhalt in den Hauptpunkten; ob die kleinen Nebennüancen im Stande ſind, über Herrn Wigand's zwei Erklärungen ein günſtigeres Licht zu werfen, darüber wird er hoffentlich in einer dritten Erklärung Aufſchluß geben.

V.

Vier und zwanzig Stunden ohne Paß.

Die preußiſchen Zeitungen ſind ſo vollauf mit den Ereigniſſen in Galizien beſchäftigt, daß ſie ihre nächſte Nähe ganz darüber vergeſſen oder vielleicht auch vergeſſen müſſen. Während wir fortwährend neue, dankenswerthe Notizen und Details über die Epiſoden in Oeſterreichiſch Polen hören, liegt ein vollſtändiger Schleier über der gegenwärtigen Stimmung in und gegen Poſen. Die preußiſche Cenſur hat nichts dagegen, daß die Polenfreundlichkeit ihr Feldlager im nebenbuhleriſchen Nachbarſtaate aufſchlägt, aber im eigenen Lande iſt Schweigen die erſte Bürgerpflicht. Und doch muß gar Manches in dem Schooß dieſer Schweigſamkeit ſich begeben, was wohl werth wäre an's Licht der Sonne zu kommen. Wie man in Preußen gegen die unglücklichen polniſchen Compromittirten zu Werke geht, haben wir dieſer Tage aus dem Munde eines Mannes erfahren, der nur 24 Stunden das Malheur hatte, für einen Polen gehalten zu werden. Graf Kaiſerling, preußiſcher Gutsbeſitzer in Heinrichswalde bei Tilſit, reiſte vor 8 Tagen nach Berlin. Bei dem Poſtwechſel in Flatow bemerkte er, daß auf einer der zurückgelegten Stationen bei Bezahlung einer Rechnung ſein Paß, den er mit der Brieftaſche herausgezogen hatte, auf dem Tiſche liegen geblieben war. Da gerade die Conducteure wechſelten, ſo beauftragte er den retourgehenden Conducteur, den vergeſſenen Paß abzuholen und ihn ihm nachzuſchicken. Wahrſcheinlich mochte dies ein dienſtbefliſſener, beförderungsluſtiger Poſtbeamter gehört und die Sache für eine Finte gehalten haben, denn in demſelben Wagen, in welchem Graf K. in Stettin anlangte,

Digitized by Google

ſcheint auch ein Bericht über jenen Vorfall mit angelangt zu ſein. Wenigſtens nahm der Polizeidirector von Stettin den Grafen ſogleich bei ſeiner Ankunft unter Aufſicht, und, trotz der Vorzeigung ſeiner Karte und mannichfacher Rechnungen auf ſeinen Namen, wurde er als verdächtig, ein polniſcher Flüchtling zu ſein, angehalten. In dieſer Verlegenheit erinnert ſich Graf Kaiſerling, daß der gegenwärtig in Stettin commandirende General früher in Königsberg ſtand, wo Graf Kaiſerling, der damals bei der Landwehr als Unteroffizier ſtand, zu einem großen militäriſchen Diner bei ihm geladen war. Obgleich dazwiſchen mehrere Jahre lagen, und eine ſo flüchtige Berührung allerdings kaum eine bleibende Erinnerung und Wiedererkennen vorausſetzen ließ, ſo hoffte Graf K. ſich dennoch vielleicht im Gedächtniſſe des Generals zurückrufen zu können, da er mit deſſen Sohn in Bonn ſtudirt und in Folge deſſen bei jenem Diner eine Converſation von nicht ganz flüchtiger Art mit dem General hatte. Der Polizeidirector ließ den Grafen in Begleitung eines Poliziſten zum commandirenden General führen. Dort angelangt begann der Graf ſeine Angelegenheit auseinander ſetzen zu wollen, aber da der Poliziſt zu gleicher Zeit ſeine Rede begann, ſo gebot der General Erſterem Stillſchweigen, um zuerſt den Poliziſten ausreden zu laſſen. Als dieſer endlich fertig war, verſuchte Graf Kaiſerling, der ein Mann von ſtattlicher impoſanter Geſtalt iſt, unglücklicher Weiſe aber einen großen Bart trägt, ſich dem General zu erkennen zu geben. Aber die Excellenz erinnerte ſich an nichts und brach kurz alle Converſation (während welcher dem in peinlicher Verlegenheit ſich befindenden Grafen kein Stuhl zum Sitzen angeboten wurde) mit den zum Poliziſten gerichteten Worten ab: Sagen Sie, daß man dieſen Mann per Transport nach Berlin zu ſchicken habe. Nur mit einiger Mühe gelang es dem Grafen den Polizeidirector zu bewegen, ihm 24 Stunden zu ſchenken, weil innerhalb derſelben der Paß wahrſcheinlich anlangen werde. Am andern Tage kam richtig der Paß an. —

Was wir hier erzählen, haben wir buchſtäblich aus dem Munde des Grafen Kaiſerling, der die Redaction dieſer Blätter erſuchte, ſie zur Veröffentlichung zu bringen. Wir haben nur eine Reflexion an dieſe Geſchichte zu knüpfen. Geſetzt, der Graf wäre wirklich ein flüchtiger Pole geweſen, iſt es nicht eine Pflicht der Humanität, einen Mann, der noch nicht in Unterſuchung iſt und der, wenn er auch zur Unterſuchung käme, noch nicht ſchuldig ſein muß und wenn er auch ſchuldig erkannt würde, immer doch kein gemeiner Verbrecher, kein Dieb und Mörder iſt mit Milde und mit jener Schonung entgegen zu kommen, die dem Unglück doppelt gebührt? Wie mag es dem wirklich Schuldigen erſt ergehen, wenn man ſchon Denjenigen, der blos verdächtigt iſt, ein Verdächtiger zu ſein, in obiger Weiſe behandelt!

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Ein Liberaler aus den dreißiger Jahren.

Wie Viele reisen jährlich im Sommer oder Herbste nach dem Rheinfalle zu Schaffhausen, nach den anmuthigen Ufern des Bodensees und enthusiasmiren sich auf der Insel Meinau, jener lieblichen Idylle, welche die Laune der Natur unserer nordischen Prosa einflickte. Hört einen Augenblick auf, die Natur zu bewundern, ihr wandernden Handwerker, ihr trostlos nüchternen Engländer, ihr träumerischen Studenten, ihr empfindelnden Damen; ich will euch nach Constanz führen und euch dort Denkmale deutscher Geschichte zeigen! Seht dort die Stadt, in der ein gutes Stück deutschen Pfaffenwitzes abgesponnen wurde; in ihrer Bauart ist sie noch halb im Mittelalter drinnen, aber in den Herzen ihrer Bewohner lebt frisch und kräftig der Geist der Gegenwart. Ihre Gesinnung, ihr Charakter paßt ganz zu der Anmuth und Großartigkeit der Gegend, die, herrlich, wie ein Heldengedicht, sich umher ausbreitet; Constanz ist eine der freisinnigsten, der volksthümlichsten Städte des badischen Landes; — gleich entfernt von pfäffischem Aberglauben, wie von serviler Kriecherei oder hochmüthigem Beamtenstolz, gehört sie zur Zahl jener wenigen Städte, die, wie Königsberg, Mannheim, Köln, noch wenigstens eine politische Selbstständigkeit und Charakterfestigkeit zeigen. Von der Gesinnung der Constanzer sind die dort, wenn ich nicht irre, unter Dr. Fiedler's Redaction erscheinenden Seeblätter ein deutliches Zeugniß, die, obgleich unter gedrückten Censur- und finanziellen Verhältnissen, doch ihre Aufgabe, ein Volksblatt im wahren Sinne zu sein, tüchtig lösen.

In Constanz ist Huß gestorben. Nicht weit von der Stelle, wo der „göttliche Dulder" verbrannt sein soll, ist die Schweizergrenze,

Digitized by Google

jenſeits Canton Thurgau. Wir weihen den Manen jenes großen Todten einige Augenblicke der Erinnerung.

Dies iſt die rechte Stimmung, in welcher wir einen Beſuch bei einem Manne unternehmen können, den wir in den nachfolgenden Zeilen ſchildern wollen. Wir betreten das Schweizergebiet, und ſehen vor uns ein kleines, freundliches Dorf, Emmishofen mit Namen. Hier wohnt J. G. A. Wirth.

Viele, mögen ſie auch noch ſo aufmerkſam die Zeitungen und Broſchüren der letzten zehn Jahre geleſen haben, werden ſagen, von dieſem Manne hören wir ja nichts. Der hat keine Kammerreden gehalten, nicht auf Feſtungen geſeſſen, keine politiſchen Gedichte geſchrieben, iſt aus Berlin nicht fortgewieſen worden, kurz — der Mann iſt uns gänzlich unbekannt. Sie mögen aber nur mit der Perſönlichkeit des Mannes ſelbſt bekannt werden, dann werden ſie ſeine Bedeutung auch ohne vorherige Erzählung ſeines Lebens und Wirkens begreifen.

Wir ſehen einen Mann von mittlerer Größe und gedrungenem Körperwuchſe vor uns. Seine Haare hängen ihm verwirrt über die Stirn, ſeine Kleidung zeugt von Einfachheit, — von Armuth. Ein melancholiſcher Zug ſpielt, aber faſt unbemerkbar, um ſeinen Mund; das feſte, energiſche Gepräge ſeines Geſichtes läßt ihn nicht recht aufkommen. Ein helles, feuriges Auge, in dem ſich ſeine Seele ſo klar ſpiegelt, wie ein Stern in dem ruhigen Spiegel des Bodenſees, verräth uns, beſonders beim Sprechen, den Mann der Begeiſterung, der Willenskraft, der Beredtſamkeit. Drüber wölbt ſich eine hohe, geiſtvolle Stirn, auf der ſich aber ſchon Furchen gebildet haben. Dieſe obere Parthie des Geſichtes verräth allein den Mann von geiſtiger Bedeutung: ſonſt ſollte man, nach der gedrungenen, kräftigen Natur und dem feſten, energiſchen Geſichte zu urtheilen, etwa einen ſchweizeriſchen Landmann in ihm erblicken, den die friſche Alpenluft und viele körperliche Anſtrengungen zu einem kernhaften Menſchen gekräftigt haben. Doch darf man ſich nach dieſer Schilderung keine plumpe Statur vorſtellen, wie man ſie den Schweizern im Allgemeinen, jedoch mit Unrecht, beimißt; die gedrungene Feſtigkeit des Körpers iſt vielmehr, — faſt möcht' ich ſagen, — mit Grazie und Zartheit verbunden. Die ganze Erſcheinung des Mannes macht einen höchſt wohlthuenden Eindruck; man ſieht in ihr die Kraft, nicht nur zum Wollen, ſondern auch zum Handeln. —

Wie bei faſt allen Menſchen, die nicht in Büchern und Handſchriften leben, ſondern mehr auf's Wort, als auf die Schrift, mehr

Digitized by

auf's Leben, wie auf's Denken halten, zeigt ſich auch bei ihm die Kraft und Energie ſeines Innern am meiſten beim Sprechen. Man ſieht gleich, es iſt bei ihm kein langer Weg vom Herzen bis zum Munde; die Gedanken ſtrömen in einer ſolchen Fülle und Friſche aus ihm heraus, daß man glaubt, jedes Wort wäre ein Tropfen rothen, warmen Herzblutes. Und darüber leuchten denn ſo helle, lebhafte Augen, daß durch ihre Fülle das Geſprochene erſt in's rechte Licht geſetzt wird; ich glaube, mit abgewandten Blicken könnte man lange nicht ſo die Kraft und Bedeutung ſeiner Worte verſtehen, als wenn man ihm in ſeine lebhaften, hellen Augen blickt. Ich habe noch nie einen Menſchen geſehen, bei dem der gewöhnliche Geſprächston ſo nahe mit der begeiſterten Rede verwandt war. So wie irgend ein Wort genannt wird, das in ſeinem Herzen Anklang findet oder Erinnerungen aus ſeinem früheren Leben weckt, ſo kann er mehrere Stunden lang ſprechen und Alles hört ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu. Sein Redetalent, zu ſeiner Zeit von Deutſchland anerkannt und bewundert, iſt kein Sonntagsmeubel, kein Paradepferd, das bei feſtlichen Gelegenheiten nur aufgezäumt wird, es bedarf nicht der forcirten Begeiſterung, oder des Champagnerrauſches, um zu glänzen, es iſt vielmehr mit ſeinem ganzen Sein und Leben ſo identificirt, daß es ihn nie verläßt und zu Hauſe, wenn er mit ſeinem Sohne allein iſt, ſeinen Worten faſt daſſelbe Feuer gibt, als wenn er zur „Bergpredigt" vor 50,000 deutſchen Männern auf den Ruinen Hambach's ſich anſchickte.

Dr. Johann Georg Auguſt Wirth wurde am 20. November 1798 in Hof im fränkiſchen Voigtlande geboren. — Seine Jugendgeſchichte theilt er uns ſelbſt in ſeinen Denkwürdigkeiten mit, aus denen ich hier einen kleinen Auszug geben will, um das Publicum auf dieſe durchweg, wenigſtens in Norddeutſchland, noch ganz unbekannten Memoiren aufmerkſam zu machen, die nach ihrer Vollendung gewiß die Langſchen und ähnliche Selbſtbiographien neuerer Zeit an Intereſſe und Stoffhaltigkeit, wie an Humor und Laune, übertreffen würden.

Der junge Wirth wurde, nachdem ſein Vater, Reichspoſtſtallmeiſter zu Hof, geſtorben war, von ſeiner feurigen, entſchloſſenen Mutter, deren Charakter er ganz geerbt zu haben ſcheint, erzogen. Später, vom 8ten Jahre an, beſuchte er das Hofer Gymnaſium, zu deſſen Schülern auch Sand damals gehörte. Als von der bairiſchen Regierung im Jahre 1810 das Fürſtenthum Bayreuth, wozu Hof gehörte, erworben wurde, löſte man dieſes Gymnaſium auf. Wirth

Digitized by Google

ſagt ſelbſt, daß dieſe Maßregel deshalb ſchädlich für ihn geweſen ſei, weil er ſich jetzt einige Zeit lang ſelbſt überlaſſen blieb. Ein vorübergehender Aufenthalt in Plauen endete bald; die unruhigen Kriegszeiten ſtörten eine ſolide Erziehung des Knaben.

1814 bezog er das Gymnaſium zu Nürnberg, deſſen Director Hegel war. Hier wurde das Fundament ſeines ſpätern Lebens gelegt. Den vielſeitigen Kenntniſſen und vor Allem der philoſophiſchen Durchbildung unter Hegel's Leitung hat er die Tiefe ſeines Gemüthes, wie die Gediegenheit des Charakters zu danken. Wirth ſagt ſelbſt von ſeinem ehemaligen Rector: „Meine Ueberzeugung gebietet mir jetzt oft, dem Syſteme und den nachmaligen Grundſätzen meines alten Lehrers mit Nachdruck zu widerſprechen; doch als Rector in Nürnberg wirkte Hegel unendlich ſegensreich; auch in mir entzündete er den unſterblichen Funken der Freiheit.... dafür ſtammle ich noch ſeiner Aſche meinen tiefgefühlteſten Dank."

Im Jahre 1816, als Hegel nach Heidelberg verſetzt wurde, verließ auch Wirth Nürnberg und wurde in Erlangen Zuhörer von Glück, Poſſe und Groß. Bei Glück hörte er Pandekten, aber in anderer Weiſe, wie ſie jetzt docirt werden; „denn Glück las ein ganzes Jahr daran, im erſten Semeſter täglich zwei, im zweiten drei Stunden täglich. In den Oſterferien wurde gar nicht ausgeſetzt, ſogar am dritten Feiertage, wie gewöhnlich vorgetragen." — Bei Groß hörte er Naturrecht, und wurde von dieſem auf den kantiſchen Standpunkt geſtellt, bei Poſſe deutſches Recht, deſſen Kenntniß ihn ſpäter ſo ſehr in ſeiner nationalen, ſtets deutſchen, aber nie deutſchthümelnden Auffaſſung der Zuſtände und Ereigniſſe unterſtützte.

Auf der Univerſität war Wirth trotz der jugendlichen Ausgelaſſenheit und des fröhlichen Lebensgenuſſes doch fleißig und erwarb ſich neben ſeinen juriſtiſchen auch vorzugsweiſe mathematiſche Kenntniſſe. Mit 21 Jahren eröffnete er die Gerichtspraxis in Schwarzenbach und verlobte ſich dort mit der Tochter des Amtmannes. Aber ſein Hang nach geſchichtlicher Tiefe und Gründlichkeit zog ihn wieder nach Hof zurück, wo er ſich ganz dem Quellenſtudium des römiſchen und deutſchen Rechtes hingab. Hier verſetzte ſich ſeine Auffaſſung des beſtehenden Rechtes ſchon bedeutend mit rationaliſtiſchen Elementen; philoſophiſche Behandlung des poſitiven Rechtes wurde ein immer dringenderes Bedürfniß für ihn; dieſem Streben verdankt ſein Handbuch des Strafrechts, Breslau 1823, ſein Daſein.

Nach ſeiner Verheirathung nahm Wirth, vorzüglich aus ökono-

Digitized by Google

miſchen Rückſichten, eine Stelle als Mitarbeiter bei dem berühmteſten Sachwalter des Landes, bei Reinau. Hier beſchäftigte er ſich viel mit den Prozeſſen der Bauern gegen Fiscus und Adel; ſah, wie beſonders der bairiſche Fiscus immer darauf ausging, das Intereſſe des Volkes, nicht nur gegen Billigkeit, ſondern ſelbſt gegen Recht, zu verletzen, und konnte ſich deshalb einer Abneigung gegen die bairiſche Regierung ſchon jetzt nicht erwehren. Das ſchleppende Verfahren vor Gericht, das im Vergleich zu der preußiſchen Gerichtsordnung, die früher galt, unerträglich war, ſtieß ihn auch ab; die übertriebenen Steuern, die Prozeßkoſten, die Gebühren der Advocaten ſogen das Land aus; dieſe Leiden des Volkes jammerten ihn, er glaubte, mit gutem Willen ſei allem Elend von Seiten der Regierung leicht abzuhelfen. Er ſetzte ſich daher bei ſeinen überhäuften Berufsgeſchäften halbe Nächte hin, um der Regierung in einer beſonderen Druckſchrift*) über den Zuſtand der Rechtspflege Licht zu geben. Hören wir ſelbſt ihn über den Erfolg ſeiner Bemühungen reden:

„Was war das Ergebniß meiner Anſtrengung? Die Regierung lachte mich aus. Alle Vernunftgründe und alle Ergießungen eines fühlenden Herzens zeigten ſich vergeblich; es war grade ſo, als wenn man tauben Wänden vorgepredigt hätte. Da ſetzte ſich die erſte Bitterkeit in mir an, und ich faßte den Gedanken, mich aus dem Buche der Geſchichte und den ewigen Geſetzen des Bildungsganges zu belehren, ob es in den Kräften einer Regierung ſtehe, gegen die Leiden ihres Volkes ſich zu verhärten und den Forderungen der Gerechtigkeit bleibend ſich zu widerſetzen.“

Die Julirevolution kam. Als in den Zeitungen die Nachricht ſtand: „die Truppen weichen auf allen Punkten zurück, die dreifarbige Fahne weht auf Nôtre-Dame, das Volk dringt ſiegreich gegen die Tuilerien vor,“ bemächtigte ſich Wirth's eine ungewöhnliche Stimmung; gewaltſam wollten die Thränen hervorbrechen, er mußte hinausſtürmen, ſie zu verbergen. Sein ganzes Weſen war, um mich ſeiner eigenen Worte zu bedienen, ein feierliches Gebet, welches lange in der Seele nachzitterte. Es drängte den Mann, deſſen ganze Seele ſeinem Vaterlande gehörte, jetzt ſich ganz mit allen ſeinen Kräften der Verbeſſerung der weſentlichſten Volkszuſtände hinzugeben. Er legte mit einer Aufopferung, mit einem Muthe, den man ſonſt bei deutſchen

*) Beiträge zur Reviſion der bürgerlichen Prozeßgeſetzgebung. Geſammelte Schriften. S. 9.

Digitized by Google

Beamten, zumal wenn ſie Familienväter ſind, ſelten oder nie findet, ſeine Stelle ganz nieder und beſchloß, eine Zeitung zu gründen, zunächſt zur Emporhebung des Nationalwohlſtandes. So entſtand der Kosmopolit, welcher am 1. Januar 1831 an wöchentlich zweimal in Bayreuth erſchien.

Wirth ſtand zu dieſer Zeit noch nicht auf der Seite der ſyſtematiſchen Oppoſition, er ſagte vielmehr bei jeder Gelegenheit, daß es ihm ſo wenig um Volksgunſt, wie um den Beifall der Regierung zu thun ſei, daß er nur nach ſeinem Gewiſſen und ſeiner Ueberzeugung reden werde. So entzweite er ſich mit dem damals ſehr verbreiteten würzburger Volksblatt, wenn dies da tadelnd über die Regierung herfiel, wo nach ſeiner Meinung nichts zu tadeln war.

Aus ſeinem Vertrauen gegen die Regierung und ſeinem guten Glauben an ihre Ehrlichkeit riß ihn aber die Verordnung vom 28. Januar 1831 heraus, welche gegen den Buchſtaben und den Geiſt der Verfaſſungsurkunde die Cenſur auch für die Beſprechung innerer Staatsangelegenheiten einführte. Wirth beſchloß, ſich dieſer ungeſetzlichen Ordonnanz nicht zu fügen, ſondern ſo lange uncenſirt drucken zu laſſen, bis er der Gewalt weichen würde Seine Zeitſchrift, die früher nur 7 Abonnenten hatte, wurde jetzt ſehr verbreitet, Bote um Bote erſchien, ein Exemplar zu beſtellen. Aber der Drucker, eingeſchüchtert durch das Verbot, weigerte ſich zu drucken; der Kosmopolit hatte, wie zu 7 Abonnenten, ſo es auch zu ſieben Nummern gebracht.

Wirth hatte jetzt nichts mehr in Bayreuth zu thun, er ging nach München und übernahm dort, auf Antrag des Herrn von Cotta, die Redaction der bairiſchen Staatszeitung, „des Inlandes"; jedoch mußte ihm der Miniſter von Schenk erſt das Verſprechen geben, daß die Cenſur ihm nicht beſchwerlich falle, und daß er frei nach ſeinem Gewiſſen und ſeiner Ueberzeugung ſchreiben dürfe, auch wenn ſie in Conflict mit den Anſichten und Maßregeln der Regierung käme.

So ſehen wir alſo dieſen Mann als Redacteur eines miniſteriellen Blattes, der ſpäter als der wüthendſte Jacobiner verſchrieen und von derſelben Regierung, der er jetzt ſeine Dienſte mit ſo gutem Glauben und ſo vielem Vertrauen widmete, des Todes angeklagt wurde. — Er redigirte „das Inland" ſo lange, bis ihm ein Artikel über die Verantwortlichkeit der Beamten der Verfaſſung und der Kammer gegenüber von der Cenſur geſtrichen wurde. „Ich kannte die Cenſur," ſagt er in Bezug auf dieſes Ereigniß, „bis jetzt nur in der Theorie, und fühlte zum erſten Male die Wirkung der ſchönen Sitte, die Ergebniſſe tiefen

Digitized by Google

Nachdenkens, die Studien durchwachter Nächte, die Ausſtrömungen einer reichen Menſchenbruſt mit einem dicken Span auszuwiſchen! — Seht ihr das Meer, wenn es brüllende Orkane peitſchen, wenn tauſend Blitze in ſeine dunklen Tiefen ſchlagen, wenn es tobt wie der Sturm der Ewigkeit? So ſah es ungefähr in meinem Innern aus." —

Hier endet das erſte und bis jetzt einzige Bändchen von Wirth's Denkwürdigkeiten. Nach einer mündlichen Mittheilung von ihm will er ſie nicht fortſetzen, weil das Publicum ſie nicht leſen, nicht kaufen will. Und doch war er grade der Mann, der mitten in den politiſchen Bewegungen ſeiner Zeit ſtand, und gewiß viele Beziehungen und Verhältniſſe allein kennt oder beſſer, als ſeine Zeitgenoſſen. Aber Wirth iſt verarmt; er hat Alles ſeiner Nation geopfert; ſeine Preſſen ſind verkauft; er kann jetzt nicht mehr, wie früher etwas drucken laſſen ohne Ausſicht auf Abſatz. Die Nation ſollte doch billig die mit Schweiß und Blut erkämpften Erfahrungen ihrer edelſten Männer leſen, ſtatt jener geiſtloſen Romane, die man nur zum Vergnügen des Nachmittags, vor dem Einſchlafen, auf dem Sopha in die Hand nimmt. —

Wirth legte die Redaction „des Inlandes" nieder, zog nach Homburg und ſchrieb dort zuſammen mit Dr. Fein die „Tribüne", welche beſonders in der Vertheidigung der Preßfreiheit ihr Ziel ſah. Am meiſten verdient hat ſich dieſes Blatt durch die Gründung des deutſchen allgemeinen Preßvereins gemacht, welcher die Unterſtützung der Preßfreiheit durch literariſche und pecuniäre Mittel bezweckte, „und welcher nächſte Zweck das Mittel ſein ſollte," wie es in dem Erkenntniſſe des Appellationsgerichts Zweibrücken hieß, „für den weitern Zweck, nämlich für die Aufklärung durch Wechſelwirkung der Geiſter, um zum klaren Bewußtſein und zur durchdringenden Erkenntniß Aller zu erheben das Wahre, Rechte, Nützliche und Befriedigende für die geſellſchaftliche Ordnung des deutſchen Geſammtvolkes." Namentlich ſollte durch die Bildung einer öffentlichen Meinung eine moraliſche Macht entſtehen, welche in Ruhe und Frieden wachſen und als moraliſche Macht gegen alle Rückſchritte ſichern und ſtärker ſein ſoll, als jede Macht, welche das Recht entziehen wollte, wozu denn immer nur die Preßfreiheit gefordert wird *).

In Folge dieſes Aufrufs zur Gründung des Preßvereins, der beſonders in Rheinheſſen, Rheinbaiern, Baden und Franken lebhafte Theilnahme fand, verbot am 1. März 1832 Baiern die Tribüne, wie

*) Tribüne No. 65. Freiburger Freiſinnige Nr. 73.

Digitized by Google

den unter Dr. Siebenpfeiffer's Leitung erscheinenden „Westboten"; „weil", wie es in der Cabinetsordre König Ludwig's heißt, „weil die Redactoren ihre Zeitblätter auf Pressen abdrucken ließen, die der gesetzmäßigen Concession anerkanntermaßen entbehrten, und überdies ihre Absicht ausdrücklich erklärt hätten, sich der verfassungsmäßig (sic!) gebotenen Censur durch das Abdrucken der von dem Censor gestrichenen Stellen und sogar dadurch zu entziehen, daß sie die Blätter erst nach ihrer Versendung an den Censor gelangen ließen. Auf dem Wege dieses gesetzwidrigen Verfahrens, wäre dann auch eine Reihe der beleidigendsten Angriffe auf die Häupter auswärtiger Staaten und der kühnsten Aufrufe zur Umwälzung deren Verfassung und zur Störung der in denselben bestehenden Ruhe und Ordnung erschienen." Am folgenden Tage verbot auch der „hohe Bundestag" die genannten beiden Zeitschriften, wie auch die in Hessen erscheinenden „Neuen Zeitschwingen", und untersagte den Redacteuren dieser Zeitschriften während fünf Jahren alle publicistische Thätigkeit. Wirth hielt diese Verbote und die an ihn ergangenen Aufforderungen für ungesetzlich und deshalb für wirkungslos; er setzte seine Tribüne nach wie vor fort. Bald darauf wurde er verhaftet und nach Zweibrücken gebracht. Man verbreitete das Gerücht, man wolle ihn nach Preußen oder Altbaiern transportiren und es versammelte sich vor seinem Gefängnisse eine ungeheure Menschenmenge, ihn zu befreien. Wirth beschwichtigte das Volk, so daß es auseinander ging. Er wurde vom Staatsprocurator dreier Verbrechen angeklagt, aber am 15. April, nach ungefähr vierwöchentlicher Haft, glänzend freigesprochen. Die Tribüne setzte er mit früherem Muthe, mit erneuter Energie und Kräftigkeit fort.

Bald entzweite sich Wirth mit dem von ihm gestifteten Preßverein und dem provisorischen Comité desselben, den Herren Savoye, Schüler, Geib. Er wurde diesen Leuten zu stürmisch, zu heftig, dem constitutionellen Liberalismus fing er an einen republikanischen entgegen zu stellen; das Preßcomité, um kein Verbot ihres Vereins befürchten zu müssen, desavouirte öffentlich Wirth's Ansichten und erklärte, daß dieser Mann durchaus keinen Antheil an ihrer Sache mehr habe!

Zu dieser Zeit bereitete man das Hambacher Fest vor. Nach vielem Schwanken der bairischen Regierung gab sie endlich dasselbe zu; es wurde am 27. Mai 1832 von etwa 50,000 deutschen Männern gefeiert. Hier hielt Wirth seine berühmte Rede, deren Inhalt das in neuester Zeit officiell (?) gewordene: „Kein Preußen, kein Oesterreich; ein einiges, festes Deutschland!" war. Er hob namentlich her-

Digitized by

vor, „daß ſich die deutſche Nation eher mit dem Abſolutismus in Schlachtlinie ſtellen, als einen Theil des Vaterlandes an Frankreich opfern werde.“ Durch ſeine Rede wehte friſch und kräftig der Geiſt nationaler Freiheit und Kräftigkeit, der ſich auch in allen ſeinen Werken ausſpricht.

Wirth war der Mittelpunkt des ganzen Feſtes; die Frankfurter Bürgerſchaft überreichte ihm einen koſtbaren Ehrenſäbel, den St. Annaorden der deutſchen Nation, zum Lohne für ſeine ſiegreichen Bemühungen für die Preßfreiheit; das Volk jubelte jedem Worte, das er ſprach, nimmer enden wollenden Beifall zu.

In den folgenden Tagen wurde „gegen Wirth et Conſorten“ die Unterſuchung eröffnet. „Gegen Wirth und Conſorten, gegen Wirth, dem es, bei der Stimmung der Gemüther, nur ein Wort gekoſtet hätte, um eine Bewegung zu veranlaſſen, verhängt man eine Unterſuchung wegen directer Aufreizung zum Umſturz!

Als Wirth in das Gefängniß zu Zweibrücken gebracht wurde, fand er, anſtatt Kerkergewölbe, große, herrliche Säle vor, mit hohen Spiegeln und prächtigen Teppichen geſchmückt; ſeidene Sopha's luden ihn zur Ruhe, herrliche Speiſen und Champagnerflaſchen zum üppigen Mahle ein. Die Bürger Zweibrückens hatten auf ihr Bitten die Erlaubniß erhalten, den feurigen deutſchen Patrioten bewirthen zu dürfen. Wirth bewohnte zwar die herrlichen Gemächer, den Wein und die Speiſen ließ er aber ſeinen Wächtern reichen, und begnügte ſich mit der Gefangenenkoſt. Bei dieſer Stimmung der Pfälzer wollte der Staasanwalt Wirth's Prozeß bei einem andern Gerichtshof anhängig machen, weil man in dieſer Stadt kein unparteiiſches Urtheil fällen könne. Das Appellationsgericht verwarf aber dieſen Einwurf. Wirth vertheidigte ſich ſelbſt und hielt vor den Aſſiſen zu Landau eine ſo kernige Rede „über die Rechte des deutſchen Volkes,“ wie ſie wohl ſelten in deutſcher Sprache gehalten worden iſt, voll von Patriotismus, Freiheitsliebe und Begeiſterung.

Als er mit den Worten geendet: „Ich habe geſprochen, mögen die Menſchen jetzt richten“ wurde er für unſchuldig erklärt; das Volk begleitete ihn jubelnd und frohlockend nach Hauſe zurück; es war jedem Bürger und Bauer, als ob ſein Bruder vom Tode errettet ſei.

Bei ſeiner Freiſprechung ereignete ſich folgende Anekdote, die von dem damaligen Benehmen der Polizei Zeugniß gibt. Wirth verlangte ſein Ehrenſchwert zurück, das die Polizei in Beſchlag genommen; der Staatsprocurator ließ es holen und händigte es ihm ein. In dem Augen-

blicke, wo er es ergreifen wollte, rief ein Hauptmann der Gensdarmerie ihm zu, er ſolle es nicht wagen, das Schwert mitzunehmen. Zugleich ſah Wirth mehrere Flintenläufe auf ſich gerichtet. Dies geſchah im Angeſichte der Jury und der Richter. Der Staatsprocurator bat ihn, da er ſich durch die Drohung nicht abhalten laſſen wollte, von dem ihm zuſtehenden Rechte Gebrauch zu machen, ihm das Schwert anzuvertrauen; er gäbe das Ehrenwort, das Kleinod binnen einer Woche zurück zu erſtatten. Wirth bekam es auch in der That am folgenden Tage zurück.

Aber was half dem kühnen Manne ſeine Freiſprechung bei der Unſicherheit der damaligen Rechtszuſtände. Die bairiſche Regierung hielt ihn feſt, und verfolgte denſelben Mann auf zuchtpolizeilichem Wege, dem ſie ein Jahr früher eine Rathsſtelle im Miniſterium angeboten hatte, weil ſie von ſeinen tüchtigen nationalökonomiſchen und politiſchen Kenntniſſen, wie von ſeinem Einfluß bei der Oppoſitionspartei in der Kammer und im Volke Nutzen zu ziehen hoffte. Wirth hatte dieſe hohe Stellung, eingedenk deſſen, was ihm als Redacteur des Inlandes begegnet war, abgelehnt. Denſelben, den man kurz zuvor zum Miniſterialrath hatte machen wollen, klagte man jetzt als Hochverräther an. Auf zuchtpolizeilichem Wege verurtheilte man ihn zu zweijähriger Gefängnißſtrafe. Ohne ihm die 22 Monate lange Unterſuchungshaft anzurechnen, ließ ihn die Regierung am 23. April 1834 in's Centralgefängniß zu Kaiſerslautern abführen. Hier mußte Wirth die Hausarbeiten gewöhnlicher Verbrecher verrichten, Wolle ſpinnen, ſtricken u. ſ. w., obwohl er nach dem von Feuerbach abgefaßten Strafrechte Baierns, als ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, ausdrücklich davon freigeſprochen war.

Als die zwei Jahre verfloſſen waren, führte man ihn zu einem 6wöchentlichen Feſtungsarreſt, zu welchem ihn ein altes Erkenntniß des Oberappellationsgerichts zu Landshut verurtheilt hatte. — Am 12ten Juni 1834 kam Wirth endlich unter Gensdarmeriebedeckung wieder in Hof an, nachdem er 4 Jahre weniger 4 Tage in den gemeinſten Gefängniſſen geſchmachtet hatte. Seiner ökonomiſchen Verhältniſſe wegen, wie auch aus Anhänglichkeit an ſeine Heimath, blieb Wirth einige Zeit lang in Hof, trotzdem daß ſein Aufenthalt daſelbſt durch die polizeiliche Aufſicht, welche väterlich über ihn wachte, grade nicht bedeutend verſchönert wurde.

Dieſer Aufenthalt Wirth's in ſeiner Heimath und die Geduld, mit der er die Verfolgungen Baierns ertrug, veranlaßten Börne über den unglücklichen Patrioten, ſeinen kühnſten, wie geiſtreichſten Geſinnungs-

Digitized by Google

genoſſen, folgendes harte Urtheil in ſeinem Menzel, der Franzoſenfreſſer, auszuſprechen:

„Der edle, muthige Wirth wurde zum Lohne für ſeinen Franzoſenhaß in's Zuchthaus geſperrt und mußte drei Jahre lang die Uniform der Diebe tragen und Strümpfe ſtricken. Dort in dem Kerker, ſtatt ſeinen Haß der Tyrannei zur heiligen Wuth entflammen zu laſſen, dort aus ſeinem ſichern Verſteck hervor, ſchrieb Wirth über Sonne, Mond und Sterne und andere Ewigkeiten, ließ ſich, wie ein wahres deutſches Schaf, in den Pferch der Wiſſenſchaft zurücktreiben und düngte mit ſeinen philoſophiſchen Erzeugniſſen die Felder der Erbpächter des deutſchen Landes. Und wo Jean Paul lange die Freiheit lehrte, wohnt jetzt der edle Wirth als Mündel der bairiſchen Polizei, und muß ihr von jedem Schritte, den er thut, und von jedem Gedanken, den er ausgibt, Rechenſchaft geben."

Dieſe Worte, 1836 geſchrieben, hätte Börne, wäre er nicht gerade zu jener Zeit geſtorben, wohl zurückgenommen. Am erſten Weihnachtstage verließ Wirth nämlich das fränkiſche Voigtland, und zog über Weißenburg nach Nancy, deſſen Bibliothek ihn im Quellenſtudium deutſcher Geſchichte ſehr unterſtützte. Zugleich entſchloß er ſich zur Herausgabe einer nicht periodiſchen Zeitſchrift, und zog im Frühjahr 1839 nach Straßburg. Der Abſatz des Blattes, von dem Einſender dieſes leider keine Nummern zu Geſicht bekommen konnte, war aber zu gering, als daß daſſelbe hätte fortbeſtehen können. Er gab es auf, zog von Straßburg weg, und wählte die Schweizerſeite des Bodenſees, das Dörfchen Emmishofen, zu ſeinem neuen Wohnorte.

Hier kaufte er ſich an und errichtete eine Buchdruckerei, worin er ſeine, wie anderer befreundeter und ſinnesverwandter Schriftſteller, Werke drucken ließ, unter der Firma „Literariſches Inſtitut." Er gab hier eine vierte Zeitſchrift „die Volkshalle" heraus, das die politiſche Aufklärung in der Umgebung des Bodenſees, in der nördlichen Schweiz, im badiſchen Seekreis, im ſüdlichen Schwarzwald ſehr verbreiten half. Herwegh, den Wirth zu einem politiſchen Dichter erzogen hat, wurde Redacteur des literariſchen Theils dieſer „Volkshalle".

Ferner gab er in Emmishofen ſeine geſammelten Schriften, meiſt aus Aufſätzen ſeiner frühern Journale beſtehend, heraus, ſeine Denkwürdigkeiten, ſeinen Walderode, eine Art Selbſtbiographie in Form einer Novelle, aber lange nicht ſo anziehend, als ſeine Denkwürdigkeiten, die politiſch-reformatoriſche Richtung des

Deutſchen (1841), ein ſehr bedeutendes Werk, und ſeine deutſche Geſchichte, welche jetzt gerade vollendet iſt.

Mit ihrer Vollendung will er, wie er in der Vorrede zu ſeinen Denkwürdigkeiten ſagt, ſeine literariſche Thätigkeit ſchließen. Dieſe deutſche Geſchichte iſt ein tüchtiges Geſchichtswerk, das von tiefen Studien und noch tieferer Vaterlandsliebe zeugt. Sie iſt durch und durch quellenmäßig behandelt, und faßt die Zuſtände des Mittelalters von einem ganz neuen Standpunkte auf. Ueber die Art ſeiner Behandlung deutſcher Geſchichte äußert er in der Vorrede (S. 11) ſich ſelbſt alſo:

„Wir gingen lange zur Schule und hörten die Sagen von den Freuden und Leiden der Vorzeit; aber nicht mehr der Kurzweile und des Vergnügens, nicht mehr gelehrter Schulzwecke willen, mögen wir Geſchichte lernen und lehren, ſondern als ein mächtiges Mittel, den Geiſt eines geſunkenen Geſchlechtes zu verjüngen, die Ausartung der Geſinnung zu bekämpfen und die Triebfedern zur Erweckung eines würdigeren Staats- und Volkslebens zu ermitteln. Geſchichte ſoll uns lebendige Staatskunſt werden, eine nützliche Wiſſenſchaft, welche uns zeigt, auf welchem Wege Deutſchland im 14. Jahrhundert zu Grunde gerichtet wurde, und wodurch allein unſer Vaterland wieder gehoben werden kann.“ —

Zu einer Beurtheilung dieſes eigenthümlichen Geſchichtswerkes will ich mich hier nicht verſteigen; aber ich erinnere mich noch lebhaft an die herrlichen Stunden, die ich mit dem Studium dieſes Werkes zubrachte. Es iſt wirklich zu traurig, daß ſolche lebensfriſche Werke, die noch dazu von Männern herrühren, die für die Nation ſo viel gelitten und noch mehr gethan haben, oft von den geiſtloſeſten Compilationen dürrer Pädagogen verdrängt werden. Auch von Wirth's deutſcher Geſchichte läßt ſich das ſagen, denn ſie iſt, zumal in Norddeutſchland, faſt ganz unbekannt, und das iſt gewiß für Wirth ſelbſt traurig, aber noch trauriger für die politiſche und hiſtoriſche Bildung unſeres Vaterlandes. —

Jetzt beſchäftigt ſich Wirth vorzugsweiſe mit Aſtronomie. Von jeher hatte er große Neigung zu mathematiſchen Studien, welche wohl durch die Fehlſchlagung ſeiner politiſchen Pläne verſtärkt ſein mag. Jetzt ſucht er des Abends, wenn die Sterne ſo licht und klar herunter blicken, am Himmel die Geſetze des Bewegens, die Ordnung der Welten zu erforſchen, die er auf der Erde nicht finden konnte; er iſt jetzt

Digitized by Google

gezwungen mit den Sternen zu verkehren, da ihn die Menſchen allein gelaſſen haben.

Wirth iſt für Deutſchland todt. Vielleicht daß einmal ein würtemberger oder badiſcher Bürger hinüber nach der Schweiz pilgert, um ſich an dem Anblick eines „deutſchen Mannes" zu erlaben; im Allgemeinen kennt man ihn nicht, er iſt nicht nur aus Zeitungen und Journalen, er iſt aus dem Volksbewußtſein geſchwunden. Man ſieht an ſeinem Schickſal, das Rad der Zeit rollt ſchnell und zermalmt morgen die, welche es noch heute hoch emporhob. Vor 13 Jahren ein Mann, auf der ganzen Höhe ſeiner Zeit, den das Volk im Herzen trug, der mit einem begeiſterten Worte Tauſende lenkte — und jetzt ein Landmann, ja — ein Aſtronom! Die Zeiten des Cincinnatus ſind wiedergekehrt, aber in anderer Weiſe.

Daß Wirth von der Gegenwart ſo vernachläſſigt wird, rührt daher, daß ſein Princip aus dem Volksbewußtſein verſchwunden (?) iſt. Es iſt das der Nationalität; ſeine ganze Freiheitsliebe iſt durch ſie bedingt; er will, wie auch der weniger bedeutende Siebenpfeiffer, keine allgemein menſchliche, vernünftige, ſittliche, philoſophiſche Freiheit, ſondern eine naturwüchſige, germaniſche, aus taciteiſchen Fragmenten deducirte. Wirth's ganze Oppoſition gegen die Regierungen iſt ſelbſt geſchichtlich aus dieſem nationalen Bewußtſein hervorgegangen, näher ſogar aus dem Studium deutſcher Rechtsgeſchichte ſelbſt. Er dachte ja, als er anfing, Mann zu werden, noch gar nicht daran, Politiker, Publiciſt zu ſein; als Anwalt der Bauern in ihren fiscaliſchen Prozeſſen, als er im Detail deutſche Geſchichte und das Verfahren deutſcher Regierungen gegen ihre Unterthanen kennen lernte, bildete er ſich zum Publiciſten aus. Seine Volksreden der ſpätern Zeit ſind nur eine nothwendige Fortſetzung ſeiner Plaidoyers vor den fränkiſchen Gerichtshöfen. — Preßfreiheit, Reichsverfaſſungen und andere Gewährleiſtungen der Freiheit deshalb zu wollen, weil ſie deutſch ſind, dies iſt nicht nur der Grundſatz Wirth's, ſondern faſt aller blos conſtitutionell geſinnter Liberalen; Welcker und v. Rotteck huldigten ihm unbedingt. Wenn Vernünftigkeit und Deutſchheit zuſammenfallen, ſind die Reſultate dieſes Princips richtig; ſonſt aber führen ſie, und das nicht ſelten, zu Unrichtigkeiten und Ungereimtheiten. Das hat man in unſerer Zeit beſonders dadurch eingeſehen, daß ſelbſt von den reactionärſten Regierungen die Deutſchthümelei oft ihren mittelalterlich-feudaliſtiſchen Beſtrebungen vorgeſchoben wurde. Man wurde ſich bewußt, daß, wenn auch alle deutſchen, alle altgermaniſchen Einrichtungen ver-

Digitized by Google

nünftig ſein ſollten, doch unmöglich alle vernünftigen Inſtitute immer deutſch ſein könnten; — Gott iſt nicht blos ein Gott der Kinder Iſraels, ſondern aller Welt; — ebenſo iſt der Geiſt auch nicht blos in deutſchen Eichenwäldern heimiſch, ſondern wohnt auch am brittiſchen Meeresufer und am Seineſtrand. Man wurde ſich der Mangelhaftigkeit des bisherigen Wollens bewußt; die Philoſophie trat an die Menſchen heran und bildete ſie, ſtatt zu taciteiſch-germaniſchen Recken, die Eicheln aßen und ſich in Meth berauſchten, zu ſittlichen, vernünftigen, ſelbſtbewußten, die Vorzüge Deutſchlands anerkennenden, aber nicht überſchätzenden Männern. Der Ausdruck „Menſch" fing an mehr zu gelten, wie Deutſch.

An dieſer Deutſchthümelei iſt Wirth's Politik geſtorben; der Mann gehört ſchon ebenſo gut der Geſchichte an, wie Arndt und Rotteck. Der ganze ſüddeutſche conſtitutionelle Liberalismus hat ſich überlebt (?); nicht nur unſer Staatsleben, alle unſere ſocialen und kirchlichen Zuſtände ſind einer zerſetzenden Kritik unterworfen, die nicht nur auf der Erde, ſondern auch im Himmel die Herrſchaft des Egoismus überwältigen wird. Die Transcendenz, welche man vor 12 Jahren nur im Staate bekämpfte, wo man nicht, wie eine Maſchine, von einer abſolut über uns ſtehenden, mit uns nichts gemeinſam habenden Macht, regiert werden wollte, ſie wird jetzt auch heftig in der Religion, ihrer Heimath und im ſocialen Leben angegriffen. Der ganze Menſch mit ſeinem ganzen Denken, Glauben und Leben, ſoll ſich ſelbſt wiedergegeben werden; nicht nur in ſeiner Stellung zur Polizei ſoll der Mann eine freie Perſönlichkeit ſein; Gott und der Welt, wie ſich ſelbſt gegenüber, ſoll er ſeine ewigen, unveräußerlichen Rechte behaupten.

Wirth hat mit dem Scharfblick eines von dem Genius der Geſchichte erzogenen Mannes die Fragen der Gegenwart ſo gut erkannt, wie den Charakter der 30ger Jahre. Aber er iſt auch beſonnen und weiß, daß man das Ende nie vor dem Anfang wünſchen ſoll, und deshalb ſucht er die Freiheit des Menſchen zuerſt dem Staate gegenüber geltend zu machen, weil die politiſche Freiheit Grundbedingniß der kirchlichen, wie der ſocialen iſt. *) Und in dieſem Sinne hat er denn gewirkt und geſtrebt:

Wer den Beſten ſeiner Zeit genügt,
Der hat für alle Zeit gelebt.

*) Der ausbrechende Principienkampf betrifft bei ſeinem erſten Auftreten nicht die Freiheit, ſondern vorerſt den Grundſatz der Nationalität; indeſſen eben deshalb, weil die Entwickelung dieſen gründlich ſichtenden Gang einſchlägt,

Digitized by Google

Wirth hat ſich einen Namen errungen, der ihm bleiben wird, wenn man längſt nicht mehr an die Cenſur, ſeine Hauptfeindin, denken wird. — Aber mit dem Namen, mit der bloßen Berühmtheit iſt auch Alles gethan. Wäre Wirth in Frankreich, England oder Nordamerika geboren, ſo würde er geachtet und geehrt inmitten alles politiſchen Lebens daſtehen; ein anderer Franklin oder Benjamin Conſtant. Aber er hat die Ehre, Deutſchland ſeine Heimath zu nennen, — verbannt aus ſeinem Vaterlande, lebt er drum einſam in der Ferne, wo Niemand ihn und ſeine Geſchichte kennt, wo Niemand ſeine Bedeutenheit zu würdigen vermag. Das Ehrenſchwert, womit die Frankfurter ihn beſchenkten, iſt in öffentlicher, nothwendiger Subhaſtation verkauft; die Preſſe, mit der er ſeine deutſche Geſchichte druckte, verſiegelt. Man wollte in Baiern, Würtemberg und Baden für ihn ſammeln; er aber lehnte alle Unterſtützung mit den Worten ab, er ſtecke nicht auf der Feſtung hin, wie Jordan, ſondern habe ungefeſſelte, geſunde Arme, und die ſollten ihm Brod ſchaffen. Nur ein Ehrenmann, ein badiſcher Bürger (es quält mich, daß ich ſeinen Namen verſchweigen muß), erwarb Wirth's Vertrauen ſo, daß er ſeine Vermögenszuſtände verbeſſern durfte, ihm iſt Deutſchland Dank ſchuldig, denn er hat es vor einer bedeutenden Beſchimpfung bewahrt.

Hätte unſer Vaterland hundert Männer, wie Wirth — man dürfte mit froheren Blicken in die Zukunft ſehen!

S. L. N.

---

iſt der ruhmvollen und gedeihlichen Durchführung der großen Gedanken der Gegenwart mit ſo großer Zuverſicht zu vertrauen.“ (Reform. II polit. Richt. der Deutſch. 1841. S. 1.)

Leo XII. Tod.

Von J. G. Köberle *)

Fern von der Heimath, unter einem Volk, das nicht unſre Mutterſprache ſpricht und nicht unſern Sitten huldigt, ſchließt ſich der Deutſche gern an den Deutſchen an. Da fällt die unnatürliche Scheidewand in Nichts zuſammen, welche man in der Heimath z. B. zwiſchen einem Preußen, Sachſen, Baiern und Oeſterreicher zu ziehen pflegt. Da nennen ſich Alle, welche die kernige deutſche Sprache reden, gern Landsleute und Nachbarn. Der Patriotismus ſcheint in eben dem Grade zu wachſen, in dem man ſich weiter von dem väterlichen Boden entfernt. Selbſt den Bürger eines angrenzenden Landes, welchen wir an unſerer Geburtsſtätte als Fremdling betrachten, wie z. B. den von ſeinen freien Bergen oft zu uns herüberkommenden Schweizer, begrüßen wir dort gern als Bruder und ſchließen uns bald innig an denſelben an.

So geſchah es auch mir bei meinem Aufenthalt in Rom im Jahre 1839. Bekanntlich ſind viele Schweizerfamilien im Kirchenſtaat anſäſſig. Ja ſelbſt die regelmäßige Leibwache des Papſtes beſteht aus lauter Söhnen dieſes gemüthlichen Bergvolkes. Ich hatte ſchon als Knabe eine beſondere Vorliebe für die Gebirgsketten der romantiſchen Alpländer. Am Fuße derſelben, auf der nördlichen Seite des Bodenſees geboren, knüpfen ſich meine ſchönſten Jugenderinnerungen an ein ländliches Schweizerhäuschen. Dort ſah ich aus einer breternen Dachkammer über üppige Baumgärten und fruchtbare Rebhügel hinab

*) Aus dem in wenigen Tagen erſcheinenden Werke: Rom unter den drei letzten Päpſten. Leipzig bei F. W. Grunow. 2 Bde.

Digitized by Google

in den See, an deſſen ſüdliche Ufer ſich das herrliche Schweizerrheinthal und die blauen, oft im Sommer von blendend weißem Schnee geſchmückten Alpen anſchließen. Geſchah es manchmal, daß meine Eltern mich eine kleine Ferienreiſe machen ließen, ſo zog ich gewiß nicht nach Norden in's baieriſche oder würtembergiſche Schwaben, ſondern ſtets über den See hinüber zu den Sennhütten auf den waldigen Höhen um Rorſchach und St. Gallen. Dort, in der freien, weiten Natur Gottes konnte ich ſchwärmen und träumen, als ob ich ein Königreich erobert hätte! Dorthin zieht mich noch jetzt eine unwillkürliche Sehnſucht, und oft kommt es mir vor, als ob ich auf jenen Knabenwanderſchaften die einzigen, wahrhaft harmlos freudigen Stunden meines Lebens genoſſen hätte. Wer wird ſich alſo wundern, daß ich auch in Rom gern mich an Schweizerfamiljen anſchloß, daß ich ſelbſt unter den päpſtlichen Leibgardiſten bald vertrautere Freunde fand, als unter den gebornen Römern! Die päpſtliche Leibgarde beſteht meiſt aus ziemlich gebildeten Leuten; es ſind ſogar Viele darunter, die ſtudirt haben. Sie haben auch in Rom ihren gemüthlichen, natürlichen Charakter nicht verloren, ſprechen und ſcherzen aufrichtig und heiter in ihrer Mutterſprache, weil ſie, unter ſich abgeſchloſſen und durch ihr Idiom vor einem Verräther geſchützt, wenig zu fürchten haben. In den untern Räumen des Quirinal haben ſie ſich ein eignes Wirthshäuschen eingerichtet, ächt ſchweizeriſch, in das nie ein Italiener kommt. Hier verſammeln ſich Abends alle diejenigen, welche gerade nicht auf ihren Wachtpoſten beſchäftigt ſind; hier zechen und ſchwatzen und ſingen ſie oft nach Herzensluſt, ſo daß man in ihrer Geſellſchaft ganz vergeſſen kann, wer eigentlich in den Sälen über dieſem Zechgelage ſeinen Autokratenſitz aufgeſchlagen.

Nachdem ich ein halbes Jahr lang in Rom gewohnt, war ich auch in dem genannten Schweizerkneipchen bereits wie zu Hauſe, und beinahe jeder Abend traf mich dort in heitrer Geſellſchaft bei einem Glas kräftigen Landwein. Selbſt die Schüchternſten hatten ihr anfängliches Mißtrauen gegen mich verloren, und ſprachen ſich unumwunden aus über Alles, was ihnen in Rom nicht gefiel. Ich danke dieſen Abendunterhaltungen im Quirinal viele Aufſchlüſſe. Unter Anderm kamen wir auch öfter auf die jüngſt verſtorbenen Päpſte zu ſprechen, und ich gewahrte bald, daß alle Schweizer, die Leo XII. noch perſönlich gekannt, für ihn, um mich ſo auszudrücken, förmlich ſchwärmten. Ich hörte oft ungefähr folgenden Ausruf: „Das war ein Papſt, wie wir keinen mehr bekommen werden! Der hatte uns

noch lieb. Er erhöhte unſern Sold, er gab uns neue Privilegien, verſtärkte unſre Anzahl und behandelte uns nicht wie Diener, ſondern wie Söhne!"

„O daß er noch lebte!" entgegnete ein Zweiter.

„Und er könnte noch leben, wenn er —" rief ein Dritter.

„Still Paul*)!" fiel raſch ein Vierter ein. „Wenn Du Deinen Verdacht einmal an den unrechten Mann bringſt, ſo ſprichſt Du Dir noch den Kopf vom Halſe."

„Was!" fing Paul wieder an, „ich muß herausſchwatzen, wie es mir hier um's Herz iſt. Es ging nicht richtig zu bei ſeinem Tode. Ich hatte damals gerade an der Thüre des Vorgemachs die Wache, und ſah Dinge, die mir nicht gefielen."

„Das mag ſein!" rief ein Anderer. „Wir alle glauben ſogar, daß Du vollkommen recht haſt. Aber was nützt es, davon zu reden? Wenn wir ſelbſt die Mörder kennen würden (von welchen doch eigentlich Keiner von uns eine ſichere Spur hat), ſo würde Leo doch nicht mehr lebendig aus dem Grabe erſtehen. Er iſt ein für alle Mal todt."

„Es könnte im Gegentheil nur unheilvollen Skandal abſetzen," fing in einer Ecke der älteſte anweſende Gardiſt an. „Was würden die Ketzer im Auslande von der katholiſchen Religion ſagen, wenn man mitten in Rom den Papſt — Gott bewahre mich, daß ich das Wort jemals ausſpreche! Man würde ganz gewiß dem allein ſeligmachenden Glauben in die Schuhe ſchieben, was einige Böſewichter vielleicht verſchuldet haben. Kinder, das iſt ein Punkt, über den Ihr der guten Sache wegen gar nie mehr ſprechen ſolltet!"

„Ja, Vater! Du haſt recht," riefen Mehrere dem alten Gardiſten Beifall winkend zu. „Der Vorfall hat mit der Religion zwar gar nichts zu ſchaffen, aber es gäbe doch böſe Leute genug, die ihn darauf beziehen würden. Das Ding nützt nichts und iſt gefährlich. Ein anderes Thema!"

Hiermit mußte ſich meine mehr gereizte als befriedigte Neugierde für diesmal begnügen; aber ich ſuchte von nun an Paul's innigere

*) Das Publicum mag uns entſchuldigen, daß wir hier einen fingirten Namen wählten, um den Mann, welcher ſich vielleicht noch jetzt unter der päpſtlichen Garde befindet, nicht den Inquiſitions-Gefängniſſen zu überantworten. Uebrigens ſetzt der Verfaſſer ſein deutſches Ehrenwort dafür ein, daß die folgenden Erzählungen treu der Wirklichkeit nachgeſchrieben ſind.

Digitized by Google

Freundſchaft, der ſich ſchon am andern Tage ſtandhaft weigerte, ſich zu einer, wie er behauptete, unvorſichtig im Taumel des Weins hingeworfenen Behauptung zu bekennen. Endlich, nach mehreren Wochen, gelang es mir doch, ſein Vertrauen in dem Grade zu gewinnen, daß er mir gegen das Verſprechen, ſeinen Namen nie zu nennen, und während meines Aufenthaltes in Rom kein Wort von ſeiner Erzählung einem Zweiten zu vertrauen*), folgende Mittheilung machte:

„Sie kennen ſo gut als ich Leo's Regierungsgeſchichte, die vielen Abſetzungen, die Beſtrafung und Enthüllung offenbarer Betrügereien, die nur nach dem perſönlichen Verdienſt erfolgten Beförderungen, die Organiſirung mehrerer übermäßig groß beſoldeter Aemter, und die Abſchaffung mancher Ehrenſtellen, die nur eine Staatsausgabe ohne Nutzen und Zweck waren. Dies Alles hatte beim Clerus und in dem höhern Laienſtand viel Redens und viel böſes Blut gemacht, indeß das eigentliche Volk den in ſeinem Intereſſe hervorgerufenen Neuerungen des edeln Papſtes Beifall zujauchzte. Ich will Ihnen dieſe bekannten Dinge nicht neu aufzählen, ſondern vorerſt nur noch Einiges hinzufügen, was Sie vielleicht noch nicht wiſſen. Als Leo den päpſtlichen Thron beſtieg, war Micara General des Kapucinerordens und zugleich päpſtlicher Prediger (Predicatore Apostolico, d. h. er mußte da predigen, wo der Papſt öffentlich Meſſe hört). Micara war bekannt als der beſte Kanzelredner im Kirchenſtaat, und hatte überdies ſchon früher die allgemeinſte Aufmerkſamkeit von Rom durch eine Reform des römiſchen Kapucinerordens auf ſich gelenkt. Die Kapucciner waren nämlich, ehe ſie den Micara zu ihrem Obern erhielten, die ſchmuzigſten Bettelmönche vom ganzen Kirchenſtaat, unwiſſend wie der niederſte Pöbel, träg und unreinlich, wie es nur der gemeinſte Italiener ſein kann. Micara machte die alte ſtrenge Ordensregel wieder geltend, und gewöhnte ſie an einen regelmäßigen, religiöſen Cul-

*) Dies Verſprechen habe ich pünktlich gehalten, und es iſt auch durch die jetzige Veröffentlichung jenes Geheimniſſes nicht im Geringſten verletzt worden. Vielmehr werden die Leſer in meinem, auch nach dem Abzuge von Rom noch ſieben Jahre ſtreng gehaltenen Schweigen eine männliche Rückſicht gegen die damaligen Beſucher des Schweizerkneipchens erkennen. Jetzt dürfte es der römiſchen Inquiſition wohl unmöglich werden, die Gardiſten herauszuſuchen, welche in den Frühlingsmonaten 1839 dort gewöhnlich ihr Abendbrod genoſſen. Folglich könnten nun aus meiner Schrift nur noch für mich ſelbſt Unannehmlichkeiten erwachſen, welche ich aber nie gefürchtet habe, wenn es galt, die Wahrheit offen und frei an das Tageslicht hervorzuziehen.

Digitized by Google

tus; ſie mußten unter ihm ſich mit theologiſchen Studien beſchäftigen und er hatte durch unbeugſame Strenge einmal alle Mitglieder des Kloſters, in dem er wohnte, ſo ſehr aufgereizt, daß dieſe ihn mit Meſſern und Gabeln aus dem Refectorium (dem Speiſeſaal) trieben, darauf aber durch einen eigenhändigen päpſtlichen Befehl endlich unterwürfig und willig gemacht wurden. — Kehren wir zu Leo zurück. Gleich nach einer der erſten Meſſen, welchen dieſer Papſt beiwohnte, nahm Micara als Predicatore Apostolico die Vorſteher der Kirche ſelbſt zum Thema ſeiner Rede, und hielt den anweſenden Cardinälen einen Spiegel vor, indem er ſie hinwies auf die einflußreiche Wichtigkeit ihrer Stellung, ſo wie auf manche von ihm erkannte, auf die geſammte katholiſche Chriſtenheit höchſt nachtheilige Vernachläſſigung ihrer heiligſten Pflichten. Manche jüngere, dem römiſchen Adel angehörige Cardinäle waren im Innerſten darüber erbittert, daß ein gemeiner*) Bettelmönch ihnen, den Fürſten und Herren der Welt, Vorwürfe zu machen wagte. Ganz anders aber griff die Rede in Leo's Herz ein. Dieſer ſah in dem niedern Mönch einen würdigen Genoſſen ſeiner eignen Geſinnung, und zollte ihm in einer Privataudienz unmittelbar nach jener Rede den vollkommenſten Beifall, indem er ihm zugleich die Verſicherung gab, daß er ihn ſelbſt zum Cardinal erheben würde**)."

Wenige Tage nach dieſem Vorfall begab ſich einer der jüngſten Cardinäle in Micara's Kloſter, ſtürzte in deſſen Zelle, und fuhr den würdigen Pater mit den Worten an:

„Niederer Sclave, der Du nur lebſt von unſrer Barmherzigkeit, und nur predigen darfſt, weil wir es Dir erlauben, was wagſt Du es, gegen die Lenker der Weltengeſchichte gemeine Redensarten auszuſtoßen?"

Ganz ruhig entgegnete ihm Micara, anſpielend auf jene oben erwähnte Unterredung mit Leo:

„Wenn Du aus mir nur die Stimme Deines Herrn gehört hätteſt? wenn ich das Recht hätte, neben Dir zu ſitzen? künftiger College, wie würdeſt Du dann Deine unziemliche Sprache rechtfertigen?"

Der Cardinal, den Sinn dieſer Rede, und mit ihr Leo's Geiſt ahnend, entfernte ſich ſchweigend, aber empört aus der Zelle.

---

*) Micara iſt aus Frascati gebürtig, wo ſeine armen Eltern Ackerbau getrieben haben.

**) Dies geſchah auch ein Jahr ſpäter.

Digitized by Google

„Wie hieß dieſer Cardinal?“ fiel ich ein.

„Se non e vero, e ben trovato,“ entgegnete Paul. „Wenn auch nicht buchſtäblich wahr ſein ſollte, was ich Ihnen eben erzählt habe, und zu ſeiner Zeit das allgemeine Stadtgeſpräch als öffentliches Geheimniß wenigſtens leiſe von Mund zu Mund trug, ſo kann ich Sie doch verſichern, daß mit dieſem einfachen Geſchichtchen eine gewiſſe Partei im Cardinalscollegium beſſer gezeichnet iſt, als wenn ich Ihnen eine lange moraliſche Abhandlung darüber gehalten hätte. Vergeſſen Sie den bezeichnenden, ariſtokratiſchen Uebermuth dieſes Cardinals nicht bei dem, was ich Ihnen nun ferner geſtehen will. Der adelige Herr bildet nur die komiſche Einleitung zu einem tragiſchen Schluſſe, und hat mit dem übrigen Verlauf meiner Erzählung weiter nichts zu ſchaffen.“

„Leo fand die niedern Volksklaſſen in einer grenzenloſen Armuth und (es ſchmerzt mich, dies beifügen zu müſſen) in einer faſt ebenſo großen Demoraliſation. Schon vor der Thronbeſteigung hatte er bedeutende Geldſummen aus ſeiner Privatcaſſe in die Hütten der Armuth geſendet. Als Papſt verminderte er die Abgaben der meiſten Gewerbtreibenden und deckte die in den Staatseinkünften daraus ſich ergebende Lücke durch Einziehung der Sinecuren, Verminderung der Ehrenämter und Umgehung mancher, nur zu ſeiner perſönlichen Verherrlichung dienenden Feſtlichkeit. Doch dies war nur eine unbedeutende Hülfe. Das Grundübel des Kirchenſtaates hat durch das verjährte Unglück der Campagna bereits zu tiefe Wurzeln geſchlagen. Eine ganze Provinz iſt dadurch brodlos geworden.“

„Im Jahre 1826 wollte Leo durch einen, unter den gegebenen Verhältniſſen beinahe zu kühnen Schritt die Noth ſeines Landes mit Einem Schlag beſeitigen. Er hatte nämlich damals die Abſicht, einen wahren Staat des Friedens zu ſtiften, d. h. die ſtehende Heeresmacht zu verabſchieden und die dadurch erſparte Summe zum Ankauf und zur Cultivirung der Campagna zu verwenden. Mit Bedauern muß ich beifügen, daß dies ſchöne Project an der Politik auswärtiger Cabinette geſcheitert. Da es Leo hierdurch unmöglich gemacht war, der allgemeinen Noth jener Provinz, und mit ihr zugleich dem tiefſten Krebsſchaden um Rom zu begegnen, ſo that er doch wenigſtens für einzelne Bewohner ſo viel, als ihm zu leiſten noch möglich wurde. Er beſchäftigte nämlich einen Theil der herum vagabundirenden Bettler, gegen Zahlung eines guten Tagelohns, auf den kleinen Bezirken der Campagna, die dem Staate gehören; und ließ, ebenfalls gegen einen,

Digitized by Google

die Betheiligten reichlich nährenden Lohn, Ausgrabungen auf dem Forum und an andern alterthümlich merkwürdigen Stätten beginnen. Aber dieſe zwei Erwerbsquellen waren ſo wenig, als jener erſte Steuererlaß für's Allgemeine hinreichend; denn theils konnte im Verhältniß zur brodloſen Volksmaſſe hier nur eine ſehr unbedeutende Anzahl beſchäftigt werden, theils auch ſind die Finanzverhältniſſe des römiſchen Staates, d. h. nicht nur des Volkes, ſondern auch der Regierung ſelbſt, zu zerrüttet, als daß letztere auf Ausgrabungen, die das hierzu nöthige Capital nicht reichlich verzinſen, große Summen aufzuwenden im Stande wäre."

„Inzwiſchen ſann Leo mit ſeinen einſichtsvollen Räthen Micara, Nicolai und andern, beſtändig auf Mittel, wodurch dem immer bedrohlicher hereinbrechenden Verderben vielleicht noch Einhalt gethan werden könnte; und zu Anfang des Jahres 1829 ſchien der Papſt den feſten Entſchluß gefaßt zu haben, durch ein, im Collegium der Cardinäle bald zu ſanctionirendes Geſetz alle Grundbeſitzer der Campagna zu zwingen, daß ſie entweder auf eigne Koſten das Land wieder möglich urbar machen, oder im Weigerungsfalle daſſelbe der Regierung zur Vertheilung an das Volk überlaſſen müßten. Die Kunde von dieſem neu projectirten Geſetz, deſſen genauern Inhalt übrigens Niemand mit Beſtimmtheit erfahren, rief in den höhern Ständen eine allgemeine, aber nur heimlich und dumpf dahin ſchleichende Aufregung hervor. Leo verſtärkte damals ohne Aufſehen durch einen Privatbefehl die Schweizerbeſatzung im Vatican um's Doppelte, und ließ auch die Poſten unmittelbar vor ſeinen Vorzimmern zweifach beſetzen, gleichſam als ahnte er ein Unglück, das aus der bevorſtehenden Promulgation jenes Geſetzes ſich über ſeinem Haupte zuſammenziehen ſollte. Aber dieſe Vorſicht konnte ihn nicht retten. Der Feind lag in einem Hinterhalt nahe an ſeinem Herzen — dort, wo der edle Wohlthäter der verarmten Römer ihn nicht vermuthet. Noch ehe das Conſiſtorium, in welchem die Campagna-Frage zur Entſcheidung reifen ſollte, angeſagt war, erkrankte Leo unerwartet und war nach wenigen Tagen — eine Leiche. Ob er natürlichen Todes geſtorben, weiß mit Beſtimmtheit nur Gott allein!!"

„Es iſt wahr, daß Leo keine feſte Körperconſtitution mit ſich auf den Thron brachte. Schon in den erſten drei Jahren ſeines Pontificats hatte er zwei gefährliche Krankheiten zu beſtehen. Sie waren von ganz eigenthümlicher Natur; die Aerzte wußten für ſie keinen Namen, und wenn man die ſie begleitenden Nebenumſtände, nament-

Digitized by Google

lich die gleichzeitige Abſetzung mehrerer Beamten und die Beſtrafung einiger Mitglieder hochſtehender Familien vergleicht, ſo möchte man beinahe Gedanken Raum geben.... Betrachten Sie die Sache, wie Sie wollen, ſo bleibt es immerhin ein ſonderbarer Zufall, daß ungefähr um dieſelbe Zeit, in welcher Leo im dritten Jahre ſeiner Regierung mehrere Perſonen aus ſeiner nächſten Umgebung entfernte, auch ſein Körperleiden größtentheils verſchwunden war, und er in den darauf folgenden zwei Jahren, bis zu ſeiner letzten, nur fünf Tage langen Krankheit ſich kräftig und rüſtig zeigte. Kommen wir auf dieſe Krankheit ſelbſt zu ſprechen! Leo hatte noch unmittelbar vor derſelben den an der Gicht darnieder liegenden Cardinal-Staatsſecretär Bernetti beſucht. Von dieſem zurückkehrend fühlte er ſich nach dem Abendeſſen unwohl und legte ſich zu Bette, um nie wieder aufzuſtehen. Am vierten Tag ſchien die Lebensgefahr vorüber zu ſein; aber in der darauf folgenden Nacht nahm das Uebel auf's Neue und unerwartet ſchnell eine ſo ſchlimme Wendung, daß Leo ſchon am fünften Morgen um 9 Uhr verſchied. Es war der 10. Febr. 1829."

„Wie Sie wiſſen, ſtand ich in jener Nacht in den Vorgemächern Wache. Ich ſah viele Geſichter, freudige und ängſtliche, die ſich herzudrängten, um Erkundigungen über das Befinden des hohen Patienten einzuziehen; und als nach dem Verſcheiden des Papſtes ein aus deſſen Zimmern tretender Monſignore den in dem Vorgemach verſammelten Prälaten und hohen Herren die traurige Botſchaft verkündigte, konnte ein Pſycholog die Bemerkung machen, daß Mehrere in dieſer Verſammlung einen ſolchen Ausgang der Krankheit ſehnlichſt erwartet zu haben ſchienen."

„Bei der Section der päpſtlichen Leiche, der nur wenige Zeugen beiwohnen durften, ſollen nicht alle Aerzte zugelaſſen worden ſein, die das Ceremoniell erfordert. Auch unterblieb die ärztliche Erklärung des Uebels, an dem der Papſt geſtorben!...."

Digitized by Google

„Die Kirche soll sich aus sich selbst entwickeln!“

Die Mutter Kirche zählte schier
An funfzehnhundert Jahre,
Da zeigt der Herr sich groß an ihr,
Wie an der alten Sare.

In ihrem Schooße fing sich's an
Zu rühren und zu regen,
Und eh' sie's wollt' und dachte dran,
Schrie 's Kind ihr schon entgegen.

Und stand so keck und trotzig da,
Und strampelt so abscheulich,
Daß sich Papa und Frau Mama
Darob entsetzten gräulich.

Wie einst Saturn vor Zeus, so bebt
Die Alte vor der Jungen;
Hätt' sie schier, wie sie leibt und lebt,
Mit Haut und Haar verschlungen.

Doch weil ein hoher Herr geruht,
Das Kind zu protegiren,
Denkt sie: Bei dem wird sich sein Muth
Von selbst schon moderiren.

Und so geschah's, bald war es zahm,
Und hatte nichts dawider,
Als seines Gönners Kindsmagd kam
Und schnürt' ihm ein die Glieder;

Digitized by Google

Und wickelt' es mit kluger Hand,
Das Kindlein, frei geboren,
So ſteif und feſt in's Wickelband
Vom Fuß bis an die Ohren,

Daß es die Hand nicht rühren kann,
Die Beinchen nicht bewegen,
Daß es zum Höchſten ſtrampeln kann
Dem eignen Leib entgegen.

Und ſiehe! ſo gewickelt ſcheint's
Ganz wohl ihm zu behagen.
Nur jezuweilen ſchreit's und weint's
Wie in den erſten Tagen;

Und macht ein trotzig Angeſicht
Als wollt' es proteſtiren —
Doch, wenn es ſieht, es hilft ihm nicht,
Bleibt's ruhig in den Schnüren.

Und älter als dreihundert Jahr
Steckt es darin noch heute —
Das größte Wickelkind fürwahr,
Deß je die Welt ſich freute! — —

Da plötzlich wird der alte Geiſt
Auf's Neu' in ihm lebendig.
Es ſchreit nach Freiheit, zerrt und reißt
Am Band ganz unanſtändig.

„Was? Denkt Ihr mich mein Lebelang
Im Wickelband zu tragen?
Ich dächt', ich könnte nun den Gang
Auf eignen Beinen wagen!"

So ruft's und red't gewaltiglich,
Geſtützt auf Paul und Peter.
Darob entſetzt die Kindsmagd ſich
Nicht ſchlecht, und ſchreiet Zeter:

„O weh, o weh, das Satanskind
Fängt an zu rebelliren:
Her neue Bänder! Her geſchwind,
Daß wir's noch feſter ſchnüren!"

Digitized by Google

Und immer fester ſchnürt ſie's jetzt
Mit alten und mit neuen
Bewährten Bändern, daß zuletzt
Es kaum vermag zu ſchreien.

Trotz Allem dringt ſein Wehgeſchrei
Selbſt zu profanen Ohren
Die Welt fühlt, wenn das Kind nicht frei,
Iſt auch ſie ſelbſt verloren.

Und vor den hohen Herren tritt
Sie demuthsvoll, beſcheiden,
Und fleht: „O hab' Erbarmen mit
Des armen Kindes Leiden!

O laß es nicht von Tag zu Tag
Die Kindsmagd feſter binden!
Nein, gib es frei, daß es vermag
Das Heil der Welt zu gründen!" —

Darauf erhob der Schutzherr ſich
Und ſprach, nicht ſehr gewogen:
„Was kümmerſt Du um's Kindlein Dich,
Das ich mir hab' erzogen?

Was geht Dich meine Kindsmagd an,
Die mir das Kind muß ſtillen? —
Was ſie auch thut und hat gethan,
Sie that's auf meinen Willen!

Alſo gebot ihr Eid es ihr —
Iſt ſie drum anzuſchwärzen? — —
Im Uebrigen liegt mir nie Dir
Der Kleinen Wohl am Herzen.

Doch abzutrotzen mir ihr Wohl,
Die Luſt laß Dich nicht prickeln!
Sie werde frei! — Allein ſie ſoll
Sich aus ſich ſelbſt entwickeln!"

Er ſprach's und hieß, ſorgfältiglich
Sie neu in Windeln legen! —
Nun denn, mein Kind, entwickle Dich!
Dein Herr hat nichts dagegen.

Richard Morning.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Hamburger Personen und Zustände.

Drei Frauen.

Berlin ist von Künstlern und Literaten unzählige Male durchstreift worden; man hat seine Portraits und Personen bis in's Unendliche gezeichnet und beschrieben und mit den reizendsten und schmeichelhaftesten Vignetten umgeben. Wir wissen, wie jede nur irgend berühmte oder auch nur in diesem oder jenem Buche, in dieser und jener Beziehung genannte Person dort aussieht, welche Gesichtszüge sie hat, wie sie gekleidet geht, ob sie im Thiergarten oder unter den Linden, am Morgen oder am Mittag zu spazieren pflegt. Und solche Portraits und Beschreibungen, wie sehr sie oft auch in's Kleinliche, Unbedeutende und Lakaienmäßige gingen, durften doch immer auf ein allgemeines Interesse rechnen, denn man läßt sich in müssigen Stunden gerne Personen veranschaulichen, von denen man nur irgend einmal etwas gehört und gelesen hat.

Von Hamburg aber geschah in dieser Beziehung kaum etwas, das der Erwähnung werth wäre. Hamburg blieb auch in dieser Beziehung eine terra incognita.

In frühern Jahren hatte Hamburgs Frauenwelt eine edle, weithin genannte Repräsentantin an „Rosa Maria," oder, wie sie im bürgerlichen Leben hieß, Frau Doctorin Assing, obschon die hamburgische Comptoir-Bildung erst über Berlin her erfuhr, welche Beziehungen diese ihre Mitbürgerin zur deutschen Literatur und ihren Hauptvertretern hatte. Dieser Stern ist jedoch längst in seinen Himmel gezogen. Bessere Federn, als die meinige, haben ihn gewürdigt und so bleibt mir eben nur das Recht, von den Lebenden zu sprechen.

Zuerst, glaube ich, ist hier Emilie Schröder zu nennen.

Wenn einst, wie von Friedrich Ludwig Schröder, auch eine umfassende Lebensbeschreibung von Carl Maria Weber, Louis Spohr, Eberwein, und von so vielen andern Künstlern, Dichtern und Componisten erscheint, dann wird auch diese Frau oft darin genannt werden müssen, weil sie die Beschützerin so vieler Talente war, weil sie es war, deren Haus immer gastlich offen stand, wenn fremde Künstler und Dichter

Digitized by Google

nach Hamburg kamen. Ich wollte, Emilie Schröder ſchriebe einmal ihre Memoiren, ſie würden eine reiche Ausbeute für die Geſchichte deutſcher Künſtler darbieten. Aber ich glaube, dies wird leider nie geſchehen, denn Emilie Schröder iſt dazu nicht eitel genug, oder zu furchtſam, zu rückſichtsvoll und beſcheiden, denn ſie würde dann mit einer Periode beginnen müſſen, wo man ſie in Hamburg nur die „ſchöne," ja ſelbſt die „große Emilie" nannte, wo man die Reize ihrer Perſönlichkeit und ihrer geiſtigen Begabung voll Enthuſiasmus in alle vier Winde hinaustrug, und ſich immer neue Schaaren von nahe und ferne um die Gefeierte ſammelten. Es ſummt mir, dem damaligen Buben, der kaum der Wiege entlaufen war, noch jetzt um die Ohren, wenn ich jener Zeit gedenke. Es war für Hamburg in geſellſchaftlicher Beziehung überhaupt damals eine rege, lebensvolle Zeit, die „franzöſiſche Zeit," wo mit der Bildung und dem pariſer Ton auch viel Lebensluſt und Uebermuth herüber kam. Die ganze Stadtgeſchichte wurde damals ein geſellſchaftliches Epos, das jetzt freilich wie ein Mährchen klingt oder verklungen iſt, von dem die Alten „nur noch einige" Strophen in der Erinnerung behalten haben.

Aus dieſer Zeit nicht allein, ſondern auch aus ſpäterer, dem jüngerem Geſchlechte näher liegenden Periode, wüßte Emilie Schröder ſo viel des Intereſſanten, das ſich um ſie und neben ihr gruppirte, zu erzählen, von Künſtlern und Dichtern, von berühmten Männern, die ſie in ihrem Leben um und bei ſich ſah, deren Unternehmungen ſie förderte, denen ſie in Hamburg durch Rath und That eine Beſchützerin wurde. Wenn ich nicht irre, brachte Spohr ſeine erſte Oper hier auf die Breter. Spohr hatte damals ſeinen Ruhm als Geigenvirtuoſen ſo eben begründet und ſeine Frau ſpielte trefflich Harfe daneben. So kamen Beide nach Hamburg und ihr erſter Gang war zu Emilie Schröder. Das junge Künſtlerpaar wurde damals von jenem romantiſchen Lichte umgeben, welches ſpäter auch von allen Spohr'ſchen Compoſitionen ausging. Der Virtuos und die Virtuoſin ſpielten damals im traulichen Kreiſe des Schröderſchen Kaufmanns-Hauſes und als Letztere eben zu jener Zeit auch zuerſt die Freuden einer Mutter kennen lernte, wurde Emilie Schröder ihr auch in dieſem neuen Verhältniß eine treue Pflegerin und Freundin. In den letzten Jahren hat ſie ſich mehr dem ſtillen Kreiſe der weiblichen Milde und Fürſorge zugeordnet, ſie iſt den Armen und der Armuth ebenſo eine Beſchützerin geworden, wie früher in ihrer bewegteren Zeit den Künſtlern und der Kunſt. Die Natur hat in ihr alſo eine geſunde Entwicklung verfolgt.

Eine Freundin und Geiſtesverwandte der Emilie Schröder iſt Frau Thereſe von Bacheracht, die Tochter des hieſigen ruſſiſchen Miniſterreſidenten von Struve, und die Gattin des ruſſiſchen Staatsrathes und Generalconſuls von Bacheracht. Die Hamburger wußten nicht recht, was ſie zu der Erſcheinung ſagen ſollten, als „Thereſe", von einem Freunde in die Literatur eingeführt, zuerſt mit ihrem „Tagebuch" als Schriftſtellerin auftrat. Auch wenn es ſeit Chriſtine Weſtphalen früher Schriftſtellerinnen und Dichterinnen in Hamburg gegeben hatte,

ſo war es doch neu, daß gerade eine „ſolche Dame" ſich mit der Literatur „abgab". Man hatte dergleichen nicht erwartet von der jugendlich lebhaften, genialen Frau, mit den ſprechenden Zügen und den langen ſchwarzen Seidenwimpern. Man ſpricht in Hamburg gerne ab und ſo ſprach man unter vier Augen, wo man unter ſich war, auch hier anfangs ab, vermuthlich aus dem ganz einfachen Grunde, weil man ſich ſelbſt und die hamburgiſchen Stimmungen am beſten, weil man es ſich nicht zutraut, einen literariſchen Ausdruck unter ſich reifen laſſen zu können, in ſeinen geſellſchaftlichen Zuſtänden diejenigen Mittel zu beſitzen, welche nöthig ſind, um ein Talent zu entwickeln und ſich entwickeln zu laſſen. Aber Thereſe hatte ihren Bildungsgang nicht Hamburg zu verdanken, ſie hatte viel im Verkehr mit einer andern größern Societät und vor allen Dingen viel auf Reiſen gelebt und gelernt, ſie hatte in Begleitung ihres Vaters den Hof von Petersburg wie ſo manchen andern geſehen, ſie hatte durch Umgang und Bewegung ihren Geſchmack gebildet und gleichzeitig alle jene Stoffe und Reflexionen eingeſammelt, die ſie jetzt in ihren Schriften verarbeitet und einfließen läßt. Was die hamburger Geſellſchaft bei ihrem erſten Auftreten als Schriftſtellerin verſäumt haben mag, das hat die Kritik bei jedem erneuten Auftreten auf's fleißigſte nachgeholt. Thereſe aber iſt aufmerkſam und nachſichtsvoll genug, die hamburger Geſellſchaft des Ausdrucks der Belobung oder der Anerkennung zu überheben. Sobald die Buchhändler ein neues Werk von ihr anzukündigen haben, reiſt ſie von dannen und benutzt dieſe neue, dem Geiſte ſehr vortheilhafte Reiſebewegung zu neuen Schöpfungen. Wenn ich nur nicht des garſtigen Bildes gedenken müßte, welches die „Illuſtrirte" von Thereſe gab. Der Zeichner und Graveur hatten es vermuthlich recht bemerklich machen wollen, daß das Bild ein Holzſchnitt, ein grober maſſiver Holzſchnitt ſei.

Eine in anderer, ſtreng weiblicher Beziehung merkwürdige Dame iſt Amalie Sieveking, die Schweſter des ſtattlichen hamburgiſchen Diplomaten und Syndikus Sieveking, des würdigen, freiſinnigen Repräſentanten Hamburgs, wo es gilt, die Hanſaſtadt auf Bundestagen und gegen Höfe ebenbürtig zu vertreten. Die Sievekings ſind überhaupt ein altes patriciſches Geſchlecht, ſie ſind Hamburgs Dahlberge. Iſt kein Sieveking da? hat es hier immer geheißen und wird es hier immer heißen müſſen. Doch ich wollte nur von der Amalie Sieveking ſprechen, die ich die Diakoniſſin Hamburgs nennen möchte. Denn in dieſer Art und Rückſicht hat ſie die Aufgabe ihres Lebens geſtellt. Ich möchte wiſſen, wie viel Weſens und Wunderns davon gemacht würde und längſt gemacht worden wäre, wenn Amalie Sieveking ſtatt in Hamburg zum Beiſpiel in Berlin lebte. Sie hat zwar kein „Königsbuch" geſchrieben, — ohne daß ich durch dieſe Wendung der genialen, verehrten Bettina den geringſten Abbruch an ihrem Verdienſt und ihrem Ruhme thun will — ſie hat der Welt zwar nicht erzählt, wo und wie und wann ſie in die Hütten des Proletariats, in die öden Kammern der, trotz ihrer Arbeit und ihres Fleißes Darbenden hinab- und hinaufgeſtiegen iſt, aber ſie hat es dennoch gethan im ſtillen Wirken und eigentlich nur durch die Anzel-

Digitized by Google

gen empfangener milden Gaben erfährt die Welt etwas von ihrer Thätigkeit. Das Institut dieser Frau ist weit verzweigt; hat die Armuth sich ihrer Fürsorge einmal anvertraut, so läßt sie es an der Controlle und ununterbrochenen Aufmerksamkeit gewiß nicht fehlen. Es liegt ganz in der Natur der Sache, daß Amalie Sieveking dabei ihrem Systeme, ihren Ansichten folgt, daß sie im Verfolgen ihrer Wirksamkeit selbst bei Schützlingen ihres Geschlechtes auf Reflexe hamburgischen Pöbelsinnes stößt, auf eine Menschenklasse, die wohl haben und nehmen, aber sich nicht fügen und bequemen will, aber — die Geduld verliert sie so leicht nicht, und dem weiblichen Proletariat ist sie in allen Lagen und Fällen des Lebens stets eine treue Führerin und Helferin.

Ich könnte wohl noch die eine und andere Frau hinzufügen, aber — ich will hier abbrechen. Entwickeln sich unter dem jüngern Geschlecht ähnliche Talente, Charaktere, Bestrebungen, die einst leuchten werden, wie die oben beschriebenen? Soll ich offen reden, so weiß ich es nicht zu sagen und Zweifel will ich hier nicht laut werden lassen. Die jüngere Welt wurzelt auch in dieser Beziehung in andern Elementen ihrer Bildung, ihrer Umgebung, ihrer socialen Verhältnisse. Es sind andere Zeiten wach geworden; mich dünkt, die alte Unbefangenheit und Freiheit ist gewichen. Die jüngere weibliche Generation hat nicht minder wie die männliche unter dem egoistischen Materialismus zu leiden. Einst könnte man ähnliche Hoffnungen von einer jungen Dichterin Hamburgs, Eliza Slomann, der Tochter eines reichen Rheders, hegen, aber — auch sie scheint auf hamburgischem Grund und Boden nicht das rechte Gedeihen ihres Talentes zu finden.

II.

Aus Tyrol.

Schattenrisse. — Tyrol und Italien. — Fundgruben für Forscher. — Vereine.

Dank den Bemühungen mancher Berichterstatter aus Tyrol, hören wir fast immer nur von den Reizen des herrlichen Merans, wenn sie vom purpurnen Kasse des Südens, der auf dem Landestheile diesseits des Brenners ruht, sprechen. So kommt es denn auch, daß manche Gäste ihr Ziel mit dem alten Burggrafenamte abschließen, wie Viele der Wandervögel in der Schweiz das berner Oberland mit dem Staubbach. Trotz der Unsicherheit, welche aufdringliche Ciceroni auf jenem idyllischen Boden wittern, darf man unbesorgt die Grenze überschreiten, welche die schwarzgelbe Farbe zieht, und der wahre Zuckerstoff der Trauben, der stets laue Hauch des Citronenlandes und der hesperische Hang der Natur, ihren Garten selbst zu bestellen, beginnt auch in Tyrol erst dort, wo das romanische Element entschieden hervortritt. Eröffnete doch selbst Rottmann seine südlichen Bilder im Bazar zu München mit Trient, und mancher Jünger der bildenden Kunst, der aus dem Vaterland des Apelles und Phidias kehrte, dachte bei unsern Felsengestaden an die der Inseln des Archipels zurück.

Glauben Sie ja nicht, daß es nur die halbverfallenen, dort um die alte Stammfeste von Tyrol geschaarten Burgen sind, die uns einladen

Digitized by Google

zum „Ritt in's alte romantiſche Land", ſie geleiten uns Schritt für Schritt ſtromabwärts der Etſch, die Zeugen der Geſchichten aus alten Tagen, die Reſte, wo die Handfeſten ſaßen und die Gottgeweihten ſitzen ließen bis zur Burg des guten Rathes, die hier und da auch ſchlimmen gab. Auch altdeutſche Kunſt taucht hier, wie häufig noch im tieferen Italien, mit ihrem lebenswarmen Gemüthe an Thürmen und Kirchen, Wandgemälden und Schnitzwerken auf, ergeht es ihr auch leider ſchlimmer, je weiter man gegen Süden zieht, an ihre Pflege wird nicht gedacht, ja oft iſt's nur deſto ſchlimmer, wenn ſie ihr begegnet. Man hat da zu Lande zwar Vereine, aber nur zur Aufſtöberung vergelbter Urkunden, an die Erhaltung jener andern ebenſo ehrwürdigen Reſte der Vorzeit wird nicht gedacht, als ob dieſe uns nicht erſt dadurch bildlich vor's Auge träte und aus den Spuren des Lebens wieder erſtände. Was wäre da nicht Alles zu forſchen, zu zeichnen und aufzubewahren für Enkel und Urenkel, bis auch einmal hier erwacht die Luſt an der Farbe vergangener Tage? Oder habt ihr ſie je geſehen, dort alle die byzantiniſchen Thürme mit den halbrunden Bogenfenſtern, die andächtigen Kirchlein mit den altdeutſchen Wandgemälden und geſchnitzten Heiligenbildern, die Feſten mit ihren Fresken aus den Niebelungen, Triſtan und Iſolde und dem Heldenbuche, und hier die Baumgruppen mit den Weingeländern, die felſigen Rieſenleiber mit unheimlichen Zinnen, jedes Stück Zoll für Zoll ein fertiges Kunſtwerk? Gewiß, dieſer Süden iſt ein Buch, worin noch nicht geblättert wurde, und leider geht manches Blatt davon für immer verloren, ehe man nur daran denkt, einige zu erhalten. Wie nahe läge der Gedanke an ein Album, für alle dieſe Memorabilien in Stein und Farbe, in Sitten und Trachten, Kunſt und Natur, ein wahrer Schatz für den Finder und die Eigner des Bodens!

III.

Aus Berlin.

1.

Zur Charakteriſtik der Stadt.

Wenn man Berlin nennt, ſo denkt man auswärts faſt immer an Blaſirtheit, philoſophiſche Abſtractionsſucht, prätentiöſe Intelligenz, an dünne Thee's und Sand und ſtinkende Rinnſteine. Berlin hat eine abnorme und doch eine überwiegende Stellung zu unſerer deutſchen Welt. Es ſtrebt nach einer Centraliſation, ohne den Widerwillen, ohne die Centrifugalkraft des deutſchen Lebens überwinden zu können. Es denkt ſich zuweilen das Haupt, aus dem die Minerva mit Schild und Speer herausſpringen ſoll, und ſieht ſich dann plötzlich von den Füßen verlaſſen. Es geräth nicht blos mit dem ganzen Deutſchland, ſondern ſelbſt mit den Provinzen in Widerſpruch, welchen es ſich als Hauptſtadt voranſtellen will und muß ſich dann häufig, indem es ſich univerſal dünkt, mit einer Localwelt begnügen. In Berlin hat ſich der Civiliſationsgedanke mannichfach bis zur Ermüdung, nicht blos zum Zweifel, ſondern

Digitized by Google

ſogar bis zur Verzweiflung durchgearbeitet und mit einem ſpöttiſchen Lippenzucken, mit einer höhniſchen Achſelbewegung blickt er vom Schafgraben auf die weiten deutſchen Lande hinaus, wo noch die Gefuhle in Glaube, Liebe und Hoffnung auf althergebrachte Weiſe ſentimental und melancholiſch verſchwimmen. Berlin hat das Schickſal einer modernen Großſtadt, aber einer Großſtadt, deren ſociale und geiſtige Welt ſich unter den Formen eines abſoluten Regierungsprincipes entwickeln und verbergen muß. Der Civiliſationsgedanke kann ſich hier nicht frei und in den Formen der That entfalten, ſondern er muß die Formen des Gedankens ſuchen, er kann hier weniger in ſeinen einzelnen Momenten ſich praktiſch darſtellen, als ſich in das ſtille Gebiet des Abſoluten begeben, kritiſiren, zweifeln, verzweifeln. So hat Berlin vor allen Städten den Charakter der Kritik und es beweiſt ihn auf alle Weiſe, nach allen Richtungen hin, wo und wie es nur kommen mag. Es thut nichts, es handelt nicht, es producirt nicht, aber es zerſetzt, es zerlöſt, es zertrümmert, vernichtet. Stolze Schiffe, deren Flagge man überall in Deutſchland reſpectirte, ſind hier plötzlich zu traurigen Wracks zuſammengeſunken, Berlin wurde für ſie plötzlich ein Magnetenberg, der alles Eiſen aus ihnen heraus riß. Großartige Illuſionen und Pläne wurden hier Gegenſtand des Spottes und des Witzes, Anläufe zum Handeln, Productionsverſuche ziehen in Zerfahrenheit und vor der Kraft der unerbittlich kritiſirenden Bewegung in ein leeres Nichts auseinander. Was in den höheren Stufen der Geſellſchaft mehr oder minder ein Bewußtſein iſt, das iſt auf den untern ein Inſtinct, ſelbſt der Berliner Indifferentismus verhält ſich kritiſch zu Allem, was ihn umgibt und wenn er nicht denkt, ſo weiß er doch mit großer Maulfertigkeit zu raiſonniren. Von der ſtolzen kritiſchen Einſamkeit eines Bruno Bauer bis zu der Nergelei des Droſchkenkutſchers und des Sandfuhrmannes führt eine und dieſelbe berliniſche Ader. Männer, die auf ein Dogma ſchwören wollen, Dichter, die ſich in der Romantik über das Leben täuſchen wollen, Prieſter, die mit Predigten und Kirchengebeten für das Heil der Seele zu ſorgen gedenken, Staatsmänner, die Alles mit einem Meſſer raſiren möchten, Journaliſten und Schriftſteller, die den Glauben für ihre Beredtſamkeit verlangen, Menſchheitsbeglücker, die ihre Illuſion als Paradepferd reiten möchten, gutmüthige, ſtille, ſanfte Seelen, die vor einem gegenſeitigen Zerſtörungsprozeß zurückſchaudern, werden den Prozeß, in welchem Berlin ſich fortwahrend bewegt, als troſtlos und widerlich darſtellen, aber, trotz alle dem, hat er eine nicht geringe Bedeutung. Dieſe Bedeutung iſt keine productive, ſondern eine kritiſche, keine ſchöpferiſche, ſondern eine zerſetzende und ſie zeigt ſich ganz beſonders in einem nie ruhenden Kampfe gegen alles Autoritätsweſen auf dem Gebiete des Geiſtes, ſo wie in einer Leugnung aller politiſchen und ſocialen Illuſionen, an denen unſere Gegenwart ſo reich iſt, und in einem unermüdlichen Nachweis ihrer Schwächen. Immerhin mag man auswärts ſagen, in Berlin werde nur deshalb ſo ſtrenge von den allgemeinſten Standpunkten aus kritiſirt, weil man ſich dort ohnmächtig zur That und concreten Production fühle, man wird durch eine ſolche Behauptung — ſelbſt wäre ihre Wahrheit zugegeben — den

Digitized by Google

Nutzen und die Wichtigkeit einer solchen Kritik nicht ableugnen können. Berlin hat allzuhäufig durch seine Kritik ganz Deutschland in Schach gehalten und die Kritik in Berlin hat jedenfalls schon eben so viel gethan, als man auswärts mit allen schönen, scheinbaren, großartig beginnenden und klein endenden Thaten thun konnte.

Die größte Schwäche Berlins, die häufigste Folge so vieler Verirrungen und Mißverständnisse aber, ist das Geheimniß, die Geheimnißthuerei, das Dunkel, welche auf Berlin und seinen Zuständen ruhen. Der Civilisationsprozeß, welchen Berlin nach allen Richtungen des Lebens durchmacht, würde weit kräftiger erscheinen und mit ganz andern Augen angesehen werden können, als es jetzt geschieht, wenn sich bei uns nicht alles hinter die Mysterien verkröche und zum Theil, aus staatlichen Rücksichten, verkriechen müßte. Würde mit einem Male der Deckel weggenommen, welcher den großen Topf bedeckt, man würde erstaunen, was in Berlin vorgeht und wie diese Stadt sich entwickelt hat, um welche Fragen es sich in ihr handelt und wie sich in dem fürchterlichen Zerstörungsprozesse unserer praktischen und theoretischen Kritik allenthalben die schüchternen Elemente eines neuen Werdens zeigen. Was Berlin ist, was es in sich verarbeitet, was es werden kann, das erfährt man nur durch das Leben selbst, durch das schmiegsame Schlüpfen hinter die Decken und Vorhänge, welche bei uns überall das Licht zurückhalten; unsere Presse ist eine Lügnerin, eine thatsächliche Unwahrheit. Durch sie ist Berlin nicht kennen zu lernen. Wer sich durch die Vossische Zeitung über Berlin orientiren wollte, bliebe ein Dummkopf. Und die Correspondenzen auswärtiger Blätter, mit denen Berlin so reich und überreich, in einem so vorwiegenden Maße über alle andern deutschen Zustände gesegnet ist? Auch sie können nicht die richtigen Führer werden. Einestheils sind sie lose schlotternde Notizen, die eben nur deshalb dem deutschen Publicum interessant werden, weil sie aus dem Herzpunkte Preußens kommen, andererseits wird die Wahrheit und Vielseitigkeit der Zustände durch die verschiedenartigsten Parteiinteressen ganz nach Belieben entstellt. Berlin wird in den meisten Berichten und Correspondenzen immer noch vom „düstern Keller" aus gesehen und trotzdem, daß die Augen in Deutschland so vielfach auf Berlin gerichtet sind, ist es in seiner innern Entwickelung, in seiner kritischen Bewegung, in seinen socialen Prozessen immer noch eine große terra incognita geblieben. Es fehlt nur ein Werk, welches durch Geist, Kenntniß und Studium das eigentliche Berlin dem großen Publicum eindudeln und dadurch theils Vorurtheile lösen, theils bestätigen würde. F.—

2.

Französische und deutsche Recensenten. — Berliner Sängerinnen in der Fremde. — Döring. — Bäume und Spötter.

Unsere 10 Wochen alte „Abeille" (Redacteur en chef Mr. le Professeur Duvivier) scheint den herben Lohn des Undanks von den Kunstreitern Cuzent et Lejars geerntet zu haben. Himmel! wie wurden

dieſe Kunſtreiter, dieſe ſchönen Reiterinnen und dieſe noch ſchönern klugen Pferde von unſerer kleinen franzöſiſchen Abeille mit Lob umſummt, als ſie noch in der großen Bude auf dem Dönhofsplatz, nicht fern von zwei chriſtlichen Kirchen, ihre Künſte producirten. Die Revue théâtrale der Abeille, die ein Mr. de B.... unterzeichnet, ſprach immer zuerſt, gleich oben an, von dem herrlichen Cirque Cuzent-Lejars und erſt ſpäter von den Damen Lind, Albani, von den Herren Litolff ꝛc. Und nun?! Schrecklicher Wechſel des Glückes und der Meinungen! Was leſen wir nun in der Abeille, ganz zuletzt, hinten, kurz vor dem Redactionsſtrich? — So lautet's nun: Les chevaux des Mrs. Cuzent et Lejars piaffent en ce moment à Leipzick avec le plus grand succès.“ Nun müſſen's die Pferde entgelten, wenn ihr Reiter ſich undankbar gegen einen überſchwänglichen Lobhudler gezeigt.

Wenn der Genuß an die Leiſtungen der Jenny Lind einem geſcheidten Menſchen durch irgend etwas verleitet werden konnte, ſo war es durch die übertriebenen, nicht ſelten förmlichen, albernen Lobhudeleien in den hieſigen Zeitungen, namentlich der Voſſiſchen und Spenerſchen. Auch jene Aufgaben, die Frl. Lind nach der ganzen Natur ihrer Anlage und dem ſchwächlichen Material ihres Organs nur ungenügend löſen konnte, Rollen wie Donna Anna, Veſtalin, Euryanthe, Valentine, wurden von dieſen unfreien Feuilletoniſten als etwas Vollendetes geprieſen. Daß ein gewiſſer philoſophiſcher Seiltänzer nicht endlich gar über den „ſittlichen Ernſt“ und die „künſtleriſche Würde“ der Jupons der ſchwediſchen Sängerin ſchrieb, muß als ein Zufall, wenn nicht als eine Mißgunſt der Cenſur betrachtet werden. Aber auch jetzt noch quaken und coaxen dieſe kritiſchen Lobfröſche und ſind bemüht, den wiener Enthuſiasmus für Mlle. Lind in unſern Zeitungen auszubeuten. Weshalb? Oder wär es nur um's bloße Coaxen!? Faſt täglich lieſt man in den hieſigen Zeitungen bis zum Ekel ſich wiederholende Notizen über Künſtler, die hier geſungen, geſpielt, getanzt, gepfiffen, geſprungen, nachdem ſie Berlin verlaſſen, um auswärts Geld oder Ruhm, oder nichts von Beiden zu ernten. Jetzt ſind folgende in der Lobmühle: Frl. Lind, die in Wien ſingt, Mlle. Tuczek, die in Danzig, Stettin, Magdeburg, Dresden ꝛc. ſingt, Mlle. Polin und Hr. Gasperini, Ballettänzer zweiten Ranges, die in Breslau ihre Sprünge machen, und endlich ein Berliner Stadtkind, Hr. Aug. Möſer, der vor Monaten in Kopenhagen einige Mal applaudirt worden ſein ſoll, und in der That ſehr brillant Geige ſpielt, wenn auch ohne Genie und Grazie.

Daß engagirte Tänzerinnen und Sängerinnen eine gewiſſe Sorte von Verehrern und Anhängern haben, die aus den zartduftenden Briefen der ferne gaſtirenden ſolche kleine, aber derbe Lobhudeleien in die hieſigen Zeitungen, unter der Firma „Breslau“ oder „Danzig“ oder „Dresden“ zu bringen wiſſen, kann nicht befremden, und für Stadtkinder beſorgen es Eltern und Vormünder. Allein befremden muß es, daß über einen Künſtler wie Döring, der wohl etwas mehr werth iſt, als ein halbes Dutzend ſolcher Tänzerinnen und Sängerinnen, bis jetzt keine ſolche Notizen aus der Ferne in unſern Zeitungen zu finden waren.

Digitized by Google

Döring hat in Königsberg und Danzig wirklich mit glänzendſtem Erfolge Gaſtrollen gegeben. Seit Ludwig Devrient und der großen Sophie Schröder hat in jenen öſtlichen Hauptſtädten Preußens kein Schauſpieler ein ähnliches Intereſſe erregt, und wir wüßten auch keinen, der es mehr verdiente, als eben Döring, der in den Wandlungen des Humors und der Charakteriſtik unübertroffen daſteht. Warum alſo ſchweigen unſere lieben Zeitungen von ihm und über ihn!? Freilich ſchreibt er keine Briefe an Redactionen, an Liebhaber, an Verwandte, mit dem Winke, ſie doch ja für Zeitungsnotizen zu excerpiren; allein die dieſſeitigen Redactionen, welche die Zeitungen aller preußiſchen Hauptſtädte halten und für die eigenen benutzen, ſollten unaufgefordert, neben jenen grund- und bodenloſen Lobhudeleien, wenigſtens kurz bemerken, daß auch der Künſtler, den die berliner Hofbühne mit Stolz den ihren nennt, ſich auswärts der größten Anerkennung ſeines außerordentlichen Talents erfreut. Das wäre wenigſtens nicht mehr als recht und billig und anſtändig zugleich.

Der König ſoll es gerne ſehen, daß die langen, langweiligen, ſchattenloſen Straßen Berlin's mit Bäumen bepflanzt werden, die auch dem unerträglichen Staube in etwas wehren, indem ſie ihn auffangen. Kaum fangen nun einige Hausbeſitzer an, vor ihren Häuſern einige Bäumchen in die Erde zu ſenken, um den eben ſo poetiſchen als praktiſchen Wunſch des Königs zu realiſiren: gleich kommt da ſo ein ächter berliner Staub- und Weißbierphiliſter mit einer Zeitungsannonce und moquirt ſich über dieſe Neuerung. Vor mehreren Jahren, vor dem Regierungsantritt des jetzigen Monarchen, war es nämlich nicht nur verboten, Bäume in den Straßen zu pflanzen, ſondern die vorhandenen wurden ſogar beſeitigt. H.....

IV.

Aus Paris.

Ein Artikel der Grenzboten. — Lecomte und Thiers. — Ibrahim Paſcha. — Theater. — Die ſchöne Jüdin.

Die conſervative Revue Le Correspondant bringt in ihrem letzten Hefte den von den Grenzboten (Le Messager des frontières) mitgetheilten Brief eines Reiſenden über die Vorgänge in Galizien. Der Verfaſſer nennt ihn cadet de sa famille, officier instruit, écrivain ingenieux, qui après avoir figuré avec éclat dans le parti libéral de la Hongrie et manifesté les sympathies les plus vives en faveur de la Pologne, vient de sceller sa paix particulière avec le gouvernement autrichien en embrassant publiquement sa défense*). Den Artikel ſelbſt leitet der Correſpondant unter andern mit folgender

*) Der Correſpondant ſcheint alſo wieder eine ganz andere Perſönlichkeit als die Allgemeine Zeitung, als Verfaſſer jenes Artikels, zu vermuthen. Wir können ihm jedoch die Verſicherung geben, daß mit Ausnahme des officier instruit und des écrivain ingenieux (dürfte wohl heißen distingué) ſeine ganze übrige Bezeichnung durchaus nicht paßt. D. Red.

Digitized by Google

Bemerkung ein, die ich Ihnen auch am liebſten in franzöſiſcher Sprache wiedergebe: Il faut laisser les cruautés gratuites aux gouvernements absolus: c'est à l'Autriche à se debattre contre les effets de sa terrible responsabilité dans les événemens de la Galicie. Ich theile Ihnen dies nur darum mit, daß man in Deutſchland ſehe, wie die für die Polenſache durchgängig begeiſterte franzöſiſche Preſſe auch auf Stimmen aus dem jenſeitigen Lager horcht, wenn ſie ihr achtbar erſcheinen. Freilich ſcheint der Correſpondant jenen Artikel, oder vielmehr ſeinen Verfaſſer mißverſtanden zu haben. Aber bornirte Nationalitätsausbrüche, profeſſoriſche Kanzelklopfereien, à la Wuttke, werden freilich nie beachtet werden, auch von einem ſonſt ſo conſervativen Blatte nicht, wie der Correſpondant iſt. Ich kann Sie verſichern, daß ſelbſt jene Deutſchen, die, je länger ſie in Frankreich ſind, deſto nationaldeutſcher werden, ſich dieſer Wuttke'ſcher Ausbrüche geſchämt haben. Wenn man einige Zeit in Frankreich iſt, vergißt man, daß dergleichen Dinge noch möglich ſind und erſchrickt, wenn man ſie von Zeit zu Zeit am grauen Horizont der deutſchen Zeitungen wieder auftauchen ſieht.

Unſere Weltgeſchichte iſt, ſeit ich Ihnen das letzte Mal ſchrieb, wenig oder gar nicht vorgerückt. Die Kammern votiren ſchnell eine Eiſenbahn nach der andern und ſorgen auf dieſer gewiß für ihren Säckel und vielleicht für's Land. Herr Dupin hat die Verhandlungen darüber in wenigen Monaten charakteriſirt: für mich dieſe Eiſenbahn, für dich jene Eiſenbahn, für Euch jene andern; Ihr ſeid gut für mich, ich zeige mich gefällig für Euch. Stimmen wir einer für den Andern. Die Kammer lachte, ließ ſich aber nicht ſtören.

Lecomte's Prozeß iſt in ein zweites Stadium getreten. Herr Pasquier konnte nichts aus ihm herausbringen und nichts in ihn hineinbringen, auf was, wie ich Ihnen unlängſt ſchrieb, eigentlich mehr ankommt, als auf jenes. Lecomte war gegen den Pair barſch und grob. Da übernahm Herr Decazes, der ehemalige Polizeiminiſter aus den erfahrungsreichen Zeiten Ludwigs XVIII., die Unterſuchung, und ſiehe, die Sache geht. Er hat Lecomte's Kerker in ein wahres Capua umgewandelt, und gibt ihm zu eſſen und zu trinken, ſo viel und ſo gut er will. Haben doch Hannibals ſturmerprobte Schaaren ſolchen Verweichlichungen nicht widerſtanden, wie ſollte es ein Franzoſe des neunzehnten Jahrhunderts? Lecomte iſt wirklich endlich weich, nachgiebig, gefällig und geſchwätzig worden, und plaudert was ihm einfällt, ohne daß er weiß, daß jede Sylbe genau verzeichnet wird! Ihm ſchadet es freilich nicht, aber Herrn Thiers und der Oppoſition! In Kurzem wird das harmloſe Wörtlein Le roi règne et ne gouverne pas und die Nachmittagsplaudereien Lecomte's ſo unter einander gebraut ſein, daß es dem geſchickteſten Chemiker unmöglich ſein wird, eins vom andern zu ſcheiden. Und das gerade vor den Wahlen! Hat es jemals eine unmoraliſchere Politik gegeben? und das iſt die Politik des Herrn Guizot, der ſeiner verſtorbenen Frau half, als ſie die moraliſchen Bücher für die Jugend ſchrieb, und der ihr an ihrem Todtenbette mit hoher Stimme aus Boſſuet vorgeleſen. Ja, ein Miniſterportefeuille, c'est une lettre empoi-

Digitized by Google

sonnée! ſagte ein geiſtreicher Franzoſe. Der arme Thiers, man hat Mitleid mit ihm, denn er iſt etzt ſo liebenswürdig, wie einſt, da er die Journaliſtenfeder ergriff, denn freilich iſt er heute wie damals von der Miniſterbank gleich weit entfernt. Leſen Sie die leitenden Artikel des Conſtitutionel, das iſt ganz der alte Journaliſt von 1830. Nur mit dem Artikel über den La Plata hat er ſich blamirt, denn er ſagt im Grunde nichts anderes, als: Ich habe als Miniſter eine Dummheit gemacht, geht hin und thuet desgleichen. Auch Herr Guizot ſchießt gewiſſenhaft ſeine Böcke. Er ſpricht von „moraliſchen Einflüſſen" auf die kindlichen Gemüther der Marokkaner (da haben Sie wieder den moraliſchen Kinderſchriftſteller) und ſchlägt den Beſuch Ibrahim Paſchas ſo hoch an, wie den Kriegszug Napoleons nach Egypten. Der gute Paſcha, dem all' dieſer Lärm de l'hebreu vorkommen muß, ißt und trinkt indeſſen gut auf dem Hotel de Ville, bei Hofe, bei Herrn Guizot und Herrn Duchatel und vergißt die Gebote des Propheten bei Champagner und Burgunder. Vorzüglich letzterer ſoll ihm ſehr munden. Wenn man ihn ſo ſitzen ſieht, den wilden Mohren hinter ſich, wer denkt da nicht an Freiligraths Gedicht Scipio, das mit den Worten anfängt: Maſſa, du biſt ſehr reich, und mit dem ſchauerlichen „Menſchenfleiſch" ſchließt.

In den Theatern drängen ſich die neuen Stücke. Gentil-Bernard, der mit Fräulein Dejazet den Variétés noch immer volle Häuſer macht, reizte zu Nachahmungen und nun prangen noch ein Gentil-Jobard und ein Gentil-Gaillard auf den Theaterzetteln. Es geht hier mit den Stücken, wie in Cöln mit dem einzig ächten cölner Waſſer. Im Theater français gefällt ein neues Luſtſpiel Une nuit au Louvre. Es iſt nichts, als die neue Bearbeitung derſelben Anekdote, die vor ungefähr neun Jahren unter einem andern Titel auf derſelben Bühne dramatiſirt wurde. Nur iſt dieſes Mal die Intrigue reicher und die Perſonen ſind intereſſanter. Es ſpielt unter Carl IX. und Heinrich IV., Margarethe von Valois und Catharine von Medicis ſind die Helden. Heinrich IV. liebt die ihm durch die Politik beſtimmte Braut Margarethe von Valois nicht, ſondern die Ehrendame Charlotte de Samblancay. Catharine von Medicis haßt ihn und ſucht ihn durch ein Manuſcript zu vergiften. Aber ſchon im zweiten Acte verliebt er ſich in Margarethe, verläßt das Ehrenfräulein und öffnet im dritten Acte das Manuſcript nicht! — So endet Alles gut und das Stück iſt aus. Das Stück wird übrigens, wie man es von den Schauſpielern des Theater français erwarten kann, ſchlecht geſpielt.

Vor dem Caffé Frascati wird ſeit einigen Tagen nicht mehr Queue gemacht, denn la belle limonadière, deretwegen es bisher geſchehen, iſt entthront und hat einer andern Platz gemacht, die den Pariſern nicht ſo recht zu gefallen ſcheint. Ich für meinen Theil bin anderer Anſicht. Mir hat die erſte nie recht gefallen. Sie iſt zwar eine orientaliſche Schönheit, eine wahre ſchöne Jüdin, aber doch dumm, leblos und gelangweilt, wie eine Odaliske, während die jetzige eine ſchöne, feurige Cokette iſt. Indeſſen — Jeder hat ſeinen Geſchmack und ich will darum den Pariſern nicht den Krieg machen. Auch der Kaffeewirth ſcheint an-

Digitized by Google

derer Meinung gewesen zu sein, denn er hat die schöne Jüdin endlich geheirathet. Aber seitdem ist sie nicht mehr im Caffé zu sehen, denn er hält sie sorgfältig unter Schloß und Riegel.

V.

Aus Wien.

Der Geheimnißvolle. — Der Selbstmord im Burgtheater. — Taktlosigkeit der Direction. — Das Franzensdenkmal. — Pikante oder unglaubliche Schnitzer. — Jenny Lind und Tichatschek. —

Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen schon im verflossenen Jahre über die mystischen Verhältnisse des Herrn Büky von Felsöbük schrieb, welche dermalen fast alle deutschen Blätter in Anspruch nehmen und dabei erwähnte, daß derselbe der österreichischen Botschaft in Paris beigegeben werden solle. Als vor einigen Tagen Graf Appony aus Frankreich hier anlangte und nach kurzem Aufenthalt in der Residenz auf seine Güter im Tolner Comitate reiste, passirte er auch Preßburg, wo sich Herr Büky befindet und stattete demselben einen Besuch ab, wobei er im Auftrage des Königs der Franzosen die Einladung nach Paris wiederholte, wo für ihn im kgl. Palais eine Wohnung eingerichtet sei. Der räthselhafte Schimmer, welcher die Stellung dieses Emporkömmlings umgibt, der ohne bedeutendes Talent und ohne eine eclatante Leistung plötzlich zu unerklärlichen Ehren emporstieg, gewinnt neuerdings durch die Verleihung des Commandeurkreuzes vom sicilianischen Ferdinand Civilverdienstorden, womit Herr Büky von Seite des Königs von Neapel bedacht wurde und die ganze europäische Presse hat da eine Nuß aufzuknacken, die noch manche Journalspalte ausfüllen wird.

Weil ich schon einmal im Gebiet des Geheimnißvollen weile, so muß ich auch der seltsamen Selbstmordsgeschichte Erwähnung thun, die sich am 16. Mai, Abends, während der Vorstellung des deutschen Kriegers von Bauernfeld, im Hofburgtheater zutrug und unerhörtes Aufsehen erregte. Bei der Scene, wo der Kurfürst von Sachsen auf einen Hasen schießt, knallte fast gleichzeitig mit dem Schuß auf der Bühne ein Pistolenschuß im Parterre und in der vierten Reihe der Sperrsitze sank plötzlich ein junger Mann mit zerschmettertem Schädel einer nebensitzenden Dame aus Frankfurt in den Schooß, so daß die Halbohnmächtige ganz mit Blut übergossen wurde. Die Nahesitzenden entfernten sich aus dem Hause und besonders ergriffen die Damen sehr eilig die Flucht und da Niemand sich dazu verstand, die Leiche aus den Vorderreihen wenigstens bis zur Thür zu tragen, so bemächtigten sich zwei Offiziere des Todten und zerrten ihn bis zur Parterrethüre, wo ihn die Wache übernahm. Obschon nun der größere Theil der Zuschauer sich entfernt hatte und die Fortsetzung der Vorstellung füglich hätte unterbleiben können, so fand es die Direction doch für gut das Stück, trotz der mit Blut und Gehirn bespritzten Wände und Bänke, zu Ende spielen zu lassen und legte dadurch keinen glänzenden Beweis ihres Zartgefühls ab, indem sie den kleinen Ausfall der Theatercasse, der ihr durch Vertheilung von Re-

Digitized by Google

tourbilleten für die nächste Vorstellung an den noch anwesenden Theil des Publicums etwa erwachsen wäre, höher anschlug, als eine solch rohe Verletzung des allergewöhnlichsten Schicklichkeitsgefühls. Die öffentliche Neugier war inzwischen durch den Umstand, daß Niemand den Selbstmörder erkannte, auf's höchste gesteigert und das Gerücht trug sich mit den abenteuerlichsten Dingen herum, wornach der Unbekannte bald ein flüchtiger Pole, bald ein durch die bevorstehende Vermählung der Schauspielerin Enghaus mit dem Dramendichter Hebbel zur Verzweiflung gebrachter Anbeter der Erstgenannten sein sollte, bis sich zuletzt in der polizeilichen Untersuchung herausstellte, daß der Erschossene Niemand anderes, als — ein Tischlergeselle aus Gerikowitz in Mähren sei, Namens Franz Krczil, den Unzufriedenheit mit seiner Lage und die Sucht Aufsehen zu erregen, bewogen haben mochte, seinem Leben in der gemeldeten Art ein Ende zu machen. Daß unbefriedigte Eitelkeit und ein krankhaftes Begehren nach Oeffentlichkeit dabei im Spiele waren, erhellt schon aus dem charakteristischen Zustand seines Anzugs, denn neben einer eleganten Kleidung trug er zerrissene Stiefeln und obzwar eine Uhrkette am seidenen Gilet blitzte, so fehlte doch die Uhr, deren Stelle ein Taschenmesser versah. Ohne Zweifel faßte Franz Krczil den Entschluß, sich im Parterre des Burgtheaters, unter einem vornehmen Sperrsitzpublicum, zu entleiben, lediglich aus dem Grunde, um mindestens im Augenblick des Todes jenes Aufsehen zu machen, das im Leben zu erregen ihm nimmer gelingen wollte. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß um dieselbe Zeit ein anderer Handwerker gleichfalls an einem öffentlichen Vergnügungsorte sich erschoß, nämlich in Dommayers Casino zu Hitzing; in festlicher Kleidung, nach einer guten Mahlzeit, bei Schall der Tafelmusik setzte er sich die kalte Mündung an die heiße Stirn. Fast scheint es, als sei diese seltsame Art des Selbstmordes, mitten im schäumenden Genuß des Daseins, eine durch die hier in allen Klassen herrschende Genußsucht und üppige Lebensanschauung bedingte Form der gewaltsamen Weltentsagung. Auf diese Weise spricht sich bei uns das sociale Mißbehagen aus, welches sich in die meisten Sphären der Gesellschaft eingenistet hat und anderswo in Bestrebungen communistischen Umsturzes zu Tage tritt.

Das Monument für den verstorbenen Kaiser Franz soll endlich am 16. Juni, als dem Erinnerungstage des feierlichen Einzugs des verstorbenen Monarchen nach dem pariser Frieden, enthüllt werden und wie es heißt, dürften die Könige von Preußen, Sachsen, Baiern und Neapel der Feier beiwohnen, für welche denn auch bereits Denkmünzen ausgeprägt werden, zur Vertheilung an die Höfe, nämlich 4 goldene, 500 aus Silber, 800 von Bronce. Ueber das Denkmal selbst, dessen Arbeiten sich ganz unbegreiflicher Weise durch volle 10 Jahre hinzogen, gehen die unglaublichsten Gerüchte und man ist allgemein der Ansicht, daß etwas Gelungenes nicht zu erwarten stehe und wenn man das Franzensmonument in Grätz zu Rathe zieht, das gleichfalls ein Werk Marchesi's ist, so scheint diese Ahnung wohl hinlänglich gerechtfertigt zu sein. Uebrigens befindet sich das Standbild noch gar nicht hier, sondern wird erst in den nächsten Tagen hier eintreffen, dagegen hat man bereits Gelegen-

Digitized by Google

heit, ſich an den plaſtiſchen Schönheiten der vier ſymboliſchen Figuren zu weiden, welche den Steinwürfel umgeben und die an den gröbſten Fehlern leiden ſollen. Dieſe Geſtalten kamen in einem Zuſtande an, die allgemeine Verwunderung erregt, denn ſie waren mehr bekleckſt als bronzirt und als man ſich die Mühe nahm und die ungerathenen Söhne der Muſe ſäuberte, ſo entdeckte man, daß eine der Figuren aus etlichen Bruchſtücken zuſammengeflickt war. Ein anderes Mißgeſchick begegnete dem in der Geſchichte ſeines Vaterlandes nicht eben ſehr unterrichteten Meiſter, als er in einem der zur Schmückung der Seitenflächen beſtimmten Basreliefs die Gründung der Staatseiſenbahnen verherrlichte, (?! während doch ſelbſt der oberflächlichſte Zeitungsleſer recht gut weiß, daß die Idee des Staatseiſenbahnbaues ſechs Jahre nach dem Tode des Kaiſers Franz in's Leben trat. In der Verlegenheit wußte man ſich nicht anders zu helfen, als indem man das anachroniſtiſche Basrelief ſchnell nach Prag ſandte und im dortigen Bahnhof einmauern ließ, wobei man ſich natürlich die Miene gab, daß man dieſe Verherrlichung der Eiſenbahnverbindung zwiſchen Wien und Prag einzig zu dem angedeuteten Zweck habe anfertigen laſſen. Wie man ſagt, ſo iſt dem Bürgermeiſter Czopka das Anſuchen, die im Amalienhofe zu errichtenden Tribunen zum Beſten wohlthätiger Anſtalten vermiethen zu dürfen, abgeſchlagen worden und in Betracht deſſen, daß innerhalb der Mauern der Kaiſerburg die magiſtratiſche Autorität keine Geltung hat, mit vollkommenem Recht. Doch iſt leider zu befürchten, es werden die Tribunenplätze doch verſchachert werden, mit dem einzigen Unterſchiede, daß das Geld ſtatt in die Caſſen der Wohlthätigkeitsinſtitute, in die Taſchen der Hofdienerſchaft fließen wird, die bei ſolchen Gelegenheiten einen empörenden Billethandel zu treiben pflegt.

Der Geſchichtſchreiber Böhmens, Herr Polacky, iſt aus Prag hier angekommen und gedenkt ſich nach Peſth zu begeben. Später wird dieſer gediegene Hiſtoriker, welcher wegen ſeines czechiſchen Patriotismus in der letzten Zeit mannichfache, ziemlich unglimpfliche Angriffe erfahren hat, auf ſtändiſche Koſten eine größere Reiſe durch Süddeutſchland und die Rheingegenden antreten, um die dortigen Büchereien und Archive zum Behuf der Aufhellung der Huſſitenzeit zu durchforſchen. Sein großes Geſchichtswerk über Böhmen ſchreitet rüſtig vorwärts und wird, wenn er ſich die nöthige Geiſtesfriſche bewahrt, eine bleibende Zierde der böhmiſchen Literatur bilden, der es trotz der deutſchen Sprachgewendung angehört. Bei der tiefen nationalen Bedeutung, welche eine tüchtige Volksgeſchichte hat, iſt die Arbeit Polacky's von mehr als literariſchem Intereſſe und kann mit Recht für eine politiſche That des erwachten ſlaviſchen Nationalbewußtſeins in Böhmen gelten.

Zuletzt muß ich noch der Triumphe erwähnen, die Jenny Lind im Theater an der Wien feiert. Im Freiſchütz und in der Nachtwandlerin gefiel ſie am meiſten, am wenigſten in der Norma. Tichatſchek dagegen erfreut ſich keiner günſtigen Aufnahme, denn ſowohl ſeine abgeblaßte Tenorſtimme, als das gezierte, unnatürliche Spiel, dem alle Wahrheit

Digitized by Google

mangelt, ſind nicht geeignet, die Sympathie eines Publicums zu gewinnen, das Erl und Fraschini gehört hat.

VI.

Die böhmiſche Ständeverſammlung.

Prag im Mai.

Wieder eine Verſammlung der böhmiſchen Stände iſt vorübergegangen, wir ſahen die Herren zehn Tage hindurch in glänzenden Uniformen und rebus gestis zum gemeinſamen Mahle fahren, ohne Neid wie ohne Hoffnung auf Reſultate der Verſammlung und der Debatten; auch waren dieſe, wie bisher verlautet, ſehr ruhiger Natur, die traurige Improviſation der ſarmatiſchen Standesgenoſſen und ihre Folgen, mochten wohl bedeutend zur Beruhigung der Gemüther beigetragen haben, man ſchiebt die Wiederaufnahme unfruchtbarer Plänkeleien für ruhigere Zeiten auf, und mag die liebe Robot gewaltſamer Aufhebung von Staatswegen nicht blos ſtellen.

Ein Redner, ſonſt Chef und Leiter der Oppoſition, auch diesmal ſich treu geblieben, ward von ſeinem Anhange emſig verlaſſen, man desavouirte ſelbſt frühere ihm gemachte Zugeſtändniſſe, man ſchob ſeine Anträge — von denen mancher lobenswerth — als gefährlich gewordenes Spielzeug ſcheu zur Seite.

Die früherhin angeregte Frage, wie der Bürgerſtand verfaſſungsgemäß im Landtage zu vertreten ſei, ward friedlich und ganz anders gelöſt, als dies von der Oppoſition gewünſcht worden.

Zur Zeit der Landesordnung, welche anbefahl, die vier prager Städte und drei privilegirte königliche Städte Böhmens, hätten den Landtag durch ihre Bürgermeiſter zu beſchicken, waren die Bürgermeiſter und Räthe der Städte von der Gemeinde wählbar, auch hatten damals die vier Stadttheile Prags abgeſonderte Magiſtrate — unter Joſeph II. Regierung, welche überhaupt von dem Ständeweſen wenig Notiz nahm, wurde die Wählbarkeit der Municipalbeamten aufgehoben, und ein gemeinſamer Magiſtrat für Prags Stadttheile eingeſetzt; die privilegirten Städte Pilſen, Budweis und Kuttenberg hielten es nicht der Mühe noch der Koſten werth, die pro forma Landtage durch die Anweſenheit ihrer Conſuln zu verherrlichen, und ſo kam es, daß, ſeit Leopold des zweiten Ableben, nur der Bürgermeiſter und Vicebürgermeiſter nebſt zwei Räthen des prager Magiſtrats — durchaus vom Staate angeſtellte und abſetzbare Beamte — im Landtage erſchienen, und in der Regel nur ein Curialvotum abgaben, wiewohl bisweilen, wenn das dem Vorſitzenden eben paßte, ihre Vota vierſtimmig gezählt wurden. —

Dies vierſtimmige Votiren hatte im vorigen Jahre zu lebhaften Proteſtationen, zu bittern Worten gegen den Vorſtand Veranlaſſung gegeben, und endlich zu dem Beſchluſſe geführt, dieſes anomale Verhältniß der ſtädtiſchen Repräſentation nach hiſtoriſchem und verfaſſungsgemäßem Rechte zu ordnen. Zunächſt war der Wunſch vorherrſchend geweſen, die

beſoldeten, von der Regierung abhängigen Bürgermeiſter und Räthe, welche ſtets pro domo sua — nämlich für die Regierungsintereſſen — ſtimmten und ſtimmen, zu entfernen und gewählte Repräſentanten der Städte zu beantragen, wenn auch nicht in Sympathie für das Bürgerthum, ſondern mehr wohl deshalb um ein Oppoſitionselement mehr zu gewinnen, — doch ließ man dieſen Antrag in letzter Verſammlung fallen, welche auch die Regierungsgenehmigung nimmer erlangt haben würde, denn ſolche radicale Aenderung, als Embryo des Repräſentantenprincips, könnte weiter greifen — welch' Schreckgeſpenſt für Wien! Man begnügte ſich diesmal, anzuerkennen, jede der vier prager Städte, und jede der drei privilegirten Städte ſei als beſonderer Landſtand zu betrachten, durch die bisherigen Repräſentanten im Landtage zu vertreten, und jedem derſelben ſtehe ein Virilvotum zu.

So wird denn künftighin die Regierung auf ſieben wohlbeſoldete Bürgerſtimmen mit Bruhigung zählen können, und die Städte, deren eine im Landtage verfaſſungsgemäß nicht mehr wiegt, denn ein Herr Ritter, wenn noch ſo trauriger Geſtalt — erhalten ihre Repräſentanten von der Regierung ernannt. Herrlicher Fortſchritt!

So wäre denn die ſtändiſche Oppoſition, nachdem ſie bisher ſo viel Lärm um nichts geſchlagen, gar plötzlich friedſam geworden im Hinblick auf die improviſirte Kaiſergarde zu Tarnow, deren todtſchlägeriſcher Heldenmuth gegen Wehrloſe, durch Tradition auch den Bauern Böhmens zu angenehmer Kenntniß gekommen iſt, und zur Folge gehabt hat, daß bisher an drei Orten in Prags Nähe die Robotleiſtung durch Militärgewalt und rechtliche Stockſtreichſpenden hat erzwungen werden müſſen.

Den Rittern grauſt etwas vor ihren Hinterſaſſen, und ſo zerfällt das iſolirte Ständeſtreben, dem es an jedem Halt gebrach, da es nicht fußen konnte nach unten, da es den Kampf begann nach oben, und die Herren Stände werden wohl in Kurzem wieder darauf reducirt ſein, blos ihr Theater zu regieren, deſſen Beherrſchung ihnen Niemand ſtreitig macht — und dem Bürger, dem Bauer wird der zweifelhafte Troſt, mit dem Ritter unter gleicher Scheere zu ſtehen.

—w—

VII.

Vertheidigungsſchrift zweiter Inſtanz für den Schriftſteller Feodor Wehl wegen Majeſtätsbeleidigung.*)

Der Schriftſteller Feodor Wehl, welcher durch das Erkenntniß des hieſigen königlichen Criminalgerichts vom 8. September cr. wegen einer in ſeiner Schrift: „der Teufel in Berlin" angeblich enthaltenen Maje-

*) Herr Feodor Wehl iſt ſo eben auch in zweiter Inſtanz zu 6monatlicher Feſtungsſtrafe verurtheilt worden. Wir theilen hier die Vertheidigungsſchrift mit, die ſein Advocat der zweiten Inſtanz überreicht hat, weil daraus die Futilität des Gegenſtandes, der in Preußen zu einer Anklage und Verurtheilung wegen Majeſtätsbeleidigung Veranlaſſung gibt, am klarſten veranſchaulicht wird.

Die Red.

Digitized by Google

ſtätsbeleidigung mit 9monatlicher Feſtungsſtrafe belegt iſt und mich zu ſeinem Vertheidiger erwählt hat, erſuchte mich vor Durchſicht der Unterſuchungs-Acten und vor dem Unterredungstermin die incriminirte Schrift einer ſorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, um in derſelben mit unparteiiſchen Augen die angeſchuldigte Majeſtätsbeleidigung entweder zu finden oder zu vermiſſen. Mit voller Ueberzeugung kann ich mein Urtheil, was der hohe Appellationsrichter mit mir theilen wird, dahin ausſprechen, daß ich bei aller Sorgfalt in der Schrift keine Aeußerung über die Perſon und Handlungen Sr. Maj. unſeres Königs, welche die Ehrfurcht gegen denſelben verletzt und in dieſer Abſicht in der Schrift veröffentlicht iſt, alſo keine Majeſtätsbeleidigung im Sinne des §. 200, Tit. 20, Thl. II. des A. L. R. entdecken konnte; ich will nicht in Abrede ſtellen, daß mir die Stelle S. 26 und 27, das Geſpräch der beiden berliner Bürger auffiel und die Vermuthung in mir erzeugte, daß dies die incriminirte Stelle ſei, da ich ſonſt keine andere gefunden, welche möglicher Weiſe eine Majeſtätsbeleidigung enthalten könnte, da mir jedoch die Aeußerung:

„Es fiel mir blos in, daß man uf dieſer Weiſe ſagen könnte, unſer König ſetzt ſeine Ahnen vor die Thüre"

von gar keiner Bedeutung und der darin enthaltene Witz von keiner Seite treffend erſchien, ſo wurde ich zweifelhaft, ob ich die incriminirten Stellen des Schriftchens nicht überſehen hätte, las wiederholentlich das letztere mit Aufmerkſamkeit durch, ohne etwas darin zu finden, was ich für eine Majeſtätsbeleidigung hielt und ſchritt dann zum Actenleſen.

Die Ausführung des erſten Richters, welcher in jenem Geſpräche, ſowie in der Stelle der Schrift S. 29. Majeſtätsbeleidigungen gefunden hat, ſteht auf ſchwachen Füßen und läßt ſich, als offenbar verfehlt, leicht bekämpfen.

Was die erſte incriminirte Stelle betrifft, ſo ſoll darin ein boshafter, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzender Scherz liegen, weil eine Handlung Sr. Majeſtät des Königs unter einem lächerlichen Geſichtspunkte dargeſtellt werde. Der Grund, auf den dieſe Anſicht gebaut iſt, iſt factiſch falſch, denn es iſt nie davon die Rede geweſen, daß die Statüen der Könige von Preußen auf jener Terraſſe aufgeſtellt werden ſollen, noch weniger iſt es geſchehen, ſo daß alſo ein Scherz über eine Handlung des Landesherrn nicht vorliegt und das Strafgeſetz in §. 200 Tit. 20 Thl. II. des A. L. R. gar nicht paßt. Nimmt man aber auch an, daß eine fingirte Handlung des Landesherrn der Gegenſtand des Scherzes aus dem Munde eines Mannes der unterſten Volksklaſſe ſei, ſo läge in demſelben nur dann eine Majeſtätsbeleidigung, wenn er in boshafter Abſicht, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn zu verletzen, geäußert worden. Dieſe Abſicht wird hier augenſcheinlich ausgeſchloſſen, vor allen dadurch, daß der Scherz gar keine Schärfe hat, daß er nicht im entfernteſten trifft, ja daß er eigentlich geradezu nichtsſagend iſt. Die Pietät, mit welcher unſer Landesherr ſeine Vorfahren verehrt, ſteht hiſtoriſch feſt, und es iſt geradezu unmöglich, daß in dem Scherze der Vorwurf eines Mangels jener Pietät liegen ſoll und noch vager iſt

Digitized by Google

die Annahme, daß ein ſolcher Vorwurf beabſichtigt iſt. Der erſte Richter ſcheint einen ſolchen Vorwurf in jenem ſeiner Anſicht nach unpaſſenden, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzenden Scherze gefunden zu haben, indem er dafür hält: die Redensart: „Jemand vor die Thüre ſetzen" bedeute in der Volksſprache: „Jemand hinauswerfen"; — ich weiß nicht, ob ihm hierin Recht gegeben werden kann, mir iſt eine ſolche Redensart und ihre Bedeutung unter dem Volke nicht bekannt und würde ich den Worten und dem Sinne des Scherzes nach darin eben ſo gut die Bedeutung finden, daß Se. Majeſtät der König ſeine Ahnen vor die Thüre ſeines Palaſtes ſetzen wolle, um ſie jedem ſeiner Unterthanen öffentlich zu zeigen und mit ihnen gleichſam zu prunken. Dieſe Bedeutung hat meines Erachtens allein einigen Sinn und liegt der nach der Verſicherung des Angeſchuldigten in der Wirklichkeit gemachten Aeußerung eines Mannes aus dem Volke, dem die Pietät Sr. Majeſtät des Königs gegen ſeine erhabenen Vorfahren gewiß, wie jedem Unterthanen bekannt iſt, welche Aeußerung der Angeſchuldigte auf der Straße ſelbſt gehört hat und weit entfernt war, ſie für eine die Ehrfurcht verletzende zu erachten, höchſt wahrſcheinlich zum Grunde. Judex a quo meint, der Angeſchuldigte ſei ſich der in dem Scherze liegenden boshaften Abſicht bewußt geweſen, denn er würde ſonſt nicht den Schulze und Schmidt haben auffordern laſſen, den Witz künftig nicht ſo laut zu ſagen; hierin geht derſelbe aber in jedem Falle zu weit, denn, es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß eigentlich jeder auch noch ſo harmloſe Scherz, der den Landesherrn nur im entfernteſten berührt, unpaſſend iſt und Tadel verdient, daß eine Zurechtweiſung desjenigen, der einen ſolchen Scherz äußert, ſtets am Orte erſcheint, daraus folgt aber nicht, daß jeder ſolche Scherz für einen boshaften, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzenden zu achten und daß der Angeſchuldigte, durch jene Zurechtweiſung des Schmidt, ſeine boshafte Abſicht documentirt hat.

Wenn der höhere Richter mir, wie ich hoffe, darin Recht geben wird, daß die incriminirte Stelle keinen Witz enthält, der den Landesherrn verletzend trifft; daß der Witz keine eigentliche Bedeutung hat, ſondern nur für eine triviale flache Redensart zu erachten iſt, wenn er mir ferner darin Recht geben wird (und das bin ich von ſeiner tiefern Intelligenz überzeugt), daß die Erhabenheit der Majeſtät von trivialen Witzen nicht berührt werden kann, und daß dieſe Erhabenheit durch die Würdigung der Rüge eines ſolchen Witzes herabgezogen und herabgewürdigt wird, ſo kann ich demſelben meinen Defendenten zum 2ten Urtelsſpruch getroſt übergeben und ſeine Freiſprechung wegen der erſten incriminirten Stelle iſt unbedenklich.

Noch weniger bedenklich iſt die Freiſprechung des Angeſchuldigten wegen der andern Stelle. Die Abſicht des letztern, die Sucht bei jeder noch ſo trivialen Gelegenheit, bei jedem Banquett und Saufgelage, Toaſte auf erhabene Perſonen auszubringen, dieſe Sucht namentlich bei einer bekannten Perſon: „den Unvermeidlichen" lächerlich zu machen, die Tendenz der ganzen Schrift überhaupt, jene Perſon, den Dr. Hofrath F. F., der die Hauptrolle in dem humoriſtiſchen Drama ſpielt und deſſen Trei-

Digitized by Google

ben in der Reſidenz zu ironiſiren, leuchtet ein und ſchließt die Abſicht, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn zu verletzen, zu entſchieden aus, um an eine Majeſtätsbeleidigung nur im entfernteſten zu denken. Ob der erwähnte Toaſt Sr. Majeſtät dem König hat gelten ſollen, oder einer andern erhabenen Perſon, läßt die Stelle zweifelhaft, erſcheint aber auch gleichgültig, daß aber, wie judex a quo meint, die Abſicht des Angeſchuldigten dahin gegangen ſei, über den Toaſt ſelbſt zu ſpotten und daß an ſich ſchon eine Verletzung der Ehrfurcht gegen den Landesherrn darin liege, die Ausbringung eines Toaſtes auf den Landesherrn als ein Mittel, Jemand lächerlich zu machen, zu benutzen, dieſe Anſichten laſſen ſich höchſtens vom Standpunkte der Polizei, dieſem leider! nothwendigen Inſtitute der Inhumanität, welches überall von vornherein jede Handlung und Aeußerung der Staatsbürger mit ſchwarzen Augen betrachten muß, nicht aber vom Standpunkte des Richters, der umgekehrt mit humanem Sinne von vorn herein die Unſchuld präſumiren und dem Angeklagten die Schuld nachweiſen muß, vertheidigen.

Nicht der Toaſt auf den Landesherrn überhaupt iſt in der Schrift lächerlich gemacht, ſondern das Ausbringen deſſelben bei der beſchriebenen Gelegenheit, bei einem Studentengelage; dieſe durchaus unpaſſende Handlungsweiſe iſt benutzt, Jemanden zu perſifliren und dieſer Tendenz kann unmöglich die boshafte Abſicht untergeſchoben werden, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn zu verletzen.

Jeden wahren Patrioten muß die Erfahrung, daß unſere Richtercollegien in einer oft noch ſo harmloſen Aeußerung oder Handlung Majeſtätsbeleidigungen, Landesverrätherei u. ſ. w. entdecken, mit tiefer Betrübniß erfüllen, als ein Zeichen des krankhaften Zuſtandes unſerer Zeit, welcher den Thron unſeres angeſtammten Herrſcherhauſes mit dickem Nebel umlagert hat und die Erhabenheit der Majeſtät nicht deutlich erkennen läßt. Das 1ſte Erkenntniß erſcheint mir eine Geburt dieſer Krankheit zu ſein; der 2te Rechtsſpruch wird, das hoffe ich mit dem Angeklagten, von einem mit geſunder Kraft begabten Richter gefällt werden und

auf völlige Freiſprechung des Angeſchuldigten,

worauf ich antrage, lauten.

Berlin den 13. November 1845.

Martins II.

VIII.

Notizen.

Literariſche Erſcheinungen. — Europäiſche und amerikaniſche Erfindungen. — Deutſche Beſcheidenheit. — Alte und neue Krebſe. — Ein Franzoſe über Leipzig.

Die Maiſonne iſt literariſchen Neuigkeiten nicht günſtig. In dem Poeten gährt's wie in der jungen Natur, der Schriftſteller hat Sonntagsfeier und der lange Kerker, die dumpfe Stube wird verlaſſen, um in Wald und Feld herum zu jagen. Ueber die ſonnenbeglänzten Berge

Digitized by Google

herab ſieht man jedoch ganze Karavanen von Pilgern ziehen. Buchhändler ſind's, die von der Oſtermeſſe in ihre Heimath reiſen, mit leichtem Herzen und ſchwerem Beutel, mit ſchwerem Herzen und leichtem Beutel. Im Geiſte revidiren ſie ihre Rechnungen, muſtern ihr Lager und mancher zählt ſchmerzlich die Häupter ſeiner Lieben und ſieht, daß allzuviele ihm übrig geblieben. Was ſich in dieſer Uebergangsepoche melden läßt, iſt wenig. Von Alexander von Humbold's Cosmos, deſſen erſter Band innerhalb eines Jahres drei Auflagen erlebte, erſcheint bald der zweite Band. Das Manuſcript iſt der Vollendung nahe. Die Art, wie Humbold arbeitet, iſt eine eben ſo merkwürdige Erſcheinung als dasjenige, was er arbeitet. Während des ganzen Tages theils vom König in Anſpruch genommen, theils von Beſuchen und von der ausgedehnteſten Correſpondenz, die ein Mann in Europa hat, zerſtreut, faſt jeden Abend in Geſellſchaft, ſtets converſirend und lebhaft erregt, bleibt dem großen Naturforſcher, zur Sammlung und Aufzeichnung ſeiner Gedanken, nur die Nacht übrig und der bewundernswürdige Greis ſitzt auch rüſtig um ein Uhr nach Mitternacht noch an ſeinem Schreibpulte und begrüßt den friſchen Morgen heiter und lebensfroh, ein umgekehrter Fauſt. — Eine größere Publication anderer Art iſt im Laufe dieſes Jahres gleichfalls von Berlin aus zu erwarten: es iſt dies eine Ueberſetzung der geſammelten Werke Fouriers, mit der einige jüngere ſocialiſtiſche berliner Schriftſteller beſchäftigt ſind. — Eine dritte literariſche Neuigkeit, die man ſich in Berlin erzählt, ſcheint wohl vom 1. April ſich zu datiren. Es iſt nämlich die Rede von einem großen Epos Moſes, in fünf Geſängen und in Hexametern, deſſen Dichter kein anderer ſein ſoll, als die höchſte Perſon des preußiſchen Staates!

— Das ſchöne Mährchen von dem wunderbaren Heizapparat, den man in Wien erfunden haben wollte, iſt alſo eine Seifenblaſe, ein Windſtoß wiſſenſchaftlicher Unterſuchung hat es in Nichts aufgelöſt. Wir ſehen ſchon im Geiſte Millionen von Armen an der neuen Heizmaſchine ſich wärmen. Wälder und Steinkohlen, durch den neuen Apparat auf ein Zehntheil ihres Werthes herabgeſetzt, bieten den Unglücklichen, die bisher im Winter froren, ihre Ausbeute faſt umſonſt. Die Forſtbeſitzer laſſen ihre Bäume umhauen und Korn an ihre Stelle pflanzen. Der Getreidebau verdoppelt ſich und die Deutſchen, die jetzt Aecker genug haben, ſtellen die Auswanderung ein, der Schiffbau, der jetzt Holz im Ueberfluſſe findet, wird mit geringen Koſten betrieben und Deutſchland läßt ſich aus Wohlfeilheit eine Flotte bauen, und alle dieſe ſchönen Träume werden nun durch eine einzige Berichtigung zu Waſſer. Doch nein! Während das alte Oeſterreich das gewohnte Schickſal erlebt, abermals nichts erfunden zu haben, taucht in Amerika, dem jungen Land wunderbarer Erfindungen, die Heizmaſchine in einer andern Form auf. Es handelt ſich um nichts Geringeres, als eine ganze Stadt zu bauen, die unterirdiſch geheizt wird, wo die ſanfteſte Temperatur mitten im Winter herrſchen und Jedermann trocknen und warmen Fußes durch die Straßen wandeln ſoll. Die Idee iſt ſehr einfach — aber man mußte ſie finden! Sie beſteht darin, daß man alle Schornſteine verbannt, um

Digitized by Google

den Rauch der Oefen und Feuerheerde durch die Gaſſen und Canäle der Stadt unterirdiſch zu leiten, wo er durch ſeinen Wärmeſtoff die Straßen heizen wird, während die geſammte Rauchmaſſe, weit vor der Stadt, in einem rieſigen pyramidenartigen Schornſtein aufſteigen wird, deſſen Ventilation, wie bei Kohlengruben, durch eine Dampfmaſchine betrieben werden kann. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Röhren, welche nun das ablaufende Waſſer und den Rauch der geſammten Stadt zuſammenfaſſen werden, hermetiſch verſchloſſen ſein werden, damit Dampf und Wärme ſich nicht verflüchtigen. Die neue Stadt ſoll den Namen Hottown führen und man berechnet bereits, daß, bevor fünf Jahre vergehen, dieſe mitten im Norden mit italieniſchem Klima verſehene Stadt über 50,000 Einwohner zählen wird, da alle Bruſtkranken von nah und fern ſich da anſiedeln werden. — Wenn ſie ſich auf dem heißen Pflaſter nur nicht die Füße verbrennen!

— Wie empört ſich ein treues, deutſches Herz, wenn es auf franzöſiſcher Bühne ſeine Nation auf gemeine, ekelhafte Weiſe verhöhnen ſieht. Da wird ein Stück aufgeführt, in welchem der Ort der Handlung Algier iſt. Eine Abtheilung der Fremdenlegion, aus Deutſchen beſtehend, tritt auf, von einem franzöſiſchen Sergeanten geführt, die Deutſchen beginnen, jeder in einem andern Dialekte, einen langen Dialog voll Gemeinheit und Feigheit zu halten, der endlich damit ſchließt, daß der Franzoſe ſie ſtolz zurechtweiſt: „N'oubliez pas que vous avez l'honneur de représenter l'armée française!“ Später wiederholt ſich die Scene. Die Deutſchen glauben Abd-el-Kader bald zu fangen und berechnen ſchon die Summen, die Jeder als Löſegeld von ihm erpreſſen wird, bis abermals der Franzoſe tugendhaft ſie anfährt und ſie belehrt, was Soldatenehre befiehlt. Der Gefangene ſei Frankreich und müſſe mit Achtung und Humanität behandelt werden — kurz in Allem und Jedem ſteht der Deutſche als feig und niederträchtig, der Franzoſe als edel und hochherzig da. O dieſes Geckenvolk von Franzoſen, dieſe Großprahler, Lügner — nicht doch! Was ich da erzähle, findet nicht auf franzöſiſcher Bühne, ſondern auf deutſcher Bühne ſtatt: „der arteſiſche Brunnen“ heißt das ſaubere Stück. Auf unſeren eigenen Bühnen werden wir gegenüber dem Franzoſen in ſolcher Jämmerlichkeit und Nichtswürdigkeit geſchildert, auf deutſcher Bühne wird eine Reihe von Soldaten vorgeführt, unter denen ein einziger menſchlich und ehrenhaft iſt, und dieſer eine iſt Franzoſe. Der Franzoſe ſagt auf deutſcher Bühne zu Deutſchen: n'oubliez pas que vous avez l'honneur de représenter l'armée française. Und dies iſt nicht etwa carikirt, nicht etwa gegen die Großſprecherei der Franzoſen iſt der Spott gerichtet, ſondern umgekehrt gegen die Nichtswürdigkeit unſerer Landsleute. Ich ſaß unlängſt bei der Aufführung dieſes Stücks in Leipzig mit einem Franzoſen zuſammen und das Blut, die Scham ſtieg mir in's Geſicht. Nicht blos darüber, daß ein roher, ungebildeter Autor ein ſolches Stück zuſammenſchreibt, ſondern daß ein deutſches Parterre ſolche Beleidigungen mit anſieht, ohne die Bühne mit Aepfeln und faulem Obſt zu bewerfen. Wehe dem Director, dem Autor und den Schauſpielern in Paris, die ſolche Scenen,

Digitized by Google

in welchen Nationalgefühl und Nationalehre so beleidigt werden — auf der allerletzten Bühne aufzuführen wagten. Die Bühne würde gestürmt, das Haus wäre vor Zerstörung nicht gesichert. Und bei uns wird das Machwerk auf Hofbühnen gegeben, auf Bühnen, wo historische Personen, die etwa der Stiefgroßvater des Urahns des Landesfürsten gewesen sind, nicht aufgeführt werden dürfen — weil es verletzend und weil es eine Herabsetzung der Familie wäre, der der Fürst angehört. Als ob der Fürst nicht auch dieser großen Familie angehörte, die man Deutsche nennt und als ob es nicht verletzend wäre, wenn der Herr französische Gesandte und die jungen parfümirten Attachés mit ansehen und anhören, wie auf einer deutschen Hofbühne ein französischer Corporal eine ganze Heerde deutscher Soldaten anschnauzt: n'oubliez pas que vous avez l'honneur de représenter l'armée française.

— Es ist bekannt, daß die sogenannten neuen Krebse der Buchhändler mit scheelen Blicken von ihren Landesherren aufgenommen werden; manchem Buchhändler machen die neuen Krebse einen Strich durch die Rechnung. Daß aber auch „die Krebse der Alten", welche um die Zeit der Buchhändlermesse hier einliefen, ihrem Herrn schlaflose Nächte verursachten, dürfte weniger bekannt sein. Professor Weber in Bremen wollte vor zwei Jahren über „die Krebse der Alten" einen Vortrag in der dresdner Philologenversammlung halten. Da er früher durch eine Abhandlung über „die Küche der Römer" einen Theil der anwesenden Gelehrten, in altdeutscher Derbheit, verletzt hatte und er durch seine feine gastronomische Nase mit einer langen Nase abziehen mußte, wurde sein Krebsvortrag rückgängig gemacht, und das Manuscript in der Tasche, verließ Prof. Weber die Residenz. Die Vaterwunden vernarben aber nicht so schnell — und nach ungefähr zwei Jahren macht der Krebsschaden im Aprilheft der „Jahrbücher der Gegenwart" sich Luft. Die deutschen Gelehrten, welche die confessionellen Schranken aus den Gauen der Wissenschaft bannten, dienen dem Herrn Professor als Zielscheibe des Bremer Humors, er schlägt sich in die Brust und preist sich glücklich, daß in seinem Bremen das Vorurtheil stärker als die Aufklärung ist. Diese alten Krebse oder Krebse der Alten haben einen Professor zu einem Rückschrittssystem verleitet.

— Unter der Ueberschrift „l'Allemagne du présent" eröffnet ein Sternschnuppen in der Revúe des deux mondes Reisebriefe durch und Betrachtungen über Deutschland. Im Maiheft dieser Revúe wird Leipzig mit seinem Buchhandel, seinen Augusttagen und seinem Literatenthume besprochen. Wenn Plinius eine ganze Abhandlung über den Begriff „Literat" bei den Römern geschrieben, so hat der Franzoß nicht weniger Mühe und Worte, seinen Parisern das Allumfassende des leipziger Literatenwesens durch die Schilderung anschaulich zu machen. Zwei Worte merkte sich der Franzose in Leipzig: „Zu hart" hörte er oft, bei Theatervorstellungen und in den bewegten Straßen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Sociale Skizzen aus Paris.

I.

Sollte man nicht meinen, daß unſere Enkel einſt vor unſerer Unſittlichkeit und unſerem Elend zurückſchaudern werden, wenn ſie die ſchrecklichen Schilderungen zu Geſicht bekommen, die man uns von unſerm die Ehre und das Vermögen der Familien untergrabenden Börſenſpiel macht, wenn ſie leſen, daß von 30,000 Geburten in Paris im Jahre 1845 10,000 uneheliche waren, daß bei 30,000 Todesfällen in der Hauptſtadt 11,150 Individuen im Hoſpital ſtarben und daß auf 23 Einwohner ein Dürftiger kommt, der im Wohlthätigkeits-Büreau eingeſchrieben iſt? Gewiß, das ſind furchtbare Zahlen, und „Zahlen frappiren." Aber man betrachtet dieſe Zahlen nur oberflächlich; man ſollte doch ſich von der wahren Bedeutung derſelben Rechenſchaft geben und die Schlüſſe, die daraus gezogen werden, auf ein vernünftiges Maß zurückführen. Man würde dann finden, daß unſere Zeit noch nicht ſo häßlich iſt, als ſie beim erſten Anblick ſcheint. Allerdings ſind wir noch weit, ſehr weit von der Vollkommenheit entfernt; allerdings nagen furchtbare Krankheiten an den Eingeweiden der Geſellſchaft, aber wer kann leugnen, daß jetzt für die Heilung derſelben mehr als je geſchieht, und daß jeder Tag ſeinen Fortſchritt, ſei er auch noch ſo klein, mit ſich bringt? Sind nicht jene entmuthigenden ſtatiſtiſchen Zahlen ſelbſt ein ungeheurer Fortſchritt? Indem ſie auf das Uebel hinzeigen, weiſen ſie auch auf das Mittel hin, oder zwingen wenigſtens zur Aufſuchung deſſelben. Auch darf man nich vergeſſen, daß die Noth in unſerer Zeit hauptſächlich deswegen ſo groß erſcheint, weil man ſich früher nie ſo viel mit ihr beſchäftigt, die Ar-

Digitized by Google

men deswegen so zahlreich, weil man sie früher nie so sorgfältig gezählt hat. Früher verschmachteten sie in Vergessenheit; starben an Hunger oder Krankheit, ohne daß eine Behörde es der Mühe werth hielt, von ihrer Existenz oder ihrem Verschwinden Notiz zu nehmen; man bemerkte sie nur, wenn sie schädlich wurden. Dann erfaßte sie der Arm des Gesetzes und machte kurzen Prozeß mit ihnen. Jetzt haben die Geburts- und Sterbelisten, die Hospitäler, die Wohlthätigkeitsinstitute, die Berichte der Inspectoren, die jährlichen Veröffentlichungen der Ministerien eine strenge Ordnung in dieser Sphäre geschaffen und in jene finstern Schlupfwinkel, in welchen ehemals das Elend vegetirte, ein heilsames Licht gebracht. Dazu kommt der Einfluß der Presse, die durch ihre wahren, wie durch ihre falschen Beurtheilungen theils die Thätigkeit der Behörden anregt, controllirt, zurechtweist, theils die Sympathien des Publicums wach erhält. Aus unsern Statistiken auf die Zunahme der Unsittlichkeit schließen, wäre eben so lächerlich, als wollte man aus unsern Criminaltabellen beweisen, daß heute verhältnißmäßig mehr gemordet und gestohlen wird, als zur Zeit Cartouche's und Mandrin's.

Daß wenigstens Ordnung, Gesetz und Ueberwachung das Leben des heutigen Armen von allen Seiten umgeben, zeigt sich nirgends so sehr, als hier in Paris, dessen Wohlthätigkeitsanstalten ein umfassendes, vielgegliedertes System bilden, das den Armen von der Wiege bis zum Grabe nicht einen Augenblick ohne Beistand läßt. Man kann dem Armen Schritt vor Schritt folgen: im Findelhaus tritt er in's Dasein; von da geht er in die sogenannte Krippe oder „crèche" über, von da in die Kleinkinderbewahranstalt; mit sechs Jahren verläßt er dieselbe, um in die Primärschule einzutreten, und später in die Schulen für Erwachsene. Wenn er nicht arbeiten kann, wird er in die Wohlthätigkeitsbüreaus seines Bezirks eingeschrieben, und, wenn er krank wird, hat er die Wahl unter zwölf öffentlichen und Privathospitälern. Endlich, wenn der pariser Arme das Ende seiner traurigen Laufbahn erreicht, so stehen sieben Hospizien zu seiner Aufnahme bereit, deren heilsame Lebensordnung oft seine nutzlosen Tage über die Grenzen hinaus verlängert, welche das Leben des mit allen Bequemlichkeiten umgebenen Reichen selten erreicht.

Uebrigens verlieren die oben angeführten Zahlen bei näherer Betrachtung viel von ihrer Furchtbarkeit. Es ist bewiesen, daß in Paris auf drei Geburten ein uneheliches Kind kommt; aber man darf hieraus keineswegs schließen, daß alle diese Kinder sich im Zustande

Digitized by Google

der Hilfloſigkeit befinden. Eine ſehr große Zahl natürlicher Kinder bleibt bei ihren Müttern, wo ſie beſſer gepflegt werden, als viele in der Ehe geborne Kinder. Später werden ſogar die meiſten noch anerkannt. Man glaubt es nicht, welche Menge von dürftigen Perſonen in Paris mit einander in ehelichem Verhältniß, aber außerhalb der geſetzlichen Ehe leben und dabei doch in der Ausübung aller häuslichen Tugenden als Muſter dienen können. Es iſt dies immerhin traurig, aber der Mangel einer hinreichenden Summe für die Koſten der Ceremonie läßt oft Jahre lang die beſten Abſichten nicht zur Ausführung kommen. Was die Leute betrifft, die im Verhältniß von mehr als 1 zu 3 im Hoſpital ſterben, ſo wäre es ein großer Irrthum, dies immer aus ihrer Hilfloſigkeit zu erklären. Früher empfand das Volk vor dem bloßen Wort Spital einen Widerwillen, welcher jetzt immer mehr verſchwindet, und mancher Arbeiter zieht es vor, ſich unentgeldlich im Hotel-Dieu oder in Beauſon pflegen zu laſſen, als für eine dürftige Pflege in ſeiner Wohnung viel Geld auszugeben. Auch darf man nicht über die enorme Zahl von 88,000 Dürftigen, die in die Wohlthätigkeitsbüreaus eingeſchrieben ſind, allzuſehr erſchrecken. Dieſe Büreaus haben bei den beſten Abſichten der Welt ein Intereſſe, die Zahl der Hilfsbedürftigen zu übertreiben, um eine größere Summe von Beiträgen heranzuziehen. Auch haben ſich in dieſen Theil der öffentlichen Mildthätigkeit am meiſten Mißbräuche eingeſchlichen: nicht alle Bettler, die an dieſer reichen Quelle ſchöpfen, ſind des Mitleids würdig, und Schmarotzer und Müſſiggänger wiſſen ſich oft da hinzudrängen, wo nur der wahren Armuth ein Platz gebührt.

Neben dieſen öffentlichen Anſtalten iſt auch die Privatwohlthätigkeit fortwährend thätig. Man weiß es nicht genug, wie viele edle Geiſter und warme Herzen ſich unaufhörlich damit beſchäftigen, das Loos dieſes Volkes zu verbeſſern, das man uns beſtändig als eine Kaſte von unterdrückten und neidiſchen Parias darſtellt. Man ſollte meinen, der Pariſer könnte, ſich auf die angeführten öffentlichen Inſtitute verlaſſend, ſich der Pflicht, Almoſen zu ſpenden, völlig entbunden halten, und in der That glauben Viele in Deutſchland, daß außerordentliche Mildthätigkeit hier nur mit Hilfe von Concerten und Bällen zu erlangen ſei, und daß man in Paris nur tanzend oder, um in der Lotterie zu gewinnen, Almoſen gibt. Wenn dieſe Leute unſern in dem moraliſchen Deutſchland verſchrieenen Weltdamen auf ihren Tagesexcurſionen folgten, ſo würden ſie ſehen, daß ſehr oft dieſe feurigen Augen, welche des Abends unter Diamanten glänzen, im Laufe

Digitized by Google

des Tags gar milde Troſtſterne für manche Familie geworden ſind, daß dieſer kleine Mund, der nur für leichtſinniges Salongeſchwätz gemacht ſcheint, Worte der Ermunterung geflüſtert hat, und dieſe Finger, die mit dem Fächer ſpielen, an der Ausſtattung des Armen genäht haben. Aber dieſe Frauen wirken nicht blos vereinzelt, die Induſtrie hat ſie die Macht der Aſſociation gelehrt. Sie bilden Vereine, deren Mitglieder die Arbeit unter ſich theilen.

II.

Eine dieſer Aſſociationen erfreut ſich in dieſem Augenblick eines glänzenden Erfolgs. Die „crèche," die vor ohngefähr einem Jahre hier unter den Auſpicien des Grafen Molé gegründet ward, verſpricht ſich durch ganz Europa zu verbreiten. Die „crèche" füllt die Lücke aus zwiſchen der Entbindungsanſtalt, wo das arme Kind das Licht erblickt, und der salle d'asile, der Kleinkinderbewahranſtalt, die ihm vom zweiten bis zum vierten Jahre eine Stätte gibt. Aber die crèche hilft vielleicht einem noch dringendern Bedürfniß ab, als die Kleinkinderbewahranſtalt, denn ſie nimmt ſich des Kindes in dem kritiſchſten Augenblick ſeines Daſeins an, wo es am wenigſten im Stande iſt, Entbehrungen zu leiden und wo es am meiſten ſeinen Eltern zur Laſt fällt; ſie ſchützt und bewacht es für ſeine Mutter, während dieſe arbeitet, ſie bietet es mitten am Tage ihrer Bruſt dar und gibt es ihr nach geendigtem Tagewerk wieder. So wird die Geſellſchaft zur Amme für dieſes Kind, welches vielleicht vor Kälte zwiſchen den eiſigen Wänden einer Dachkammer oder vor Hunger an der verſiegten Bruſt einer kranken Mutter geſtorben wäre. Jetzt kann dieſe Mutter an ſich ſelbſt denken, ſie kann ruhig arbeiten, da ſie über das Loos ihres Kindes außer Sorgen iſt; mit ihrer Geſundheit beſſert ſich auch ihre Milch, ſo wird das Kind am Leben erhalten, und aus einem kränklichen oder ſchwächlichen, das es in dieſem oft ohnmächtigen Kampfe des anfangenden Lebens gegen das Elend geblieben wäre, wird es ſtark und geſund werden. Das ſind die Reſultate dieſer Anſtalt; gewiß, man darf an einer Zeit nicht verzweifeln, die ſolche Ideen in's Leben treten ſieht.

Paris hat ſchon acht Krippen*); die Departements haben ſchon mehr als hundert; Deutſchland, Italien, Belgien und Holland haben

*) Seit einem Monat ſind drei neue „Krippen" gegründet worden; bald wird jeder Stadttheil von Paris wenigſtens eine beſitzen.

Digitized by Google

die neue Einrichtung ebenfalls ſchon aufgenommen, und doch iſt dieſelbe nicht älter als ein Jahr. — Es ſcheint, daß man ſeit den „Findlingen," deren ſich Saint Vincent de Paule annahm, für dieſe armen Kleinen noch nichts ſo Gutes gethan hat. Und auch hier ſind es wieder Frauen.... In der That, Gutes zu ſtiften, verſteht oft der Inſtinct einer Frau beſſer, als Geſetzgeber mittelſt der tiefſinnigſten Studien.

Aber dieſer Inſtinct muß durch Erfahrung und Klugheit geregelt werden, und dieſe Aufgabe hat ein Herr Marbeau übernommen, ein Adjunct der Mairie des erſten Arrondiſſements und Gründer der erſten crèche. Die Vorſicht dieſes Mannes hat die Hitze der hilfreichen Vorſteherinnen zu mäßigen gewußt. Dieſe nämlich, unbekannt mit den Klippen der Wohlthätigkeitsanſtalten, wollten Allen ohne Unterſchied die Hilfsquelle des Mitleids geöffnet ſehen. Aber die Zulaſſung zur crèche muß vor Allem eine Erleichterung der arbeitenden Klaſſe ſein, und nicht etwa dem Laſter oder der Trägheit Vorſchub leiſten. Man hat daher eine ſehr kleine Vergütigung, etwa zwanzig bis dreißig Centimes, von der Mutter verlangt. Doch iſt es vorgekommen, daß viele rechtſchaffene Mütter, aus Mangel an Arbeit, ſich außer Stande ſahen, ſelbſt dieſe kleine Entſchädigung zu zahlen. Was ſollte man thun? Sie von den Wohlthaten der Anſtalt unter Berufung auf das Reglement ausſchließen, hieße in den Fehler der Wohlthätigkeitsbüreaus verfallen. Andererſeits iſt es wichtig, das beſchränkende Princip der Aufnahme feſtzuhalten. Man hat daher zu einem ganz einfachen Mittel die Zuflucht genommen: dies beſteht darin, dieſen Frauen Arbeit zu geben. So ſchließt ſich eine gute Idee an die andere an. Erſt gründete man nur eine Krippe für hilfsbedürftige Kinder, und hierdurch ſah man ſich veranlaßt, eine Werkſtätte für arbeitsloſe Frauen zu eröffnen. Hier kommen ſie zuſammen und arbeiten Hemden für den gewöhnlichen pariſer Tagelohn. Aber da man ſich hüten muß, mit der Induſtrie zu concurriren, ſo zieht man von dieſem Lohn nur die Summe ab, die zur Erhaltung des Kindes in der Krippe nothwendig iſt. So erhält das Kind ſeine gute Pflege, die Mutter hat Arbeit, kein Intereſſe wird verletzt, und die Humanität und Moral ſind befriedigt. — Uebrigens dringt ſich einem bei Betrachtung dieſer Anordnungen noch ein Umſtand auf, der gewiß viel zu denken gibt und namentlich auf unſere Zeit ein ſehr günſtiges Licht wirft. Zur Zeit als der heilige Vincent de Paule die verlaſſenen Kinder ſammelte, war es etwas ſo Unerhörtes, ſich mit dem Volk zu beſchäfti-

Digitized by Google

gen, daß die ganze Welt von Bewunderung ergriffen wurde und Rom ihn heilig sprach. Heutzutage spricht man kaum von Denen, die sein Werk vervollständigen. Was ehemals eine erhabene Aufopferung war, ist jetzt kaum mehr als eine Pflicht; der Heilige des 17. Jahrhunderts würde im 19. nur ein rechtschaffener Mann sein.

III.

Die Gründung einer Werkstätte ist übrigens ein kitzliches Ding, das eine sorgfältige Prüfung erfordert, namentlich wegen der industriellen Concurrenz, die sich ihr entgegen stellt und dies gibt mir Gelegenheit, auf einen Punkt zu kommen, der noch nicht genug die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt hat: es ist dies die Arbeit der Gefangenen in den Strafhäusern und die Mißbräuche, die damit verbunden sind. Schon haben sich in Frankreich in den Distrikten der Zuchthäuser zahlreiche Klagen erhoben wegen der Concurrenz, in welche die Arbeit der Gefangenen mit der Privatindustrie tritt. So hat neulich die Handelskammer von Troyes eine Beschwerde an das Generalconseil der Manufakturen gegen das Arbeitshaus von Clairvaux gerichtet, welches 2,253 Gefangene enthält, deren Arbeiten eine Ueberfüllung des Marktes und daher Herabsetzung der Preise herbeiführt, welche den freien Arbeitern den größten Eintrag thut.

Es ist klar, daß man bei dieser falschen Anwendung des Arbeitsgesetzes von einer trefflichen Voraussetzung ausgegangen ist, um zu einem schädlichen Resultat zu gelangen; es ist nichts als billig, müssige Kräfte der Gefangenen nutzbar zu machen zur Verminderung der Kosten, die sie dem Staat verursachen; daß die Arbeit im Allgemeinen dem Körper heilsam ist und besonders der Moralität förderlich, ist bekannt.

Auf diese Principien gestützt läßt der Staat die Gefangenen ein Handwerk lernen und erhebt von dem Ertrage ihrer Arbeit seine Unterhaltungskosten nebst einem Ersparniß, das er dem Gefangenen beim Ablauf seiner Strafzeit zustellt.

So weit ist Alles gut, aber nun kommt der Fehler des Systems: die Gefängniß-Verwaltung, die schon genug zu thun hat, ohne sich mit Industrie zu beschäftigen und die sich schlecht darauf versteht, Lehrlinge zu bilden, verkauft die Ausbeute des Gefängnisses einem Privat-Unternehmer. Dieser sucht natürlich von den Arbeiten so viel Nutzen als möglich zu ziehen. In seinen Augen wird der Verbrecher ein Werkzeug der Production, das man, wenn es geschickt ist, an-

Digitized by

ſpornt, wenn es träge oder unnütz iſt, beſtraft. So greift ein fremder Einfluß in die Strafe ein, und dieſe wird durch Forderungen erſchwert, die außerhalb des geſetzlichen Strafmaßes liegen. Bisher hat man ſeine Aufmerkſamkeit nur auf die Nachtheile gerichtet, die den Fabrikanten durch die Concurrenz der Gefängnißarbeit entſtanden, man hat über dieſen ökonomiſchen Fehler den moraliſchen vergeſſen. Es iſt gewiß, daß dieſe Einmiſchung des induſtriellen Princips dem Zweck des Geſetzgebers nicht entſpricht. Das Gefängniß wird eine Werkſtätte und das mercantiliſche Intereſſe verdrängt das ſociale Intereſſe der aufgelegten Strafe. Man muß darauf ſehen, daß die Geſchicklichkeit des Arbeiters nicht die Strafe des Verbrechers mindere. Wenn es der Geſellſchaft darum zu thun iſt, daß man die Idee dieſer Inſtitutionen nicht verkehre, wenn ſie will, daß die Strafe eine Strafe bleibe, ſo iſt es durchaus nothwendig, daß man dem Gefängniß ſeine Beſtimmung zur Buße erhalte und daß man es nicht zu einem Mittel des Gewinns und zu einem Gegenſtand induſtrieller Ausbeute mache.

Gewiß läßt die innere Einrichtung der franzöſiſchen Bagno's viel zu wünſchen übrig, und es iſt ein wahrer Krebsſchaden für ein Land, **7000** Verbrecher unterhalten zu müſſen, die ſich gegenſeitig verderben, und die früher oder ſpäter den Ausſatz des Verbrechens, der ihnen an dieſen verwünſchten Orten eingeimpft, oder weiter ausgebildet wurde, in den Schooß der Städte zurückbringen. Aber ſo wie er iſt, erfüllt wenigſtens das Bagno den Zweck des Geſetzes: es iſt ein Ort der Beſtrafung. Dazu kommt, daß ſein Aufenthalt geſünder iſt, als der der Einſperrungshäuſer und daß daſelbſt mehr als die Hälfte weniger von den Verurtheilten ſterben. Dies liegt ſicherlich an der Art von Arbeiten, mit denen ſie beſchäftigt ſind. Im Bagno beſteht die Arbeit in Bewegung, in körperlicher Anſtrengung, meiſt in freier Luft, während die Manufakturarbeit der Detentionshäuſer die Gefangenen vor einem Webſtuhl oder einem Werktiſch, in einer verdorbenen Atmoſphäre feſthält. Aus den officiellen Documenten geht hervor, daß in den Zuchthäuſern von **6—12** Gefangenen jährlich einer ſtirbt, während in den Bagnos das Verhältniß gleich iſt, zu **30—40**. Es ſterben alſo in den Zuchthäuſern **5** Gefangene für **2**, die in den Bagnos ſterben. Dieſe Thatſachen verdienen ſicherlich die Aufmerkſamkeit der Regierungen auf ſich zu ziehen in einem Augenblick, wo man in Frankreich nicht minder wie in Deutſchland mit Einführung des neuen Pentitentiarſyſtems Ernſt macht.

Digitized by Google

Es iſt ſchmerzlich daran zu denken, daß manches Kind, das durch die crèche dem Leiden und dem Tod entriſſen worden, durch einen böſen Inſtinct getrieben, die verdorbene Menge, aus der ſich unſere Gefängniſſe rekrutiren, vergrößere und daß ſo die Geſellſchaft das ſchädliche Weſen, das ſie ſpäter zu beſtrafen gezwungen iſt, in ihrem eigenen Schooße genährt und erwärmt haben wird; aber ſolche Bedenken dürfen den Fortſchritt der öffentlichen Wohlthätigkeit nicht hemmen, ſie müſſen nur die Wirkſamkeit derſelben regeln. Es gibt ſehr wenig unverbeſſerliche Naturen, und die wahre Aufgabe des Geſetzgebers ſollte mehr darin beſtehen, dem Verbrechen durch Wohlthat und Troſt vorzubeugen, als es durch Strenge im Zaum zu halten. Man hat lange genug ſich dieſes letzten Mittels bedient, man verſuche es einmal mit einem ſanftern. Die Verzweiflung verfinſtert den Verſtand; das Elend iſt ein Wermuth, der das Herz verbittert und Abneigung erzeugt; darum verwünſcht oft der Arme den Reichen. Aber dieſer komme jenem entgegen; indem er dem Kinde eine Zuflucht und den Eltern Arbeit gibt, erleichtere er ihnen das Daſein und öffne ihnen die Zukunft; dann werden dieſe harten Seelen ſich der Dankbarkeit öffnen, und die alte Scheidewand, die Mißtrauen und Haß aufgerichtet, wird von ſelbſt fallen. Die crèche in ihrer gegenwärtigen Einrichtung ſcheint ein ſehr geeignetes Mittel, die wohlhabenden und die dürftigen Klaſſen einander zu nähern. Stiftet nur immer Krippen, Ihr ſchönen Frauen, es iſt dies nicht blos ein gutes, es iſt auch ein kluges, ein politiſches Werk. Durch dieſe häufige Berührung werdet ihr die übertriebene Furcht vor der Rohheit des Volkes verlieren, ihr werdet ſeine einfachen Tugenden und ſeine geduldige Reſignation beſſer kennen lernen. Der arme Arbeiter andererſeits, wenn er Zeuge ſein wird des mitleidigen Beiſtandes, der verſtändigen Sorgfalt, deren Gegenſtand ſein Kind iſt, wird ſeine Vorurtheile gegen den Stolz und die Härte der Reichen ablegen. Die Kaſtenfeindſchaften werden erlöſchen vor dieſem Kinde, das in der Geſellſchaft, wie es dies ſchon in der Familie iſt, ein Pfand der Verſöhnung geworden ſein wird. Dieſe Wiege, über die ſich zwei Mütter neigen, iſt die Bundesarche, welche die Eintracht und den Frieden der Zukunft gründen und befeſtigen kann.

Digitized by Google

Lyriſches Hintertreffen.

Da hat ſich auf meinem Schreibtiſche ein kleiner Stoß lyriſcher Ergüſſe angeſammelt, der ſchon lange um ein Urtheil bittet. Es liegen friedlich neben einander die Gedichte einer adligen Dame aus Oeſterreich und eines Drechslermeiſters aus Straßburg, daneben und dazwiſchen manches andere Bunte. Alle die grünen, gelben, weißen Bändchen auf Velinpapier ſcheinen ſehr beſcheidene Anſprüche zu machen und man thäte ihnen wohl gar ein Unrecht an, wenn man den kritiſchen Maßſtab, welchen die Lyrik unſerer Tage fordert, auch an dieſe kleinen Sänger und Schwätzer anlegen wollte. Aber ſie drängen ſich ſelber heran, ſie möchten alle gern beſonders hervortauchen, ſie fordern ein Urtheil heraus: wohlan denn, es ſoll ihnen werden.

Für einen ſehr großen Theil unſerer deutſchen, ſogenannten Lyriker exiſtirt gar keine Entwickelung, weder eine äſthetiſche, noch eine politiſche, ſociale, ſie ſingen und zwitſchern blos, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt. Für ſie gibt es auch eigentlich gar keine Lyrik, ſie haben blos lyriſche, nicht poetiſch-, ſondern privat-individuelle Momente und laſſen die alten Reminiſcenzen von der Wehmuth, von dem treuen Herzen, von dem Heimweh, von der Seligkeit der Liebe, von den Schauern des Grabes u. ſ. w. u. ſ. w., immer wieder friſch weg, wie etwas Originales drucken. Für dieſe harmloſen Geſchöpfe hat unſer Vaterland gar keine großartige lyriſche Literatur von Günther an bis auf Goethe und drüber hinaus, obgleich ſie immer wieder den äußern Abhub dieſer Literatur unermüdet in Proſa ſetzen. Sie ſind ganz iſolirt vom Leben, von allgemeiner Entwickelung. Sie ſind ſo ganz und gar gutmüthige, echt deutſche Seelen. Daß aber bei dieſer Lyrik nichts herauskommt, das iſt klar, ſie iſt ein durchweg verlorener Poſten, ſo-

Digitized by Google

wohl in äſthetiſcher, als in jeder andern Beziehung. Die große Armee, welche die Schlachten der Geſchichte ſchlägt, iſt weit darüber hinausgezogen und hütet ſich wohl, von allen lyriſch-empfindſamen Seelen, die den Meßkatalog um eine Nummer reicher machen, irgend wie Notiz zu nehmen. Das lyriſche Element geſtaltet ſich bei uns in Deutſchland ſehr ſelten als eine Kraft, größtentheils immer als eine Krankheit.

Die lyriſche Kraft unſerer Gegenwart bewegt ſich zum Theil in einer Umgeſtaltung des poetiſchen Gebietes. Sie pflanzt neue Zeichen und Fahnen auf. Gehört denn die Lyrik und allgemeiner die Poeſie nur in das Reich des Mondſcheines, des ſäuſelnden Waldes, der rauſchenden Quelle, der dämmernden Romantik, der matten und ermattenden Gefühle? Iſt der Gegenſatz zwiſchen dem Kampfe des Lebens und der Geſchichte mit der Poeſie ein wahrhaft begründeter? Haben Leben und Poeſie nicht einen und denſelben Urſprung, nicht ein und daſſelbe großartige Ziel? Weshalb will man ſie trennen, weshalb ſoll die Poeſie nur auf den bloßen Schein des Lebens angewieſen werden? Kann und ſoll die Poeſie nicht über die Gefühlsmomente hinausgehen? Muß ſie bei jener alten Ascetik verharren, in welche ſie durch den ganzen Verlauf der chriſtlich-germaniſchen Welt hineingebracht worden? Das ſind die Fragen, welche unſere Gegenwart, in Betreff der Lyrik, zu löſen hat, ſowohl durch productive Thaten, als durch kritiſche Gedanken und welche zum Theil ſchon kühn und kräftig gelöſet worden ſind. Aber unſere lyriſchen Kranken hören und ſehen nichts, ſie halten die Augen zu vor dem neuen Lichte und fühlen nichts, als ein inneres Weben und Dämmern.

Die Gedichte der Frau Anna von Fuger-Rechteborn, welche uns zuerſt in die Hand fallen, ſind ſehr lyriſch-krank. Aber ſie ſind die Zöglinge einer Frau und wenn ſich das Weib noch nicht über den engen Kreis ſubjectiver Gefühlsmomente emporhebt, ſo darf man wohl, wo die meiſten Männer noch darin ſtecken bleiben, am allerwenigſten ſtrenge darüber richten. Weil die Liebe

„von ihrem reichen Zauberjoche
Nur goldne Träume mir verliehn"

ſagt die Verfaſſerin,

„Drum hab ich mir die holde Liederblume
Nun angepflanzt in meiner Bruſt."

Digitized by Google

Ein ganz weiblicher Grund zum Singen und Klagen. Die Verfaſſerin bittet uns (S. 172.) ihre Lieder ſo anſpruchslos aufzunehmen, wie ſie dieſelben gefunden. Ein weicher, ſentimentaler, bis zu einer krankhaften Schwärmerei ausartender Ton zieht ſich durch dieſelben vom Anfang bis zu Ende, das Mitleid, der Tugend Lohn, das Heimweh, die Entſagung, das ſind die Saiten, welche von der Verfaſſerin ohne beſondere Tiefe und Originalität auf die althergebrachte Weiſe angeſchlagen werden. Sie wird zuweilen ziemlich geſchmacklos, z. B.

In des Sängers warmem Herzen
Wohnt des Liedes Zauberklang.
All ſein Glück und all ſein Leiden
Wohnet in dem Wunderſang.
Liebend ward er aufgezogen
In dem gluthdurchſtrömten Raum,
Ausgeſchmückt mit Perl' und Blume
Aus des Sängers reichſtem Traum.

Sehr ſchwach und geſtaltlos ſind die Balladen und Romanzen. In dieſe Dichtungsform, welche ganz und gar der romantiſchen Periode angehört, würde kaum noch ein Uhland neues Leben bringen können. Man kann wohl noch neue Stoffe für die Ballade und Romanze bearbeiten, aber ihr geiſtiges Element ſcheint erloſchen zu ſein, ſelbſt ein Talent, wie Hebbel, verſucht ſich vergebens daran. Einmal erhebt ſich die Verfaſſerin aus ihrem kleinen Herzweh bis zu — Nikolaus Becker, und ſie ſingt den Franzoſen, die ſie „mit blutiger Räuberhand" ſchildert, entgegen:

Sie ſollen ihn nicht haben
Den herrlichſten Gewinn,
Es liegt mit uns begraben —
Der treue, deutſche Sinn.

Nun, ſo mag er begraben ſein und der Straßburger Drechslermeiſter Daniel Hirt ſich hören laſſen. Der muß doch wiſſen, wo er begraben liegt und er wird hoffentlich recht gehörig darüber jammern.

Aber nein, dieſer Mann iſt eine ganz erfreuliche Erſcheinung. Er kümmert ſich auch den Teufel um die äſthetiſchen Regeln der Lyrik und um die moderne Macht und Bedeutung derſelben, aber er jammert nicht, er ſingt mit einem derben Volksnaturell und iſt bei ſeinem Gott, ſeiner Drechslerarbeit und ſeiner Poeſie ganz zufrieden, für die, wie er ſelber ſingt, er nur des Sonntags Zeit hat:

Digitized by Google

Sonntag iſt mein Freudentag,
Wo ich gerne ſingen mag,
Ruhig iſt's und friedlich.

Sonntags kehrt, mich zu erfreun,
„'S Mädchen aus der Fremde" ein,
Mir wird's ganz gemüthlich.

Die Gedichte des Straßburger Drechslermeiſters haben keinen hohen Schwung, keine Originalität des Gedankens und keine poetiſche Tiefe der Empfindung, aber es macht ſich in ihnen eine friſche, pausbackige Lebenskraft recht behaglich geltend. Man merkt ihnen das reichſtädtiſche, ja das meiſterſängerliche Element an und einem Lande, wie das Elſaß, welches immermehr von dem urſprünglichen Vaterlande abgebunden wird, iſt ein Mann wie unſer Drechslermeiſter eine um ſo angenehmere Erſcheinung. Er bringt es zwar zu keiner directen, politiſchen Declamation, aber ſein deutſcher Sang und die Kernhaftigkeit ſeiner deutſchen Natur ſchon an ſich ſind von Intereſſe. Politiſch iſt unſer Mann ſehr ſchwankend, wie überhaupt das Elſaß. Jetzt blickt er über den Rhein, nach dem Schwarzwalde zu und ſingt, bei Erwin's Standbild, von der alten Glorie des deutſchen Vaterlandes, dann wendet er die Blicke wieder nach den Ardennen und ſingt Louis Philipp an:

Reiht, Bürger, reiht euch ſchützend um den Thron,
Löſcht aus der Zwietracht unheilvolle Brände,
Der innere Frieden iſt uns längſt entflohn,
Ruft ihn zurück! Reicht euch die Brüderhände!

Wir haben es, wie man ſieht, mit einer gutmüthig-beſcheidenen Seele zu thun, die beſſer, auf kleinbürgerliche Manier, „Lied vom Drechsler," „Trinklied für Elſaſſer," „Meinem Erſtgebornen," „Neujahrswünſche," „Vaterunſer," „Bei der Geburt meines Töchterleins" zu ſingen, als die politiſche Sphinx unſerer Tage zu beherrſchen, wie viel weniger poetiſch zu löſen weiß. Auch in Bezug auf die Reime iſt unſer Drechslermeiſter durchaus nicht äſthetiſch bedenklich, er ſcheint bei dem Schnurren und Flackern ſeiner Drechslerbank dafür die Feinheit des Ohrs verloren zu haben und ſagt nun ohne Umſtände, reim dich oder ich freß dich. So z. B. S. 19. reimt ſich „Strande" auf „Verwandte," „Geliebte" auf „trübte," „Flucht" auf „ruft," u. ſ. w.

Am beſten ſind unſerm Drechslermeiſter die Gedichte in der Straßburger Mundart gelungen. In ihnen macht ſich, wo der Stoff immer aus den Kleinlichkeiten und Alltäglichkeiten des ſchlichten, bür-

Digitized by Google

gerlichen Lebens hergenommen iſt, ein Humor geltend, der uns vielfach an Hebels allemanniſche Lieder erinnert, der ihnen an Saftigkeit jedenfalls gleichkommt, wenn er auch nicht, oder doch nicht durchgängig, die poetiſche Tiefe derſelben anſprechen kann. In dieſem Kreiſe iſt unſer Drechslermeiſter und ſeine Poeſie vollkommen zu Hauſe, hier beherrſcht er ſeinen Stoff vollkommen und ſchalkhaft, hier ſehen wir ihn anders, als wie im Anfange ſeines Buches, ſteif und im Sonntagsrocke. In ihnen ſtellt ſich uns das allerdings in einem ſehr beſchränkten Kreiſe, aber doch voll Friſche ſich bewegende, bürgerliche, deutſche Volksnaturell des Elſaſſes deutlich entgegen. Um etwas mitzutheilen, mögen hier ein paar Strophen aus den „Herzensergießungen einer Straßburger Gänſeſtopferin" einen Platz finden. Die Gänſeſtopferin ſingt:

Guet ſo, myn Gänſel!
Foll wurd dyn Ränzel;
Na, ſey manierli, blyb hinte nur feſt!
Halt, dyne Büerzel
Wickl' ich in's Schüerzel.
Sittſch jetz ſo weich wie d'e Vöuel im Neſt
Wenn d'an ſechs Doa nur zu lewe noch häſt!

Wyt iſch dyn Kraaue,
Kann viel vertraaue,
'S Wälſchkorn ruttſcht brächdi 'nunter wie g'ſchmiert!
Wie e Balle Butter
Borzt ſchuen dyn Dutter!
Wur i denn dieß mol nit angerührt?
Nit mit d'e Lawwer am Narreſeil g'führt?

D' Nachbern drüewwe
Sat ſie het ſiewwe
Lywwer bekumme for d' Lewwer, iſch's wohr?
Iſch's nuer e Löue
Daß ſie gewöue
Anderthalb völligi Pfund uff's Hoor?
Macht ſie am End Simbadiae noch droor?

Höhen und Tiefen. Gedichte von Ernſt Weller. In einer Rubrik, die der Dichter „Volles Leben" überſchreibt, verliert ſich Alles in Rührung, Wehmuth, Thränen, Träume und einige Dampfſchifffahrten; das iſt bezeichnend für den Standpunkt des Verfaſſers. Ein romantiſch-naturreligiöſes Element macht ſich zwar ſehr in ihm geltend, ſeine Poeſie hat ſich noch nicht über den Kampf mit der Natur-

Digitized by Google

gewalt erheben können, er beherrscht die Natur nicht mit einem Theile jener poetischen Kraft, welche wir an Goethe bewundern, er betet sie mit romantischer Selbstäußerung wie ihr Sklave an:

Rauschet leis', ihr ernsten Bäume,
Daß mein Herz in Andacht sei,
Hüllet mir der Erde Säume,
Laßt den ew'gen Himmel frei.

Auf den Zweigen sitzen Englein,
Singen hell und singen klar;
Blüthen spielen um die Wänglein
Blätter um das goldne Haar.

Sein Hang zur Naturreligion wird sogar sehr kleinlich-komisch; z. B. in folgenden Versen:

Das Kirchlein ist der Brombeerstrauch,
Das Dach von Blättern viel; (?)
Kronleuchter drin und Bänkchen auch:
Grasblüthe, Mooses Stiel.

Und hell mit wunderbarem Klang
Schlägt Glockenblümchen an,
Goldkäfer schwingt den feinen Strang,
Läuft emsig auf daran.

Ein solches Spielen mit den Naturerscheinungen deutet immer auf einen Mangel an originaler Empfindung, auf eine poetische Schwäche hin. Karl Meyer hat in dieser Beziehung sehr Großes geleistet, obgleich wir einzelne Lichtblicke bei ihm nicht verkennen; unser Verfasser tritt den schwäbischen Mückenbeinchensänger nur noch mit Matthisson'schen Elementen etwas in's Breite. Welch' unerträglich-prätentiös aufgeputzte Spielerei ist es z. B., wenn er anfängt:

Kindheit!
Blindheit!
Ueber Dinge,
Deren Ringe
Unter Harren
Uns mit starren
u. s. w. u. s. w.

In den Gedichten, welche der Verfasser als „Kampf" zusammenstellt, suchten wir vergebens nach den Kräften und dem Ziele seines Kampfes, nach einem geistigen Mittelpunkte. Er singt von einem Rosse, welches mit ihm durchgeht und schließt:

Digitized by

Verderben, ich komme, dir stürz' ich entgegen,
Vor deinen zermalmenden Fuß mich zu legen.
Rettung! Halt!
Gerettet!

Ein blind durchgehendes Roß ist jedenfalls eine sehr schlechte Allegorie für einen sittlich-freien Kampf und der stotternde Ausdruck des Verfassers ist eben so unverständlich, als unlyrisch. Eben so singt der Verfasser von der „fressenden Zeit" blos pathetisch, sein Kampf ist ohne Inhalt und Wahrheit, seine Poesie ist ohne eigenthümliche Tiefe. Sein Dichten ist hervorgegangen aus dem alten romantischen Gegensatze zum Leben, nicht aus der Wahrheit und Fülle des Lebens selber.

Alwila, eine Dichtung in sechs Gesängen von Julian Heins. Eine kleine lyrisch-epische Production. Der Verfasser hat Byron und Shelley gelesen und es für leichter gehalten, als es ist, in ihre Fußtapfen treten und doch etwas Eigenthümliches liefern zu zu können. Er schließt sein kleines Gedicht mit der Strophe:

Nur wo sich Kraft und Schönheit eng verbinden,
Da reift zur Frucht die Ernte goldner Saat:
Denn hell entkeimen aus der Tiefe Gründen
Das Lied dem Schönen und der Kraft: der That.

Trotz dieser Hinneigung zu der „That," welche der Dichter freilich ganz willkürlich, gewissermaßen als die Moral seines Liedes hinstellt, und in den Bewegungen der Gegenwart, begrenzt sich der poetische Beruf des Verfassers doch auf dem Gebiete der Romantik, und wo er dieses überschreitet, hört er auf Poet zu sein; in demselben leistet er viel Tief-Empfundenes und er hat unleugbar die Gabe der zarten, romantischen Schilderung. Seine Naturgemälde, seine Elfengruppen sind voll Duft und Zartheit, aber seine Gestaltungskraft in den Kämpfen des Geistes und des menschlichen Lebens ist sehr schwach, beinahe total unfähig. Er kann nicht entwickeln, durcharbeiten, kämpfen, Menschen schaffen; das Wachs schmilzt ihm unter den Händen. So fehlt denn auch seiner „Alwila" die Einheit, die Entwicklung, welche man von jeder poetischen Erzählung verlangen darf, sein Clotar ist nichts, als ein lebensunfähiger Spuck. Wie der Dichter aus dem Dämmerschein seiner recht hübschen Verse das Resultat der „That" ziehen kann, wie er im Clotar den Träger der modernen Entwicklung darstellen mag, bleibt uns durchaus unerklärlich. Der Geist vom Teutoburger Walde u. s. w. ist eine durchaus wunderliche Erscheinung. Der Dichter hat

ſich bemüht, den Kampf der Gegenwart in den Spiegel der Romantik hineinzuzerren, aber dieſer Kampf geht weit über den Rahmen des Hohlſpiegels hinaus und es ſpricht uns, trotz dieſer Verwirrung, in dem Dichter eine poetiſche Zartheit und Urſprünglichkeit an, auf die wir einige Hoffnung ſetzen, wenn er den Schleier des Unwahren, des Sentimentalen, des Uebermenſchlichen zurückwirft und, eine politiſche, wie eine äſthetiſche Fortentwicklung anſtrebend, die Wahrheit und Fülle des Lebens zu erobern ſucht. Der Dichter ſteht noch ganz in der Sphäre der Illuſionen, ſowohl der poetiſchen, als der politiſchen. Wir führen ein paar Stellen aus ſeiner politiſchen Romantik an, damit er ſich ſchließlich ſelbſt charakteriſire: S. 56.

Und Segen grünt und blühet
Umher im weiten Land,
Religion und Freiheit
Regieren Hand in Hand.

S. 58.

Es eilt hinaus in's Leben
Die Conſtitution,
Sie zieht an ihrer Seite
Die Tochter mit ſich fort,
Und ſendet durch die Gauen
Das freigegebne Wort.
Sie führt vom Pflug den Landmann
Zu ſeinem Fürſten hin,
Und nähret in dem Bürger
Den ächten Bürgerſinn.
Des Volkes Thränen netzen
Des Thrones Purpurkleid
Und nieder ſteigt der Herrſcher
Zum Volke, troſtbereit.

S. 60.

Das iſt das wahre Deutſchland,
Die Kraft ſein Heiligthum,
Die Freiheit ſein Beſchützer,
Die Einigkeit ſein Ruhm.

Es wird uns freuen, wenn wir in Zukunft einer Fortentwicklung des jedenfalls begabten, aber noch vielfach auf falſcher Fährte ſtreifenden Dichters begegnen.

Morgengrüße von Adolar. Eine der ſchlechteſten, geiſt- und poeſieloſeſten Productionen, die je nur ein Kritiker leſen kann und die je nur erſchienen ſind. Die Trivialität iſt dem Hefte von Anfang

Digitized by Google

bis Ende aufgedrückt, alle Augenblicke klagt der Verfaſſer — ein armer, preußiſcher Poſtbeamter, — daß er expediren muß. Das Roß, welches Herr Adolar beſtiegen, iſt der erſte, beſte Poſtklepper, aber kein Pegaſus.

Gerne möchten wir dieſe kleine lyriſche Revue mit einer andern, beſſern Production ſchließen, aber der Stoß auf dem Schreibtiſche iſt unvermerkt zu Ende gegangen.

Digitized by Google

Das Sängerfeſt zu Hergen

am Züricher See.

Die ariſtokratiſche Partei des Cantons Zürich, welche man, ohne große Erbitterung, harmlos die Zöpfe nennt, iſt ein Völkchen mit mittelalterlichen Vorurtheilen des Standes, des Familienvorzugs und wer weiß welcher andern Splenen, die ſich in einer kleinen, zierlichen Republik, welche der großen politiſchen Wüſte und Wäldern Europa's gegenüber, einem Luſtgärtchen gleicht, recht ſonderbar, ja lächerlich ausnimmt. Man kann als Fremder gar nicht begreifen, wo hier ſolcherlei Gewächſe herkommen und denkt, wenn man der Leute anſichtig wird: Ei, um Gotteswillen, ihr — ihr ſeid Ariſtokraten? Ihr ſeht ja gar nicht darnach aus. Wo ſind eure Rittergüter, wo eure engliſchen Pferde und Jokeis? Ihr ſeid ja nur eben gewöhnliche faule Philiſter.

Gleichwohl iſt dieſe Partei bösartig genug. Um an's Ruder der kleinen Staatsmaſchine zu kommen, würden ſie, wenn ſie's vermöchten, vielleicht auch im Canton Zürich das gräßliche Schauſpiel des Canton Luzern einführen. Sie würden den Aufſchwung der Wiſſenſchaft und Kunſt, welcher ſeit der letzten Revolution ſich im Canton Zürich ſichtbar gemacht, ſie würden Muſeen, gelehrte Geſellſchaften, Bibliotheken, ſchöne Landſtraßen, öffentliche Gärten verfallen laſſen, zerſtören und die Nacht mönchiſcher Stille und ſocialen Elends über den Canton ausſchütten.

Dieſe Partei hat es, vor den jüngſtverfloſſenen Märzwahlen, nicht an Intriguen fehlen laſſen, im Volke für ihre Zwecke zu wirken, während die Fortſchrittspartei ruhig, ohne Beſtechung und andere Machinationen, im Vertrauen auf die gute Sache, der kommenden Dinge harrte.

In der That glaubte Niemand an einen ſo glänzenden Wahlſieg der liberalen Partei, als er nun unerwartet dennoch eintrat, der ganze

Digitized by Google

neue große Rath beſteht jetzt, etwa 25 Mitglieder von 210 abgerechnet, aus Liberalen.

Seit den dreißiger Jahren beſtehen in der ganzen Schweiz, namentlich in jedem liberalen Canton, und hier wieder in einzelnen Gemeinden, Geſangvereine, welche von Zeit zu Zeit volksthümliche Sängerfeſte feiern, bei denen das Glück und die Freude freier Menſchen auf begeiſternde Weiſe an den Tag tritt.

Am 18. Mai wurde am weſtlichen Ufer des züricher Sees, in dem Dorfe Hergen, ein ſolches Sängerfeſt für den Canton Zürich gefeiert. Begleiten ſie mich zunächſt auf das zierliche Dampfſchiff, welches auf dem himmliſchen See, in der Nähe des eleganten Hotels du Lac zu lagern pflegt, welches täglich die beneidenswerthen Bewohner dieſes Paradieſes den unbeſchreiblichen, lieben See auf und ab trägt, welches heute, angefüllt mit freundlichen, frohen Geſichtern, dem Sängerfeſte von Hergen fröhliche Sänger und heitere Gäſte zuführt.

Ich wag' es nicht, von dieſen lieblichen Ufern mit ihrem Berggürtel, von dieſen maleriſchen Gruppen lachender Dörfer, die blühend mit Rebhügeln, Saatfeldern, Fruchtbäumen umkränzt, im Süden von bewaldeten Bergen umſchattet ſind, ich wag' es nicht von dieſen Zaubereien der Natur eine Beſchreibung zu machen. Wahrlich, mein Freund Byron ſelbſt, dieſer große Dichtermaler, würde beim Anblicke dieſer Naturſchönheiten ſchwer aufſeufzen und, unwillig ſeinem rieſigen Pegaſus Rippenſtöße gebend, ausrufen: Lieber Gaul, nimm dich zuſammen, du haſt nicht die Flügel eines Adlers der Schweizerberge.

Nach der kurzen Fahrt auf dieſem See, dieſer lebensfriſchen Herzkammer des Cantons Zürich, langten wir beim Dorfe Hergen an, begrüßt von einer harrenden, gaſtfreundlich uns empfangenden Menge, die nächſte Umgrenzung des Seeufers mit friſchem Laubwerk und Blumenguirlanden ſchön geſchmückt erblickend. Mit der dem Schweizervolke eigenthümlichen Ruhe und Geſetztheit zerſtreuten ſich die Gäſte in die gaſtlichen Häuſer, welche, beiläufig, zum Theil ſo groß und elegant ſind, daß dies ſogenannte Dorf mit Fug ein zierliches Städtchen heißen darf; eben ſo ruhig begaben ſich, am Rocke mit einem rothen Bande gezeichnet, alle Theilnehmer des Feſtes um 12 Uhr, im Zuge, beim Geläute einer ſchön tönenden Glockenharmonie, in die Kirche.

In der Schweiz ſind die Kirchen nicht blos zum Gottesdienſte, ſondern auch zu Volksfeſten ernſter Bedeutung und zu den Wahlen der Volksrepräſentanten beſtimmt.

In der enggefüllten Kirche ſchallte nun, von einem Chore herab, der vielſtimmige Geſang ernſter, volksthümlicher Lieder patriotiſchen und religiöſen Inhalts. Aufmerkſam, eifrig, ſichtlich ergriffen horchte das gute Bergvolk, ſo zu ſagen, der Sprache ſeines eigenen Herzens und ſtille, friedlich verlief ſich die ganze Menge nach Beendigung der Feierlichkeit.

Am Ufer des Sees war ein geräumiges, ſchönes Zelt erbaut, das freundlich, vielfach mit Grün und Blumen geſchmückt, den Sängergäſten entgegenwinkte. Ueber dem Eingange ſchwebten die Fähnchen aller anweſenden Sängerchöre, in der Mitte des Zeltes ſtand eine Rednerbühne mit der Inſchrift aus Blumengewinden: Freies Wort für Zeit und Ort, und eine große gaſtliche Tafel war der nahenden Gäſte gewärtig. Die Sänger zogen mit Muſik und unter Kanonendonner in das luftige Dach ein, und alsbald nahmen wir, hungrige Kinder, gern die Gaben der Mutter Ceres und des frohen Vaters Bacchus, deren glückliches Reich uns nah und fern in üppigſter Pracht herzerquickend umgab, umduftete, umlächelte.

Als das frohe, freundſchaftliche Mahl zu Ende ging, da betrat ein ſchöner Mann mit gar edlem Ausdrucke der männlichen Züge die Rednerbühne und begann mit ſonorer Stimme ergreifend zu den Anweſenden zu reden. Dieſer Redner war der Pfarrer Sprüngli aus Thalweit. Er ſagte auf ſehr geiſtvolle Weiſe, wir ſeien alle Hüttenmänner, trieben die Hüttenkunde und unſere Hüttenkunde ſei eine luſtige Wiſſenſchaft, die zugleich mit vielen andern Disciplinen im Zuſammenhang ſtehe. — Nun vermöcht' ich nicht, den Worten nach, die Rede des vortrefflichen Mannes wiederzugeben: ſie war ſehr reich an feinen, witzigen Anſpielungen, an ſchlagenden Humorismen, welche dem Redner reichlich und ungeſucht aus der Seele ſprangen. Hart fuhr er, mit praſſelndem Wortgeſchütz, zuweilen darein, unbarmherzig die mangelhafte Geſinnung auch bei Männern des Fortſchritts züchtigend, und ſchneidend, aber mit Humor, geißelte er die arge Partei mit volksthümlichen Schwerthieben, welchen das Gelächter der Hörer applaudirte und von Zeit zu Zeit die naheſtehenden Kanonen ein krachendes Beifalllachen erwiederten. Der Redner endete mit dem Glückwunſch, welchen er, aus einem zu ſeiner Rechten ſtehenden ſilbernen Becher, der ganzen Verſammlung zutrank.

Das Mahl ging zu Ende, und alsbald forderte der Ordner des Feſtes zu einem weihevollen Feſtgeſange auf, und ſo begann denn die Muſik den erheiterten Seelen ihre klingenden, magiſchen Flügel zu

Digitized by Google

leihen. Frohe Geſpräche wechſelten von jetzt an mit frohen Geſängen ab, und von Zeit zu Zeit tönten bedeutungsvoll die Zeichen gebende Glocke, meldend, daß ein Redner die Tribüne beſteigen werde.

Es fehlte nicht an einem Sprecher, welcher den Empfindungen Aller für den lieben Volksredner, Hrn. Pfarrer Sprüngli, Worte gab, ſo daß von hunderten begeiſterter Lippen das Lebehoch für ihn ertönte.

Wenn es ſchon höchſt erfreulich iſt, einen Geiſtlichen ſo den Geiſt der Humanität und Freiheit öffentlich vertreten zu ſehen, ſo befriedigt es noch mehr, den Stand der Ungelehrten, der Handwerker, veredelt und gebildet durch die Freiheit, gewandt und ſinnreich von einer Rednerbühne herab, die Bevorzugung des gelehrten Kaſtengeiſtes zu Schanden machen zu ſehen.

Nicht lange, ſo betrat ein dichteriſcher Geiſt aus der Klaſſe der Handwerker, Herr Schreiner Hitz aus Langenau, die Tribüne und ſprach kurz, aber wahrhaft hinreißend etwa folgende Worte:

Wir haben, lieben Freunde, ſehr ſchöne Lieder geſungen, die mir recht tief zu Herzen gegangen und vom Herzen gekommen ſind; aber, ich wag's zu behaupten, ich weiß ein Liedli, das noch viel ſchöner iſt, als alle die geſungenen. Das iſt ein herzig, prächtig, duftig, grünes Liedli, und wenn ihr wiſſen wollt, wie's Liedli heißt: es iſt das Liedli vom Mayglöckli — vom Mayglöckli des Cantons Zürich, das vor vierzehn Tagen das ſelige Ableben der züricher Ariſtokraten eingeläutet hat. Ei, das Mayglöckli hat gar hell und ſchön geklungen, 's Mayglöckli klingt noch immer fort und ſingt gar rührende Sterbelieder. Laſſen wir, lieben Freunde, wenn der Frühling unſere Berge mit grüner Pracht bedeckt, ſo lange unſer Mayglöckli durch's Land läuten, bis es auch den letzten Zopf zu Grabe geläutet hat, und laſſen wir jetzt das Mayglöckli hochleben."

Ich geſtehe, daß mir, dem Norddeutſchen, in der Mitte dieſer freien Verſammlung, die Bruſt von innerſter Regung voll und ſchwer wurde, ſo daß ich genöthigt war, mich zu entfernen und einſam an dem ſchönen Seeufer dahingehend, mit manchem Seufzer das Herz nicht leicht zu machen, ſondern nur zu ſich ſelbſt kommen zu laſſen.

So ſind mir denn ein paar Toaſte, welche in meiner Abweſenheit geſprochen wurden, entgangen, aber ich kam noch früh genug in die Verſammlung zurück, um die folgenden zu hören.

Ein ganz junger Mann, Schweizer aus St. Gallen, einem zur Hälfte ultramontanen Canton, trat auf und hielt eine lange, etwas gelehrte Rede, worin er ſeine Landsleute zum Fortſchreiten auf der

Digitized by Google

guten Bahn antrieb. Der Redner, deſſen Namen ich nicht weiß, ſoll in Tübingen ſtudiren und ſo legte er denn auch, epiſodiſch, den Schweizern dringlich an's Herz, den erhabenen Aufſchwung des deutſchen Geiſtes der Neuzeit in Wiſſenſchaft und Kunſt nicht unbeachtet zu laſſen, ſondern ſich geiſtig dem alten Brudervolke zuzugeſellen, um gemeinſam das hohe Ziel der Humanität und Aufklärung zu erſtreben.

Dann nahm ein Redner aus der Handwerkerklaſſe und zwar aus einem der jeſuitiſch beherrſchten Urcantone gekommen, das Wort und ſo war der Abend, mit ihm die Zeit zum Abſchiede und zur Rückfahrt herangekommen. Da beſtieg Herr Pfarrer Sprüngli noch einmal die Tribüne und forderte mit innigen, lieberfüllten Worten die Verſammlung auf, die Anweſenheit eines edlen Gaſtes, eines lange abweſend geweſenen Schweizers, durch ein Lebehoch zu feiern. Dieſer Gaſt war der berühmte Componiſt, Herr Schneider, genannt von Wartenſee (bei Luzern), welcher 30 Jahre in Frankfurt verweilt hat. Der ehrfurchtgebietende Greis trat auf die Tribüne wie ein Patriarch, der lange von ſeinen, bis in's fünfte Glied vermehrten Kindern abweſend geweſen. Liebevoll verſicherte er die Landsleute, daß er, obgleich lange entfernt, dennoch im Herzen treuer und freier Schweizer geblieben ſei; geiſtreich verglich er das Zuſammenſein der Verſammlung mit einem harmoniſchen Tonſtück, welches ſeine ganze Kraft nur durch Einheit, Einigkeit und Harmonie entfaltet.

Und an ſeinen Namen ſchloß ſich endlich noch der des Herrn Abt in Zürich, eines andern ſchweizeriſchen Componiſten, an, welcher die neuere Lyrik durch ſeine ſinnigen Compoſitionen verherrlicht hat.

Wenn wir einen Blick auf dies Volksfeſt zurückwerfen, ſo muß vor Allem der allgemeine Charakter, der vorherrſchende Ton hervorgehoben werden, wodurch es die Weihe ſittlicher Würde athmete. Hier waren, neben einer gebildeten Verſammlung, aber auch die niedrigſten Klaſſen des Volkes verſammelt, ſich um ihre Vertreter drängend, ſich theilnehmend unter ſie miſchend; rings ertönte lauter Geſang, die Muſik forderte zu lautem Jubel auf, die Kanonen donnerten, nicht vor Zorn, ſondern vor Freude, und was thaten dieſe Haufen verſammelten Volkes ſtatt Alles deſſen, was man gewöhnlich von ihnen vorausſetzt, was man in andern Staaten durch bewaffnete Polizei in Schranken hält: — rohe, wilde Ergüſſe zügelloſer Leidenſchaft, Exceſſe gegen Anſtand und Sitte, Schlägereien, Diebereien? — Ohne den verwundenden, reizenden Zügel der Polizei nehmen ſie froh, aber geſetzt, ja ſtill an dem Feſte Theil. Auch nicht ein Trunkener iſt mir zu Geſicht gekom-

Digitized by Google

men, nicht eine Scene unanſtändigen Betragens hab' ich erblickt, nicht einen Ton rohen, wilden Jubels hab' ich gehört.

Gedenken wir noch mit einem Worte eines andern Strahlenkranzes, der dies Feſt beleuchtete und dem Fremden ein ſchönes Licht über den ſchweizeriſchen Volksgeiſt verbreitete. Die hier erwähnten Redner ſind aber Männer, deren Geiſt nicht in Treibhäuſern gebildet iſt, keine ſophiſtiſche Disciplin hat ihn dreſſirt, ſie hätten, ihrem Stande nach, zum Theil nicht nöthig, gedankenreich, ja geiſtreich zu ſein, und bilden ſich gewiß nicht ein, daß ſie's ſind, und doch, wer wagte zu behaupten, daß ſie's nicht waren? — Und jeder Gute gibt ſich von ſelbſt die Antwort, daß die beſte Volkslehrerin die Freiheit ſei.

Der Ordner des Feſtes dankte zuletzt den Bewohnern des Städtchens Hergen und ſeinem Geſangvereine für ſeine gaſtliche Aufnahme, und mit herzlichem Abſchiedsrufen wurden wir von dem glücklichen, edlen Volke auf das Dampfboot entlaſſen. Still lauſchte die ambroſiſche Nacht den Nachzüglern der Freude, welche melodiſch, vom Dampfboot herab, über den See tönten, und der klare Waſſerſpiegel wagte es nicht, horchend, Wellen zu ſchlagen.

Die Schweiz iſt durch den Sieg der Liberalen im Canton Zürich nicht blos von der Gefahr, daß das reactionäre Element noch weiter um ſich greife, geſichert, ſondern hat vielleicht einen großen Schritt zur Ausbildung wahrer Volksfreiheit gethan. Denn der Canton Zürich behauptet unter allen Cantonen der Schweiz einen hervorragenden, wenn nicht den größten Einfluß auf die übrigen Cantone. Es werden ohne Zweifel, wie es zum Theil ſchon jetzt geſchieht, nach und nach die ſchwankenden Cantone dem Beiſpiele Zürichs folgen und durch Einſetzung volksfreundlicher Regierungen zugleich ihrem ſocialen Ruin und ihrer moraliſchen Verderbniß ausweichen. Wahrlich, es iſt empörend, wenn man, dies herrliche Land durchreiſend, das Glück eines ſo braven Volkes durch den Einfluß der Cabinette untergraben ſieht, welche dies enge Plätzchen im weiten wüſten Europa, wo die Freiheit noch ein geſichertes Aſyl haben könnte, durch ihre Politik bedrücken und beeinträchtigen. Schwer hat Napoleons Geißel über die Schweiz geſchaltet, die Geſchichte hat ihm auch hierfür ihre Verwünſchungen, und mit Recht, nachgerufen, aber ſo böſe hat er's wahrlich nicht mit der Schweiz gemeint, als das jetzige Cabinet und namentlich das franzöſiſche. Denn er ertheilte nach der Schlacht bei Marengo der Schweiz den weiſeſten und damals angemeſſenſten Rath, er wollte oder konnte vielleicht nicht die vollendete Ausbildung ihrer Verfaſſung bewirken, aber er rieth,

die Regierung aus dem Volke und nicht aus der bevorzugten Klaſſe zu wählen.

In wenig Wochen wird nun ein noch viel bedeutenderes Sängerfeſt in Schaffhauſen gefeiert werden. Alle Sängerchöre der Schweiz werden dort verſammelt ſein und um ausgeſetzte Kampfpreiſe ſtreiten, über welche Richter des Geſanges, namentlich Herr Schneider, die Entſcheidung ausſprechen.

Digitized by Google

Die Robotablöſung in Oeſterreich.

Nachdem die Augsburger allgemeine Zeitung bereits vor mehrern Wochen in einem halb officiellen Artikel den Beſchluß der öſterreichiſchen Regierung, die Robot in Galizien aufzuheben, vermeldet hat und ſogar bereits den Modus bezeichnete, nach welchem die Auflöſung ſtattfinden ſoll, iſt es plötzlich wieder ſtille geworden. Hat die Regierung wieder auf ihren Plan verzichtet oder wird er wieder auf die lange Bank geſchoben? Letzteres wäre eben ſo viel wie das andere. Dieſe lange Bank iſt die Marter- und Armenſünderbank öſterreichiſcher Zuſtände. Es fehlt in Oeſterreich nicht an gutem Willen. Man will ſehr viel in Oeſterreich, aber was wird ausgeführt? Seit Jahren will man den Schulplan verbeſſern, ſeit Jahren will man das Strafgeſetzbuch revidiren, die Criminalgerichts-Ordnung ändern, ſeit Jahren will man tauſend Dinge reorganiſiren, aber des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Im Himmel wird der gute Wille angeſchrieben, darum begnügt man ſich mit dem Willen; die Thatſachen bleiben beim Alten. Wenn Fauſt in der Göthe'ſchen Tragödie ſich beſinnt, ob es heißen muß: im Anfange war das Wort — der Sinn — die That? ſo möchten wir Oeſterreicher ihm zurufen: im Anfange war die Energie! Energieloſigkeit, das iſt's, was Elend läßt zu Jahren kommen. Man überlegt und mißt und wiegt, um das Allerweiſeſte herauszubringen, ſo lange, bis man, vor lauter Arbeit müde, wieder eine Zeit lang ausruht und die Sachen beim Alten laſſen muß. Allerdings läuft in Preußen, in Frankreich und in allen andern raſchblütigen Staaten mancher dumme Streich mitunter, aber es iſt doch beſſer, man macht unter zehn geſcheidten Einrichtungen eine verfehlte und unbeſonnene, als daß man, um dieſe eine zu erſparen, die übrigen neun

auch unterläßt. Oesterreich hat in den letzten Jahren Eine energische Seite gezeigt und diese ist die Hofkammer. Die Eisenbahnen, die so rasch den ganzen Staat bedecken, so wie Verbesserungen im Commerciellen und Finanzwesen haben gezeigt, was ein festes Wollen vermag. Wir zweifeln keineswegs, daß manche Maßregel des Baron Kübek eine scharfe Kritik von Seiten unserer Finanzmänner und Ingenieure gefunden und wahrscheinlich auch verdiente; aber in der Gesammtheit, in den Hauptpunkten, ist das Wirken dieses Staatsmannes eine der größten Wohlthaten, ein Wendepunkt österreichischer Civilisation. Hätte man andere Pläne, die zur Verbesserung der einzelnen Branchen der Verwaltung vorliegen, nicht vor lauter Hin- und Herüberlegen staubig lassen werden, hätte man sie nicht durch hundert eingeholte Gutachten erdrückt und zu einem erschrecklichen Actenhaufen anwachsen lassen, wir stünden auf einem ganz anderen Punkte und die Ereignisse in Galizien setzten uns nicht in die Verlegenheit, um die Mittagsstunde, in dem Augenblicke, wo die Hungrigen an der Thüre pochen, erst zu überlegen: Was werden wir kochen? Der Hauptstein des Anstoßes, die Aenderung der Bodenverhältnisse in Galizien ist der unabweisliche Gedanke, daß man consequenter Weise dadurch zu ähnlichen Schritten in Böhmen und Mähren wird gezwungen sein. Traurig genug, daß blutige Katastrophen in der einen Ecke des Staates diesen erst daran erinnern mußten, was er der Gesammtheit schuldig ist. Ungefähr 60 Jahre sind seit den Urbarialreformen Josephs II. verflossen. Alle gebildeten Staaten rings um Oesterreich haben ihre Ackerbaugesetze revidirt und mit den Forderungen der Zeit und der Humanität in Einklang gebracht. Und sie thaten es nicht etwa blos in behaglicher Friedenszeit, sondern zum Theil mitten in stürmischen Kriegsepochen. Oesterreich aber hat 30 Friedensjahre unverantwortlich vorüberstreichen lassen, ohne an eine Umschmelzung der gesetzlichen Zustände zu gehen, welche die Mehrzahl der Bevölkerung, den Grundstock seiner wichtigsten Lebenskraft, seiner Agricultur in so traurigen Verhältnissen schmachten läßt.

In Bezug auf die Frohnenablösung in Böhmen und Mähren sind in letzterer Zeit selbst in liberalen deutschen Blättern Stimmen aus Oesterreich ertönt, welche die Bedenklichkeit des Adels dem deutschen Publicum mit süßen Worten schmackhaft zu machen sucht. Ein Correspondent der deutschen allgemeinen Zeitung hebt (132) besonders drei Punkte hervor, die er als gefährliche Klippen bezeichnet. Erstens, daß man die Berechnung der Leistungen zu Gunsten der Bau-

Digitized by Google

ern werde ſtellen müſſen. Zweitens, daß man kaum Geldmittel zu niedrigerm Zinsfuße werde auftreiben können, um die Grundherren zu befriedigen. Drittens endlich, daß, wenn die Ablöſung ſtattgefunden haben wird, die Bauern durch unbillige Forderung für die freie Arbeit die Grundherren drücken würden.

Dieſe Bedenklichkeiten werden jedoch von einem mit den Agriculturverhältniſſen ſeines Vaterlandes innig vertrauten Sachſen in einem Artikel der bremer Zeitung widerlegt. Dieſer ſächſiſche Publiciſt weiſt darauf hin, daß vor nicht zu langer Zeit Sachſen an die Löſung einer ähnlichen Aufgabe gehen mußte, wie jetzt Oeſterreich, und daß alle dieſe Schwierigkeiten in der Erfahrung als nichtig ſich herausſtellen, ſo daß Sachſen jetzt die ſegensreichſten Früchte ſeiner agronomiſchen Geſetzgebung in Frieden und Ruhe genießt.

Die Vermuthung, daß der Bauer in Oeſterreich die Berechnung zu ſeinen Gunſten wünſchen werde — ſagt der ſächſiſche Publiciſt in der bremer Zeitung — iſt vielleicht nicht ungegründet, obgleich ihm ſchon dadurch Gelegenheit zur Zufriedenheit wurde, daß überhaupt ſein Wunſch, die Ablöſung, erfüllt wurde. Inzwiſchen kann gerade bei Ablöſung dieſer Laſten der Wunſch der Verpflichteten erfüllt werden, ohne daß die Berechteten ein Opfer bringen.

Wir wählen als Beiſpiel die Pflicht der Bauern, dem Herrn Hand- oder Spanndienſte zu thun. Dieſe Dienſte würden nach gewöhnlicher Weiſe ſo zu berechnen ſein, daß der Bauer den Tag Hand- oder Spanndienſte, welche er dem Herrn in Zukunft nicht mehr thun will, ſo vergütet, daß der Herr dafür ſich einen andern Handarbeiter oder Anſpanner für einen Tag miethen könnte. Hierbei würde dem Bauer an dem Vergütungsquantum zu erlaſſen ſein, was er während der Dienſte oder auch für oder in Folge der Dienſte vom Herrn empfängt. Eine ſolche Berechnung würde aber gleichwohl dem Bauer ſehr viel koſten, und er würde jedenfalls kaum weniger klug handeln, wenn er dem Herrn ſelbſt dient, als wenn er demſelben einen Arbeiter an ſeiner Statt miethet. Darum wird hier der Bauer eine Begünſtigung dringend, vielleicht ſogar drohend wünſchen. Indeß kann ihm dieſelbe auch wirklich gewährt werden. Der Herr nämlich kann nicht mehr Entſchädigung fordern, als für ihn wirklich an Arbeit in Wegfall kommt, demnach kann er von dem frohnpflichtigen Bauer nicht die Arbeit wirklich erſetzt verlangen, welche ihm geleiſtet worden iſt. Jeder Sachverſtändige aber weiß, daß die Frohnarbeit eine träge, fahrläſſige und mithin unzuverläſſige iſt, und daß durch dieſelbe oft

genug neben vielem Aerger nicht unerhebliche Nachtheile für eine große Wirthſchaft entſtehen. Wenn nun der Herr die Arbeit abſchätzt, wie ſie wirklich iſt, nicht wie ſie ſein könnte, ſo wird er dem Verpflichteten eine ſehr günſtige Rechnung ſtellen können, ohne in der That ſich zu ſchaden. Denn der Verpflichtete wird künftig in der langen Zeit, die er auf herrſchaftlichen Feldern größtentheils vergeudete, bei redlichem Fleiße die Geldleiſtungen, die ihm für Erlaß der Frohnen angeſonnen werden, erwerben, und nebenbei für ſich wenigſtens die halbe Zeit gewinnen. Wird noch überdies ein Drittel der ermittelten Entſchädigung dem Bauer erlaſſen, wie in Sachſen geſchehen iſt, ſo wird man an wohlwollender Berechnung der Entſchädigung zu Gunſten der Bauern nicht zweifeln können, und wenn dennoch einer der Verpflichteten daran zweifelt, ſo muß man es dann der Juſtiz überlaſſen, einen ſolchen Befangenen aufzuklären. Jedenfalls kann bei der verſtändigen Löſung einer ſo wichtigen Frage auf den Beifall eines Unverſtändigen weder gerechnet noch gewartet werden. Allerdings iſt zuzugeben, daß eine ſolche Ablöſung für den unbemittelten Bauer immer noch höchſt drückend ſein würde, wenn er alljährlich den Betrag der abgelöſten Roboten bezahlen ſollte, und wenn dieſe Verpflichtung ausgeſprochen würde, ſo könnte leicht die ganze Unternehmung ſcheitern. Allein es gibt einen Ausweg in dieſer Sache, den die ſächſiſche Regierung mit dem erfreulichſten Erfolge betreten hat. Sie hat nämlich die für die Unterthanenpflichten ausgeworfene Entſchädigung mit 25 multiplicirt und ſo capitaliſirt, dieſes Capital in Landrentenbriefen dargeſtellt, den Berechtigten als zinstragendes Staatspapier übergeben, und die Verpflichteten genöthigt, ihre capitaliſirte Frohnenentſchädigung mit 4 pCt. zu verzinſen. Dieſe Zinſen werden mit $3\frac{1}{2}$ pCt. den Landesrentenbrief-Inhabern als Zinſen ihrer Papiere überlaſſen, und mit $\frac{3}{8}$ pCt. zur Tilgung der Landrentenbriefe ſelbſt verwendet. So ſind die Berechtigten ſogleich im Beſitz von verkäuflichen Papieren und ſomit zur Dispoſition über bedeutende Summen gelangt, und die Verpflichteten werden binnen 50 Jahren mit den Zinſen von 4 pCt. zugleich das Capital zurückgezahlt haben. Der Vortheil, welcher beiden Theilen aus dieſem Verfahren erwuchs, die Beſchaffung werthvoller Papiere ohne Dazwiſchenkunft von Geldmännern, lediglich dadurch, daß der Staat die Garantie übernahm, die Zinſen von den Verpflichteten einzieht und an die Berechtigten gegen Zinsleiſten auszahlt, auch die Amortiſirung der Landrentenbriefe beſorgt, hat beide Theile ſo zufrieden geſtellt, daß niemals dieſe Entſchädigungsweiſe weder drückend noch ungenügend

Digitized by Google

befunden worden wäre. Nach Aufhebung der Zwangsarbeit ſollte man nun erwarten, daß ein „unermeßlicher Tagelöhnerbedarf" eintreten werde. Allein dem iſt aus mehreren Gründen nicht ſo. Theils nämlich arbeitet der freie Arbeiter weit mehr als der Fröhner, und ſchon darum werden weniger Arbeiter als früher gebraucht; theils wird auch die Arbeit, wenn ſie bezahlt werden muß, weit verſtändiger vertheilt und verwendet, und dadurch wird ſehr viele Arbeit, mithin auch ſehr viele Arbeiter erſpart; theils endlich werden die Arbeiten, die früher rückſichtslos an die reichlich vorhandenen Fröhner verwieſen wurden, nach Leichtigkeit und Schwierigkeit geſondert, und Vieles durch halberwachſene junge Leute oder Weiber beſorgt, was früher kräftigen Männern zugewieſen wurde, und dadurch wird nicht blos eine Menge Arbeitskraft geſpart, ſondern auch die leichte Arbeit für billigen Lohn hergeſtellt. Dies Alles wirkt zuſammen, daß eine Menge Arbeiter entbehrlich werden, daß ſehr viele ihre eigenen Felder beſtellen, oder auch andern Bauern dienen können, ohne daß Noth um Arbeiter und die gefährliche Concurrenz unter den Arbeitenden eintritt. Es iſt wahr, zur Zeit der Ernte werden kaum Arbeiter überflüſſig vorhanden ſein, aber einem redlichen und einſichtsvollen Grundherrn werden ſie dennoch nicht fehlen, denn er wird die Arbeiten auf ſeinen Gütern ſo einzurichten wiſſen, daß eine Anzahl Arbeiter das ganze Jahr bei ihm Arbeit haben, wenn er geſchickt genug iſt, dem Waldarbeiter im Sommer die Senſe und dem Ackermann im Winter die Art in die Hände zu geben. Auf dieſe Art iſt in Sachſen keiner jener oben befürchtend angedeuteten Uebelſtände eingetreten. Die Bauern, denen man ein Drittel der ermittelten Entſchädigung geſetzlich erlaſſen hat, zahlen pünktlich ihre Renten an die Regierung und die Grundherren erhalten eben ſo pünktlich ihre Zinſen wie die Capitalien der ausgelöſten Rentenbriefe, und nirgends hat es außerordentlicher Geldmittel bedurft. Jeder Theil iſt zufrieden, der Bauer mit dem Erlaß des Drittels und der leichten Abzahlung ſeines Capitals, und der Grundherr mit den pünktlichen Zinſen und der Dispoſition über bedeutende Capitalien, die er in ſeinen Rentenbriefen beſitzt. Die Arbeit hat ſich vollſtändig geregelt, die großen Landwirthe ſind einſichtsvoller und beſonnener in Verwendung und die Arbeiter in Ausführung derſelben geworden, es fehlt nie an fleißigen Arbeitern zu tüchtiger Arbeit und nie an Arbeit für tüchtige Arbeiter. Das Verhältniß zwiſchen den Herren und Dienern iſt ein weit milderes und

Digitized by Google

dadurch edleres geworden, weil beide Theile ihren gegenseitigen Werth und ihr gegenseitiges Bedürfniß haben kennen lernen.

Scheinbar haben allerdings die Grundbesitzer durch billige Taxe der Frohnarbeit und durch Erlaß eines Drittels der ermittelten Entschädigung ein Opfer gebracht, aber wie alles Gute, so belohnt sich auch dies wieder durch sich selbst. Indem sie jetzt mit Lohnleuten ihr Feld bestellen, ist die Bestellung eine weit schnellere, pünktlichere und darum erfolgreichere. Sie machen jetzt nicht mehr die traurige Erfahrung, daß ihnen durch Trägheit, Ungeschick oder Böswilligkeit die geeignete Zeit ungenützt verstreicht, die Früchte vor dem Einheimsen verderben, die Thiere Schaden leiden, die Gebäude beschädigt werden u. s. w., und haben dadurch nicht nur wenigstens eben so viel erspart, als sie erlassen haben, sondern haben auch an der Oekonomie weit mehr Freude, weil ihnen viel Aergerniß erspart wird. Für den Nationalwohlstand hat die Ablösung die außerordentlichsten Folgen. Es werden nicht nur, wie bereits angedeutet, die Arbeitskräfte und die Arbeitszeit weit besser verwendet und somit weit fruchtbarer gemacht, sondern auch die Erzeugnisse des Bodens und des Viehstandes durch sorgfältigere Behandlung beider bedeutend erhöht, somit auch der Wohlstand des Landvolkes vermehrt und die Consumtionsfähigkeit desselben zu Gunsten der Städter erhöht. Gleichzeitig sind die Landgrundstücke, die kleineren wie die größeren, durch bessere Bearbeitung, durch reichlicheren und sicheren Ertrag und durch Vermehrung des Vermögens überhaupt im Werthe bedeutend gestiegen, und somit das Nationalvermögen eben so bedeutend gewachsen; endlich werden nach funfzig Jahren die große Masse Capitalien, welche jetzt durch Landrentenbriefe repräsentirt sind, wirklich erspart sein, und die Bauerngrundstücke werden um so viel mehr Capitalwerth haben, als sie jetzt durch die Rente verzinsen müssen. Allenthalben ist durch die freie Arbeit Ordnung und Fleiß erhöht, Milde und Menschenfreundlichkeit vermehrt und der Nationalreichthum gesteigert worden. Darum mögen die böhmischen und mährischen Grundherren scheinbare Opfer nicht scheuen, sie werden dadurch ein fruchtbringendes Capital erwerben, und die Bauern mögen nicht zögern, billige Vorschläge anzunehmen, die freie Verwendung ihrer Arbeitskräfte wird sie befähigen, ihre Verpflichtungen abzutragen. Beide aber mögen um die Ausgleichungsmittel nicht besorgt sein, eine weise und milde Regierung wird durch zweckmäßige Gesetze beiden zu Hilfe kommen.

Einen Punkt könnte man noch bedenklich finden, die Verpflich-

Digitized by Google

tung der Grundherren zur augenblicklichen Bezahlung der Arbeit, und ſomit die Anlage eines weit größern Betriebscapitals in der Wirthſchaft. Allein auch dies hat weniger große Schwierigkeiten. Theils nämlich wird der Arbeiter einen Theil ſeines Lebensunterhaltes vom Grundherrn zu entnehmen haben und hierdurch eine Compenſation herbeiführen, theils wird der Grundherr einen Theil ſeiner Rentenbriefe, wenn dieſe Art der Vermittelung beliebt werden ſollte, verkaufen können, theils endlich wird man in großen Wirthſchaften auch das Syſtem der ſtellvertretenden Münzen, wie ſie in engliſchen Fabriken, auf Schiffen und im Jeſuiteninſtitut zu Freiburg in der Schweiz ſtattfindet, anwenden können.

Muth, Einſicht und Wohlwollen können ohne erhebliche Schwierigkeiten den drohenden Sturm nicht blos in Böhmen und Mähren, ſondern allenthalben, wo man ihn fürchten muß, beſchwören. Wer wirklich das Gute will, hat nie Böſes zu fürchten.

Tagebuch.

I.

Politische Romane.

„Zeiten und Sitten" — der allgemeine Titel, unter welchem L. Schücking seinen neuesten Roman die Ritterbürtigen gibt, und mit welchem er eine Reihenfolge ähnlicher Gemälde in Aussicht stellt, — macht uns nicht irre, diesen Roman als einen politischen zu bezeichnen. Die Ritterbürtigen erscheinen eben in neuester Zeit uns auf rohcavaliere Weise autonomisch genug gestimmt gegen die herrschende Macht und für ihre „ultramontankirchlichen, reactionären Interessen"; die Haupttriebfeder der Romanverwickelung, die Gräfin von Quernheim, ist ferner von einem nur zu männlichen Ehrgeize für die alte oder für eine neue Macht des Adels gespannt, und die Verwicklungen des Romans gehen aus ihren politischen Verstimmungen und Intriguen hervor. Dazu bilden die politischen Reflexionen des Poeten den eigentlichen Kern seines vielfach ausgezeichneten Buches, das bereits in gewissen Gegenden und Kreisen Aufsehen genug zu machen anfängt. Die Erfindungen des Dichters schweben nicht in der Luft, sondern halten sich mit festen, kundigen Schritten auf einem eigenthümlich angebauten Boden zerstreuter Bauernhöfe und zahlreicher „feudalistisch bethürmter, altergrauer, wallgrabenbeschützter Adelssitze". Wie diese Provinz wird man auch die Gesellschaft bald erkennen, die „durchaus exquisit, in jedem Tropfen reinstes Vollblut und ohne das geringste Plebejer-Element ist, welches einen trüben Hauch oder Schatten auf die glänzende Reinheit der Assemblee werfen könnte. Der Odem eines Rotüriers hat nie die lautere Atmosphäre dieser Gemächer inficirt; ein großer und genialer Künstler, ein die Welt erschütternder Denker würde vergeblich um die Gunst buhlen, eine Einladung zu diesem Clubb zu erhalten," wo nur von Hunden und Pferden, von Jagd und Fohlenweiden gesprochen wird. Der Fürst ist „ein geistreicher Mann von vielen Fähigkeiten und poetisch erregbarer Natur, alten Namen wie ritterlichem Wesen geneigt; die Regierung aber trifft mit den Bestrebungen der Ritterbürtigen," das demokratische Element der Neuheit niederzuhalten und der Volksentwickelung keine Selbstthümlichkeit zu lassen, einträchtiglich zusammen."

Digitized by Google

Der Held des Romans, ein vielgereiſter edler Mann jener Provinz, iſt mit den Intereſſen ſeiner Standesgenoſſen nicht einverſtanden. „Jeder Standesunterſchied in Folge der Geburt," meint er, „iſt ein frecher Hohn der Chriſtuslehre. Er iſt jetzt, wie ſich die Zeit angethan, noch obendrein unpolitiſch, er iſt albern, er iſt lächerlich. Er ſchließt auch hier, in dieſem Lande, wie einen unglückſeligen Ueberreſt irgend eines von der Civiliſation aufgeriebenen wilden Stammes, wie ein letztes Häuflein Irokeſen oder Chipparder in ſeine Jagdgründe ein; hier, wo ihr im Unmuth gegen die Welt unter dem Schatten eurer heiligen Stammbäume zuſammenhockt und nichts lernt und nichts vergeßt. Ihr ſeid unmuthig und zürnt gegen die Regierung, die von oben her euch nicht genug thut, weil ſie, auch beim beſten Willen, doch an die Stimme der öffentlichen Meinung gebunden iſt. Ihr zürnt auf die andern Stände, weil ſie ſpotten oder erbittert ſind durch eure Anſprüche und euch zurückdrängen in euern „Jagdgrund". Ihr zürnt gegen die öffentliche Meinung, weil ſie euch mit euern Anmaßungen niederhält. Ihr zürnt gegen die Intelligenz des Landes, die Preſſe, die Dichter, die Denker der Nation, weil ſie nur Hohn für eure Sparren haben. Ihr zürnt gegen jede neue Regung, jeden edeln Trieb, der im Volke auflebt, weil er die Macht verſtärkt, die euch beſiegt hat," u. ſ. w.

Dies iſt nun freilich der Mann nicht, den man an die Spitze der Provinzverwaltung zu bringen arbeitet. Hierzu iſt der zweite Held des Romans, der in Politik und Liebe verunglückende Herr v. Tondern geeigneter. Dieſer, der Religion und Recht überhaupt nur noch von bedingtem, untergeordnetem Werthe findet, als Mittel, um die Maſſen zu ſchulen, verſpricht das autonomiſche Statut auf die Provinz auszudehnen, keine Locomotive in's patriarchaliſche Land zu laſſen und — auch das Inſtitut der Leibeigenſchaft wieder einzuführen.

Doch dieſe edeln reactionären Beſtrebungen, behalten nicht allein das Wort in dem Buche. Auch Bürger und Bauer, ſpricht ſich von ſeinem Standpunkt aus — und ein Geiſtlicher, „nicht aus der jetzigen Schule der Römlinge, ſondern der die Traditionen einer beſſern Zeit bewahrt, und begeiſtert iſt für den Verſuch eines großen Denkers, das ſtarre Syſtem der Kirche in den großen Gedankenſtrom einzutauchen, der Frieden und Freiheit rauſchend durch die Zeit geht."

Charakteriſtiſch in ſolchem Widerſtreit der Meinungen bleibt es aber und erinnert an die jüngſten Vorfälle in den ehemals polniſchen Provinzen, daß — während die Autonomen in ſtillem Grimm heimlich ihren Zielen entgegen arbeiten, die aufgeklärten Vaterlandsfreunde höchſtens — humoriſtiſch werden. Man leſe im 3ten Theil S. 226 u. f. die köſtliche Ausführung, wie der deutſche Michel mit ſeinen großen Erfindungen doch zum Unglück geboren iſt.

Doch, fürchte der poetiſch geſtimmte und der Unterhaltung ſuchende Leſer ja nicht, daß dieſer Roman ſich um lauter Reflexionen drehe. Nein, die Erzählung iſt voll Begebenheiten und von beinahe zu ſtarker Spannung. Man iſt froh, dann und wann einmal eine weitblickende Reflexion zum Ausruhen zu finden. Außer dieſen Höhepunkten des Romans wird man

auch in reizende Idyllen des Naturlebens und in die trauliche Einsamkeit echtliebender Herzen geführt.

Ueber den Gang des Romans können wir uns hier nicht verbreiten. Die Intrigue, welche die Verwickelungen spannt, hat fast zu viel Spielraum. Wir wollen auch nicht die Wahrscheinlichkeit aller Vorkommenheiten und die Wahrheit aller Charaktere prüfen, noch weniger eine Lese der auffallenden Fremdwörter halten, wie Enfilade, Sterilität, peroriren, depravirt, agacirend u. s. w., sondern dafür mit Vergnügen den Fortschritt anerkennen, den Schücking, namentlich gegen seinen frühern Roman: „Ein Schloß am Meer" — hinsichtlich der Composition eines großen Ganzen, gemacht hat. — Das gehaltvolle und schön ausgestattete Buch wird in höhern Kreisen Aufsehen machen; wenn es nur auch für das Volk käuflicher durch seinen Ladenpreis wäre!

Heinrich König.

II.

Die Ständeversammlung in Tyrol.

Aus Innsbruck. —

Seit dem 23. April sind unsre Stände wieder versammelt; wo sie im vorigen Jahre anhoben, stehen sie noch im heurigen. So ist gewiß unter allen 52 vielleicht nicht Einer, der es wagen möchte, die Jesuitenschulen ihrer Versunkenheit und Mißbildung der Jugend anzuklagen und um andere Lehrer zu bitten, obwohl man hier nicht einmal so lange zu verkehren braucht, als jüngst die Abgeordneten des Erzbischofs von Salzburg, um über deren Handhabung volle Ueberzeugung zu gewinnen. Allein dies möchte auch darin liegen, daß diese Herren an der Bildung wenigen Antheil nehmen, und Religiosität wie Gesittung meist nach dem Rosenkranze messen; wenn es nur mit den Interessen unsers Sackes, die sie zunächst verfechten sollen, besser stände.

Da schallen Klagen aus dem Pusterthale von den Uebergriffen, die sich der Staatsschatz mit unsern Wäldern erlaubt, von Beschlagnahmen, wodurch den Privaten in Buchenstein, Mühlbach, Brixen u. s. w. der Verkehr mit ihrem Holzeigenthum untersagt ist, und von der Einführung einer uralten Waldordnung des Jahres 1626 für das Inn- und Wippthal, die nun als allgemeine Richtschnur auch dort gelten soll, wo sie früher nie in Anwendung kam. Will man doch sogar eine andere (von 1541) dem Gerichtsbezirke von Windischmatrei aufbürden, der damals zu Salzburg gehörte! Der meiste Forstbesitz in Tyrol soll fortan dem Staate zustehen, der sich ihn für seine Berg- und Schmelzwerke vorbehalten und der bisherige Eigner dürfte davon nur soviel benutzen, als man ihm aus Gnade verstatten will. Wenn irgend eine Frage dem Alpenvolk zwischen dem Orteles und Großglockner, dem Gard- und Achensee schwer auf's Herz fällt, so ist es sicher die über sein ursprünglichstes Eigenthum, das seiner Berge, und wer überschaut die Folgen, die sich daraus auf den Boden ableiten, der aus Wald zum blühenden Acker

Digitized by Google

geworden? Die Vermittlung der Stände erscheint als die nächste, um für dieſe Beſchwer Abhilfe zu erbitten, allein das Vertrauen auf ihre Wirkſamkeit ſank ſo ſtark, daß man allenthalben die Hoffnung nur auf unmittelbare Fürſprache bei S. M. dem Kaiſer ſetzt.

Von nicht geringerem Belange iſt die ſchon ſeit Jahren in der Verhandlung ſchwebende Regulirung der Etſch. Der Holzhandel lichtete in letzter Zeit unſere Wälder, die den Regen langſam zwiſchen ihre Wurzeln ableiteten, die Wildbäche ſchwollen zu ungewöhnlicher Größe, und die Ueberſchwemmungen kehrten jährlich und ſtärker als vormals wieder. Man begann ſich zu erinnern, daß ſchon Kaiſer Franz höchſtſeligen Andenkens dem Staat den größten Theil der Koſten des Etſchbaues aufgebürdet, und dazu jährlich 30,000 fl. C.-M. ausgeworfen hatte; der Hilferuf von Trient erſcholl im ſtändiſchen Saale. Allein bei den Sitzungen von 1844 war es der Mangel an techniſchen Vorarbeiten, der zu keinem Abſchluß kommen ließ; nachdem dieſe dem Landtage von 1845 vorgelegt wurden, geriethen die Väter des Vaterlandes in lebhaften Zank, ob die Abwendung dieſer heilloſen Verheerungen, deren Folgen auf Felderzeugniſſe und Handel ſo nachtheilig wirkten, wohl als Landesangelegenheit angeſehen werden könne, und als endlich jene, die dafür keinen Sinn hatten, bei der Abſtimmung unterlagen, hatte man — kein Geld. Kann es bei dieſer Flauheit der unmittelbar der Gefahr ausgeſetzten Nachbaren noch Wunder nehmen, wenn die Regierung im vorigen Jahre bei der Unterbehörde anfrug, ob wohl eine Erhöhung des jährlichen Zuſchuſſes auch nöthig ſei? Ob man ſich heuer auch mit einer allgemeinen Phraſe begnügen wird?

Wir begreifen, daß wir als Glieder eines großen Staates auf manches verzichten müſſen, was uns als Provinz förderlich wäre, um ſo mehr gilt es aber, für ſolche Fragen mit Nachdruck ſich auszuſprechen, wo das Recht geiſtiger und materieller Entwickelung, wo ſchon ein klares Geſetz auf unſerer Seite ſteht. Doch unſere Stände ſcheinen vor jeder Bitte erſt in Berathung zu ziehen, ob ſie auch allen denen, die ſie bevorworten ſollen, genehm ſei?

III.

Aus Berlin.

Wunderſame Talente eines einzigen Theaterdichters. — Für wen wurden die Quitzow's geſchrieben? — Eine Kritik. — Gemüthliches Zwiegeſpräch zwiſchen einem Feſtungscandidaten und einem Juſtizbeamten. — Die vier Haimonsbrüder auf der Feſtung. — Schickſale der Regierungspreſſe. — Baron von Arnim. — Emil Devrient. —

Die Berliner, die ſich gerne das kritiſchte Volk in Deutſchland tituliren hören, haben ſich dieſer Tage abſcheulich blamirt. Faſt in allen hieſigen Zeitungen wurde das große fünfactige, vierſtündige, drei Mal gegebene, zwiefach empfohlene, in ſeiner Art einzige Drama „Die Quitzow's" von L. Schneider, getadelt und heruntergeriſſen und Niemand nahm ſich die Mühe, auf die Intentionen des Dichters einzugehen, obſchon dieſer verdienſtvolle Mann, der Schauſpieler, Componiſt, Regiſſeur,

Romanſchriftſteller, Theaterdichter, Landwehrzeitungsredacteur und Contrebaßvirtuoſe in einer Perſon iſt, dabei gewiß eine ganz beſonders tiefſinnige Abſicht gehabt hat. Herr Schneider hat unſtreitig in ſtillen Mitternächten über ſein großes Werk lange nachgedacht und er mag dabei ungefähr folgenden Monolog gehalten haben: „Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich, der ich ein forſcher prächtiger Menſch, ein wahrer Tauſendſappermenter, mit ſo zahlloſen Talenten bin, nicht die andern Kerls alle, die doch nur ein einziges Talent haben, durch ein großes Werk in den Staub rennen könnte und obendrein in den berliner Staub. Es handelt ſich nur darum, die richtigen Darſteller zu finden. Die großen dramatiſchen Dichter in Frankreich ſchreiben Rollen, für die Individualitäten ihrer großen Schauſpieler und Schauſpielerinnen. Die berühmten Maeſtri in Italien componiren ihre Opern für die Stimmlagen der en vogue ſich befindenden Sänger und Sängerinnen — di primo cartello. Aber in Berlin? hier kann man nicht über große Schauſpieler, nicht über Sänger di primo cartello gebieten — für wen ſchreibe ich nun?“ Nach vielen ſchlafloſen Nächten fand endlich der bekümmerte Dichter den Rettungsanker: „Ich hab's,“ rief er aus und warf die Schlafhaube frohlockend in die Höhe, „ich hab's, die glänzendſte Seite der berliner Bühne iſt — die Garderobe! ich ſchreibe ein Stück, in welchem die Garderobe die Hauptrolle ſpielt.“ — Dieſe Aufgabe hat der Dichter auch würdig gelöſ't und die berliner Kritik hat ſich einen unverzeihlichen Leichtſinn zu Schulden kommen laſſen, indem ſie auf die Intuition des genialen Dichters nicht eingegangen iſt. Nie ſah man herrlichere Coſtüme, nie hörte man ſchwungvolleres, majeſtätiſcheres Panzergeraſſel, motivirteres Pferdegewieher, nie ſah man beſſer ſtyliſirtere Waffenröcke. Wie lächerlich, wenn man gegenüber ſolcher Vorzüge auf die Mängel des Textes hinweiſ't. Hat doch Herr Schneider dabei nur die Maxime des großen Roſſini befolgt: a basso parole!

Uebrigens haben wir bei dieſer Gelegenheit bemerkt, wie die Berliner, die ſo gerne die Blaſirten ſpielen und namentlich das Theater als etwas Abgethanes, Ueberwundenes zu betrachten, ſich den Anſchein geben, eben ſo eingefleiſchte Theaternarren ſind, wie die von ihnen ſo vielfach verſpöttelten „Backhähnleſſer“ in der naiven Kaiſerſtadt an der Donau. Eine witzige Theaterrecenſion in der preußiſchen Staatszeitung, (die allerdings wie ein weißer Rabe unter dem gewöhnlichen ſchwarzen Gefieder dieſes Blattes ſich ausnahm), welche das ſchneideriſche Drama mit kauſtiſchem Geiſte hechelte, ging wie ein Ereigniß von Mund zu Mund. Haſt Du es geleſen? haben Sie geleſen? fragte einer den andern. Der Grundſtock der berliner Einwohner iſt, trotz aller Landtagsabſchiede, Synoden und Conſtitutionsfabeln, noch immer derſelbe, wie zu der naiven Zeit des Sonntags- (verehlichte Roſſi) Enthuſiasmus, dem Börne ein unſterbliches Blatt gewidmet hat. Ein junger hieſiger Schriftſteller, der dieſer Tage wegen einer unvorſichtigen Stelle in einer Schrift zu ſechs Monaten Feſtung verurtheilt wurde, erbat ſich von dem Richter, der ihm das Urtheil mittheilte, einen Aufſchub, die Erlaubniß, erſt nach 14 Tagen ſeinen Feſtungsarreſt antreten zu dürfen, um, wie er launig vorgab, noch

Digitized by Google

einige in diesem Augenblicke hier gastirenden fremde Theatercelebritäten nicht versäumen zu müssen. Der gutmüthige Richter fand diesen Grund ganz plausibel, sprach hierauf mit dem jungen Manne noch recht gemüthlich ein Langes und Breites über hiesige Theaterzustände. In dieser gemüthlichen Verschmelzung von Festungsverurtheilen und Theaterconversation liegt eine naive Satyre auf die hiesigen Zustände, an die der gutmüthige Justizmann gewiß nicht gedacht hat. Man verurtheilt einen Schriftsteller zur Festung mit einer Gemüthlichkeit, wie man in einer Loge einen linkischen Schauspieler auslacht.

In der Festung Magdeburg wird es in den nächsten Monaten sehr literarisch zugehen. Nicht weniger als vier berliner Schriftsteller werden dort innerhalb der schwülen Mauern, während des heißen Sommers, eine traurige Villaggiotura nehmen: Edgar Bauer, L. Buhl, Held und Feodor Wehl. Sollte man nicht glauben, Preußen besitzt die ausgedehnteste Preßfreiheit und sähe sich nun genöthigt, die Schriftsteller, die diese Freiheit mißbrauchten, vor Gericht zu ziehen? Prätentive Censur und hinterdrein Preßprozesse, heißt mit zwei Ruthen schlagen! Die Censur wird in solchem Falle ein Fallstrick, eine Leimruthe, die gewissermaßen den Schriftsteller zur Straffälligkeit verlockt. Er glaubt sich gesichert durch die Erlaubniß, welche er für die Veröffentlichung seiner Gedanken eingeholt und läßt er diesen den gesetzlich gestalteten Lauf, siehe da hat das Gesetz eine Fallthüre und hinter derselben steht noch eine Schildwache, die den Hineingestürzten ergreift und zum Gerichte führt. Dieses Alles ist schon so oft gesagt worden, daß man müde und abgeschlagen die Hände sinken läßt beim Weiterschreiben.

Wären wir schadenfroh, so könnten wir über die Erfahrungen lachen, die jetzt die Regierung an ihren subventionirten Organen erlebt. Der „Rheinische Beobachter" ist endlich höhern Orts selbst als der anerkannt worden, als welchen ihn die liberale Presse längst bezeichnete, nämlich als ein insipider Sancho Pansa, der um so mehr Skandal erregt, je weniger Talent er hat. Wie man hört, so ist dieses Blatt vor der Hand unter verschärfte Censur gestellt worden — und die namhaften Summen, die bisher auf seine Erhaltung verwendet worden, bleiben ihm von nun an entzogen. Der Oberpräsident Eichmann soll unlängst bei einer Rundreise durch die Rheinprovinz, sich an allen Orten persönlich überzeugt haben, welch einen üblen, aufreizenden Eindruck dieses klopffechterische, taktlose, aberwitzige und wortverdreherische Blatt unter der Bevölkerung hervorbringt und wie es gerade den entgegengesetzten Erfolg von dem hat, den man erzielen wollte. Das Gerücht, daß hier in der Hauptstadt ein großes gouvernementales Journal hergestellt werden soll, erneuert sich immer mehr und mehr. Der Plan, in den bedeutendsten Stadten der Monarchie Regierungsblätter zu begründen, den Herr Huber unlängst veröffentlichte, soll von einem gegenwärtig bedeutenden Manne, dem frühern Gesandten in Brüssel, Baron von Arnim, der bei dem Könige in besonderer Gunst steht, unterstützt, wo nicht gar selbst angeregt worden sein. Herr Baron von Arnim hat von Belgien herüber manche liberalen Ansichten über Constitutionalismus und Presse mitgebracht, aber bei

Digitized by Google

den anderſeitigen mehr als conſervativen Anſichten, namentlich in religiöſen und kirchlichen Dingen, hat man Urſache, die Fortſchrittselemente in ſeinen Staatsvorſchlägen ſtark in Zweifel zu ziehen. Vor der Hand befindet ſich dieſer Staatsmann auf ſeinem neuen Poſten in Paris und ſein Einfluß, der, während ſeines dreimonatlichen Aufenthalts hier, nicht ganz ſpurlos war, iſt eben durch die Kürze dieſes Aufenthalts und durch die Ferne, in der er ſich jetzt befindet, nicht zu fürchten oder nicht zu hoffen — wie man will. Was nun aus der von ihm unterſtützten Preßfrage, in Bezug auf die Creirung neuer Regierungsblätter, werden wird, muß uns die nächſte Zukunft lehren.

Seit vierzehn Tagen gaſtirt hier Emil Devrient. Es ſind die alten Paradepferde, die er vorreitet: Poſa, Hamlet, Don Cäſar u. ſ. w. Das iſt Alles ſchon von den Recenſenten aller deutſchen Gauen, von oben bis unten zehn und hundertmal durchgeſprochen worden. Im Grunde kann es Herrn Emil Devrient gleichgültig ſein, ob und wie man noch von ihm ſpricht. Die Haupttendenz dieſes Künſtlers geht jetzt offenbar dahin, ſich mit einer reichen und geſicherten Rente vom Theater in den Privatſtand zurückzuziehen. Er weiß, daß es der ſchönſte Schlußſtein hier im Künſtlerleben iſt, wenn man zu rechter Zeit zurückzutreten weiß und nicht die Agonie eines verkröchelnden Talentes den einſt begeiſterten Zuſchauern ſehen läßt. Herr Devrient iſt noch weit von der letzten Stunde ſeines Talentes, obgleich nicht zu leugnen iſt, daß dieſes in abſteigender Linie ſich befindet. Das ſchöne ſieggewohnte Organ verlor viel von ſeinem weichen Schmelz und in dem Beſtreben, es wieder zu ſeiner Höhe zu bringen, geht es Devrient oft wie mit einem trocknen Geigenwirbel, der in der Mitte einer Paſſage nachläßt und der Saite einen ſchleppenden, quikenden Ton erpreßt. Doch müßte man ungerecht ſein, wenn man nicht die zahlreichen glänzenden Eigenſchaften anerkennen wollte, durch welche dieſer Schauſpieler noch immer über die meiſten deutſchen Künſtler ſeines Faches hervorragt. Sein Hamlet namentlich iſt eine claſſiſche Leiſtung voll Schwung und Einheit. Beſonders lobenswerth iſt bei ihm das Fallenlaſſen einzelner Phraſen und Momente, welche andere Schauſpieler bis zur Caricatur hervorheben. Der Hamlet der Darſtellung muß ein anderer ſein als der Hamlet der Lectüre. Beim ſtillen vor ſich Hinleſen im einſamen Zimmer da hat jeder Satz, jedes Wort dieſer tiefſinnigen Dichtungen einen Anſpruch auf Nachdenken. Aber auf der Scene, da darf die Moſaik der einzelnen Gedanken nicht auseinandergeriſſen werden. Da darf Manches nicht ſo ſcharf accentuirt und hervorgehoben werden, um nicht das Geſammtbild zu verzerren. In dieſer Beziehung verſündigen ſich die meiſten Hamletdarſteller. Sie commentiren mit Geſten und hervorgehobenem Accent jedes Wort und ziehen ſo den Charakter in's Breite und löſen ihn auf, ſtatt ihn zuſammen zu faſſen. Devrient's Hamlet iſt durchaus nicht der ſchwammige Patron, den gewöhnliche Schauſpieler aus ihm machen. Er iſt Reflexionsmenſch, aber kein Philiſter, kein Mitarbeiter an einer deutſchen Literaturzeitung, kein Privatdocent an einer preußiſchen Univerſität. Bei den meiſten Darſtellern begreift man es gar nicht, wie dieſer Hamlet dazu kommt,

Digitized by Goog

ſolchen Werth auf ſeine Fechtkunſt zu legen, man kann ſich nicht denken, daß dieſer wittenberger Philoſophiebefliſſene viel auf die Menſur ſich herumgetrieben hat. Bei Emil Devrient findet man dies natürlich. Sein Hamlet iſt feurig, trotz aller Reflexion, es iſt der junge Hamlet und trotz aller Altklugheit.

Vielleicht ſchreibe ich Ihnen, wenn das Gaſtſpiel Devrient's zu Ende iſt, noch einige Worte über ihn.

IV.

Aus Wien.

Künſtlerfeſt. — Gemäldeausſtellung. — Nochmals über das ſummariſche Verfahren. — Eine Erbſchaft. — Polizeimaßregel.

Es iſt in der That höchſt bezeichnend für den hier herrſchenden öffentlichen Geiſt, daß das ſchöne, ſinnige Künſtlerfeſt, welches am 20. Mai, am Geburtstage Albrecht Dürers, von Dr. Melly nach dem Vorbild der römiſchen Cervarateur veranſtaltet worden, faſt gar keinen Zuſchauer fand, während das ordinärſte Schauſtück ſein Publicum hat und jede Luftfahrt des Herrn Lehmann regelmäßig Tauſende von Gaffern auf allen Plätzen und Straßen verſammelt. Das Dürerfeſt ſelbſt gewann indeß, durch die Abweſenheit eines unbetheiligten Kreiſes, nur an behaglicher Friſche und ungezwungener Heiterkeit und gewährte den Theilnehmern, 125 an der Zahl, einen recht fröhlichen Tag, der nicht ſo bald ihrem Gedächtniſſe entfliehen mag. Den ganzen Tag über ſtreifte die Geſellſchaft in den herrlichen Gebirgsgegenden umher, die die Hauptſtadt im Südweſten begrenzen, und ſchallender Geſang tönte fortwährend aus den Thälern, welche die luſtigen Kunſtjünger durchzogen. Der intereſſanteſte Moment war unſtreitig der Feſtzug auf den Kahlenberg, wobei 50 Maler im altdeutſchen Coſtüme erſchienen und die muntern Spiele auf dem nahen Leopoldsberge, bei welchen ſich ein heiterer Humor gar vielgeſtaltig entfaltete, boten ein ergötzliches, dem carnevaliſtiſchen Leben entlehntes Bild.

Bei dieſer Gelegenheit erwähne ich auch zugleich der am 22. Mai erfolgten Eröffnung des Salons, zu dem 230 Künſtler geſteuert haben und der im Ganzen 400 Oelgemälde, 106 Zeichnungen, Kupferſtiche und Aquarelle und 20 plaſtiſche Arbeiten enthält. Ich behalte mir für die nächſte Zeit eine Revue der Ausſtellung vor und will jetzt nur ſoviel bemerken, daß auch die diesjährige Expoſition keine allzu große artiſtiſche Ausbeute geſtattet, was wohl in der Regel ſo lange der Fall ſein wird, als der Termin nicht von einem auf drei Jahre ausgedehnt iſt, denn in zwölf kurzen Monden können unmöglich allerwärts Meiſterwerke entſtehen und ſchon mancher wackere Künſtler hat, von dem Ehrgeiz getrieben, jedesmal im Salon vertreten zu ſein, ſeinen Styl verdorben und mehr als ſonſt dem Geſchmack des Augenblicks gehuldigt.

Eine Stimme aus Böhmen tadelte jüngſt in dieſen Blättern die

Digitized by Google

günſtige Anſchauungsweiſe der meiſten wiener Berichterſtatter in Betreff des Geſetzes über das ſummariſche Rechtsverfahren bei Civilklagen bis zu 200 fl. und ſo wenig wir auch Grund finden mögen, die von ihr angedeuteten Mängel dieſer Mündlichkeit in Zweifel zu ziehen, ſo können wir doch nicht glauben, daß damit der Sache ſelbſt der Stab gebrochen ſei, denn es handelt ſich bei dem bekannten Zuſtand des öſterreichiſchen Staatslebens ohne Widerrede mehr um die Anregung als um die Schöpfung, mehr um die Conceſſion, als um den Werth derſelben. Hat ſich das Gewährte einmal in dem beſchränkten Kreiſe, der ihm vorerſt angewieſen iſt, als praktiſch tüchtig und geradezu unſchädlich erwieſen, ſo hat das probeweiſe adoptirte Princip gewiß eine, vielleicht anfangs gar nicht beabſichtigte Ausdehnung in der Praxis zu erwarten (?); auch der zweite Theil des Einwurfs, die Gefahr richterlicher Willkür betreffend und den Grundſatz bewährend, daß es auch dem Armen weniger um eine ſchnelle, als um eine gerechte Juſtizhandlung zu thun ſei, zerfällt an dem Bedenken, daß es den Parteien ja geſtattet iſt, ſich durch rechtskundige Perſonen vertreten zu laſſen und das Vorkommniß mehrfacher Mißbräuche in Bezug auf die richterliche Gewalt in dieſer Hinſicht eine Einrichtung getroffen werden dürfte, wodurch die befürchtete Willkür beengt und doch dabei das Princip der Mündlichkeit als ſolche gerettet und einer künftigen *) Entwickelung vorbehalten bliebe.

Die Vermählung des Dichters Hebbel mit der Hofſchauſpielerin Enghaus, die mit 4000 fl. auf Lebenszeit am Burgtheater engagirt iſt, wurde heute vollzogen und Hebbel gedenkt, nach ſeiner Reiſe nach Berlin, hierorts ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen. Die Auszeichnung, welche dem gemüthlichen Sänger Caſtelli vom Könige von Dänemark zu Theil wurde, dürfte Ihnen bereits bekannt ſein, weniger aber, daß der Hoforganiſt Sechter, ein alter Muſikus und ausgezeichneter Contrapunktiſt, der ſich nie über Reichthum an Glücksgütern beklagen konnte, plötzlich durch das Teſtament eines Engländers, Namens Lindley, der einſt ſein Schüler geweſen, ein wohlhabender Mann geworden.

Die hieſigen Hausbeſitzer haben überdies die ſtrengſte Weiſung erhalten alle jene Gaſſenläden, welche nicht in Wirklichkeit zu Verkaufszwecken benutzt werden, binnen drei Monaten umzugeſtalten, d. h. die auf die Straße gehende Thüre in ein Fenſter zu verwandeln, oder ganz zu vermauern, da es ſich gezeigt hat, daß in dieſen durch Niemand controllirten Localitäten, welche ſehr häufig blos als Wohnungen benutzt werden, viel unterſtandsloſes Geſindel ſich über Nacht aufhielt und ſo der obrigkeitlichen Nachforſchung entzog, was mit einem geordneten Sicherheitszuſtand unverträglich iſt.

*) Künftig! und immerhin künftig! Die Red.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Zur Geographie der Verbrechen.

Von Prof. Dr. Casper.

I. Artikel *).

Verhältniß der Verbrechen gegen Personen in Frankreich und Belgien. — Aehnliche Materialien für die preußische Monarchie. — Mindert die Verbreitung des Unterrichts in einer Bevölkerung diese Verbrechen? Verneinende Antwort. — Einfluß der verschiedenen Glaubensbekenntnisse. — In den katholischen Landestheilen Preußens mehr Tödtungen; in den evangelischen mehr fleischliche Verbrechen und Selbstmorde.

Es ist gut, auch in solchem Felde
einmal einen Pfahl einzuschlagen und
eine Stange auszustecken, nach denen
man sich gelegentlich orientiren kann.
Goethe.

Keine Zeit hat, so wie die jetzige, den Menschen zu ihrem Studium gemacht. Der Mensch als Glied des Staatsverbandes, als Mitglied der kirchlichen Gemeinschaft, der Mensch als Arbeitskraft, als zu pflegender Kranker, als körperlich oder geistig Verkrüp-

*) Aus den binnen Kurzem erscheinenden „Denkwürdigkeiten zur medizinischen Statistik und Staatsarzneikunde, welche eine Reihe von Aufzeichnungen enthalten werden, die nicht blos für die Fachwissenschaft, sondern auch für Jedermann, der an den tiefen Bewegungen und moralischen Krankheiten der Gesellschaft Antheil nimmt, vom größten Interesse sein müssen. Die amtliche Stellung des berühmten Herrn Verfassers, der in vielen von ihm citirten Fällen Referent gewesen ist, erhöht die Bedeutung dieser Denkwürdigkeiten. D. Red. d. Grzb.

Digitized by Google

pelter, der Mensch im Gefängniß, als entlassener Sträfling, als zum Schaffot Verurtheilter — das sind die großen Aufgaben, deren Lösung sich unsre, auf das Praktische hin gerichtete Zeit zum Ziele gesetzt hat, die großen Zeitfragen, an deren Beantwortung sich rastlos Wissenschaft und Tagespresse versuchen. Nach allen Richtungen, von allen Facultäten werden diese „menschheitlichen" Fragen in Erwägung gezogen, und sie sind es würdig, die ernsteste Forschung allseitig anzuregen. (Wer wollte behaupten, daß die Ergründung des scheinbar geringfügigen Umstandes, der sich an solche Aufgaben knüpft, verlorne Zeit oder Mühe sei?) Auch die Psychologie hat aus der Höhe der rein ideellen Sphären herabsteigen und sich erinnern müssen, daß sie ein Zweig der Naturwissenschaften ist. Zu ihrem eigenen Heil mußte sie sich die Anknüpfung an die Physiologie, und zum Heil der Menschheit muß sie sich in der neuesten Zeit, die die Eroberungen der Naturwissenschaften täglich mehr dem praktischen Gebrauche nutzbar macht, mehr und mehr die Anknüpfung an das praktische Leben gefallen lassen. Nach diesen Gesichtspunkten, die mich bei den Forschungen leiteten, deren Ergebnisse ich in den nachstehenden Blättern mittheile, wird es nicht auffallen, wenn ich bei meinen psychologischen Studien auf ein Thema kam, das auf den ersten Blick kaum vor das Forum des Arztes zu gehören scheint, und wofür ich dennoch die Aufmerksamkeit, namentlich gerichtlicher, oder in Gefangenanstalten und Irrenhäusern fungirender Aerzte nicht ohne Erfolg in Anspruch zu nehmen hoffen darf.

Es hat noch Niemand behauptet, daß es ein Zufall, wenn in Corsica, Spanien, Sicilien, ja bis Neapel, Rom, selbst Mailand hinauf der Meuchelmord aus Haß, Eifersucht u. s. w. ein ganz alltägliches Verbrechen ist, während der Deutsche, der Scandinave, der Slawe sich nur so höchst selten zu demselben hingezogen fühlt, und man ist vielmehr darüber einig, daß hierbei die Racenverschiedenheit, wie die Einflüsse des Bodens und Klima's, die im Großen kaum von einander getrennt gedacht werden können, einwirken. Höchst belehrend aber ist es, zu sehen, wie auch die weit geringern Differenzen der Race und des Klimas schon in Beziehung auf die verschiedenen Tendenzen zu Verbrechen wirksam werden, und wie die „moralische Statistik" deshalb nicht nur in den verschiedenen Ländern, sondern innerhalb der Grenzen eines und desselben größern Landes so ganz verschiedene Ergebnisse liefert. Guerry, in einem, dem französischen Institut 1832 vorgelegten Memoire über die Verbrechen in Frankreich, hat Frankreich

Digitized by Google

in fünf geographiſche Regionen getheilt, und, indem er die criminell Angeſchuldigten (vor Gericht Geſtellten) im Vergleich zur Bevölkerung als Grundlage ſeiner Unterſuchungen macht, die, wie die unſrigen, unten folgenden, auf amtlichen Ermittelungen beruhen, folgende Verſchiedenheiten gefunden. Wegen angeſchuldigten Verbrechens gegen Perſonen — wobei wir hier und in der ganzen nachfolgenden Unterſuchung ſtehen bleiben — waren in den ſechs Jahren von 1825—1830 vor Gericht gezogen worden

in Südfrankreich	1	auf	11,003	Einwohner,
= Oſtfrankreich	1	=	17,349	=
= Nordfrankreich	1	=	19,964	=
= Weſtfrankreich	1	=	20,984	=
= Mittelfrankreich	1	=	22,168	=

Im Süden alſo kamen noch einmal ſo viel blutige Verbrechen vor, als im Mittelpunkte des Landes, das, mit ſeiner vielbeſprochenen Centraliſation, gewiß wie wenig Andre, nach einem und demſelben Geſetztypus und nach derſelben Verwaltungsnorm von der großen Hauptſtadt bis zum äußerſten Grenzdörfchen regiert wird! Eben ſo erhebliche Unterſchiede ergaben ſich bei Vergleichung der einzelnen franzöſiſchen Departements. Im Departement Corſica z. B. kam ſchon Ein Angeſchuldigter auf 2199 Einwohner, dergleichen erſt 37014 im Departement der Creuſe Einen wegen Verbrechen gegen Perſonen vor die Aſſiſen ſtellten. Der gründliche und geiſtvolle Quetelet hat ähnliche Erfahrungen aus den Provinzen des Königreiches Belgien bekannt gemacht.

Lange Jahre früher, bevor dieſe und einige wenige andre, minder erhebliche Thatſachen bekannt gemacht worden, hatte ich mein Augenmerk unausgeſetzt auf den Gang der Verbrechen in den verſchiedenen Landestheilen der preußiſchen Monarchie gerichtet, und denſelben nach amtlichen, mir dazu bewilligten Berichten fortlaufend verfolgt, und war ſehr bald von der anſehnlichen Verſchiedenheit überzeugt worden, in welcher in den verſchiedenen Provinzen und Regierungsbezirken des Staates ſowohl die Verbrechen gegen Perſonen, als die gegen Sachen, namentlich Brandſtiftung, Forſtfrevel u. ſ. w. fortwährend vorkommen. Es gelang mir indeß nicht, aus den Regierungsverwaltungsberichten ein vollſtändiges, keine Lücken laſſendes Bild über die geographiſche Vertheilung der Verbrechen im Lande zu gewinnen, da dieſe Berichte hierüber kein ganz gleiches Schema einhalten, und oft die erheblichſten, ganze Zeiträume umfaſſende Auslaſſungen der betreffenden Rubriken

Digitized by Google

zeigten. Es mußte deshalb auf die Criminaltabellen, die bei den königlichen Obergerichten der Monarchie alljährlich zusammengestellt werden, und welche jene Mängel überall nicht theilen, zurückgegangen werden, und ich habe über diese Basis aller unten folgenden Tabellen und die darauf gegründeten Folgerungen zunächst Folgendes zu bemerken:

1. Es sind von uns überall nur die Verbrechen gegen Personen mit Ausschluß aller Verbrechen gegen Sachen in Betracht gezogen worden. Letztere hängen eines Theils, wie das Häufigste von Allen, der Diebstahl, zu sehr von Zufälligkeiten ab, z. B. hohen Getreidepreisen, Mangel an Arbeit, hartem und langem Winter, Zusammenfluß vieler Menschen auf Märkten, Messen u. dgl. und haben auch zum andern und großen Theil gar kein, oder wenigstens im Vergleich zu den erstern Verbrechen nur ein sehr untergeordnetes psychologisches Interesse. Zu den Verbrechen gegen Personen aber sind hier, den gesetzlichen Anordnungen entsprechend, gerechnet: Tödtung, Selbstmord, Kindermord und fleischliche Verbrechen (unter welche Rubrik das preußische Strafrecht [A. L. R. Tit. 20, Th. II. Abschn. XII.] zusammenfaßt: Hurerei, Verführung, Blutschande, Nothzucht, Ehebruch, Bigamie und „unnatürliche Sünden.")

2. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß, wenn wir die Criminaltabellen der Gerichte unserer Untersuchung zu Grunde legen, hier nur diejenigen Verbrechen in Betracht gezogen werden konnten, die zur richterlichen, oder (in Betreff der Selbstmorde) zur polizeilichen Kenntniß (resp. Untersuchung) gelangt waren, was natürlich nicht gleich sein kann der absoluten Zahl der wirklich vorgekommenen Verbrechen. Indeß einerseits ist hierbei zu erwägen, daß die Verbrechen aus der Rubrik: Morde und Todtschlag wohl nur in äußerst seltenen, die Selbstmorde, wenigstens nicht in häufigen Fällen, nicht zur öffentlichen Kunde gelangen: während allerdings Kindermorde und fleischliche Verbrechen sich gewiß gar nicht selten dem Ruchbarwerden zu entziehen wissen; andrerseits aber findet ganz dasselbe Verhältniß unstreitig wie bei uns, so auch in allen Ländern statt, und die psychologisch-criminelle Statistik, wollte sie auf diesen Uebelstand ein ungebührliches Gewicht legen, würde ein für alle Mal auf ein tieferes Eindringen in diese Frage verzichten müssen. Wie vielmehr dies noch von andern, hier nicht beleuchteten Verbrechen: Diebstahl, Brandstiftung, Betrug u. s. w. gilt, ist einleuchtend, und doch hat man mit größtem Rechte in neuerer Zeit auch alle diese Verbrechen in den Kreis wissenschaftlich-statistischer Untersuchungen gezogen, denn in allen diesen, für die

Digitized by Google

Geſellſchaft ſo hochwichtigen Angelegenheiten iſt, wie überall, auch ein kleines und ſchwach leuchtendes Licht beſſer, als — gänzliche Finſterniß. Noch weniger wichtig erſcheint ein andrer Einwand, der nämlich, daß die zur Unterſuchung gekommenen Verbrechen bei den Gerichten und in ihren amtlichen Liſten mitunter doppelt, ja vielleicht in ſehr einzelnen Fällen ſogar dreifach gezählt worden ſein mögen, wenn die concrete Unterſuchung in Einem Jahre nicht abgeſchloſſen, und folglich, obgleich in demſelben ſchon gezählt und einberichtet, im nächſten Jahre abermals in die Tabellen aufgenommen werden mußte. Dieſe Fälle aber werden ſich gewiß in der großen Minderzahl befinden, und im Allgemeinen ſich im Verhältniß der einzeln gegen einander betrachteten Gerichtsbezirke und Provinzen ausgleichen.

(3. In den auf die genannten amtlichen Ergebniſſe conſtruirten, im Anhange befindlichen Generaltabellen A u. B, ſind die Nachrichten für 1835, 1837 und 1838 aus den Bänden 48, 52 und 54 der v. Kamptz'ſchen Jahrbücher für die preußiſche Geſetzgebung, dagegen die für 1836, 1839—1841 aus den Generalberichten des Herrn Juſtizminiſters Mühler über die Juſtizverwaltung gezogen worden. Die Nachrichten über Selbſtmorde aber, die nicht zur gerichtlichen Unterſuchung kommen, ſtammen aus den, bei dem königl. ſtatiſtiſchen Büreau jährlich eingehenden Ueberſichten über Geburten, Trauungen und Todesfälle in den Regierungsbezirken. Bei der Zuſammenſtellung aber von gleichnamigen Regierungsbezirken und Obergerichtsbezirken in Beziehung auf deren Bevölkerung iſt, zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen und Ungenauigkeiten, noch Folgendes zu bemerken.

4. Im Allgemeinen wird häufig eine Identität der Bevölkerung in den gleichnamigen Bezirken der königl. Regierungen und Obergerichte (in der Rheinprovinz der Landgerichte) angenommen, ſo daß z. B. der Oberlandesgerichtsbezirk Bromberg und der Regierungsbezirk Bromberg ganz dieſelbe Menſchenzahl bezeichneten. Dies iſt auch allerdings bei vielen Landestheilen der Fall, jedoch nicht bei Allen, ja es kommen mitunter nicht unerhebliche Zahlenunterſchiede in der Bevölkerung der Regierungsbezirke, verglichen mit der Bevölkerung der Gerichtseingeſeſſenen in den gleichnamigen Obergerichten, vor, worüber man bei Starke *) die genaueſten Nachrichten findet. So z. B. umfaßt der Bezirk des Oberlandesgerichts zu Breslau nicht nur

*) Juſtizverwaltungsſtatiſtik des preußiſchen Staates. Berlin 1839. 8.

Digitized by Google

den ganzen Regierungsbezirk Breslau mit 975,941 Einwohnern, sondern es ſtehen außerdem noch unter ſeiner Jurisdiction 179,686 und 37,375 Menſchen aus den Regierungsbezirken Liegnitz und Oppeln; der Oberlandesgerichtsbezirk Marienwerder begreift mit etwa drei Fünfteln ſeiner Gerichtseingeſeſſenen den ganzen gleichnamigen Regierungsbezirk, und außerdem mit zwei Fünfteln den Regierungsbezirk Danzig *), welche beide Beiſpiele freilich die ſchlagendſten unter allen ähnlichen ſind: es gibt endlich Oberlandesgerichtsbezirke, die gar keine gleichnamige Regierungsdepartements haben, wie: Inſterburg (faſt gleichbedeutend mit dem Regierungsbezirk Gumbinnen), Greifswald (gleich dem Regierungsbezirk Stralſund), Ratibor (faſt gleichbedeutend mit dem Regierungsbezirk Oppeln), Glogau (hauptſächlich der Regierungsbezirk Liegnitz, mit Antheilen aus den Bezirken der Regierungen zu Breslau und Frankfurt), das Departement des Kammergerichtes (weſentlich der Regierungsbezirk Potsdam mit Berlin, mit einem kleinen Antheil [1283 Menſchen] aus dem ſtettiner Regierungsbezirk), Halberſtadt, Naumburg und gräfl. ſtolberg. Regierung zu Wernigerode, welche die drei Regierungsdepartements der Provinz Sachſen: Magdeburg, Merſeburg und Erfurt unter ſich theilen, Paderborn (gleichbedeutend mit dem Regierungsbezirk Minden), u. ſ. w. Bei Nichtbeachtung dieſer Verhältniſſe würde man ganz irrige Ergebniſſe liefern. Eine Ausgleichung läßt ſich indeß leicht erwirken, wenn man, wie es unten geſchehen wird, die Oberlandesgerichts- und die Regierungsbezirke vergleichend zu ganzen Provinzen zuſammenfaßt, wo die angegebenen Differenzen der Verwaltungseintheilung ſchwinden. Denn wenn auch einzelne wenige Obergerichte ihre Jurisdiction wohl ſelbſt bis über die Grenzen ihrer Provinz hinaus erſtrecken, ſo betrifft dies doch nur ſehr unerhebliche Theile der Bevölkerung in der großen Geſammtzahl, die unbeſchadet der Genauigkeit außer Betracht bleiben können.)

Nach dieſen Anführungen betrachten wir die Ergebniſſe unſerer Tabelle genauer, und wir werden ſehen, welche bemerkenswerthe Unterſchiede die verſchiedenen Stämme, die unter dem preußiſchen Scepter vereinigt leben, in Beziehung auf die unter ihnen vorkommenden Verbrechen gegen Perſonen aufzeigen.

Ueberſichtlich nach Provinzen zuſammengeſtellt, kamen auf eine Million Einwohner zur Unterſuchung:

*) Aus Erſterm 492,907, aus Letzterm 341,975. Alle dieſe Zahlen nach der Zählung zu Ende des Jahres 1838.

Digitized by Google

Provinzen	wegen Mordes u. Todtschlags	wegen Kindermords	wegen fleischl. Verbrech.	Summa der Verbr. gegen Personen	Selbstmorde
Brandenburg	18,4	3,0	35,0	56,4	211
Pommern	12,0	2,7	62,0	76,7	150
Sachsen	20,2	5,0	44,5	69,7	158
Schlesien	18,3	7,3	38,6	64,3	103
Preußen	20,0	4,7	34,7	59,4	90
Posen	26,0	7,5	41,0	74,5	59
Westphalen	20,2	5,2	27,2	52,7	45
Rheinprovinz	13,0	4,0	25,0	42,0	38
d. h. auf eine Million in den:					
drei östlichen Provinzen	21,4	6,5	38,1	66,0	84
zwei westl. =	16,6	4,6	26,1	47,3	41
drei mittlern =	16,9	3,6	47,2	67,7	173

Hier liegt ein aufgeschlagenes Buch mit großen und wichtigen Räthseln vor uns! Wie kommt es, daß die Provinz Posen so reich an blutigen Verbrechen ist, während die Rheinprovinz hierin so günstig dasteht? Daß in Pommern so viele fleischliche Verbrechen, dagegen so wenig Fälle von Mord, Todtschlag und Kindermord zur Untersuchung gekommen? Daß die Provinz Brandenburg mit dem Maximum an Selbstmorden, das aus seiner großen Hauptstadt Berlin erklärt scheint, trotz eben dieser Hauptstadt doch nur verhältnißmäßig weniger Morde, Kindermorde und Verbrechen gegen die Sittlichkeit zählt? Wir wollen es versuchen, der Lösung dieser Fragen näher zu treten.

Als anscheinend wichtigstes Element drängt sich zunächst der Einfluß der Verbreitung des Unterrichts in einer Bevölkerung auf. Wie oft ist es gesagt worden: „unterrichtet, bildet das Volk, und Ihr werdet es vor Verbrechen bewahren; mit jeder Dorfschule, die Ihr eröffnet, schließt Ihr ein Polizeiamt, ein Criminalgericht. Uncultur erzeugt Rohheit, Rohheit Verbrechen.“ Aber dies erhebend klingende Schiboleth entbehrt leider! der innern Wahrheit, wie schon Andere vor mir, die demselben forschend nahe getreten, behauptet haben, und wie ich sogleich, zu eignem Bedauern, beweisen werde. Quetelet *) hat, nach den amtlichen Criminalberichten an den König von Frankreich für das Jahr 1829, die die Angeschuldigten und vor die

*) Sur l'Homme. Paris, 1835. II. S. 181.

franzöſiſchen Gerichtshöfe Geſtellten nach Stand und Beſchäftigung in neun Hauptklaſſen theilen, die Ergebniſſe geliefert, die ſich überſichtlich, wie folgt, zuſammenſtellen laſſen. Auf hundert Angeſchuldigte waren Verbrecher:

	gegen Perſonen	(gegen Sachen)
I. Landbauer, Winzer, Förſter, Bergleute u. ſ. w.	32	(68)
II. Arbeiter in Holz, Kupfer, Eiſen, Baumwolle u. ſ. w.	21	(79)
III. Bäcker, Schlächter, Brauer, Müller u. ſ. w.	22	(78)
IV. Hutmacher, Friſeure, Schneider, Tapezierer u. ſ. w.	15	(85)
V. Banquiers, Makler, Kaufleute, Colporteurs u. ſ. w.	15	(85)
VI. Maurer, Laſtträger, Schiffer, Frachtfuhrleute u. ſ. w.	26	(74)
VII. Gaſtwirthe, Zuckerbäcker, Dienſtboten u. ſ. w.	16	(84)
VIII. Künſtler, Studirende, Beamte, Gerichtsdiener, Notare, Advocaten, Geiſtliche, Aerzte, Militairs, Rentner u. ſ. w.	37	(63)
IX. Bettler, Schmuggler, Luſtdirnen u. ſ. w.	13	(87)

Wie bunt durch einander gewürfelt dieſe Klaſſeneintheilung auch ſei, und wie wenig wir ſie im Allgemeinen auch vertreten möchten, ſo bietet ſie doch für die hier vorliegende Frage eine merkwürdige Thatſache. Unſtreitig umfaßt nämlich die achte Klaſſe die meiſte und compacteſte Bildungs- und Intelligenzmaſſe; alle ſtudirten Männer ſind in ihr zuſammengeſtellt, und — grade ſie ſteht in der Verhältnißzahl der blutigen Verbrechen obenan mit 37 vom Hundert, während vollends die neunte Klaſſe, die den Auswurf der Bevölkerung begreift, in welcher, zumal in Frankreich, wo der Elementarunterricht noch ſo wenig verbreitet iſt, kaum ein Minimum von Unterricht vorausgeſetzt werden kann, noch nicht einmal halb ſo viele Verbrechen der Art vorkamen, als unter den gebildeten und gelehrten Leuten der achten Klaſſe! Aber, wenn wir uns auch aus hundert andern gewichtigen Gründen den Volksunterricht nicht verkümmern laſſen, dem edlen Streben der

Regierungen, ihn zum möglichſten Gemeingut zu machen, in keiner Weiſe entgegentreten wollen, ſo erfordert es doch die wiſſenſchaftliche Wahrheit, ſich zu geſtehen, daß mit dem Volksunterricht allein der Menſch nicht verſittlicht wird. Die Leidenſchaften haben ihre Wurzel nicht in der Sphäre der Intelligenz! „Es iſt ein Irrthum," ſagt ein wackerer Arzt und Pſycholog (der verſtorbene Leuret), „daß es hinreiche den Verſtand (esprit) der Menſchen zu cultiviren, um ſie zu beſſern. Nichts iſt weniger bewieſen, als der Einfluß des Unterrichts auf die Zahl der Verbrechen. Die Rechtlichkeit, die Tugend ſind nicht unvereinbarer mit der Unwiſſenheit, als deren Gegentheil unvereinbar iſt mit der Cultur des Geiſtes." Balby und Guerry, die er weiter anführt, haben in einer Tafel die 26 Akademien Frankreichs, die Bildungsanſtalten für die Jugend, den auf gleichem Bevölkerungsraum befindlichen Tribunälen gegenübergeſtellt, und hier ergibt ſich jener Irrthum wieder auf das Schlagendſte. Im Bezirk der Akademie von Beſançon kommt ſchon Ein Schüler auf 11,6 Einwohner, das günſtigſte Verhältniß in ganz Frankreich und doch hatte das Tribunal grade von Beſançon ſchon Einen Verurtheilten auf 8,663 Gerichtseingeſeſſenen, wobei zu beachten, daß eilf unter 26 Tribunälen hierin günſtiger da ſtehen, als das Genannte. Im Ganzen finden ſich von den 26 Tribunälen und Akademien in Frankreich nicht weniger als 14 in dieſem Falle eines durchaus nicht entſprechenden Verhältniſſes zwiſchen unterrichteter und verbrecheriſcher Bevölkerung.

Nach den von Guerry a. a. O. gelieferten amtlichen Tabellen konnten von hundert franzöſiſchen Recruten in den drei Jahren 1827 bis 1829 leſen und ſchreiben in den Departements von

Oſtfrankreich	55	Weſtfrankreich	27
Nordfrankreich	52	Mittelfrankreich	25
Südfrankreich	33		

wogegen nach einer andern, gleichfalls amtlichen Tabelle, wenn man dieſelben drei Jahre vergleicht, wegen begangener Verbrechen gegen Perſonen, vor die Gerichte geſtellt ward Ein Angeſchuldigter in:

Südfrankreich	auf	11,617	Einwohner
Oſtfrankreich	„	17,340	„
Nordfrankreich	„	19,914	„
Mittelfrankreich	„	21,111	„
Weſtfrankreich	„	21,465	„

Hier ſteht alſo die unterrichtetſte Bevölkerung Frankreichs, die öſtliche ſchon in der zweiten Reihe der verbrecheriſchen Scala, während die

Digitized by Google

ununterrichtetſten, die mittlern und weſtlichen Landestheile, grade am wenigſten ſchwere Verbrechen aufzuweiſen hatten.

Für die Ermittelung dieſer Verhältniſſe in der preußiſchen Monarchie ſteht uns ein doppelter Maßſtab zu Gebot, der mit großer Sicherheit den — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — Thermometer des Bildungsgrades der verſchiedenen Provinzen zu verzeichnen geſtattet: das Verhältniß nämlich, in welchem aus der Bevölkerung der ſchulpflichtigen Kinder (von 6—14 Jahren) dieſe die Schulen wirklich benutzen und beſuchen, und das Verhältniß des genoſſenen Schulunterrichts bei den militäriſchen Erſatzmannſchaften bei ihrer Einſtellung in das Heer. Für beide Verhältniſſe ſind amtliche Liſten nach den Materialien des königl. ſtatiſtiſchen Büreaus bekannt gemacht worden, wonach wir folgende überſichtliche Zuſammenſtellung geben.

Die öffentlichen Schulen, d. h. die Elementar-, Mittel- und Bürgerſchulen, Progymnaſien und Gymnaſien beſuchten im J. 1837 von je hundert Kindern im ſchulpflichtigen Alter, in

Preußen	74,0	Schleſien	86,6
Poſen	61,7	Sachſen	93,7
Brandenburg	84,2	Weſtphalen	83,6
Pommern	76,8	Rheinprovinz	80,4
		durchſchnittlich	80,9

wonach die Landestheile ſo auf einander folgen: Sachſen (Maximum der Bildungsſtufe), Schleſien, Brandenburg, Weſtphalen, Rheinprovinz, Pommern, Preußen, Poſen (Minimum der Bildungsſtufe). Ueber die Einzelheiten nach den Regierungsbezirken und die Urſachen des ſo verſchiedenen Schulbeſuches kann auf Hoffmann's lehrreiches und treffliches Werk verwieſen werden *). — Ferner ſind von hundert zum Kriegsdienſt Einberufenen in den fünf Jahren $18\frac{33}{37}$ bis $18\frac{42}{41}$ ganz ohne allen Schulunterricht befunden worden, in:

Preußen	14,08	Schleſien	8,47
Poſen	40,00	Sachſen	0,94
Brandenburg	2,18	Weſtphalen	2,54
Pommern	1,34	Rheinprovinz	6,64.

Folgen alſo nach dieſer Scala die Provinzen: Sachſen, wieder mit dem Maximum des Bildungsgrades, Pommern, Brandenburg, Weſt-

*) Die Bevölkerung des preußiſchen Staates u. ſ. w. Berlin 1839. 4. S. 60 u. f.

Digitized by Google

phalen, Rheinprovinz, Schleſien, Preußen, Poſen, wieder mit dem Minimum an Bildungsmaſſe, wie denn überhaupt, wie man ſieht, beide Scalen ein faſt ganz gleiches Ergebniß liefern.

Was iſt nun das Reſultat der Vergleichung der Provinzen untereinander bezüglich ihres Bildungsgrades und der darin vorkommenden ſchwerern Verbrechen? Kein anderes leider! als das: daß die Cultur der Intelligenz keinen überwiegenden, ja keinen erheblichen Einfluß hat auf die Mehrung oder Minderung der Verbrechen gegen Perſonen und der Selbſtmorde, und daß andere Urſachen hier weit entſcheidender wirkſam ſein müſſen. Die Ermittelung des genoſſenen Schulunterrichts bei den militäriſchen Erſatzmannſchaften iſt deshalb für dieſe Unterſuchung beſonders werthvoll, weil grade in der Volksſchicht, aus der die Eingeſtellten ſtammen, die meiſten der hier in Betracht gezogenen Verbrechen vorkommen, und weil das jugendlich kräftige Alter, in welchem ſie ſich ſämmtlich befinden (die erſten Zwanziger), grade dasjenige iſt, in welchem dieſe Verbrechen am häufigſten begangen werden (Quetelet). Hiernach aber findet ſich bei keiner einzeln betrachteten Klaſſe von Verbrechen hinſichtlich ihres Vorkommens in den einzelnen Provinzen eine Uebereinſtimmung mit deren reſp. Bildungsgrad, mit alleiniger Ausnahme des Umſtandes, daß die Provinz Poſen, in welcher der Unterricht bei weitem am wenigſten verbreitet, auch diejenige iſt, in welcher am meiſten Morde und Kindermorde (aber nicht am meiſten fleiſchliche Verbrechen und Selbſtmorde) vorkommen. Dagegen zählt die ſo auffallend und erfreulich über alle andere Landestheile hervorragende Provinz Sachſen, in welcher von hundert ſchulpflichtigen Kindern faſt 94 wirklich die Schulen beſuchen, d. h. wohl Alle, wenn nur ſechs vom Hundert auf körperlich und geiſtig kranke Kinder gerechnet werden, und in welcher faſt alle Eingeſtellte ohne Ausnahme, wie oben gezeigt, Schulunterricht genoſſen hatten — dieſe ſehr intelligente Provinz zählt nach Poſen die allermeiſten Morde und Todtſchläge, liefert noch einmal ſo viel Unterſuchungen wegen Kindermordes als Pommern, in welchem der Schulbeſuch ſchon weit geringer, und ſteht endlich in der Scala der Fleiſchesverbrechen und der Selbſtmorde in der zweiten Reihe unter den übrigen Provinzen, alſo faſt obenan!

Andererſeits aber darf man auch nicht annehmen, was wohl irrig behauptet worden iſt, daß grade ein verbreiteter Culturzuſtand in einer Volksmaſſe dieſelbe verhältnißmäßig mehr zu Verbrechen disponirt,

wofür Gründe auch nur ſehr gezwungen herbeigeführt werden können. Pommern ſteht in Beziehung auf Intelligenz im niedern Volke ſehr hoch: nur 1,34 vom Hundert der Recruten hatte keinen Schulunterricht geſucht, und wenn auch in dieſer Provinz die wenigſten blutigen Verbrechen vorfielen, ſo ſtand ſie doch in Beziehung auf die zur Unterſuchung gekommenen fleiſchlichen Verbrechen in vorderſter Reihe. (Wie viel dies für die Sittlichkeit einer Bevölkerung bedeutet oder nicht bedeutet, darauf kommen wir noch zurück.) Die Provinz Brandenburg lieferte unter 100 Eingeſtellten nur 2,18, die keinen Schulunterricht genoſſen hatten, und doch ſteht ſie, trotz des wichtigen Umſtandes, daß ſie Berlin, die große Pulsader der Monarchie, einſchließt, in der Scala der Verbrechen der Tödtungen und der Fleiſchesluſt erſt auf der fünften Stufe. —

Derſelbe allgemeine Satz gilt aber auch für das Verbrechen des Kindermordes, für ſich betrachtet. Wenn wir für den Intelligenzzuſtand der Kindermörderinnen als maßgebend betrachten das Verhältniß, in welchem die ſchulpflichtigen Kinder die öffentlichen Schulen beſuchten, und unter denen auch die Mädchen (in einem Verhältniß zu den Knaben wie 43 : 45 mitbegriffen ſind, ſo hat, nächſt Sachſen, Schleſien ſeiner weiblichen jugendlichen Bevölkerung am meiſten Schulunterricht zufließen laſſen, Poſen am wenigſten — und doch zählen beide Provinzen faſt ganz gleich viele, und zwar die meiſten Kindermorde, d. h. etwa 7,4 auf eine Million Einwohner. In Preußen und Pommern iſt das Verhältniß des empfangenen Schulunterrichtes ganz gleich, und dennoch zählt Preußen faſt noch einmal ſo viel Kindermorde, als Pommern.

Nicht einmal ergibt ſich eine irgend bemerkenswerthe innere Beziehung der Selbſtmorde, iſolirt betrachtet, zu der Intelligenzſtufe einer Volksmaſſe, wie man doch weit eher noch, als bei andern Verbrechen, vorauszuſetzen geneigt ſein ſollte, und ich kann, nach den obigen Thatſachen, dem ehrwürdigen Hoffmann nicht beiſtimmen, wenn er ſagt: „wenn die niedere Bildung der großen Maſſe des Volkes auch von einer geringern Empfindlichkeit des Ehrgefühls mehrentheils begleitet ſein dürfte, ſo ſcheint ein hinreichender Grund dafür gefunden zu ſein, weshalb die Provinzen Preußen und Poſen, nebſt dem öſtlichen Theil von Pommern und Oberſchleſien in den Jahren 1820—1839 nur zwiſchen 100—200 Selbſtmorde auf 100,000 Lebende hatten, während in den Provinzen Brandenburg und Sachſen nebſt

Nieder- und Mittelſchleſien und dem größern weſtlichen Theil von Pommern, deren ſehr nahe zwiſchen 250 und 350 vorkamen." — Denn ſchon der einzige Thatbeſtand, daß Brandenburg zwiſchen fünf- und ſechsmal mehr Selbſtmörder hat, als die Rheinprovinz, zeigt auf andere innere Beziehungen, als auf die Verſchiedenheit des Bildungsgrades, hin. In Weſtphalen und Brandenburg waren die Zahlen der eingeſtellten Recruten, die Schulen beſucht hatten, faſt ganz gleich, und doch hatte Weſtphalen vier- bis fünfmal weniger Selbſtmörder.

In wie weit die Volksſchule und ihre Bildungsmittel der Anfüllung der Gefängniſſe und der Vollſtreckung anderer peinlicher Strafen in Beziehung auf andere, als die hier in Betracht gezogenen Verbrechen gegen Perſonen entgegentritt, dies iſt eine Frage, die für jetzt hier außer Erörterung bleibt. Die Morde, Kindermorde, Verbrechen aus Wolluſtdrang, die Selbſtmorde vermag ſie nicht weſentlich abzuwehren, wie wir gezeigt zu haben glauben.

Sie wurzeln, dieſe Verbrechen, in der Sphäre des Gemüths, des ſittlichen Willens, und wenn nichts dieſen veredelt und entſündigt, wie der Glaube an Gott und den Erlöſer, ſo drängt ſich die Frage auf, wie weit das verſchiedene religiöſe Glaubensbekenntniß in großen Volksmaſſen, mit ſeinem in ſo bedeutend verſchiedenem Maße tiefgreifenden Einfluſſe auf Mehrung oder Minderung der großen Verbrechen eine erhebliche Einwirkung zeige? Ich glaube mich hier ausdrücklich vor der Vorausſetzung jeder vorgefaßten Meinung verwahren zu müſſen, wo ich gleichfalls, wie bisher, nur die reinen Thatſachen ſprechen laſſe, unbekümmert um deren Endreſultat, das ſie ſelbſt, nicht ich, zu liefern haben.

Erwägen wir zunächſt, daß unter einer Million Einwohnern des preußiſchen Staates ſich nur 92 griechiſche Chriſten, 1028 Mennoniten und 13022 Juden befinden, daß folglich die evangeliſchen und katholiſchen Chriſten mehr als 98 vom Hundert der Bevölkerung conſtituiren, wogegen die übrigen Glaubensbekenntniſſe nur eine unbedeutende Fraction bilden, ſo erſcheint es gerechtfertigt, wenn wir unſere Unterſuchung nur auf jene beiden großen chriſtlichen Bevölkerungsmaſſen ausdehnen, die im Großen und Ganzen in ihren Wohnſitzen ſo getheilt ſind, daß man überwiegend evangeliſche, und überwiegend katholiſche Landestheile in der Monarchie annehmen kann. Hiernach, und mit zu Grundelegung der oben bereits benutzten amtlichen Data, iſt folgende Tabelle entworfen:

Digitized by Google

Auf 100,000 Einwohner kamen vor in den

I. überwiegend evangelischen Landestheilen*)

In den Obergerichts-bezirken.	Morde und Todt-schlag	Kin-der-morde	Fleischl. Verbrech.	Summa	Selbstmorde nach Regierungsbezirken	
Kammergericht .	1,7	0,3	5,0	7,0	Potsd. mit Berl.	27,2
Frankfurt	1,9	0,3	2,0	4,2	Frankfurt . . .	15,1
Breslau	1,3	0,5	6,3	8,1	Breslau	12,7
Glogau	1,4	0,7	3,7	5,8	Liegnitz	13,3
Naumburg . . .	1,8	0,4	4,0	6,2	Merseburg . . .	15,2
Magdeburg . .	1,4	0,4	5,4	7,2	Magdeburg . .	18,5
Halberstadt . . .	2,6	0,4	6,8	9,8	Erfurt	13,8
Wernigerode . .	2,3	0,8	1,6	4,7		
Königsberg . . .	1,5	0,5	4,8	6,8	Königsberg . .	13,7
Insterburg . . .	1,9	0,5	2,5	4,9	Gumbinnen . .	7,7
Stettin	2,0	0,1	2,8	4,9	Stettin	16,3
Cöslin	0,5	0,2	1,1	1,8	Cöslin	6,9
Greifswald . . .	1,1	0,5	14,7	16,3	Stralsund . . .	16,9
Paderborn . . .	2,7	0,9	2,5	6,1	Minden	4,4
Mittel	1,7	0,5	4,5	6,7		13,9

II. in den überwiegend katholischen Landestheilen

In den Obergerichts-bezirken	Mord und Todt-schlag	Kin-der-morde	Fleischl. Verbrech.	Summa	Selbstmorde nach Regierungsbezirken	
Posen	2,5	1,0	4,0	7,5	Posen . . .	7,3
Bromberg	2,7	0,5	4,2	7,4	Bromberg .	4,5
Ratibor	2,8	1,0	1,6	5,4	Oppeln . . .	4,9
Münster	0,9	0,6	2,4	3,9	Münster . .	3,1
Hamm	2,3	0,3	4,6	7,2	Arnsberg . .	5,9
Arnsberg	2,2	0,3	1,4	3,9		
Rheinische Gerichte .	1,3	0,4	2,5	4,2	Rhein. R. B.	3,8
Mittel	2,1	0,6	2,9	5,9		4,9

*) Der Herr Verfasser begleitet diese Tabelle mit mehrern Noten, worin er die Zusammensetzung und Bevölkerung der einzelnen Obergerichtsbezirke veranschaulicht, Details, welche für unsere Zeitschrift zu umfassend sind und worüber wir die eigentlichen Fachmänner auf das in unserer Eingangsnote erwähnte, in Bälde erscheinende Werk, verweisen.

Anmerk. d. Red.

Digitized by Google

Was hiernach nun die einzelnen Verbrechen betrifft, ſo zeigt ſich, daß in den katholiſchen Landestheilen mehr Mordthaten und Todtſchläge zur Unterſuchung gekommen, als in den evangeliſchen, ſo zwar, daß unter den Katholiken auf eine Million vier Verbrechen dieſer Art mehr gezählt wurden. Klima und Nationalität können hier nicht zur Erklärung herangezogen werden, da die öſtlichen und weſtlichen Provinzen, die Polen, Weſtphalen und Rheinländer gleichzeitig in Betracht gezogen worden. Auch die verſchiedene Dichtheit der Bevölkerung, worauf wir unten noch zurückkommen, reicht zur Löſung der Differenz nicht aus, da die dichtbevölkertſten und die ſpärlichſt bewohnten Landestheile der Monarchie gleichzeitig in dem obigen Durchſchnitt begriffen ſind. Ich meinerſeits ſuche vergeblich nach einer Erklärung, und will nur die Frage wagen: ob vielleicht das katholiſche Inſtitut der prieſterlichen Abſolution hier von einigem Einfluß ſein könnte?

Der Kindermorde kamen zwar einige mehr (1 auf eine Million) in den katholiſchen, als in den evangeliſchen Landestheilen vor; der Unterſchied iſt aber zu unerheblich, um irgend welche Schlüſſe zu geſtatten. Eine Bemerkung aber drängt ſich auf: die nämlich, daß das berühmte Gebot des code Napoléon, der bekanntlich in unſern Rheinprovinzen in Kraft ſteht: la recherche de la paternité est interdite, während umgekehrt in den altländiſchen, unter der Herrſchaft des allgemeinen Landrechts ſtehenden Provinzen, der Geſchwächten die möglichſten geſetzlichen Zugeſtändniſſe in Beziehung auf die recherche de la paternité gemacht werden, und ſogar öffentliche Weiber im Bordell einen Vater reclamiren können, — daß dieſer außerordentlich wichtige geſetzliche Unterſchied auf die Vermehrung oder Minderung der Kindermorde gar keinen Einfluß zu haben ſcheint. Die rheiniſchen Gerichtshöfe, deren Geſchwächte weder durch ein Findelhaus, noch durch eine reclamirte Vaterſchaft ihre Lage erleichtern konnten, hatten nur über vier Kindermorde unter einer Million Einwohner zu erkennen, während in den altländiſchen Departements Breslau, Glogau, Wernigerode, Königsberg, Inſterburg, Greifswald, Paderborn, Bromberg und Münſter noch etwas mehr Verbrechen dieſer Art zur richterlichen Cognition kamen.

Fleiſchliche Verbrechen kamen erheblich mehr (16 mehr auf eine Million Einwohner) in den evangeliſchen Landestheilen zur Unterſuchung. Das religiöſe Bekenntniß, und was in Beziehung auf Sitte und Lebensweiſe damit zuſammenhängt, hat

Digitized by Google

hier indeß wohl ſchwerlich einen entſcheidenden Einfluß, und viel mehr das mehr oder weniger gedrängte Zuſammenwohnen, wie wir zeigen werden. Dieſer Umſtand aber gibt anſcheinend den evangeliſchen Provinzen als ſolchen ein Uebergewicht in dem Vorkommen der fleiſchlichen Verbrechen, in ſofern, als die compacteſte evangeliſche Bevölkerung zufällig auch grade diejenige iſt, die am dichteſten in Städten zuſammen lebt. Nur allein in Beziehung auf den Ehebruch, der zu den fleiſchlichen Verbrechen des Strafrechts gezählt wird, dürfte das verſchiedene religiöſe Bekenntniß in Betracht kommen, und es iſt wohl keine unbegründete Annahme, daß jenes Mehr in den evangeliſchen Provinzen zum Theil mit auf Rechnung häufigerer Eheſcheidungsklagen wegen angeblichen oder wirklichen Ehebruchs zu ſetzen ſein dürfte. Im Uebrigen iſt zu beachten, daß die Häufigkeit oder Seltenheit von vor Gericht gebrachten Fällen fleiſchlicher Verbrechen für die Beurtheilung des ſittlichen Zuſtandes in einer Bevölkerung nur mit größter Vorſicht gewürdigt werden darf. Das Ländchen Lippe-Detmold, das nicht in dem Geruch ſteht, ſich durch große Sittenverderbniß auszuzeichnen, hatte von 1826—1828 durchſchnittlich alljährlich drei Criminalunterſuchungen wegen fleiſchlicher Verbrechen, während das ganze Königreich Baiern im Jahre 1828 deren nur zwei zählte, ein Land, deſſen Hauptſtadt mehr uneheliche Kinder alljährlich in die Welt ſetzt, als ſelbſt Paris. „Allein eben die Seltenheit dieſer Proceſſe," ſagt Mittermaier, „muß als ein Beweis vermehrter Unſittlichkeit gelten, wenn ſie auch als Zeichen des Fortſchreitens der Civiliſation erſcheinen mag, die freilich mit ſolchen Fleiſchesverbrechen und Liebesverhältniſſen es leicht nimmt, witzig darüber zu ſcherzen lehrt, in den geſelligen Verhältniſſen freundlich den oft liebenswürdigen Verbrecher aufnimmt, und es zuletzt ſo weit bringt, daß der beleidigte Ehegatte lieber ſchweigt, weil er entweder den gefälligen Gatten ſpielt, um auch ſich deſto leichter entſchädigen zu dürfen, oder weil er fürchten muß, von der Menge verſpottet zu werden, wenn er dergleichen Verhältniſſe durch eine gerichtliche Klage öffentlich macht. Es liegt eine Art von Hohn gegen die Strafjuſtiz in der Erfahrung —, daß in ganz Frankreich, bei einer Bevölkerung von 31 Millionen, nur 57 Ehebruchsfälle zur Unterſuchung kommen.

Ungemein weniger als bei den Evangeliſchen kommen bei den Katholiken die Selbſtmorde vor (90 weniger auf eine Million); dieſe Thatſache iſt nicht neu und ich ſelbſt habe ſie bereits vor 20 Jahren grade auch für die Provinzen des preußiſchen Staates, in denen ſie

Digitized by

ſich alſo fortdauernd wiederholt und beſtätigt, nachgewieſen, und die Meinungen von Blumenbach, Burrows, Arnold und Oſiander darüber angeführt. Letzterem muß ich auch noch heute beiſtimmen und annehmen, daß das Sacrament der Beichte und letzten Oelung, ohne die der gläubige Katholik nicht aus der Welt gehen mag, gewiß ein häufiges Abwehrmittel des Selbſtmordes bei ihm wird.

So ſehen wir denn im Ganzen mehr blutige Verbrechen, in den katholiſchen Bevölkerungen, dagegen weniger Fleiſchesſünden und Selbſtmörder als in den evangeliſchen.

Berina.

Von Moritz Hartmann.

I.

Monate lang war ich in Italien; die Kreuz, die Quer, herauf, herunter, herumgezogen; in wenigen Tagen ſollte ich den Fuß wieder auf deutſche Erde ſetzen — und kein Abenteuer, nicht das allerunbedeutendſte Abenteuer! Und wie hatte ich mir ſonſt dieſes romantiſche Land vorgeſtellt; bei jedem Schritt und Tritt, glaubte ich, müſſe man auf Banditen, geheimnißvolle Unbekannte, ſchöne Verſchleierte, auf Dolche, Giftphiolen und dergl. ſtoßen — kein Abend, träumte ich, dürfe vorübergehen, ohne romantiſchen Ueberfall, ohne Serenaden vor alten Marmorpaläſten und ohne Stelldichein auf Römergräbern — und nichts von Allem dieſen. Zwei und zwanzig Jahre alt, Italien zu Fuße durchwandert wie Seume und kein Abenteuer! Es war zum Verzweifeln! — Ich verwünſchte alle Romanſchreiber und lügneriſchen Touriſten, die mir ſolche Gedanken in den Kopf geſetzt und ſchämte mich im Voraus vor meinen Freunden, denen ich für den kommenden Winter hundert romantiſche Geſchichten aus Italien verſprochen hatte. — So grollend ſtieg ich die Treppen zu den Gallerien des mailänder Domes hinan, um mir von da noch ein Mal das ſonnige Bild des herrlichen Landes einzuprägen, und als ich da oben unter den marmornen Blumenguirlanden wie in einem verſteinerten Feengarten umherging und mich aus weiter Ferne die ſchneebedeckte Jungfrau grüßte, vergaß ich meinen Groll und den Verdruß, den mir die proſaiſchen Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts anthaten, über den

Digitized by Google

Freuden der ewig herrlichen Poeſie der Natur. Heitrer als ſeit Wochen ging ich wieder über die piazza del Duomo. Siehe, da ſchritten zwei luſtige Italienerinnen, laut ſprechend und lachend, an mir vorüber. Ich ſah ihnen in's Geſicht — in der That, das war Italien in ſeiner ſchönſten Offenbarung. Ich verließ ſie nicht wieder und folgte ihnen auf allen krummen Wegen, die ſie in ihrer Laune einſchlugen und die immer mehr irrlichterartig wurden, ſobald ſie bemerkten, daß ſie ein Mann verfolgte. Unter den Arcaden, die ſich rechts vom Dome in eine Gaſſe hineinziehen, blieben ſie vor einem Juweliergewölbe ſtehen und betrachteten mit mädchenhaft lüſternen Augen all' die hundert ſchönen Sachen, die da ſchimmernd ausgelegt waren. Ich ſtellte mich hinter ſie und beobachtete ſie im Spiegel des Auslegekaſtens. Die ſchlankere, und wie es ſchien die ältere, war es, die mich am meiſten feſſelte. Sie war nicht ſehr ſchön, aber eine Italienerin durch und durch. Ihre Augen glänzten mitten aus den Juwelen heraus, als wären es die herrlichſten Diamanten. Ihr Geſicht war dunkelbraun und hatte etwas von jenem altklaſſiſchen, ausgegrabenen Marmor, der den Statuen den düſtern Ernſt und das geheimnißvolle Leben gibt. Als ſie die ſchimmernden Juwelen betrachtete, flog von Zeit zu Zeit ein ſo ſonderbarer Zug darüber hin, daß man erſchrak; man ſah ihr an, ſie wäre im Stande, Manches zu thun, was in der bürgerlichen Welt für unmoraliſch gilt, nur um eins der kleinen Dinge in ihr ſchönes, dickes, blauſchimmernd-ſchwarzes Haar ſtecken zu können. Um die vollen Flechten, die die große ſilberne Nadel nur mit Mühe zuſammenhielt, ſchlang ſich ein ſchwarzes Spitzennetz, das als Schleier über die linke Schulter herabfiel. Ein kurzes, braunes Kleid ließ die niedlichſten Füßchen von der Welt erblicken und um die Arme ſchlangen ſich, etwas wild, rothcorallene Armbänder, die bei jeder Bewegung wie Caſtagnetten zuſammenklappten. In der Hand trug ſie einen rieſigen Fächer, mit dem ſie trotz einer Sevillanerin zu manövriren wußte. Sobald ſie mich im Spiegel hinter ſich erblickte, begann ſie ihn mit ſo bewundernswürdiger Geſchicklichkeit zu handhaben, daß ich bald ihr ſcharfes Profil, bald nur ihre Stirne, bald ihr ganzes, wildbewegtes, aber ſtets lächelndes Geſicht zu ſehen bekam. Am liebſten hielt ſie den Fächer wie eine halbe Maske bis an die Augen, oder ſo, daß ich keinen Strahl derſelben erblicken konnte und mich nur mit den glänzend weißen, lächelnden Zähnen begnügen mußte. Dann mit einem Male fiel er wieder gänzlich und ſie ließ alle Reize ihres herrlichen Geſichtes auf einmal ſpielen und ergötzte ſich an der überraſchten

Digitized by Google

Miene, die ich jedesmal machte, ohne daß ſie es bemerken zu wollen ſchien. — Ich fühlte, daß etwas geſchehen müſſe, denn auch ſie ſchien mir eine weitere Entwicklung dieſer ſtummen Scene zu erwarten. Ich zeigte auf eine Diamantnadel und ſagte langſam vor mich hin: wie ſchön ſich ein ſolcher Stern mit ſchwarzen Haaren machen müßte. — Sie drehte ſich plötzlich um, maß mich mit ihren großen Augen und lachte mir ſo ungezogen als möglich in's Geſicht. Darauf nahm ſie ihre Begleiterin, eine unbedeutende Blondine, unter den Arm und ging, ohne ſich weiter um mich zu kümmern. Meine Angelegenheit war nun Ehrenſache geworden, und mit etwas Frechheit ſchloß ich mich an die beiden Mädchen an und ſchritt ſtolz und entſchloſſen, ſie nicht eher zu verlaſſen, als bis meine Keckheit irgend eine Frucht getragen, an ihrer Seite einher. Der Weg ging durch belebte und einſame Straßen und oft wurde ich durch einen Wagen oder durch das Gedränge von meiner Geſellſchaft getrennt. Aber eben ſo ſchnell hatte ich mich ſtets wieder angeſchloſſen und verſuchte es, die kalt lächelnde Italienerin mit aller mir zu Gebote ſtehender Kraft der zu Liebesabenteuern geſchaffenen italieniſchen Sprache zu erweichen, daß ſie mir erlaube, ſie zu begleiten und mich nur durch ein einziges Wörtchen aufzumuntern. Aber vergebens! Sie ſprach ununterbrochen mit ihrer Begleiterin, ohne mich nur eines Wörtchens der Abwehr zu würdigen. Nur von Zeit zu Zeit ſah ſie ſich um, blickte mir ſpöttiſch in's Geſicht, lachte laut auf und plauderte weiter. Ich konnte wohl auch bemerken, daß dann und wann über meinen Anzug, über meine excentriſche Sprache, die freilich manchen Ausdruck aus Petrarca geborgt hatte, ein Witz gemacht, der dann laut belacht wurde. Ich ſprach von dem Wunderlande Italien, von ſeiner göttlichen Natur, die man aber über die ſchönen Nymphen vergeſſe, die ſie beleben; von italieniſchen Nächten, die neben der Lockennacht der Italiener immer verſchwinden; von der heißglühenden Sonne, die kalt ſei, im Vergleich mit gewiſſen Augen und noch weiter dergleichen lyriſchen Bombaſt, vergebens! — Die Braune plauderte, ſpottete, lachte weiter wie vorher. Ich appellirte an ein weibliches, weiches Herz, ſprach von der Einſamkeit des Fremdlings und von ſeiner Sehnſucht nach Liebe, die ihm allein die verlorene Heimath erſetzt, von Glück und Unglück, von Gaſtlichkeit, Gemüth und Grauſamkeit — vergebens und immer wieder vergebens. — Mein Köcher war erſchöpft und reſignirt und ſchweigend ging ich an ihrer Seite und begnügte mich, den Ton ihrer Stimme, den Glanz ihrer Haare, den klaſſiſchen Nacken und den leichten, wilden Gang zu bewundern. Endlich be-

Digitized by Google

merkte ich, daß ein Abſchiednehmen beginne und mein verlangendes Herz ſchöpfte neue Hoffnung. Ich blieb einige Schritte zurück und wirklich verſchwand die Blondine bald hinter einer ſchwarzen eiſernen Thüre. Ich ſah mich in der Gaſſe um; ſie war öde und ich allein mit meiner wilden Italienerin. Schnell eilte ich mit flehender Geberde auf ſie zu, aber noch bevor ich ein Wort ſprechen konnte, hatte ſie mich am Arm gefaßt, führte mich an die andere Häuſerreihe, zeigte mit aufgehobener Hand auf einen herüberragenden Kirchthurm und ſagte kurz und kalt: Morgen früh um halb acht Uhr. — Aber kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als ſie wieder ſchnell von mir wegſprang, an einer Klingel riß und im Innern eines alten Hauſes verſchwand. — Da ſtand ich in der einſamen, menſchenleeren Gaſſe wie ein Träumender. So ſchnelle Erfüllung meiner Wünſche hatte ich nicht gehofft. „Morgen um halb acht Uhr!“ rief ich freudig, ſah mir den Kirchthurm noch genau an und eilte davon. Ich wußte ja, daß in Italien die Kirchen Tempel der Liebe ſind.

II.

Es iſt und war von jeher mein Grundſatz, bei dergleichen Beſtellungen niemals zu früh, immer lieber etwas ſpäter, zu erſcheinen. Solche affectirte Kälte und Gleichgiltigkeit hat ſtets ihren Nutzen; das weiß ich aus Erfahrung. Aber an jenem Tage ſtand ich ſchon lange vor ſieben Uhr hinter einer Säule der Kirche alle Grazie, den Rücken dem Altare, das Geſicht der Thüre zugekehrt. Wirkliche Sehnſucht nach den ſchwarzen Augen beſtimmte mich, dieſes Mal meinem Grundſatze treulos zu werden. Ich wartete lange vergebens. Alte, zerlumpte Weiber, junge, verſchleierte Mädchen, Kinder mit nackten Füßen, kamen in großer Menge, aber ſie, die ich mit Zittern erwartete, kam nicht. Sollte ſie dich gefoppt, dich zum Narren gehabt haben? fragte ich mich — das wäre dumm, das wäre gar nicht italieniſch. Zum Glück hatte ich mir ihr Haus gemerkt und in meinem Zorne beſchloß ich, ſie im ſchlimmſten Falle unter irgend einem Vorwande in ihrer eigenen Wohnung aufzuſuchen. Aber da öffnete ſich die Thüre — ſie trat herein. Ich erkannte ſie, obwohl der ſchwarze Schleier ihr ganzes Geſicht dicht verhüllte, denn die unvergleichlichen Augen brachen mit ſieghaften Strahlen mitten durch, obwohl ſie ganz anders gekleidet war als geſtern. Sie trug einen ganz kurzen ſchwarzen Rock, an den ſich ein dunkelrothes Sammtleibchen, in Geſtalt eines Mieders, mit breiten abfallenden Aermeln anſchloß, und das um den

Hals mit blühend weißen, ſteifen Spitzen umgeben war. Um den Leib wand ſich, leicht geſchlungen, eine dicke, weiße, ſeidene Schnur, die vorn in langen Quaſten herunterfiel. Der Fuß ſtak in kleinen, ſchwarzen Sammtſchuhen mit rothen Abſätzen und in weißen, durchbrochenen Strümpfen, die an den Seiten mit rothen Schnörkeln beſetzt waren. Der Schleier war an das Haar durch eine ſilberne Nadel befeſtigt, deren Köpfe mit hellrothglänzenden Steinen geziert waren. Ich fühlte mich ſehr geſchmeichelt, daß ſie ſich ſo aufgeputzt hatte und erwartete eine nahe, ſchöne Zukunft. Sie ging ganz nahe an mir vorüber, ohne mich zu bemerken und kniete in einem Seitengange auf einem Betſtuhle nieder. Ich ſchlich mich ihr leiſe nach und kniete ebenfalls auf einen Stuhl in ihrer nächſten Nähe, aber ſie bemerkte mich noch immer nicht, ſondern ſah andächtig in ihr Gebetbuch und betete eifrig. Es war ein ſchöner Anblick. Aber ich ſehnte mich nach noch Schönerem. Ich faßte nun ein Herz und zupfte ſie am Schleier, der auf meinen rechten Arm herabfiel. Sie ſah ſich um und lächelte. — Ah, biſt Du da, Birbante, ſagte ſie, indem ſie wieder andächtig in's Gebetbuch blickte.

— Weißt Du, daß Du ein unverſchämter Menſch biſt, fuhr ſie fort, indem ſie ſich anbetend neigte.

— Nur ein Verliebter, ſagte ich, mich ebenfalls verneigend.

— Sprich nicht ſo laut, lispelte ſie, und klopfte neugig an ihr Herz. Wie heißt Du? frug ſie weiter.

— Ich heiße Moritz, und Du?

— Zerina; — Moritz iſt ein barbariſcher Name, ſagte ſie und faltete fromm die Hände.

— Zerina iſt ein ſüßer Name, ſprach ich mit frommer Geberde und neigte mich ſo tief, daß ich mit meinen Lippen ihren Arm berührte. Wenn Du willſt, ſo nenne ich mich Rizzio, es iſt daſſelbe, fuhr ich fort.

— Rizzio klingt ſchöner, ſagte ſie und küßte einen heiligen Ambroſius, deſſen Bild in ihrem Gebetbuche lag. Woher biſt Du denn?

— Aus Böhmen.

— Seid Ihr Ketzer oder Chriſten in Böhmen? fragte ſie weiter und bekreuzte ſich.

— Gute, katholiſche Chriſten, ſagte ich und machte ebenfalls das Zeichen des Kreuzes.

— Alſo bete, wenn Du ein Chriſt biſt. Haſt Du denn kein Gebetbuch? fragte ſie weiter.

Digitized by Google

— Gewiß! ſagte ich und zog Goethe's Fauſt, meinen treuen Begleiter auf Reiſen, aus der Seitentaſche. Ich ſchlug ihn auf und las die Stelle:

Herr Doctor wurden da katechiſirt;
Hoff, es ſoll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels ſind doch ſehr intereſſirt.

Zerina warf auch einen Blick hinein und ſagte: Das ſieht gar nicht wie ein Gebetbuch, das ſieht ganz ketzeriſch aus.

— Doch nicht, ſagte ich und blätterte weiter und zeigte ihr die lateiniſchen Stellen: Dies irae, dies illa und judex ergo cum sedebit und ſie war beruhigt, wie ſie die lateiniſchen Worte ſah.

So beteten wir noch lange fort, und betend erfuhr ich, daß ich ihr gleich geſtern nicht übel gefallen habe, daß ſie es mir aber nicht habe ſagen können, weil die Blonde die Schweſter eines Mannes ſei, dem Zerina gewiſſe Rückſichten ſchuldig war; daß Zerina keine „langweilige" Mailänderin, ſondern eine Neapolitanerin ſei und, was die Hauptſache iſt, daß ſie heute Abend um ſieben Uhr am Caſtelle ſpazieren werde und andere derartige Anweiſungen und Warnungen, die zu beachten waren. — Da läutete das Glöcklein zum letzten Male, der Geiſtliche rief mit dicker Stimme: „ite missa est" und die Meſſe war vorbei. An der Thüre verabſchiedete mich Zerina, indem ſie behauptete, es wäre gefährlich, ſie weiter zu begleiten und mit dem lachenden Rufe: „a rivederci!" huſchte ſie von mir weg. Bald ſah ich ein, wie recht ſie hatte, denn noch war ſie nicht fünf Schritte weit weg von mir, als ein baumſtarker, breitſchultriger Italiener aus den Arcaden vor der Kirche hervorſprang und ſie wüthend unter dem Arme faßte, während er mit drohend aufgehobener Hand auf mich zurückzeigte. Zwar ging er weiter, ohne ſich ferner um mich zu kümmern, aber ich konnte aus ſeinen wilden Bewegungen entnehmen, daß er ſie wie raſend ausſchalt, und von Zeit zu Zeit wandte er ſich nach mir um und ballte die Fauſt. Zerina aber ſchüttelte ſich vor Lachen und ſchien ſich über ſeine eiferſüchtige Wuth nur zu freuen. So, ſie immer lachend und tänzelnd, er zankend und geſtikulirend, verſchwanden ſie bald in einer Gaſſe. Ich hatte indeſſen Muße, mir meinen Gegner genauer anzuſehen. Es war, wie geſagt, ein großer, baumſtarker Mann, eine echte Lombardengeſtalt mit ſchwarzem Bart und ſchwarzem Haupthaar und breiten, eiſernen Gliedmaßen. Er trug einen weißen, breitkrämpigen Hut, eine eng anliegende Jacke mit aufgeſchlitzten, benähten Aermeln, aus denen blendendweiße Hemdkrauſen her-

Digitized by Google

vorguckten und ſchwarze, an den geſchnürten Stiefletten eng zuſammenlaufende Beinkleider. Im Ganzen eine ſchöne, romantiſche Geſtalt, neben der mein junger, unausgebildeter, ſchmächtiger Leib ſich ſchämen mußte. Ich hätte Zerina's Gunſt, die ſie mir bezeigte, nicht begriffen, hätte ich ſie nicht ſchon ſo weit gekannt, um einzuſehen, daß ſie an einem bloßen Treuebruch eine Freude haben konnte. Vielleicht war ſie ein Weib wie andere Weiber, das nur das Fremde und Fremdartige reizt, vielleicht gefiel ihr als eine Italienerin mein rother Bart und mein hellbraunes Haar beſſer, als die gewohnten Schönheiten des Italieners. Indeſſen dachte ich über dieſe Räthſel nicht lange nach und da ich einmal alle Grazie war, ſo ſah ich mir den berühmten Leonardo da Vinci daſelbſt noch ein Mal und zum zwanzigſten Male an. —

Das Caſtell von Mailand liegt in der Ebene und iſt ringsumher von weiten, breiten Raſenplätzen umgeben, die von Alleen beſetzt ſind und den Mailändern zum liebſten Spaziergange dienen. Gegen Norden ſind dieſe Raſenplätze von der Stadt amphitheatraliſch umgeben; die andere Seite umſchließen die Arena, der prächtige Arco de la pace und allerlei Privatgärten und Landhäuſer. Vom Arco de la pace in ſchnurgrader Linie läuft die Straße nach Pavia aus. Dieſe ganze Umgebung des Caſtelles wimmelt an ſchönen Sommerabenden von Spaziergängern, Reitern und eleganten Equipagen, während aus der Arena heraus wilde türkiſche Muſik, aus den Kaffeehäuſern vor der Stadt die Lieder der herumziehenden Sänger erklingen. An jenem Abende berannte ich förmlich das friedliche Caſtell, denn ich fürchtete, Zerina auf der einen Seite zu verfehlen, während ich die andere durchlief, da das Caſtell den Ueberblick des ganzen Platzes verhindert. Wie Achilles um Troja lief ich um die Mauern und durch alle Alleen und Seitengänge, bis ich nach einer Stunde vergeblichen Laufens erſchöpft an einem Stuhle vor dem Kaffeehauſe niederſank, um mich bei einem Glaſe Sorbetto zu neuem Laufe zu erfriſchen. Es war zufällig das Kaffeehaus der deutſchen Offiziere, vor das ich gerathen war, und ich erkannte unter ihnen auch einen in Oeſterreich, zumal in Prag, wohlbekannten Dichter. Als ich rings um mich nichts als deutſch ſprechen hörte, war es mir mit einem Male, als wäre ich in der lieben Heimath und ich vergaß faſt mein Abenteuer und freute mich, wieder ein Mal recht gemüthlich deutſch plaudern zu können, bis mich plötzlich der Ruf des Einen: — Siehe da, die ſchöne Neapolitanerin, an mein Stelldichein erinnerte. Ich ſah mich ſchnell um; wirklich ging Zerina an der Seite

Digitized by Google

einer alten Matrone, nicht zwanzig Schritte weit an mir vorüber. Während ich mich beeilte, meinen Sorbetto zu bezahlen, ſprachen die Offiziere noch von Zerina. — Sie ſoll die Braut des Gaetano Quitti ſein? fragte der Eine. — Ja, und ſeine Helfershelferin, antwortete ein Anderer. Seitdem ſie bei ihm iſt, iſt ihm noch ſchwerer beizukommen, als ſonſt, ſetzte er hinzu, und treibt er ſein Weſen noch ärger als früher. — Weiter konnte ich nicht hören, denn ich eilte, Zerina einzuholen, doch machten mir die Worte der Offiziere manches Bedenken. Die Begleiterin Zerina's war ein altes, dickes, ſchwarzes Weib, mit glühenden, etwas gemeinen Augen und unendlich langer Naſe. Sie machte ein ſtrenges Duennengeſicht und ich wußte nicht, ob ich es wagen könne, mich zu nähern. Darum kam ich ihnen mit gleichgiltiger Geberde entgegen und wollte an Zerina's Mienen erkennen, ob ich mich ihr nähern dürfe. Aber ſchon aus der Ferne lachte ſie mir freundlich entgegen und als ich mich näherte, hing ſie plötzlich an meinem Arme, ohne ſich um die Duenna zu kümmern, die uns lächelnd zuſah.

— Ach der Tano iſt wüthend, lachte Zerina und wenn er Dich trifft, kann es Dir ſchlecht gehen.

— Wer iſt Tano? fragte ich.

— Nun, Gaetano Quitti, mein treuer Geliebter, rief ſie ausgelaſſen, den Du heute Morgen geſehen haſt. Er ſticht gut, der Tano, er iſt eine Schlange, der Tano, hüte Dich vor ihm, Du guter Deutſcher, rief ſie immer lachend und ſchlug mich mit ihrem Sonnenſchirm. Er hat mich geſchlagen aus Eiferſucht, lachte ſie weiter, und Dich wird er ermorden. Er iſt ſtark, wie ein Rieſe, der Tano, der dumme Tano.

— Wer iſt er aber, dieſer Tano? fragte ich weiter.

— Ein Lump iſt er, ein Pferdehändler, ein Schmuggler, ein Narr, ein verliebter Narr, der einmal hängen wird, denn er iſt dumm, ungeheuer dumm, rief ſie und lachte ſo ausgelaſſen, daß die Spaziergänger ſich verwundert umſahen.

So lachend und unter dem beſtändigen Rufe: der Tano iſt wüthend, oder der Tano wäre wüthend, wenn er wüßte, — führte mich Zerina bis vor die Arena. Die Muſik ſcholl wild und lockend heraus und die alte Dame begann die Herrlichkeiten zu preiſen, die darin zu ſehen wären.

— Wollen Sie vielleicht hinein, Signora? fragte ich, ſo bitte ich, ſich nicht zu geniren.

Digitized by Google

— Ach, ich habe meine Börſe zu Hauſe vergeſſen, ſagte ſie, indem ſie am Gürtel herum ſuchte.

— Das ſoll Sie in Ihrem Vergnügen nicht ſtören, Signora, ſagte ich verbindlich und reichte ihr die meine. Sie war voll, was Signora mit Vergnügen zu bemerken ſchien. Signora bleibt bei mir und wir holen Sie in einer Stunde oder zwei hier ab? — iſt es ſo recht? fragte ich.

— Ganz recht, rief Zerina.

— Vollkommen recht, ſagte die Dame, indem ſie ſich tief verneigte und mit watſchelnden Schritten in die Arena eilte.

Nun war ich mit Zerina allein. Ich konnte nicht umhin, ſie in der Freude meines Herzens an mich zu drücken. Sie erwiederte meine Umarmung indem ſie dazwiſchen rief: Ach der Tano iſt wüthend, wüthend! oder auch: Ach der Tano würde raſend, wenn er das ſähe! — ein Ruf, den ſie faſt jedesmal wiederholte, ſo oft ſie mir eine Zärtlichkeit erwies, oder mir ſelbſt eine zärtliche Tändelei geſtattete.

Zerina nahm mich unter den Arm und führte mich über den großen Platz hin, gegen den Arco della Pace und hinaus auf die ſchöne baumbeſetzte Landſtraße, die gegen Süden nach Pavia führt. Sie erzählte mir, daß ſie unfern von Otranto, im Neapolitaniſchen, geboren und die Tochter eines berühmten, nun leider verſtorbenen Schmugglers ſei, der von den Engländern ſehr geliebt und gut bezahlt war, weil er ihre Waaren mit unausſprechlicher Kühnheit und Verſchmitztheit im Lande vertrieb, auch einen Dolchſtoß nicht ſcheute, wo dieſer ſeinen Geſchäften förderlich ſein konnte. Zerina hatte ihrem Vater ſelbſt oft geholfen und war in der Bewunderung ſeiner Kühnheit und in ſeinen Grundſätzen aufgewachſen. Einen ſolchen Mann hatte ſie ſich ſtets gewünſcht. Darum, als Tano nach Otranto kam, um daſelbſt die kleinen, ſchwarzen neapolitaniſchen Pferde einzukaufen und man ihr ſagte, er treibe den Pferdehandel nur als Vorwand und ſei eigentlich ein großer Schmuggler von der ſchweizer-mailändiſchen Grenze, hatte ſie ſich nicht lange beſonnen und ſeinen Bewerbungen nachgegeben. Sie ſchwang ſich auf einen kleinen Neapolitaner und ritt von Otranto nach Mailand. Aber ſie überzeugte ſich bald, daß Tano das Geſchäft bei weitem nicht ſo verſtand, wie ihr Vater und daß er nicht den Muth hatte, lebende Hinderniſſe bei Seite zu ſchaffen. — Die Mailänder, meinte ſie, ſeien durch die Berührung mit den Deutſchen ganz dumm geworden und hätten Grundſätze angenommen, die dem Schmugglerweſen ſehr im Wege ſtehen. Ihrem Zureden iſt

es zwar gelungen, daß Tano ſich zu Manchem entſchloß, was ihm früher Gewiſſensſcrupel machte, auch hatte ſie ihm gelehrt, eine Bohne auf fünfzehn Schritte mit geworfenem Dolche zu theilen — aber Tano ſei im Grunde nach wie vor dumm und feig und ſie war überzeugt, er werde über kurz oder lang hängen, während ihr Vater, der das Geſchäft viel großartiger betrieb, in ſeinen achtziger Jahren ſelig und nach Empfang des heiligen Abendmahles, auf ſeinem Bette verſchied.

So plauderte ſie fort; leicht und unbefangen, als ob ſie mir von Kinderſpielen erzählte. Mir ſchauderte, als ich in dieſen blumenbeſetzten Abgrund einer Mädchenſeele blickte. Doch konnte ich kein Wort hervorbringen, weder des Staunens noch der Ermahnung, denn ich fühlte es, wie unverſtändlich meine deutſche Moral dieſem Mädchen aus der Heimath der Tarantella bleiben mußte. Ich ſah ihr nur verwundert in's Auge, welches in ſo wunderbar ſchönem Feuer glühte, daß die eiſigen Schauer meines Gemüthes ſchnell davor verſchwinden mußten, wie tropiſche Nachtkälte vor dem erſten Blicke der ſüdlichen Sonne. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach ſie ihr Geplauder, entweder wenn ſie ſich an die Wuth Tano's erinnerte, wenn er uns ſo zuſammenſähe, oder wenn ſie mich anſah und ihr etwas an mir gefiel, womit ſie ſich ſelbſt ſchmücken konnte. So zum Beiſpiel wanderte eine ſchöne Rubinnadel von meiner Cravatte in ihr ſchwarzes Haar. Auch einen Ring, der mir ſehr werth war, zog ſie mir vom Finger und ſchmückte ſich ſelbſt damit. Alles das geſchah mit ſo viel Geſchicklichkeit, mit ſo viel Unbefangenheit, nach Art der merikaniſchen Räuber, daß ich mich ſchämte, ein Wort dagegen zu ſagen und nur verwundert zuſah, wie ich immer ärmer und ärmer wurde. Später, als die Abendluft etwas kühler wurde, nahm ſie mir ſogar das rothe Seidentuch vom Halſe und ſchlang es um ihren eigenen Nacken. Das ließ ich mir noch am liebſten gefallen, da ihr das Tuch wirklich gut ſtand und ihr brauner blaſſer Kopf aus der rothen Begrenzung herrlich wild hervorguckte. Doch dachte ich an Goethe's:

Ach laſſet doch den Frauen vom Stande
Die Luſt, die Diener auszuziehn

und glücklich ſchätzte ich mich, daß ich zufällig meine goldene Cylinderuhr, mit der verlockenden Kette im Gaſthauſe vergeſſen hatte. Ach, ich wußte nicht, daß auch ſie beſtimmt war, serius otius ein Opfer italieniſcher Abenteuer zu werden.

Doch ich ſollte für Alles belohnt, reichlich belohnt werden.

Digitized by Google

Denn als wir weit draußen waren vor der Stadt, ſprang Zerina plötzlich von meiner Seite hinweg über den kleinen Graben der Straße. Sie bog das Gebüſch, das an beiden Seiten als dichte Hecke hinläuft und die Straße von den Feldern trennt, auseinander und winkte mir, ihr zu folgen. Das Gebüſch ſchlug wie ein dicker Vorhang hinter uns zuſammen und wir befanden uns mitten unter blühenden, hochwogenden Feldern allein, ungeſehen von irgend einem menſchlichen Auge. Nur der Mond ſah uns etwas ſentimental zu. Es war ein herrlicher italieniſcher Abend und ich feierte ihn auf echt italieniſche Weiſe. Es wurde ſehr ſpät. — Ach der Tano wäre wüthend, rief Zerina immer lachend.

III.

Und ſo wurde es noch oft ſehr ſpät; ſo rief Zerina noch ſehr oft und ſo vergingen die letzten Tage in Italien im glühendſten Rauſche. In einem Rauſche, in dem ich es vergaß, welche Schlange ich in Armen hielt. Immer mehr lernte ich die Reize Zerina's kennen und immer ſtiller wurden die Vorwürfe, die ich ihr und mir machte. Sie war bald Mignon, bald Vampyr, bald ein ſtilles, frommes Lämmlein, bald eine wilde Tigerin und dieſe Abwechſelung, in der ſie immer neuer, immer ein friſches, unauflösliches Räthſel erſchien, ließen mich nicht zur Beſinnung kommen. Stundenlang ſaß ich oft auf ihrer kleinen einſamen Stube und ſah entzückt ihren Tändeleien zu, wie ſie mir die Lieder ihrer Heimath ſang, oder den wilden Tarantellatanz mit unbeſchreiblicher Anmuth vortanzte. Es war mir wie ein Traum, wenn ich ſpät nach Mitternacht die dunkle Treppe hinuntertappte und in der einſamen Straße noch ihren liſpelnden Nachtgruß hörte. Ich träumte nur von ihr und machte Pläne, wie ich ſie nach Deutſchland mitnehmen konnte. Aber ſo oft ich darüber nur ein Wörtchen fallen ließ, lachte ſie mich unbarmherzig aus und behauptete, nur die Gebirge Neapels ſeien ihre Heimath, wo ſie ſich wohl fühlen könne und fragte mich, ob ich ihr nicht dorthin folgen wolle. Von Tano war nur noch ſelten die Rede. Nur manchmal warnte ſie mich lachend vor ihm und ſeinem Dolche, da er unſere ununterbrochene Zuſammenkunft ahnte. Auch hatte ich ihn ſeit jenem erſten Zuſammentreffen nur ein Mal geſehen und zwar mitten unter Spaziergängern an der Porta orientale. Als er mich erblickte, ſchlug er düſter die Augen nieder und ballte die Fauſt.

Endlich kam die Zeit des Abſchiednehmens heran. Zerina machte

mir noch ein Mal den Antrag, ihr nach Neapel zu folgen und da ich ihn mit Kopfschütteln ablehnte, sprang sie mir noch ein Mal an den Hals, küßte mich und drängte mich zur Thüre hinaus. Auf echt deutsche sentimentale Weise bat ich sie noch um ein Andenken. Sie sah sich sinnend im Zimmer um, dann schnell entschlossen faßte sie eine Scheere und schnitt sich die schönste, reichste Locke ab und warf sie mir lachend zu. „Da hast Du etwas, Du Narr!" Das war unser Abschied! — Während sie lachte, war ich abscheulich weich und sonderbar bewegt. Um meine Sentimentalität zu verbergen, deren ich mich vor Zerina schämen mußte, eilte ich so schnell als möglich fort. Ein abscheuliches, häßliches Bild, das mir vor der Seele schwebte, wollte mich trotz aller Anstrengung nicht verlassen. Ich muß es meinem Leser gestehen, ich sah Zerina — ich sah sie hängen!! — am Galgen hängen!! — Ich that alles Mögliche, um mich zu zerstreuen; dieser teuflische Gedanke wollte nicht von mir lassen. Endlich lief ich voll Verzweiflung in die Scala, die eben mit Verdis Nebucadonosor und einem großen Ballet eröffnet wurde. Das Ballet stellte Scenen aus dem Räuberleben in den Apenninen dar. Schöne Weiber, die nach dem Tode ihrer Männer aus den Gebüschen auf päpstliche Soldaten schießen, endlich doch umrungen, gefangen und getödtet werden, waren die Heldinnen. Das paßte so fürchterlich gut zu meinem Kummer, als ob es bestellt worden wäre. Ich konnte nicht länger zusehen und ließ meine Blicke über das Parterre schweifen. Siehe, da stand Tano kaum zehn Schritte weit von mir. Auch er sah dem Ballete sehr aufmerksam und sehr düster zu; er mochte wohl auch Gedanken gehabt haben, die den meinen verwandt waren. Himmel was ist alle Moral, was sind alle Gesetze! dachte ich — die südliche oder nördliche Sonne, das heiße oder das kalte Blut — sie sind unser Schicksal. Unglückselige Zerina daß du das Opfer dieser Despotie der Natur werden mußt! —

Tano war ganz schwarz und höchst elegant gekleidet. Er hatte auch weiße Handschuhe und hielt einen schönen pariser Operngucker in Händen. Niemand hätte den Pferdehändler oder Schmuggler in ihm erkannt. Er sah wie einer jener schönen Mißvergnügten aus, die aus den zwanziger Jahren stammen und die man noch heute in Mailand so häufig antrifft. Wurde ihm der Anblick des Balletes eben so drückend wie mir? — oder fühlte er meine Blicke, die unaufhörlich auf ihm ruhten? — auch er wandte sich plötzlich von der Bühne ab und seine Augen fielen — auf mich. Ein Zug von Wuth entstellte sein schönes Gesicht und mit einer krampfhaften Bewegung der Hand

Digitized by Google

faßte er nach der linken Bruſtſeite, wo er nach etwas unter dem Rock Verborgenen zu tappen ſchien. Dieſer Augenblick gab mir meine ganze verlorene Heiterkeit wieder. Iſt es ſo, Signor Gaetano Quitti? iſt mir ein Dolch beſtimmt? — So haben wir nicht gewettet und jetzt gilt es, Mann gegen Mann zu ſtehen. Tano, wie beſchämt, daß er ſich durch die Ueberraſchung ſo verrathen habe, wandte ſeinen Kopf ſchnell wieder von mir ab und gegen die Bühne hin und als ob er fürchtete, meinem Blicke noch ein Mal zu begegnen, verfolgte er das Schauſpiel, wie es ſchien, mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit. Meine Sorge war es nun, zu erfahren, ob der elegante Schmuggler wirklich einen Dolch unter ſeinem Kleide verborgen trage, oder ob die Bewegung nur eine altgewohnte war. Leiſe und ohne Aufmerkſamkeit zu erregen, drängte ich mich durch die engen Reihen der Zuſchauer, bis ich dicht hinter Tano ſtand. Dann ſchnell fuhr ich ihm mit der Hand über jene Unheil verſprechende Stelle ſeines Rockes. Ganz deutlich fühlte ich den Griff und die Klinge eines Dolches. Gaetano wandte ſich um und ſah mich erſtaunt an.

— Dieſes ſpitze Inſtrument iſt wohl für einen Deutſchen beſtimmt? fragte ich ihn.

— Si Signor! war ſeine kurze Antwort.

— Und zwar für mich?

— Si Signor!

— Pfui ein Dolch! liſpelte ich ihm in's Ohr. Wenn ein Mann gegen den Andern was hat, z. B. eine Eiferſuchtsangelegenheit oder in einer Liebesſache, dann wäre die Geſchichte wohl auf ehrenhaftere Weiſe abzumachen.

Gaetano ſah mich fragend an.

— Mit zwei Piſtolen, mit zwei Degen, oder auch, da wir in Italien ſind, wenn es darauf ankommt mit zwei Dolchen!

— Daß ich ein Narr wäre! brummte Gaetano und wandte ſich höhniſch lächelnd um und hörte nicht weiter auf meine Vorſtellungen.

Ich wußte nun, mit wem ich es zu thun hatte und empfahl mir ſelbſt Vorſicht, welche mir bald um ſo nothwendiger ſchien, als ich bemerkte, daß mich Tano von dieſem Augenblicke an nicht aus den Augen verlor. Denn als ich nach Beendigung des Balletes in das Caffé della ſcala ging, ſah ich plötzlich Tano mir gegenüber ſitzen und mich mit den Augen fixiren. Und als ich ſpäter, nach einem Acte des Nebucadonoſor, an das Eingangsthor des Theaters gelehnt friſche Luft ſchöpfte, ſah ich meinen Widerſacher wie eine Karyatide

Digitized by Google

ſtarr und bewegungslos auf der andern Seite, die Augen ununterbrochen auf mich gerichtet. Man wird mir zugeſtehen, daß die Lage keine der angenehmſten war und man wird es mir nicht übel auslegen, daß ich anfing, etwas bedenklich zu werden und an meine allenfalls nöthige Vertheidigung zu denken. Ja, ich geſtehe ſogar, einen Augenblick an die Polizei gedacht zu haben, die ich zur Vertrauten meiner kritiſchen Lage machen wollte. Es war ja ein Meuchelmord, gegen den ich mich vertheidigen wollte und meine einzige Waffe war ein Degenſtock, in welchem der Degen fehlte, denn ich hatte ihn in Pompeji beim Graben nach Alterthümern zerbrochen, und ſo war auch die leere Hülle zur Vertheidigung zu leicht geworden. Aber pfui doch, wer wird gleich beim erſten italieniſchen Abenteuer, bei einem Liebeshandel die Polizei, die proſaiſche Polizei zu Hilfe rufen und wenn hunderttauſend Dolche drohten!? — Ich wollte es männlich beſtehen.

Unglückſeliger Weiſe riefen die leicht begeiſterten Italiener den Compoſiteur Verdi an jenem Abende volle ſechsunddreißig, ſage ſechsunddreißig Male und die Vorſtellung zog ſich ſo ſehr in die Länge, daß es zwei Uhr nach Mitternacht wurde, bevor ſie zu Ende kam. Noch unglücklicher war der Zufall, daß ich beim Herausgehen einem alten Bekannten begegnete, der mich durch läſtiges Geſchwätz im Corridor des Theaters ſo lange zurückhielt, daß, als ich hinaustrat, die Gaſſen ſtumm und öde waren. Jenſeits des Caffé della Scala war es ſtockdunkle Nacht. Nicht eine Laterne brannte in den Gaſſen, die ich paſſiren mußte. Es war mir ſehr außerordentlich zu Muthe, als ich jenem ſchickſalsvollen Dunkel zuſchritt. Weder rechts noch links, weder vor noch hinter mir, war ein menſchlicher Tritt zu hören. Es war ſtille, wie im Grabe. Jeden Augenblick erwartete ich, daß aus irgend einem Nebengäßchen, aus irgend einer Vertiefung in den Häuſern Gaetano auf mich herausſpringe und ich hielt meine ſchwache Waffe, den ehemaligen Degenſtock, krampfhaft umfaßt. Um die unheimliche Stille zu unterbrechen, ſang ich mir ein deutſches Lied. — Aber du mußt deinem Gegner nicht ſelbſt ein Zeichen geben, du mußt nicht zu viel des Muthes haben, ſagte ich mir und hörte auf zu ſingen. — Da mit einem Male, als ich um eine engere Gaſſe einbog, höre ich Schritte hinter mir. Er iſt es, rief es in meinem Herzen und das Blut ſtieg mir zu Kopfe. Er war es auch wirklich! — Mit Schritten, denen man es anhörte, daß ſie Leidenſchaft beflügelte, näherte er ſich mir. Ich ſah meinen Gegner nicht, das war das Schreckliche. Erſt als er mir ſo nahe war, daß ich ſeinen ſchnaubenden Athem hörte

Digitized by Google

wußte ich, nach welcher Seite ich ſpringen ſollte, um ihm auszuweichen. Ich hoffte ſo, ihn an mir vorüber rennen zu laſſen und wollte dann nach der entgegengeſetzten Seite vielleicht entfliehen. Aber Tano hatte ein gutes Gehör und blieb kaum zwei Schritte weit von mir ſtehen. Ich merkte, wie er mit beiden Armen nach mir ausgriff und bog nach der entgegengeſetzten Seite aus. Aber eben dieſe Bewegung verrieth mich ihm und er ſtieß nach mir. In dieſem Augenblicke ſah ich ſeinen blanken Dolch durch die Nacht leuchten. Ich parirte ihn mit meinem Stocke, der aber ſogleich vom gewaltigen Stoße in Splitter brach und meiner Hand entfiel. Nun war ich ganz waffenlos. Mit einem einzigen Sprunge war ich weit weg von meinem Gegner und in eine Nebengaſſe, die durch einige entfernte helle Glasthüren ſpärlich beleuchtet war. Aber lange noch bevor ich eine der hellen Thüren erreichen konnte, hatte mich Tano wieder erreicht. Mit der linken Hand faßte er mich gewaltig bei der Kehle und holte mit der rechten zum Stoße aus. Doch mit der Kraft, die nur die Todesangſt gibt, entwand ich mich mit einer einzigen Bewegung ſeinen eiſig ſtarken Armen, die vor Wuth zitterten und wollte um Hilfe rufen. Aber eben ſo ſchnell hatte er mich wieder gefaßt, und den Ruf nach Hilfe mit zugekrampfter Hand in meiner Kehle erſtickt. Mit überlegener Gewalt drückte er meinen Oberkörper zurück und hob den rechten Arm, den ich aber eben ſo ſchnell mit beiden Händen zurückdrängte. Da fühlte ich, wie mein Kopf unter ſeiner droſſelnden Hand zu ſchwindeln begann und daß ich nicht lange mehr ſeinen Dolch zurückhalten könne. So ſtanden wir einige Secunden; ich vergeblich bemüht, meine gedroſſelte Kehle zu befreien, er ſich anſtrengend, ſeinen rechten Arm aus meinen zuſammengekrampften Händen zu reißen. — Da, bei Gott, es war zur rechten Zeit, öffnet ſich eine der Glasthüren und ich höre einen — böhmiſchen Fluch von dort herüberſchallen. Dieſe Laute meiner Heimath und die Hoffnung auf Rettung geben mir meine ganze Kraft wieder. Mit einem Ruck befreie ich meine Kehle und laſſe den böhmiſchen Hilferuf: „zpasto duschi“ ertönen. Schnell wie ein Blitz eilt mein Landsmann herbei. Wer ruft um Hilfe, ſchreit er. Einer, den man ermorden will, antworte ich in derſelben Sprache. Schon war er da, ſchon floh Gaetano. — Das war Hilfe in der Noth. Wo iſt der Mörder? ruft mein Landsmann, ihm nach. — Laß ihn laufen, ſage ich, indem ich meinem Retter die Hand drückte, und wir ließen ihn laufen.

Zur Erklärung muß ich meinen Leſern hinzufügen, daß mein Ret-

Digitized by Google

ter ein beurlaubter böhmiſcher Soldat von der Mailänder Garniſon geweſen. Er wollte ſich, den Abend vor ſeiner Abreiſe in's Vaterland, noch eine gute Stunde machen und war in eine Schenke gegangen, um dem ſchwarzen Weine Valet zu ſagen. Aber er war vom Wirthe betrogen worden, darum fluchte er, als er ging, und dieſer Fluch hat mich gerettet. Wir gingen noch ein Mal in die verfluchte Schenke zurück und tranken zuſammen auf den glücklichen Zufall und den ſegensvollen Fluch. Da ich Fußwanderer war, machte ich ihm den Antrag, ob wir unſere Rückreiſe in's Vaterland nicht zuſammen antreten wollten und ſchon am andern Tage verließ ich, an der Seite meines Retters die Stadt, in der ich italieniſche Liebe ganz und italieniſche Dolche zum Theil kennen gelernt.

IV.

Fünf ſchöne Tage lang ſchwelgte ich in den Herrlichkeiten des Comer Sees, jenes ſchönen Traumes der Gottheit, jener erſten Ahnung der Wunder Neapels, wenn man die Alpen hinabſteigt. Die Erinnerung an Zerina begleitete mich und belebte mir jeden ſchönen Punkt, jeden ſchattigen Platz, jede von den hingezauberten Villas. Endlich gab ich dem Drängen meines Begleiters nach, der ſich nach der Heimath ſehnte und am ſechſten Tage brachen wir von Varenna auf und ſteuerten gegen Norden. In den Gallerien, die durch Felſen gehauen gegen Colico führen und mit ihrer cimmeriſchen Nacht dem dunklen Gange gleichen, der die elyſäiſchen Felder mit dem Tartarus verbindet, wollte ich noch ein Mal meinem geliebten See Ade ſagen und ſtieg in eines jener durchgebrochenen Löcher, die wie hohle neidiſche Augen auf den ſonnigen Frieden der Ufer niederſtarren. Mein Begleiter folgte mir und wir ſtanden ſo lange an den Felſen hängend, verſunken in den letzten lieblichen Blick Italiens. Plötzlich ſchallte dumpfes Getrappel aus dem finſtern Gange zu uns herauf. Es kam ſchnell näher. Wir ſahen uns um und über den hellen Fleck vor uns, flüchtig wie ein Traum, flog eine Schaar von Reitern auf Pferden und Maulthieren. In ihrer Mitte, auf einem kleinen ſchwarzen Neapolitaner — Zerina! — und neben ihr, wieder bäuerlich aufgeputzt, mit breitem weißen Hute und kurzer ſchnurbeſetzter Jacke Tano! — Ein lauter Schrei der Ueberraſchung entfuhr mir. Schnell ſprang ich vom Felſen herab — aber die ganze Schaar war ſchon im Dunkel des Ganges verſchwunden. Ich hätte Alles für einen Traum, für eine Verkörperung meiner Phantaſien gehalten, wäre das Getrappel der Pferde

und Maulthiere nicht noch aus weiter Ferne dumpf zu mir herübergedrungen.

Zwei Tage darauf, es war an einem herrlichen, durch ein Nachtgewitter erfrischten Sommermorgen, näherten wir uns einem der im Valtelinthale zerstreut liegenden einsamen Wirthshäuser, wo wir ein letztes italienisches Frühstück einzunehmen gedachten; schon aus der Ferne bemerkten wir eine große Menschenmenge, die sich um mehrere Leiterwagen drängte. Mitten heraus ragten glänzende Bajonnette und österreichische Soldatenmützen. — Ich drückte mich neugierig durch die Massen, und man denke sich meinen Schrecken, da ich gleich auf dem ersten Wagen Gaetano erblickte, der an Händen und Füßen gebunden, mit dem Gesichte in's Stroh gedrückt, vor mir ausgestreckt lag. Da konnte Zerina nicht ferne sein; wirklich erblickte ich sie bald, aber weit von Tano in einem der letzten, von gefesselten Verbrechern beladenen Wagen. Ich drängte mich zu ihr und sah mit Erstaunen, wie sie ganz fröhlich, auf einem hohen Sitze thronend, mit den herumstehenden Gaffern scherzte. Ich wollte mich ihr nähern, aber der wachthabende Soldat hinderte mich daran. Erst der Protection meines Begleiters, der sich als Kameraden zu erkennen gab, verdankte ich es, daß ich Zerinen anreden durfte. — Schnell nahm sie ein ernsteres Gesicht an: — Gut, daß Du da bist, lispelte sie mir zu, „gib schnell Geld her, viel Geld. Ich brauche Reisekosten bis Neapel und Bestechung für mehrere Leute." —

— Unglückseliges Mädchen, sagte ich, muß ich Dich so wiedersehen? — Mach' keine langen Worte, erwiederte sie ärgerlich, und gib Geld her. Ich komme schon davon. Der Feldwebel, der uns begleitet, hat mir schon zu tief in die Augen gesehen und nur noch einige Nachhilfe mit klingender Münze macht mich bald frei.

Ich gab ihr so viel, als ich an baarem Gelde bei mir hatte. Sie sah es flüchtig an und sagte: — Das reicht nicht hin; gib mehr.

Da ihr aber mit Papieren und Anweisungen nicht geholfen war, so nahm sie meine Uhr. — Die wird dem Feldwebel in die Augen stechen, sagte sie, und ich habe keine Sorgen mehr. In Lecco wohnen gute Freunde, die mich so lange verbergen werden, bis der Lärm vorüber ist. Dann geht es aus diesem dummen Lande zurück in meine herrlichen Berge.

— Und Tano? fragte ich.

Eine wilde Röthe des Zornes flog über ihr schönes Gesicht. — Der Dummkopf! rief sie, sich so fangen zu lassen; indessen werde ich, sobald

Digitized by Google

ich frei bin, alles Mögliche thun, um auch ihn zu befreien. Halte aber nicht viel davon, denn er iſt zu dumm und zu feig. Sieh Dir ihn nur an, wie er dort ausgeſtreckt liegt, wie ein geſchlachtetes Rindvieh, da ſind unſere neapolitaniſchen Schmuggler ganz andere Jungens; die ſingen die ſchönſten Lieder, juſt wenn ſie zur Galeere gehen.

Wie ſie ſo ſprach und die Hände begeiſtert aufhob, bemerkte ich dunkle, blutunterlaufene Striemen an ihren Armen. Erſchrocken fragte ich, was das ſei? — Die gemeinen Niederträchtigen! rief ſie und ballte ihre Fäuſte, ſie haben ein ſchwaches Weib gebunden; nur der Verliebtheit meines Feldwebels danke ich es, daß ſie mich von den Strikken wieder befreiten. Nun, er wird ſeine Zärtlichkeit büßen müſſen, denn jetzt entſpringe ich ihm gewiß. Hier haſt Du den Strick, mit dem ich gebunden war, Du kannſt ihn zu meiner Locke legen, Du gefühlvoller deutſcher Narr.

In dieſem Augenblicke trat der Feldwebel heraus und gab Befehl zum Aufbruche und wirklich ſetzte ſich der Zug ſogleich in Bewegung. Zerina winkte mir noch aus weiter Ferne, aber noch bevor ſie aus meinen Blicken verſchwand, konnte ich bemerken, daß ſie mit dem Feldwebel, der neben ihr ritt, ein lebhaftes Geſpräch begonnen hatte, und daß dieſer den andern, neben ihm reitenden Gendarmen den Befehl gab, ſich mehr an die vordern Wagen zu halten. Der Wirth, ein Deutſcher, der ſah, mit welcher Theilnahme ich dem traurigen Zuge nachblickte, trat zu mir, und gab mir noch manche Aufklärung. — Ja, ſagte er, dieſe Neapolitanerin iſt eine Hexe und des Tano böſer Geiſt; ſie hat ihn in's Verderben geſtürzt.

Früher war er ein ganz einfacher Schmuggler und die Berge dieſer Gegend und die Bewohner des Valtelinthales unterſtützten ihn gern in ſeinem Geſchäfte, da auch Manches nebenbei für ſie abfiel; ſeit die Neapolitanerin bei ihm iſt, legte er ſich auf Räuberei. Das konnten die guten Bauern des Valtelinthales, die etwas auf ihren guten Ruf halten, da er ihnen viele Fremde herbeizieht, nicht länger mit anſehen. Und da vor Kurzem die Ausplünderung eines Engländers und die Ermordung eines Grenzbeamten Lärm machte, ſo fingen ſie den guten Tano geſtern ein und lieferten ihn mit ſeinen Geſellen an die Behörden von Teramo aus. — Es wird ihm ſchlecht gehen, dem armen Tano.

Komm ich ein Mal wieder in die Berge Neapels, dann kann ich meinen Leſern die Geſchichte Zerina's vielleicht weiter erzählen. Die ſchwarze Locke und den blutbefleckten Strick beſitze ich noch heute.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

Kunst und Aristokratie. — Gräßliche Polka's. — Eine laute Frage. — Der evangelische Bücherverein. — Diesterweg.

Nicht nur die Geldaristokratie legt sich jetzt auf die Kunst, sondern auch die höchste Geburtsaristokratie versucht es, auf diesem Terrain Lorbeeren zu finden, da der Mangel an europäischen Schlachtfeldern immer fühlbarer wird.

Die Zeitungen berichten vom 31. Mai aus dem Haag: „Hier ist eine neue Oper: „Der Sclave des Camoës" (also der Text wahrscheinlich aus L. Tiecks berühmter Novelle: „Der Tod des Dichters") componirt von Sr. königl. Hoheit dem Prinzen von Oranien zur Aufführung gelangt. Ueber das unvermeidliche Furore dieser Production wird bescheidener Weise nichts vermeldet.

Vor ein paar Jahren wurde eine solche Durchlauchtsoper: „Die Geisterbraut" in Breslau, und vor Kurzem eine neue: „Zaire" in Coburg aufgeführt; wegen letzterer sind Abgeordnete nach Berlin gesandt, um eine Aufführung im Opernhause zu vermitteln, die natürlich zu Stande kommen dürfte. Die kritischen Berliner pflegen indeß bei solchen Gelegenheiten womöglich noch kritischer zu sein, wie gewöhnlich.

Es ist nicht zu leugnen, daß der berliner Witz oft etwas Gräßliches an sich hat, so hörten wir neulich mit Entsetzen, Angesichts der neuen Kirche im Thiergarten, die den Namen des Evangelisten Matthäus und einen vergoldeten Hahn auf der Thurmspitze trägt, von elegant gekleideten, offenbar den höhern Ständen angehörenden Spaziergängern, dieses Gotteshaus nicht Matthäus- sondern „Polkakirche" nennen. Fast noch gräßlicher, wenigstens einschneidender ist's aber, den leider förmlich Mode werdenden Selbstmord, der die Eisenbahn als Guillotine benutzt: — den „Polkatod" zu nennen. Seit dem Monat März d. J. sind bereits sechs dieser entsetzlichen Todesfälle vorgekommen, größtentheils auf der potsdamer Eisenbahn, und fast immer waren es Unglückliche, die kaum das zwanzigste Lebensjahr erreicht. Da die Opfer zumeist junge Mädchen aus der dienenden Klasse gewesen sind, so ist man hier und da geneigt, anzunehmen, sie könnten in einer Weise verführt worden sein, die ihnen eine schleunige Verheirathung nothwendig erscheinen ließ.

Bei der großen Anzahl von jungem Militär, und der noch größern unverheiratheten jungen Leute aus der arbeitenden Klasse, wird die Frage laut, ob es auch wirklich so nothwendig und so zweckmäßig gewesen sei, in

Digitized by Google

einer Stadt von mehr als 400,000 Einwohnern (nach den neueſten Zählungen) gewiſſe Inſtitute radical aufzuheben. —

Die Moral dürfte ſchwerlich durch dieſe Maßregel in größern Flor gebracht werden, höchſtens die ärztliche Praxis.

Der evangeliſche Bücherverein hat kürzlich ſeine Statuten durch Extrabeilagen zu den Zeitungen veröffentlicht, und zwar in 12 Paragraphen, — grade ſo viel §§., wie es Apoſtel gibt. Schade, daß der unterzeichnete Ausſchuß nicht auch 12 Mitglieder zählt, ſondern 13, — was eigentlich eine ſehr ominöſe Zahl. Herr Hengſtenberg und Herr Arndt fehlen natürlich nicht unter den Unterzeichneten, doch vermißt man den frommen Janusredacteur, Herrn Victor Aimé Huber. Uebrigens ſind dem evangeliſchen Bücherverein durch königliche Cabinetsordre vom 16. Januar d. J. die Rechte einer moraliſchen Perſon beigelegt und durch Reſcript der hohen Miniſterien der geiſtlichen Anlegelegenheiten und des Innern vom 30. Januar iſt die Beſtätigung der Statuten ertheilt worden. Dringend wird eine Propaganda, Bildung von Zweigvereinen des evangeliſchen Büchervereins gewünſcht, und man verſpricht nicht nur unfrankirte Briefſchaften anzunehmen, ſondern auch von Seiten des Muttervereins portofrei zu antworten. Ob der „norddeutſche Volksſchriftenverein" ſich wohl auch ſo vieler Privilegien und Vergünſtigungen zu erfreuen hat?

Die Thätigkeit des „evangeliſchen Büchervereins" hat ſich bisher auf den Druck folgender Schriften erſtreckt: „Luthers großer Katechismus," „Speners Katechismus," Beides gr. 8., umfaßt 36 Druckbogen und koſtet nur 5½ Sgr. Da müſſen doch wohl beſondere Betriebsfonds vorhanden ſein. Im Druck begriffen ſind: Luthers „Hauspoſtille," H. Müllers „Erquickungsſtunden" und Herrn Arndt's „wahres Chriſtenthum."

Das plötzliche, unerwartete Ausſcheiden Dieſterwegs aus dem „norddeutſchen Volksſchriftenverein" macht hier bei allen wahren Freunden einer zeit- und zweckgemäßen Volksbildung Aufſehen. Daß die Gründe, die den braven Seminardirector zu dieſem Schritt bewogen, beſonderer Art ſein müſſen, glaubt man allgemein. △.

II.

Aus Wien.

Die neubegründete Akademie der Wiſſenſchaften. — Vergebliche Anzeichen zu einer Aenderung des politiſchen Syſtems. — Die Lottofrage. — Die ungariſche Hofkanzlei. — Ueberſchwemmte Soldaten. — Brand ruſſiſcher Reiſewagen. — Brandlegung in Folge einer Gemeindewahl. — Quellen zur Geſchichte Oeſterreichs. —

Man wußte zwar, daß der Entwurf der Statuten zu der projectirten Akademie der Wiſſenſchaften bereits vor mehreren Monaten vollſtändig ausgearbeitet im Cabinet des Fürſten Metternich lag, allein Niemand dachte an die jetzige Realiſirung der langgehegten Idee, da die Verwickelungen der innern Politik, in Folge der Ereigniſſe in Galizien,

dringendere Intereſſen in den Vordergrund ſchoben und die akademiſche Angelegenheit vor der Hand als vertagt angeſehen wurde. Deſto größere Senſation macht das vom 30. Mai datirte Handſchreiben des Kaiſers an den Oberſten Kanzler der Hofkanzlei, Graf Jezaghi, worin die Errichtung eines wiſſenſchaftlichen Vereins, unter dem Namen einer „k. k. Akademie der Wiſſenſchaften" anbefohlen wird. So wäre denn der zuerſt von Hammer Purgſtall in Anregung gebrachte Gedanke nach vielfachen Schwankungen in Erfüllung gegangen und es handelt ſich jetzt blos darum, ob dem neuen Inſtitut auch jene freiſinnigen Statuten verliehen ſind, ohne welche ein fröhliches Gedeihen unmöglich und das Ganze eine Todtgeburt, eine hohle Vorſpiegelung wäre. Wenn es wahr iſt, was von wohlunterrichteter Seite ſtandhaft behauptet wird, daß nämlich die philoſophiſche Disciplin in der öſterreichiſchen Akademie gar nicht vertreten ſein ſolle, ſo wäre dies ein beklagenswerther Anachronismus und eine Art von Selbſtanklage. Da jedoch der Inhalt des erwähnten Handſchreibens nach ſeinen nähern Beſtimmungen zur Stunde noch ein Geheimniß iſt, und Alles, was man davon ſagt, lediglich auf Muthmaßungen beruht, ſo ſei dieſer Gegenſtand meinem nächſten Schreiben vorbehalten und hier nur noch flüchtig bemerkt, daß die Regierung, in Erwägung einer aus tüchtiger Feder gefloſſenen Denkſchrift über die gegenwärtigen Volkszuſtande in Oeſterreich, entſchloſſen ſein ſoll, dem überhand nehmenden Materialismus, der in ſeiner genußgierigen Richtung, zuletzt die Grundlagen der Geſellſchaft noch tiefer unterhöhlt, als die ſpitzfindigſte Logik, auf das Entſchiedenſte zu ſteuern (!) und die geiſtige und moraliſche Kraft im Volke vor völliger Erſchlaffung zu bewahren (!?). Die Akademie, das Cenſurcollegium, die Studienreform, die moraliſchen Hebungsverſuche des Journalismus (!) ſind einzelne Manifeſtationen dieſes Strebens. Auch die mit großer Einhelligkeit vom Staatsrath beſchloſſene Aufhebung des Lotto's als Staatsgefälle, dürfte hierher gerechnet werden und iſt der Hofkammer bereits die Weiſung zugekommen, die Mittel und Wege anzugeben, durch welche der jährliche Ausfall von 4,000,000 fl., die ſich als reines Erträgniß des ärariſchen Glücksſpiels herausſtellen und welche von der ärmſten Volksklaſſe erhoben werden, in Zukunft zu erſetzen ſeien, da die Lage des Schatzes einen reellen Steuernachlaß nicht erlaubt. An die Stelle des aufzuhebenden Lottos ſoll die ſogenannte Klaſſenlotterie kommen, welche die Staatsverwaltung von dem Vorwurf eines gehäſſigen Gewinnſtes befreit. Hofrath von Spaun iſt mit den bezüglichen Vorſchlägen beauftragt.

Der Perſonenwechſel bei der ungariſchen Hofkanzlei, wodurch der zweite Vicepräſident Graf Appony, mit der Leitung der ungariſchen Landesangelegenheiten betraut ward und der bisherige Hofkanzler Graf Mallath einen einjährigen Urlaub erhielt, bis zur Erledigung eines italieniſchen Geſandtſchaftspoſtens, hat auch den erſten Vicekanzler Baron Bedekovich berührt und da derſelbe, trotz der erlittenen Zurückſetzung, gleichwohl nicht ſeine Entlaſſung einreichte, ſo läßt ſich mit Beſtimmtheit behaupten, daß dem Arrangement eine gegenſeitige Verſtändigung vorangegangen ſei und es gewinnt die Annahme Derer große Wahrſcheinlichkeit,

Digitized by Google

welche die Erhebung des übergangenen Vicekanzlers zur Würde eines Banus von Croatien, in sichere Aussicht stellen. Die croatischen Wirren verlangen in der That eine kräftige Leitung, wenn es auch andererseits feststeht, daß die Militärgewalt hinfort nicht mehr mit der Civilgewalt verbunden werden soll, da diese Vereinigung leicht zu Fehlgriffen verleitet und redlichster Wille am Ende der Verführung der Machtfülle erliegt. Inzwischen ist Baron Bedekovich nach Kissingen abgereist, um sich in den dortigen Quellen für die Arbeit seiner neuen Stellung zu stärken, die zwar großen Glanz, aber auch große Verantwortlichkeit bescheert.

*Das Sommerlager in dem „Neue Welt" genannten Thale, in der Nähe von Wienerisch Neustadt, welches vor einigen Wochen bezogen worden, hat am 24. Mai ein sehr groteskes Schauspiel dargeboten, indem die, durch einen plötzlichen mit Hagelwetter verbundenen Wolkenbruch, angeschwollenen Wildbäche, sich von beiden Abhängen in das Thal herabstürzten und in der leichten Zeltstadt die gräßlichste Verwüstung anrichteten, so daß die Soldaten sich in der Eile mit ihrem Gepäck auf die Anhöhen flüchten mußten, wo sie den Abfluß des Wassers abwarteten, um sodann wieder in ihre triefenden Leinwandhütten zurückzukehren, sofern sie noch zu finden waren. Am 6. Juni findet der erste Wechsel der Lagertruppen statt und mit dem Ausmarsch des Infanterieregiments Prinz Wasa wird zugleich der Einzug des Regiments Baron Heß erfolgen.

Die Nachricht von dem unerklärten Brand der Hofequipagen der Kaiserin von Rußland, hat hier anfangs große Sensation gemacht und es war ein löbliches Verfahren, daß die offizielle Zeitung über diesen Vorfall, von dem man wissen mochte, daß er sogleich vielfach gedeutet und ausgeschmückt werden würde, sogleich eine offene Erklärung brachte und es wäre nur zu wünschen, daß man auch in andern, minder hofverwandten Dingen eine ähnliche Berücksichtigung der öffentlichen Stimme gelten lasse. Zwischen Aumall und Böhmisch-Brod gerieth nämlich, in der Nacht vom 28. auf den 29. Mai, der Wagen des Hofarztes Mandl plötzlich bei verschlossenen Fenstern von Innen heraus in Brand, doch wurde man des Feuers sehr bald gewahr und wußte weiteres Unglück zu verhüten, so daß der Schaden nur sehr gering ist. Uebrigens weiß Niemand die Veranlassung des Brandes und da sich eine böswillige Absicht wohl nicht so leicht voraussetzen läßt, so bleibt nur die Meinung übrig, nach welcher gewisse chemische oder sonstige leicht entzündbare Substanzen in den Seitentaschen des Wagens die nächste Ursache dieses immerhin unerfreulichen Vorfalls gewesen seien.

Das Dorf Lichtenwörth, einige Meilen von Wien, ist ein Raub der Flammen geworden, und wie man hört, sind dieser traurigen Katastrophe eigenthümliche Vorgänge vorausgegangen. Bei der Wahl des Ortsrichters bildeten sich nämlich zwei Parteien, wovon die eine auf den von dem reichern Theil der Gemeinde gehaltenen Candidaten einen bittern Haß geworfen hatte, und unverhohlen die Drohung laut ward, sich an ihm, im Falle seines Obsieges, fürchterlich zu rächen. Als nun doch der erwähnte Candidat durch den Einfluß seiner Anhänger gewählt wurde,

Digitized by Google

wirbelte noch am Abende deſſelben Tages eine ſchwarze Rauchſäule aus dem Dache des neuen Ortsrichters, allein die Hand der Nemeſis ſchleuderte den Brand von dieſem Hauſe auf die übrigen und in wenigen Stunden lag das ganze Dorf in Aſche, als lebendiges Bild von dem gewöhnlichen Ausgang eines mit Erbitterung geführten Prozeſſes!

Ein wichtiges Quellenwerk zur öſterreichiſchen Geſchichte wird von dem Geſchichtsforſcher Kaltenbück, der jüngſt zum Staatsarchivar befördert worden, in Gemeinſchaft mit dem Dr. Beck, welcher Hauslehrer des Fürſten Schwarzenberg iſt, vorbereitet. Der Codex Austriacus ſoll alle (?) wichtigern Urkunden umfaſſen, die in dem k. k. Staatsarchiv und in andern Bibliotheken liegen, und eine breite Grundlage zum Bau einer künftigen Staatsgeſchichte Oeſterreichs liefern. Sind auch Vollſtändigkeit und rückſichtsloſe Behandlung der Vergangenheit, unter der Redaction dieſer Herren und unter unſern lichtſcheuen Cenſurverhältniſſen nicht grade zu erwarten, ſo werden doch dabei manche intereſſante Actenſtücke an's Tageslicht kommen, die ſonſt im Staub vermodert wären. Das Erbübel Oeſterreichs iſt die Heimlichkeit und jede Conceſſion, die dieſe macht, iſt ſchon ein bedeutender Fortſchritt, da vor Allem die Kenntniß der Dinge fehlt, um mit Erfolg und Sicherheit in die Schranken zu treten. Damit indeß das zu bewältigende Material nicht allzuſehr anſchwelle und die Idee in ihrem eigenen Fett erſticke, ſo haben ſich die Herausgeber auf die Zeit von 1521 anfangs beſchränkt, wo mit dem Regierungsantritt Ferdinands I., nach Kaiſer Karls Abdankung, die Trennung der deutſchen und ſpaniſchen Länder eintrat und Oeſterreich anfing, ſich als ſelbſtſtändige Macht zu geſtalten und fortzubilden.

III.

Aus Paris.

Prinz Napoleon. — Schadenfreude. — Thiers und Guizot. — Die Akademie. — Skepticismus. — Was ein Legitimiſt ſein muß. — Oeſterreich und Sardinien. — Phyſiognomie von Paris.

Prinz Louis Napoleon, der närriſche Prätendent, iſt richtig in London angekommen und das hat er gut gemacht. Louis Philipp kann zwar ruhig ſein und ſich's auf ſeinem Throne ferner wohl behagen laſſen, aber der Gemahl der Tochter Hudſon Lowe's hat ſich deſto mehr in Acht zu nehmen. Es iſt bekannt, wie der große Napoleonide dieſe Kerkermeiſterstochter mit ſeiner Liebe durch England, Deutſchland und Italien verfolgte. — Hier in Paris machte die Evaſion übrigens nur ſehr geringes Aufſehen — man hat ſo wenig Sympathien mit den Napoleoniden und noch weniger mit dieſem Theaterprinzen, der ſich ſchon ſo oft lächerlich gemacht — und Alles darf man bei den Franzoſen, nur nicht lächerlich darf man werden. Man denke nur an die letzte Landung des Prinzen — mit vierzig Mann und einem lebendigen Adler kam er, Frankreich zu erobern. Einen ſo genialen Einfall hatte ſelbſt Napoleon nicht, als er in Frejus landete. — Eine kleine Schadenfreude können übrigens die Franzoſen nicht unterdrücken — Schadenfreude über Louis Philipp's langes Geſicht. Er hätte den Adlerprinzen längſt gern losgelaſſen, wenn

Digitized by Google

er nur fein unterthänig um Gnade hätte bitten wollen! Soll ich Ihnen von Thiers und Guizot ſchreiben? Die beiden Herren ſcheinen vergeſſen zu haben, daß die Deputirtenkammer eigentlich beſtimmt iſt, ein Repräſentationshaus zu ſein und zanken ſich ſo bequem herum, als wäre das ſchöne Haus mit den Säulen und mit den vier Statuen davor nur zu dieſem Zwecke da. Das Gries'ſche „Biſt du grob, ſo bin ich gröber" iſt ihr Grundſatz geworden. Heute ſagt Herr Thiers Herrn Guizot eine geiſtreiche Grobheit — morgen antwortet Herr Guizot mit einer gründlichen — und ſo mit Grazie in Infinitum. Nur der Abwechslung wegen wird hier und da eine Eiſenbahn votirt, oder werden Friedensrichter, Geiſtliche und Rabbiner mit einer Gehaltszulage bedacht.

Während ich hier ſchreibe, läuft alle Welt in die Akademie. Herr Mignet wird eine ſchöne Rede halten, dann wird der Rapport über die eingelaufenen Preisbewerbungen und über die Preisvertheilung verleſen. Das Thema war: Eine Abhandlung über die Gewißheit. Nichts Gewiſſes weiß man nicht! ſagen die Wiener. Es ſcheint, als finge die Akademie, die unfehlbare, ſelbſt an an ſich zu zweifeln und wolle ſich durch gläubige, junge Seelen beweiſen laſſen, daß es noch etwas Gewiſſes gebe. Man wird aber auch verdammt ſkeptiſch, wenn man, wie ich zum Beiſpiel, erſt vorgeſtern Herrn Viennet, membre de l'institut, Nachfolger Lafontaine's, Verfaſſer verſchiedener Dramen in Alexandrinern, eine induſtrielle Geſellſchaft präſidiren ſieht und eine ſo vortreffliche Rede über Steinkohlen und Steinkohlengruben halten hört, als wäre er tauſend Klafter tief unter der Erde im Ruß und Dampf und nicht am Olymp, im himmliſchen Aether aufgewachſen und groß geworden. Da bleibt ſich doch Herr Chateaubriand conſequenter. Er präſidirte auch geſtern, aber keiner Steinkohlengrubengeſellſchaft, ſondern der Aſſemblée der Redacteure legitimiſtiſcher Blätter, um die Manöver für die kommenden Wahlen zu berathſchlagen. Die Sitzung ſoll mit einem Te Deum geſchloſſen worden ſein. Don Quixote hat in ſeinen letzten Stunden wenigſtens wehmüthig ausgerufen: Wie viele Thorheiten habe ich doch in meinem Leben gemacht! — Chateaubriand ſcheint auch in ſeinen ſpätern Tagen nicht zu dieſer Erkenntniß zu kommen. — Da iſt Beryér doch viel einſichtsvoller. Als er ſich den Legitimiſten verkaufte, rief er: Nun wohl, ich will, ich werde Dummheiten machen.

Ueber das kleine Zerwürfniß zwiſchen Oeſterreich und Sardinien fallen die franzöſiſchen Blätter mit großer Gierde her und ziehen Conſequenzen und malen ſich die Folgen ſo ſchön aus, wie ſie es eben brauchen können, ohne in ihrem Eifer zu bemerken, daß zwiſchen zwei Staaten wie dieſe, gewiſſe äußere und mehr noch innere Verwandtſchaften beſtehen, die durch keine Eiſenbahnſtreitigkeit aufgelöſt oder nur geſtört werden können. Sie ſprechen zwar von einem freien, unabhängigen Italien, putzen den König von Sardinien mit liberalen (!) Fahnenſtücken auf *), aber im Grunde iſt es nur der alte Traum, den die Franzoſen

*) In Sardinien iſt das Journal des Débats, das doch ſogar in Oeſterreich erlaubt iſt, auf das Strengſte verboten. D. R.

ſeit Carl VIII. träumen und der bei der erſten beſten Erinnerung wiederkehrt. Die guten Schwärmer, ſie wiſſen nicht, daß noch nicht überall Bahnhöfe mächtiger ſind als Kirchen, Klöſter und Kanzleien. Man ſorgt wohl für den Handel, man baut wohl Eiſenbahnen, aber dort, wo ſie die heilige Stille einer Sacriſtei ſtören, oder die Wurzeln eines alten Stammbaumes beſchädigen könnten, führt man ſie klüglich auf Umwegen vorbei, oder läßt ſie ungebaut. Genua „ſoll uns nicht entzweien!"

In Kunſt, Literatur, Theater und geſelligem Leben — nichts Neues und bald wird es Todtenſtille ſein. Der Salon iſt geſchloſſen, Charlotte Griſi ſchwebt über den Canal, die Rachel geht mit tragiſchen Schritten nach Holland und nicht, wie es in deutſchen Zeitungen hieß, nach Deutſchland. — Die große Welt zerſtreut ſich in hundert Bäder und tauſend Landhäuſer und bald drückt Paris ſtille, dicke Schwüle. Die unheimliche Zeit in Paris naht; wäre nicht noch Mabil auf der Welt, es wäre nicht auszuhalten. Geſtern iſt Heine in die Pyrenäen gereiſt; er bleibt vielleicht auch den Winter hindurch dort.

IV.

Notizen.

Don Carlos in Paris. — Eine Verlegenheit in Deutſchland. — König und Schriftſteller. — Römiſche und franzöſiſche Geſchichte. — Aus dem Leben eines Theaterintendanten. — Induſtrielle Künſte. — Ein neues Evangelium.

Und man ſagt, die Franzoſen haben kein Verſtändniß für deutſche Poeſie! Erſt vorige Woche kam in Paris Schiller's Don Carlos auf dem Theater de la Gaité zur Aufführung. Freilich hat der Ueberſetzer ſich einige kleine Aenderungen erlauben müſſen. Unter Andern hat er die ganze Perſon des Marquis Poſa aus dem Stücke geſtrichen! — Dieſer große Mann, dem das dankbare Deutſchland eine Ehrenſäule ſchuldet, heißt Corman!

— Die wiener Sonntagsblätter von Frankl bringen jetzt ihre Nachrichten aus Deutſchland unter der Ueberſchrift: Aus deutſcher Ferne. Die Noth macht erfinderiſch. Die meiſten öſterreichiſchen Blätter ſchreiben: Draußen in Deutſchland, draußen im Ausland, als wenn Oeſterreich nicht deutſch wäre. Und doch gibt es tauſend Fälle, wo es allerdings falſch wäre, wenn man in Oeſterreich ſagen würde: bei uns in Deutſchland. Die Sonntagsblätter fühlen, welch ein trennender Schritt in dem Ausdrucke „draußen" liegt und ſuchen ihn ſo weit als möglich zu umgehen.

— Die bekannten acht Sterne, die über Louis Philipp's Haupt ſchweben und ihn aus den Händen von acht Mördern retteten, haben ſich abermals bewährt. Der Wagen des Königs wäre dieſer Tage bald zerſchmettert worden: ſieben Pferde des Poſtzugs waren bereits geſtürzt und nur das achte, das aufrecht blieb, hielt die ganze Gewalt des Wagens. Der Jockei, der auf dem erſten Pferde ſaß, ſoll Schuld an dem Unfall geweſen ſein. Doch er kann ſicher ſein, nicht fortgejagt zu werden. Ein pariſer Blatt machte unlängſt die Bemerkung, daß man im königlichen Haushalt mit mehrern Individuen unter der Dienerſchaft,

Digitized by Google

aus gewichtigen Urſachen, ſehr unzufrieden iſt, daß jedoch die Königin unaufhörlich bittet, man möchte ſie nicht fortjagen. Noch von dem Attentat Lecomte's erſchreckt, fürchtet ſie ſtets, daß ſolch ein aus dem Dienſt gejagter Taugenichts da anfängt, wo Lecomte aufgehört hat. Welch ein Glück iſt es doch, bisweilen nicht König von Frankreich zu ſein. Ich jage meinen Stiefelputzer zum Teufel, wenn er mir die Kleider nicht gut ausbürſtet und gehe noch an demſelben Tage, ohne alle Militärbegleitung, gemächlich ſpazieren.

— Lecomte's Prozeß, Louis Napoleons glückliche Flucht, hat wieder die Schadenfreude gegen den greiſen Franzoſenkönig entfeſſelt. Dem geflüchteten Napoleoniden darf man, trotz ſeines Geckenthums, die gewonnene Freiheit von Herzen gönnen. Aber das Behagen an Lecomte's Prozeß hat etwas Gräuliches. Es iſt ein eigenes Schickſal, das Louis Philipp hat. Nicht eine ſeiner Handlungen wird von der Preſſe ohne Mißdeutung gelaſſen. Jedermann, der ſich ihr entgegen ſtellt, kann ſicher ſein in Frankreich und ſogar in Deutſchland eine gewiſſe Popularität zu erhalten. Jedermann, der „angeklagt" wird — nicht ſein Feind zu ſein, bemüht ſich eiligſt ſich zu reinigen. Man wagt zwar nicht, die Elenden öffentlich zu beloben, die ihn zu ermorden verſuchten, aber man gefällt ſich drin von ihrer Feſtigkeit zu ſprechen, man übertreibt ſogar und erfindet allerlei. Ich glaube kaum, daß Nero, Caligula oder Tiberius jemals — wenigſtens dem äußern Anſchein nach — einen ſo heftigen und unauslöſchlichen Haß erweckt haben, wie Louis Philipp. Wenn man dies aus der Ferne betrachtet, ſo dürfte es unbegreiflich bleiben, wie ein Volk ſo feig ſein kann, einen ſo abſcheulichen Tyrannen nur zwei Tage lang zu dulden und obendrein ein Volk, das zwei Revolutionen gemacht hat. Aber in der Nähe beſehen, wird man unter der ganzen Liſte von Miſſethaten, welche die Geſchichte jenen drei Cäſaren vorwirft, nicht eine finden, die man Louis Philipp zuſchieben könnte. Dagegen würde Caligula, wenn man ihn mit all' den Verbrechen belaſtete, die man Louis Philipp vorwirft, doch als ein ziemlich ehrlicher Mann erſcheinen. Um ſo merkwürdiger iſt es, ſo viele Tacituſſe, gegenüber einem ſo kleinen Bischen Nero, zu ſehen, ſo viele Brutuſſe, gegenüber einem ſo Bischen Cäſar!

— Bei dem kaiſerlichen Hoftheater in St. Petersburg iſt es Statut, daß ein Schauſpieler, der 10 Jahre dort im Engagement ſtand, Anſpruch auf volle Penſion hat, welche er ſodann überall, wo er will, verzehren kann. Dies iſt ein nothwendiger Lockvogel für deutſche Künſtler, weil ſich ſonſt wenige verſtehen würden, ihren Kopf in den gefährlichen Rachen der Czarenſtadt zu legen. Ein deutſcher Schauſpieler, Namens Buſſe, der jetzt in Riga lebt, war bereits neun Jahre Mitglied des kaiſerl. Theaters, da traf ihn die Ungnade des Intendanten und er ward ohne Umſtände fortgeſchickt. Ein glücklicher Zufall läßt jedoch den tiefbekümmerten Mann mit einem der Generaladjutanten des Kaiſers zuſammentreffen. Er ſchildert dieſem ſeine Lage und ſiehe, ihm wird das von Millionen vergeblich erſehnte Glück, eine Audienz beim Kaiſer. Die Beſchwerde des Schauſpielers wird von dem Czaren gerecht gefunden und er ſchreibt augenblicklich mit Bleiſtift am Rande eines Papiers, daß dem

Ueberbringer die volle Penſion auszuzahlen ſei. Froh, wie ein Gott, fliegt der glückliche Schauſpieler mit dem kaiſ. Befehl zu dem Generalintendanten. Dieſer aber wird beim Anblick des Papiers vor Zorn roth und bleich — So? — ſchreit er auf — Sie haben es gewagt, mich beim Kaiſer zu verklagen? Jetzt erhalten Sie erſt recht nichts, ſehen Sie zu, ob Sie nochmals Audienz bekommen — und mit dieſen Worten warf er das Papier in die Schublade und zeigte dem unglücklichen Schauſpieler die Thüre.

— In einer Zeit, wo Alles auf Wohlfeilheit ſpeculirt, wo Alles Induſtrie und Kleinhandel treibt, konnte auch die Bildhauerkunſt nicht zurückbleiben und mit jedem Tage mehrt ſie die Ueberſchwemmung mit einem Induſtriezweig, den man bisher kaum gekannt: Die Ueberſchwemmung mit Statuetten. Man fabricirt dieſe kleinen Statuen mit gleicher Leichtigkeit, wie man Zündhütchen und Oblaten fabricirt; aus Gyps, aus Bronze, aus Blei, aus Papiermaché, aus Chokolade ſogar! Die Zeiten ſind vorüber, wo man höchſtens alle ſechs Monate irgend eine Heilige, oder berühmte Tänzerin aus Marmor haute, heutzutage reicht es hin, daß wir den Künſtler zwölf Stunden früher in Kenntniß von unſeren Wünſchen ſetzen und er liefert uns eine ganze Glyptothek der berühmteſten Perſonen. In einer Viertelſtunde iſt eine Tänzerin gebacken, in fünf Minuten iſt ein Diplomat gegoſſen. Vielleicht kommt noch die Zeit, wo man die Bücher nicht mehr mit ſchlechten Holzſchnitten und Lithographien illuſtriren wird, man wird es vorziehen, die Niebelungen mit Statuetten herauszugeben, wer auf die neue Ausgabe von Pfiſter's Geſchichte der Deutſchen ſubſcribirt, wird bei jeder Lieferung eine ganze Schachtel deutſcher Kaiſer erhalten. So eben leſen wir die Ankündigung einer Kunſthandlung, welche uns eine Collection von Statuetten deutſcher Staatsmänner verſpricht. Die Idee iſt ſehr glücklich. In einem Jahrhundert, wo Alles klein und kleinlich iſt, wäre es lächerlich, große Statuen unſern Tageshelden zu errichten; Statuetten ſind höchſt zeitgemäß.

— Die Mnemonik ſchickt ihre Apoſtel nach den größten Städten und auch an den Höfen läßt ſie ſich vertreten. Einer ihrer ausgezeichneten Apoſtel, Herr Profeſſor Pick aus Wien, wird das Evangelium der Mnemonik durch ganz Deutſchland predigen.

Zur Privatnotiz. Herrn Emil Meklenburg! Ihre Adreſſe iſt leider ſo undeutlich geſchrieben, daß wir in Verlegenheit ſind, wie wir Ihnen die Antwort zukommen laſſen ſollen. —

Dem Herrn Verfaſſer des Artikels: „Zur polniſchen Frage für Deutſchland. Von einem Deutſchpolen!" Wir bitten um gefällige Angabe Ihres Namens.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von **Friedrich Andrä.**

Digitized by Google

Eine Pfründe.

Erſter Brief.

Gräfin P. an Baronin von G.

Etvöos .... November 1844.

Ich habe verſprochen, Dir zu ſchreiben, liebe Sophie, und ich halte Wort; auch habe ich an dieſen langen Abenden nichts Beſſeres zu thun. Aus meinem letzten Briefe wirſt Du erſehen haben, wie ich, auf einmal aus fröhlichem Taumel erwacht, zu dem Bewußtſein kam, daß unſere Güter ſequeſtrirt und daß ich — dreißig Jahre alt geworden! Für das letzte Uebel gibt es kein Mittel. In das erſtere fügen wir uns ziemlich ſchlecht, aber wir ergeben uns doch darein. Um unſere Angelegenheiten zu verbeſſern, müſſen wir wenigſtens zwei Jahre auf dem düſtern Schloß, aus dem ich Dir ſchreibe, zubringen. Ich habe mich bei dieſer Gelegenheit wahrhaft erhaben gezeigt. Sobald ich den Zuſtand unſerer Finanzen erfuhr, ſchlug ich Heinrich vor, auf dem Lande das Verlorene wieder einzubringen, und acht Tage darauf waren wir in Etvöos. Ich übergehe die Reiſe. Seit vielen Jahren war ich mit meinem Manne ſo lange Zeit nicht allein geweſen. Natürlich waren wir Beide ziemlich übel gelaunt; doch da ich vollkommen entſchloſſen war, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, ſo ging Alles gut. Du kennſt die Feſtigkeit meiner Entſchlüſſe, und weißt, ob ich ſie halte. So ſind wir jetzt hier eingebürgert. Etvöos läßt, was das Maleriſche betrifft, nichts zu wünſchen übrig. Es gibt hier Wälder, Berge und eine Viertelmeile von uns fließt wild und rauſchend die Donau. Wir haben vier Thürme, deren Mauern funfzehn Fuß Dicke haben. Ich habe mein Arbeitscabinet in einer Fen-

ſterbrüſtung angebracht. Mein Salon, der ſechzig Fuß lang iſt, ward mit einer Tapete von Thierfiguren decorirt; er iſt wirklich prächtig, von acht Kerzen beleuchtet: dies iſt die Sonntagsbeleuchtung. Ich ſterbe vor Furcht, ſo oft ich ihn nach Sonnenuntergang betrete. Alles Uebrige iſt ſehr ſchlecht möblirt, wie Du Dir denken kannſt. Die Thüren ſchließen nicht, das Getäfel kracht und knarrt, der Wind pfeift und heult in dieſen hohen Räumen zum Entſetzen. Doch fange ich an, mich daran zu gewöhnen. Ich ordne, ich beſſere aus, ich pflanze, und ehe die Kälte kommt, werde ich mir ein erträgliches Winterquartier eingerichtet haben. Du kannſt Dich darauf verlaſſen, daß Dein Thurm für den Frühling fertig ſein wird. O, daß ich nicht ſchon jetzt Dich darin beherbergen kann! Ein Vorzug von Etwöos iſt es, daß wir keine Nachbarn haben. Wir leben in vollſtändiger Einſamkeit. Ich habe, dem Himmel ſei Dank, keine andern Gäſte, als meinen Kaplan, den Pater Bukowizka. Es iſt dies ein ſehr ſanfter, junger Mann, obwohl er ſtark gebogene, dichte Augenbrauen hat und große, ſchwarze Augen wie ein Böſewicht in einem Schauer-Drama. Letzten Sonntag hielt er uns eine Predigt, die für eine Dorfpredigt gar nicht ſchlecht war, und zwar über den Satz, „daß das Unglück eine Wohlthat der Vorſehung ſei, um unſere Seelen zu läutern.“ Hiernach ſind wir unſern Gläubigern, die uns offenbar nur läutern wollten, indem ſie unſere Einkünfte mit Beſchlag belegten, nichts als Dank ſchuldig. Adieu, meine Theure. Mein Piano kommt eben an mit Kaſten und Kiſten. Ich will ſehen, wie ich dies Alles in Ordnung bringen laſſe.

P. S. Ich mache meinen Brief wieder auf, um Dir für Deine Sendung zu danken. Alles dies iſt zu ſchön, viel zu ſchön für Etwöos. Die graue Mantille gefällt mir. Ich habe Deinen Geſchmack daran erkannt. Ich werde ſie Sonntags zur Meſſe umnehmen; vielleicht kommt grade ein wiener Handlungsreiſender vorüber, um ſie zu bewundern. Aber wofür hältſt Du mich mit Deinen Romanen? Ich will eine ernſte Perſon werden und bin es ſogar ſchon; ich habe Grund dazu. Es iſt mir darum zu thun, mich zu unterrichten. Wenn ich in drei Jahren (ich bin dann 33 alt) nach Wien zurückkomme, will ich eine wahre Staël und zum allerwenigſten eine Caroline Pichler ſein. Ich weiß nicht, was für Bücher ich eigentlich von Dir verlangen ſoll. Was räthſt Du mir zu lernen? Engliſch oder Lateiniſch? Es wäre wohl angenehm, den Byron und Walter Scott im Original zu leſen. Etwöos iſt der rechte Ort für Rittergeſchichten

Digitized by Google

und hiſtoriſche Romane. Aber wie kann man in Etvöos Engliſch lernen? Das Latein würde mich ſehr amüſiren, denn ich finde es ungerecht, daß die Männer allein es verſtehen ſollen. Hier gibt es ſogar Bauern, die Latein ſprechen. Ich habe Luſt, mir von meinem Kaplan darin Unterricht geben zu laſſen. Vielleicht nehme ich ungariſche Stunden bei ihm. Ich ſchäme mich doch, auf den Gütern meines Mannes kein Wort von der Landesſprache zu verſtehen, als Magyar-émbre.

Zweiter Brief.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Etvöos .... December 1844.

Du wunderſt Dich umſonſt, die Zeit vergeht ſchneller, als Du glaubſt, ſchneller, als ich ſelbſt geglaubt hätte. Was meinen Muth beſonders aufrecht erhält, iſt die Schwäche meines Herrn und Meiſters. Die Männer ſtehen ſo tief unter uns! Er iſt von einer Niedergeſchlagenheit, die alles Maß überſchreitet. Er ſteht ſo ſpät als möglich auf, reitet aus, geht auf die Jagd, oder macht Beſuche bei den langweiligſten Leuten, bei dem Stuhlrichter und derlei Menſchen, die in der Stadt, d. h. 4 Meilen weit von hier, wohnen. Vor acht Tagen hat er die Geheimniſſe von Paris zu leſen angefangen, und iſt noch beim erſten Bande. „Es iſt beſſer, ſich ſelbſt loben, als von Andern Böſes ſprechen," iſt Dein Sprichwort. Ich will daher von ihm aufhören, um Dir von mir zu ſprechen. Die Landluft thut mir ſehr wohl. Ich befinde mich vortrefflich, und wenn ich mich in meinem Spiegel betrachte, möchte ich mir nicht dreißig Jahre geben; auch gehe ich viel ſpazieren. Geſtern habe ich es dahin gebracht, daß Heinrich mit mir längs der Donau ſpazieren ging. Während er angelte, las ich den Geſang der Piraten im „Giaur." Vor einem Strom wie die Donau ſcheinen dieſe ſchönen Verſe noch ſchöner. Die Donau iſt zwar kein Meer, aber ſie hat ihre Poeſie wie jedes große Gewäſſer. Weißt Du, was ich an Lord Byron bewundere? daß er die Natur verſteht! Er ſpricht nicht vom Meer, weil er Hummern und Auſtern gegeſſen hat. Er iſt zu Schiffe geweſen, er hat Stürme geſehen. Alle ſeine Schilderungen ſind Daguerreotype. Während ich leſend und bewundernd ſpazieren ging, ſuchte mich der Pater Bukowizka auf — ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon von dieſem Pater,

dem Kaplan unſeres Dorfs, geſprochen? Es iſt ein junger Prieſter, der mir ziemlich wohl gefällt. Er hat Bildung, ſpricht gut deutſch und weiß mit Perſonen vom Stande zu ſprechen. An ſeine großen ſchwarzen Augen und an ſeiner blaſſen und melancholiſchen Miene ſehe ich übrigens, daß er eine intereſſante Geſchichte hat, und ich gedenke, mir ſie erzählen zu laſſen. Wir haben von Meer und Poeſie geplaudert und, was Dich bei einem Geiſtlichen von Etwöos überraſchen wird, er ſpricht ſehr gut darüber. Dann führte er mich in die Ruinen eines alten Kloſters und zeigte mir ein großes Portal, das mit wunderſchönen Thierfratzen ganz bedeckt iſt. Ach! wenn ich Geld hätte, wie würde ich dies Alles wieder herſtellen. Dann beſtand ich, trotz der Einwendungen Heinrichs, der zu Tiſche wollte, darauf, in die Sacriſtei zu gehen, um ein merkwürdiges Reliquienkäſtchen zu ſehen, das der Kaplan bei einem Bauer gefunden. Es iſt in der That ſehr ſchön; ein Käſtchen von böhmiſchem Glas, das ein köſtliches Juwelenkäſtchen abgeben würde.

Aber welche Wohnung, großer Gott! Und da halten wir uns noch für arm! Stelle Dir ein kleines Zimmer im Erdgeſchoß vor, ſchlecht gedielt, weiß angeſtrichen, mit einem Tiſch und vier Stühlen möblirt, nebſt einem Lehnſeſſel von Stroh mit einem harten Kiſſen drauf, das mit wer weiß was für Pfirſichkörnern ausgeſtopft iſt. Auf dem Tiſch lagen drei bis vier griechiſche oder lateiniſche Folianten. Es ſind Kirchenväter, und darunter fand ich wie verſteckt Goethes Fauſt. Er erröthete. Uebrigens verſtand er es ſehr gut, die Honneurs in ſeinem elenden Loche zu machen. Da war weder Stolz noch falſche Scham. Ich vermuthete, daß er eine romanhafte Geſchichte hinter ſich habe. Ich habe ſogar den Beweis davon. In dem byzantiniſchen Käſtchen, das er uns zeigte, lag ein verwelktes Bouquet, das wenigſtens fünf oder ſechs Jahre alt war. Iſt das eine Reliquie? fragte ich ihn. „Nein," antwortete er etwas verwirrt. „Ich weiß nicht, wie das hier hineinkommt." Dann nahm er das Bouquet und ſchloß es ſorgfältig in ſeine Tiſchlade. Verſtehſt Du das?.... Ich kehrte verſtimmt und ermuthigt in's Schloß zurück: verſtimmt, daß ich ſo viel Armuth geſehen, ermuthigt zum Ertragen der meinigen, die für ihn aſiatiſche Ueppigkeit wäre. Du hätteſt ſein Erſtaunen ſehen ſollen, als Heinrich ihm zehn Gulden für eine arme Frau gab, die er uns empfahl. Ich muß ihm ein Geſchenk machen. Dieſer Strohſtuhl, auf dem ich ſaß, iſt zu hart. Ich will ihm einen jener elaſtiſchen Lehnſeſſel geben, wie die, welche in unſerem grünen

Digitized by Google

Salon ſtanden. Du wirſt mir einen ausſuchen und mir ihn ſo ſchnell als möglich ſchicken.

Dritter Brief.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Etvöos .... Februar 1845.

Ich langweile mich in Etvöos durchaus nicht. Ueberdies habe ich eine Beſchäftigung gefunden, eine intereſſante Beſchäftigung, die ich meinem Pater verdanke. Mein Pater weiß Alles, und außerdem noch Botanik. Ich hatte Gelegenheit, dies zu bemerken, als ich ihn eine ſchlechte Tulpe, die ich ſtatt etwas Beſſern auf den Tiſch ſtellte, lateiniſch benennen hörte. „Sie verſtehen alſo Botanik? — Sehr wenig, antwortete er. Doch genug, um den Bewohnern dieſer Gegend die einfachen Heilmittel, die ihnen nützlich ſein können, anzuzeigen, jedenfalls genug, um meinen einſamen Spaziergängen einiges Intereſſe zu geben.“ Ich begriff ſofort, daß es ſehr amüſant ſein würde, ſchöne Blumen auf meinen Ausflügen zu ſammeln, ſie trocknen zu laſſen und ein Herbarium anzulegen. „Lehren Sie mich Botanik,“ ſagte ich zu ihm. Er wollte bis zum Frühling warten, da es in dieſer Jahreszeit keine Blumen gebe. „Aber Sie haben ja getrocknete Blumen,“ ſagte ich ihm. „Ich habe ſie bei Ihnen geſehen.“ Ich glaube Dir von einem alten koſtbar verwahrten Sträußchen erzählt zu haben. Da hätteſt Du ſein Geſicht ſehen ſollen!... Armer Unglücklicher! Ich bereute ſchnell meine unbeſonnene Anſpielung. Um ihn zu zerſtreuen, ſagte ich, daß wir durchaus eine Sammlung getrockneter Pflanzen anlegen müßten, und bereits am andern Morgen brachte er mir in einem Päckchen grauen Papiers eine Menge niedlicher Pflanzen, jede mit ihrer Aufſchrift. Der botaniſche Curſus hat begonnen; ich habe ſogleich erſtaunliche Fortſchritte gemacht. Wovon ich aber keine Ahnung hatte, das iſt die Unſittlichkeit dieſer Botanik, und die Schwierigkeit der erſten Erklärungen, beſonders für einen Pater. Du mußt wiſſen, meine Liebe, daß die Pflanzen ſich vermählen ſo gut wie wir, aber die meiſten haben viele Männer. Man nennt die einen Phanerogamen, d. h. ſo viel wie öffentlich vermählt. Ihnen gegenüber ſtehen die Kryptogamen, die heimlichen Ehen. Die Schwämme, die Du ißt, vermählen ſich heimlich. Alles dies iſt ſehr ſkandalös; aber er weiß ſich gut herauszuziehen, beſſer als ich, die ich ſo albern war,

Digitized by Google

bei den ſchwierigſten Stellen ein oder zwei Mal laut aufzulachen. Aber jetzt bin ich klug geworden, und ich ſtelle keine Fragen mehr.

. . . . . .

. . . . . .

Vierter Brief.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Etvös .... März 1845.

Du willſt durchaus die Geſchichte dieſes koſtbar erhaltenen Bouquets kennen; aber in der That, ich wage es nicht, ihn darnach zu fragen. Erſtens iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß keine Geſchichte dahinter ſteckt; und dann, wenn eine da iſt, ſo iſt es vielleicht eine, die er nicht gern erzählt .... Doch, keine Lügen! Du weißt, daß ich für Dich keine Geheimniſſe habe. Ich weiß ſie, dieſe Geſchichte, und ich will ſie Dir in zwei Worten ſagen. „Wie kommt es, Herr Pater," ſagte ich eines Tages zu ihm, „daß Sie mit ſo viel Geiſt und Kenntniſſen ſich darein gefunden haben, der Pfarrer eines kleinen Dorfes zu werden?" „Es iſt leichter," antwortete er mit traurigem Lächeln, „der Hirt armer Bauern als einer Stadtgemeinde zu ſein. Jeder muß ſein Ziel nach ſeinen Kräften meſſen. „Eben darum," ſagte ich, „müßten Sie beſſer geſtellt ſein." „Man hatte mir geſagt," fuhr er fort, „daß Seine Gnaden der Biſchof von N., Ihr Oheim, die Augen auf mich zu werfen geruht, um mir die Pfarre von Sanct Stephan zu geben: es iſt die beſte des Sprengels. Meine alte Tante, die einzige Verwandte, die mir geblieben iſt, und die in N. wohnt, ſagte mir, es ſei für mich eine ſehr wünſchenswerthe Stellung. Aber ich fühle mich hier wohl, und ich habe mit Vergnügen erfahren, daß Seine Gnaden eine andere Wahl getroffen. Was brauche ich? Bin ich nicht in Etvös glücklich? Wenn ich hier Gutes ſtiften kann, ſo iſt hier mein Platz; ich darf ihn nicht verlaſſen. Und dann erinnert mich die Stadt ...." Er hielt inne, mit finſtern, zerſtreuten Blicken; dann fing er wieder an: „Wir arbeiten ja nicht. Unſere Botanik?" Ich dachte in dem Augenblick nicht im Entfernteſten an die alten Blätter, die auf dem Tiſche lagen, und ſetzte meine Fragen fort. „Wann haben Sie die Weihe erhalten?" — „Vor fünf Jahren." — „Aber es ſcheint mir, daß Sie da ſchon in dem Alter ſein mußten, wo man über ſeinen Beruf nachdenkt und es kommt mir immer ſo vor, als ſei es keine urſprüngliche Wahl, die Sie zum Prieſterberuf geführt." —

Digitized by Google

„Ach nein," ſagte er mit einer beſchämten Miene; „aber wenn meine Berufswahl erſt ſpät erfolgte, wenn ſie durch Urſachen beſtimmt worden . . . ." Er ward verlegen und konnte nicht vollenden. Ich faßte nun Muth. „Ich will wetten," ſagte ich, „daß ein gewiſſes Bouquet, das ich geſehen, an dieſer Beſtimmung nicht ohne Schuld ſei." — Kaum war die impertinente Frage ausgeſprochen, als ich mich in die Zunge biß, daß ich ſie auf dieſe Art hervorgeſtoßen; aber es war zu ſpät. „Ja, gnädige Frau, es iſt wahr; ich werde Ihnen dies Alles ſagen, aber nicht jetzt, ein anderes Mal. Das Angelus muß bald läuten." Und er war fort vor dem erſten Glockenſchlage. Ich war auf eine ſchreckliche Geſchichte gefaßt.

Er kam am andern Morgen wieder, und er war es, der unſere Unterhaltung von geſtern wieder aufnahm. Er geſtand mir, daß er eine junge Perſon aus N. geliebt, aber ſie hatte ein wenig Vermögen und er war ein Student ohne andere Hilfsquellen als ſeinen Geiſt. Er iſt ein Böhme und kannte die Landesſprache nicht. Um aber in dem Orte, den ſeine Geliebte bewohnte, eine Anſtellung zu finden, ſaß er Nächte lang, um die Sprache ihrer Nation ſich zu eigen zu machen. Nach anderthalb Jahren hatte ihn die Liebe in einen Magyaren umgewandelt und eines Tages brach er auf: Ich gehe nach Wien, um es dahin zu bringen, in meiner neuen Heimath eine Stelle zu erhalten, wirſt Du, während ich Tag und Nacht arbeite, mich nicht vergeſſen? Die junge Perſon war ſiebzehn Jahre alt und für Liebe ſehr empfänglich. Sie gab ihm ein Bouquet zum Zeichen der Treue. Ein halb Jahr darauf erfuhr er ihre Ehe mit einem Edelmann in N. Dieſer Schlag drückte ihn nieder, er entſagte der Welt. Jahre lang hat er an nichts Anderes denken können, und nun er ſich dieſes einfache Abenteuer wieder zurückrief, ſchien er ſo bewegt, als wäre es ihm eben erſt begegnet. Das Bouquet aus der Taſche ziehend, ſagte er: „Es war Kinderei, es zu behalten, vielleicht war es ſogar eine Sünde," und vor meinen Augen warf er es in's Feuer. Als die armen Blumen zu brennen aufgehört, fuhr er mit mehr Ruhe fort: „Ich danke Ihnen, daß Sie dieſe Erzählung von mir verlangt. Ihnen verdanke ich es, mich von einer Erinnerung getrennt zu haben, die feſtzuhalten mir nicht mehr ziemte."

Aber man ſah es ihm an, wie viel ihm das Opfer gekoſtet. Welches Leben, mein Gott, führen dieſe armen Prieſter! Die unſchuldigſten Gedanken müſſen ſie ſich verſagen. Sie ſind genöthigt, aus ihrem Herzen alle jene Gefühle zu verbannen, die das Glück der

andern Menſchen ausmachen, und ſelbſt die Erinnerungen, die dem Leben Reiz geben. Die Prieſter gleichen uns armen Frauen, jedes lebhafte Gefühl iſt ein Verbrechen. Adieu, ich mache mir wegen meiner Neugier Vorwürfe, doch Du biſt Schuld daran.

(Wir laſſen hier mehrere Briefe weg, in welchen von dem Pater Bukowizka nicht mehr die Rede iſt.)

Fünfter Brief.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Etvös .... Mai 1845.

Seit langer Zeit will ich Dir ſchreiben, meine liebe Sophie, und ich weiß nicht, welche falſche Scham mich davon abgehalten. Was ich Dir zu ſagen habe, iſt ſo ſeltſam, ſo lächerlich und ſo traurig zugleich, daß ich nicht weiß, ob Du davon gerührt ſein oder ob Du darüber lachen wirſt. Ich ſelbſt verſtehe noch nichts davon. Ohne weitere Einleitung komme ich zur Sache. Ich habe Dir in meinen Briefen öfter von dem Pater Bukowizka geſprochen. Ich habe Dir ſogar ein gewiſſes Abenteuer erzählt, welches der Grund ſeines Berufes wurde. In der Einſamkeit, in der ich lebe, und mit den ſchwermüthigen Ideen, die Du an mir kennſt, war mir die Geſellſchaft eines geiſtvollen, unterrichteten, liebenswürdigen Mannes äußerſt ſchätzbar. Wahrſcheinlich habe ich ihn merken laſſen, daß er mich intereſſirte, und nach ſehr kurzer Zeit war er bei uns wie ein alter Freund. Es war mir, ich geſtehe es, ein ganz neues Vergnügen, mit einem ſo begabten Manne zu plaudern, deſſen Unkenntniß der Welt ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit einen höhern Werth gab. Vielleicht auch, denn ich muß Dir Alles ſagen und mag Dir keinen Fehler meines Charakters verbergen, vielleicht hat ſich auch meine „naive Koketterie", wie Du es nennſt, ohne mein Wiſſen geltend gemacht. Ich gefalle gern den Leuten, die mir gefallen, ich will von Denen, die ich liebe, geliebt ſein. — Bei dieſem Anfang ſehe ich Dich große Augen machen ... Beruhige Dich, Sophie, in meinem Alter fängt man nicht an Thorheiten zu begehen. Es hat ſich eine Art Intimität zwiſchen uns gebildet, ohne daß er je etwas geſagt oder gethan, was dem heiligen Charakter, mit dem er bekleidet iſt, nicht geziemte. Er gefiel ſich bei mir. Wir plauderten oft von ſeiner Jugend, und mehr als ein Mal war ich ſo unbeſonnen, jene romantiſche Leidenſchaft auf das Tapet zu bringen, die ihm ein

Digitized by

Bouquet eingebracht, das jetzt als Asche in meinem Kamin liegt. Ich habe bald bemerkt, daß er an seine Ungetreue nicht mehr denke. Eines Tages hatte er sie in der Stadt getroffen und sogar mit ihr gesprochen. Er erzählte mir Alles dies bei seiner Rückkehr und sagte mir ohne Aufregung, daß sie glücklich sei und daß sie reizende Kinder habe. Der Zufall machte ihn zum Zeugen einiger brüsken, rohen Aeußerungen Heinrich's, dessen Manier Du leider so gut wie ich kennst. So entstanden von meiner Seite halb erzwungene, vertrauliche Mittheilungen, und auf der seinigen ein verdoppeltes Interesse für mich. Er kennt meinen Mann, als wäre er seit zehn Jahren mit ihm umgegangen. Ueberdies war er ein ebenso guter Rathgeber als Du, und unparteiischer, denn Du glaubst immer, daß das Unrecht auf beiden Seiten sei. Er gab mir immer Recht, aber indem er mir Klugheit und Vorsicht empfahl. Mit einem Wort, er zeigte sich als treuer Freund. Es liegt in ihm etwas Weibliches, das mich sehr anspricht. Es ist ein Geist, der mich an den Deinigen erinnert: ein eraltirter und fester Charakter, gefühlvoll, doch fanatisch, was die Pflicht betrifft.... Ich flicke Phrasen aneinander, um der letzten Erklärung auszuweichen. Ich kann nicht offen sprechen, dieses Papier schüchtert mich ein.... Doch ich muß das große Wort fallen lassen. Der arme Unglückliche war in mich verliebt. Lachst Du, oder nimmst Du Anstoß? Ich möchte Dich in diesem Augenblicke sehen. Er hat mir, wohlverstanden, nichts gesagt, aber wir täuschen uns nicht, und seine großen schwarzen Augen!.... Jetzt, glaube ich, lachst Du? Wie viele tonangebende Herren unserer wiener Gesellschaft möchten diese Augen haben, welche reden, ohne es zu wollen! Ich habe so viele von diesen Männern kennen gelernt, die gern den ihrigen einen geistigen Ausdruck zu geben versuchten und dadurch nur um so alberner aussahen. Als ich den Zustand des Kranken erkannte, habe ich mich anfangs fast darüber gefreut. Eine Eroberung in meinem Alter und eine unschuldige Eroberung wie diese.... Eine solche Leidenschaft, eine solche fast unmögliche Liebe zu erregen, ist keine Alltäglichkeit....! Pfui, dieses schlechte Gefühl hat mich bald wieder verlassen. Hier ist ein verliebter Mensch, sagte ich mir, den meine Unbesonnenheit unglücklich machen würde. Das wäre schrecklich; das muß durchaus ein Ende nehmen. Ich dachte nach, wie ich ihn entfernen könnte. Eines Tages gingen wir zusammen an dem Strome spazieren. Er wagte kein Wort zu sprechen, und ich war ebenfalls verlegen. Es herrschte eine Todesstille von fünf Minuten. Endlich fing ich an: „Mein lieber Pater, Sie müssen durchaus eine

beſſere Pfarre als dieſe bekommen. Ich werde an meinen Onkel, den Biſchof, ſchreiben, ich werde ſelbſt zu ihm gehen, wenn es nöthig iſt." — „Etwas verlaſſen!" rief er, indem er die Hände zuſammenſchlug; „aber ich bin hier ſo glücklich! Was kann ich wünſchen, ſeitdem Sie hier ſind? Sie haben mich mit Güte überſchüttet, und meine kleine Pfarrwohnung iſt ein Palaſt geworden." — „Nein," erwiederte ich, „mein Onkel iſt ſehr alt; wenn ich das Unglück hätte, ihn zu verlieren, ſo wüßte ich nicht, an wen ich mich wenden ſollte, um Ihnen eine angemeſſene Stelle zu verſchaffen." — „Ach, gnädige Gräfin, ich würde dieſes Dorf ſehr ungern verlaſſen!.... Der Pfarrer von Sanct Stephan iſt todt... aber was mich beruhigt, iſt, daß der Pater R. ihn erſetzen wird. Dies iſt ein ſehr würdiger Prieſter, und ich freue mich darüber, denn wenn Seine Gnaden an mich gedacht hätte..."

„Der Pfarrer von Sanct Stephan iſt todt!" rief ich. „Dann fahre ich noch heute nach R. zu meinem Onkel." — „Ach, gnädige Frau, thun Sie das nicht. Der Pater R. iſt viel würdiger als ich; und dann, Etwas verlaſſen!..."

„Herr Pater," ſagte ich mit feſtem Ton, „Sie müſſen." Bei dieſem Wort ſenkte er den Kopf und wagte nicht mehr zu widerſtehen. Ich lief in's Schloß zurück. Der arme Menſch folgte mir zwei Schritte hintennach und war ſo beſtürzt, daß er den Mund nicht zu öffnen wagte. Ich habe keine Minute verloren. Um acht Uhr war ich bei meinem Onkel. Ich habe ihn für ſeinen R. ſehr eingenommen gefunden; aber er liebt mich, und ich kenne meine Macht über ihn. Endlich nach langen Verhandlungen erreichte ich, was ich wollte. R. iſt verdrängt, und der Pfarrer Bukowizka iſt Pfarrer von Sanct Stephan. Seit zwei Tagen iſt er in der Stadt. Der arme Menſch hat mein: „Sie müſſen" verſtanden. Er hat mir ernſt gedankt und nur von ſeiner Erkenntlichkeit geſprochen. Ich wußte ihm Dank, daß er Etwas ſo ſchnell als möglich verließ. Als er abreiſte, ſchickte er mir ſein niedliches, byzantiniſches Käſtchen und bat mich um die Erlaubniß, mir zuweilen ſchreiben zu dürfen. Nun, meine Liebe, biſt Du zufrieden mit mir? — Es iſt eine Lehre. Ich werde ſie nicht vergeſſen, wenn ich in die Welt zurückkehre. Aber dann werde ich drei und dreißig alt ſein, und dann brauche ich nicht zu fürchten, geliebt zu werden... und mit einer Liebe wie dieſe.... Von dieſer ganzen Thorheit bleibt mir ein artiges Käſtchen und ein wahrer Freund. Wenn ich vierzig Jahre alt bin und Großmutter ſein werde, dann werde ich intriguiren, daß der Pfarrer Bukowizka eine Pfarre in Wien bekomme. Du wirſt

Digitized by Google

es ſehen, meine Theure, und er ſoll Deine Tochter die erſte Communion ablegen laſſen.

Sechſter Brief.

Der Pater Bukowitzka an den Pater ***, Profeſſor im Seminarium zu ******.**

N. im Mai 1845.

Mein verehrter Lehrer! Diesmal iſt's der Pfarrer von Sanct Stephan, der Ihnen ſchreibt, nicht mehr der beſcheidene Kaplan von Etvöos. Ich habe meine Sümpfe verlaſſen und bin nun Städter; ich habe eine ſchöne Pfarre in der größten Straße von N., in einer großen, wohlgebauten und reich ausgeſtatteten Kirche. Als ich das erſte Mal hier die Meſſe las vor einem marmornen Altar, der über und über von Vergoldungen glänzt, fragte ich mich, ob *ich* es denn ſei. Worauf ich mich ganz beſonders freue, iſt der Gedanke, daß Sie in den nächſten Ferien mir einen Beſuch machen werden, daß ich ein gutes Zimmer und ein gutes Bett für Sie haben werde, eines gewiſſen Tokayerweins nicht zu gedenken, den ich meinen Tokayer von Etvöos nenne und der gewiß Ihrer würdig iſt. Aber, werden Sie mich fragen, wie ſo von Etvöos nach Sanct Stephan in N.? Sie haben mich am Eingang eines Kirchleins gelaſſen; Sie finden mich auf einem ſtolzen Glockenthurm wieder. Mein verehrter Lehrer! die Vorſehung hat nach Etvöos eine vornehme Dame aus Wien geführt, welche durch Unglücksfälle, wie ſie uns *nie* begegnen, genöthigt iſt, augenblicklich mit zehntauſend Gulden jährlich auszukommen. Es iſt eine liebenswürdige und gute Perſon, leider nur etwas verdorben durch frivole Lectüre und durch den Umgang mit den Gecken in der Hauptſtadt. Da ſie ſich mit einem Manne, mit dem ſie nicht ſehr glücklich iſt, zu Tode langweilt, ſo hat ſie mir die Ehre erwieſen, mir ihre Gunſt zu ſchenken. Es gab Geſchenke ohne Ende, beſtändige Einladungen, jeden Tag irgend ein neues Project, wo ich nothwendig war. — Herr Pater, ich will Latein lernen! Herr Kaplan, ich will Ungariſch lernen! Herr Pater, ich will Botanik lernen! Ja, zuletzt verlangte ſie gar, ich ſollte ſie in der Theologie unterrichten. Zum Glück waren ihre Einfälle nicht von langer Dauer, und ſelten ward der Unterricht über die dritte Stunde hinaus fortgeſetzt. Als ich ihr geſagt, daß auf Lateiniſch rosa ſoviel heißt als Roſe, rief ſie: „Pater, Sie ſind ein Brunnen von Gelehr-

ſamkeit! Wie konnten Sie ſich in Etwöos begraben laſſen?" Wenn ich Ihnen nur andeuten könnte, mein theurer Lehrer, was die gute Dame ſich durch das Leſen jener ſchlechten Bücher, die man heutzutage anfertigt, für ſeltſame Ideen in den Kopf geſetzt hat. Eines Tages lieh ſie mir ein franzöſiſches Buch, das ſie ſo eben aus Wien erhalten und das ſie ganz entzückt hatte, die Geſchichte Abélards. Dies öffnete mir die Augen, mein lieber Lehrer. Ich begriff, wie gefährlich die Geſellſchaft ſchöner Damen ſei, die ſo lernbegierig ſind. Dieſe hier würde in der Exaltation Heloiſe noch überbieten! Eine für mich ſo neue Lage ſetzte mich in große Verlegenheit, als ſie auf einmal zu mir ſagte: „Herr Pater, Sie müſſen Pfarrer von Sanct Stephan werden; der bisherige Pfarrer iſt todt. Sie müſſen!" Sogleich ſtieg ſie in den Wagen, fuhr zum Biſchof und nach einigen Tagen war ich Pfarrer von Sanct Stephan, zwar etwas beſchämt, dieſe Stelle durch Gunſt erhalten zu haben, im Uebrigen aber froh, mich den Klauen einer Heldin der wiener Crême entronnen zu ſehen. Crême, mein verehrter Lehrer, iſt jener Theil der Geſellſchaft, der in der Hauptſtadt den Ton angibt.

Sollte ich das Glück zurückſtoßen, um der Gefahr zu trotzen? Welche Thorheit! Leben Sie wohl, mein theurer Lehrer, ich hoffe mit Ihnen in einigen Monaten, in einem weichen Seſſel, vor einem fetten Huhn und einer Flaſche Tokayer zu philoſophiren und Ihnen Aufſchlüſſe zu geben, die ſich beſſer ſprechen als ſchreiben laſſen. Ihr ꝛc.

Digitized by Google

Zur Geographie der Verbrechen.

Vom Prof. Dr. Casper.

2. Artikel.

Verhältniß der Verbrechen zur Dichtheit der Bevölkerung. — Einfluß des Pauperismus. — Die geistigen Getränke. — Die Schankwirthschaften in Preußen. — Merkwürdige Einzelfälle. — Hexenglaube. — Mord wegen Menschentalgs. — Selbstmord bei Kindern. — Eine Kanone. — Missethaten in der Rheinprovinz, in Brandenburg, Sachsen, Westphalen und Schlesien. — Ein merkwürdiger Brief.

Wer könnte in der heutigen Zeit an die statistischen Verhältnisse der Verbrechen denken und darüber schreiben, ohne an die große Frage vom Pauperismus erinnert zu werden? Ist es gegründet, und durch Thatsachen zu erweisen, was die menschenfreundlichen Beschützer der Proletarier so oft behauptet haben, daß vorzugsweise Noth die Mutter der Verbrechen sei? „Steuert der Noth im niedern Volke, und Ihr werdet die Gefängnisse leeren, und den Criminalgerichtshöfen Feiertage verschaffen." Der Praktiker, der diesen blendenden Satz mit dem Maßstabe seiner Erfahrung mißt, sei er Polizeibeamter, Strafrichter, Gefängnißarzt oder Geistlicher u. s. w., wird Bedenken tragen, ihn ohne Weiteres zu genehmigen. Aber auch den Unerfahrnen kann er höchstens doch nur blenden, wenn er dabei nur an Verbrechen gegen Sachen, namentlich an den Diebstahl denkt, denn schon von vorn herein wird daran gezweifelt werden müssen, ob irgend ein merkbarer Zusammenhang zwischen Noth oder Wohlstand und solchen Verbrechen bestehe, die ihrer Natur nach in den Leidenschaften der Menschen wurzeln, wie, fast ohne Ausnahme, die Verbrechen gegen Personen. Wir haben schon daran erinnert, daß unter den blutigen

Digitized by Google

Verbrechen die wirklichen Raubmorde überhaupt bei uns die seltensten sind, selten oder nie, aber vollends ist wohl glücklicherweise die bloße Armuth, und nur sie allein, der Beweggrund zu einem Raubmorde geworden. Ganz andre Wurzeln, als Noth und Elend, hat ferner namentlich auch der feige, heimtückische Giftmord, und die Brinvilliers, Ursinus, Zwanziger, Gesche Gottfried, Lafarge, ein Castaing, ein v. Essen u. A. lebten in guten, großentheils sogar glänzenden Verhältnissen. Auch der Kindermord, bei dem wohl schon häufiger das materielle Elend der verlassenen Mutter in einem Lande, das öffentliche Findelhäuser nicht kennt, mitwirkendes Motiv sein mag, wird ohne Zweifel vorzugsweise aus andern Beweggründen, die ungetrübte Zurechnungsfähigkeit der Thäterin vorausgesetzt, verübt. Ganz das Gleiche gilt von den Selbstmorden. Und daß die Verbrechen aus Sinnlichkeit mehr von abgestumpften, wohlhabenden Wüstlingen, und selbst Seitens des weiblichen Theils nicht selten eher aus Sinnenlust, Liebe zum Luxus, Arbeitsscheu u. s. w. begangen werden, als aus Noth und Elend, lehrt die tägliche Erfahrung.

Andrerseits drängt sich wieder der Erwägung auf, daß, wenn Wohlstand im Allgemeinen die Civilisation, die Gesittung, die Cultur befördert und mittelst dieser die Leidenschaften mehr zügeln lehrt, derselbe allerdings bis auf einen gewissen Grad den Verbrechen aus Leidenschaft mehr wehren dürfte, und daß umgekehrt unter den hier betrachteten Verbrechen doch auch mehrere mitbegriffen sind, bei denen Armuth und Elend doch oft die ursprünglichen Veranlassungen sind, so daß allerdings der materiellen Noth oder dem Wohlstande wohl einiger Antheil an Mehrung oder Minderung selbst der schwerern Verbrechen zuzuschreiben sein dürfte. Diese Verhältnisse sollten nur hier hervorgehoben werden, um zu zeigen, daß auch bei dieser wichtigen Frage ein allgemeines, oberflächliches Urtheil nicht zur Lösung ausreicht, sondern daß auch hier es eingehender Untersuchungen bedarf.

Die Schwierigkeit derselben beruht aber in der Vorfrage, welche Bevölkerung man unter Mehrern vergleichungsweise als die wohlhabendere, welche als die ärmere anzusehen habe? Ich muß es Sachkennern überlassen, zu entscheiden, ob und in wie weit hierin die Steuersumme des einzelnen Kopfes als maßgebend zu betrachten sei, und bedauere jedenfalls, daß mir keine Materialien zu Gebote stehen, um nach den gezahlten Steuern die Wohlhabenheit in den einzelnen Provinzen des preußischen Staates zu ermessen. Es fehlt aber nicht an andern Grundlagen hierzu. Sehr treffend scheint es, wenn ein so

Digitized by Google

bewährter Sachkenner, wie Hoffmann, hierhin die Anzahl der — Maurer und Zimmermeiſter (mit deren Gehülfen und Arbeitern) vorzugsweiſe rechnet, und darüber Folgendes äußert: „Was in Beziehung auf die Verſchiedenheit des Bedarfs an Zimmer- und Maurerarbeit eigentlich entſcheidet, iſt nicht ſowohl das Bedürfniß der kleinen Anzahl der Einwohner aus den gebildeten Ständen, als vielmehr das Bedürfniß der großen Maſſe des Volkes. Wo dieſes in Hütten aus Lehm oder halbrohen Baumſtämmen mit Stroh gedeckt wohnt, wo kein gedielter Fußboden beſteht, Leitern die Stelle der Treppen vertreten, und Menſchen mit Vieh in engen, halbdunkeln, gegen Wind und Näſſe nur ſchlecht verwahrten Räumen zuſammengedrängt ſind: wo nur die Wohnungen der Reichen und Mächtigen kunſtgerechter Arbeit bedürfen, da wird, wie groß und prächtig auch dieſe ſein möchten, das Land im Ganzen doch nur wenige Bauhandwerker nähren. Wenn auch im preußiſchen Staate Gegenſätze, wie die vorſtehend beſchriebenen, nur in mildern Verhältniſſen vorkommen dürften, ſo iſt dennoch unter allen Bedürfniſſen des Volks die Wohnung wahrſcheinlich dasjenige, was provinzenweiſe am meiſten verſchieden iſt. So wie die Provinz Sachſen in Bezug auf Allgemeinheit des Unterrichts, und folglich der Volksbildung, allen Provinzen des preußiſchen Staates vorangeht, ſo iſt dieſes auch der Fall in Beziehung auf das Bedürfniß, feſte, geräumige, geſunde und bequeme Wohnungen zu haben, deren Beſchaffenheit die Stufe der Bildung und des Wohlſtandes, worauf die große Maſſe des Volkes ſteht, unter allen äußern Kennzeichen, wahrſcheinlich am ſicherſten bezeichnet.“ Es hatten nun aber im Jahre 1837 an Maurern und Zimmerleuten (Meiſtern, Gehülfen und Flickarbeitern) auf je 100,000 Einwohner die Provinzen:

Sachſen	966	Pommern	510
Weſtphalen	718	Schleſien	412
Rheinprovinz	691	Preußen	287
Brandenburg	688	Poſen	206

Hiernach würden die Provinzen je nach ihrer durchſchnittlichen Wohlhabenheit in der Scala, wie ſie hier aneinandergereiht, auf einander folgen, ſo daß Sachſen als die wohlhabendſte, Poſen als die bedürftigſte anzuſehen wäre. Eine große Beſtätigung der Richtigkeit dieſer Scala ergibt ſich noch aus Folgendem.

Unſtreitig nämlich iſt auch ein ſehr ſicheres Wahrzeichen allgemeiner Wohlhabenheit in einer Bevölkerung die Zahl der ausübenden Medicinalperſonen, die ſich in derſelben ernähren, ſo lange die Regie-

Digitized by Google

rung nicht für gut befindet — wie es in Preußen bekanntlich, so wenig als in den meiſten Ländern der Fall — die Aerzte und die Wundärzte nach dem Bedürfniß im Lande zu vertheilen. So lange vielmehr ihnen gänzliche Freiheit in der Wahl ihres Niederlaſſungsortes, nicht nur beim Anfange ihrer Laufbahn, ſondern während der ganzen Dauer derſelben, belaſſen wird, iſt es natürlich, daß ſie in verhältnißmäßiger Menge diejenigen Landestheile aufſuchen, wo ſie am ſicherſten hoffen können, wenn auch nicht Galeni opes, doch den Lebensunterhalt zu erwerben. Dies iſt ſo gewiß richtig, daß es daraus erklärlich iſt, wie das an ſich ſehr verſchiedene Verhältniß der Medicinalperſonen zur Bevölkerung in den Provinzen ſich im Ganzen von Jahr zu Jahr ziemlich gleich bleibt. Nun hatten aber im J. 1837 an Aerzten und Wundärzten erſter Klaſſe, ohne die zur Civilpraxis berechtigten Militärärzte, die ausgeſchloſſen werden müſſen, da die Wahl ihres Wohnſitzes nicht von ihnen abhängt, auf je 100,000 Einwohner die Provinzen:

Brandenburg	31	Pommern	17
Sachſen	27	Schleſien	16
Weſtphalen	27	Poſen	10
Rheinprovinz	24	Preußen	9

eine Scala, die auf bemerkenswertheſte Weiſe mit der Erſtern übereinſtimmt, und wobei das Voranſtehen von Brandenburg nicht irren darf, da die große Hauptſtadt mit ihrer lehrerreichen Univerſität, der flottirenden Fremdenbevölkerung, dem regen und literariſchen Verkehr u. ſ. w. ein Mehr von Aerzten als ganz natürlich erſcheinen läßt.

Endlich kann noch hier, zur möglichſt gründlichen Feſtſtellung des Maßſtabes der Wohlhabenheit, herangezogen werden die Verhältnißzahl der ſogenannten Material- (Specerei-) und der Ausſchnittwaarenhandlungen, die ihre Waaren nicht an Arme abſetzen und deren größere Zahl nothwendig auf größern Verbrauch von Artikeln deutet, die mehr oder weniger dem Luxus dienen, alſo Wohlhabenheit vorausſetzen. Nach den Datis, die das ſtatiſtiſche Büreau geſammelt hat, und abermals auf 100,000 Einwohner berechnet, hatten im Jahre 1837 dergleichen Handlungen die Provinzen:

Brandenburg	164	Pommern	105
Sachſen	156	Weſtphalen	98
Rheinprovinz	125	Schleſien	97
Poſen	112	Preußen	95

worin abermals eine große Uebereinſtimmung mit den frühern Scalen

Digitized by Google

ſich ergibt, da die ſcheinbaren Abweichungen ſich leicht erklären laſſen. Daß nämlich Poſen anſcheinend hier höher ſteht, folgt aus der Zerſplitterung der Ladengeſchäfte durch die dortige, ſo zahlreiche jüdiſche Bevölkerung, die ſich auf dieſe Geſchäfte wirft, und wenn in Weſtphalen namentlich der Specereiwaarenhandel nicht in offnen Läden ſo zahlreich betrieben wird, ſo liegt dies, nach Hoffmann, nicht daran, daß dort etwa weniger Zucker, Kaffee, Gewürz, u. ſ. w. verbraucht wird, als in den öſtlichen Provinzen, als vielmehr an der zerſtreuten Bebauung des Landes, weshalb dergleichen Waaren dort mehr als anderwärts durch Krämer abgeſetzt werden. — Jedenfalls erſcheint es nach dieſen Thatſachen gerechtfertigt, wenn wir das Land nach den Verhältniſſen der Wohlhabenheit ſeiner Bewohner in zwei große Hälften theilen, in die wohlhabendere und in die ärmere. Man pflegt gern und gewiß auch allerdings nicht ganz ohne Grund, dort die vorgeſchrittenere, hier die zurückgebliebene Civiliſation zu ſuchen. Sehen wir, wie die einzelnen Klaſſen der hier betrachteten Verbrechen ſich zu der größern und zur geringern Wohlhabenheit (Civiliſation) der Bevölkerung verhalten: *)

Geringere Wohlhabenheit. Provinzen:	Mord und Todtſchlag	Kindermorde	Fleiſchesverbrechen	Summa	Selbſtmorde
Poſen m	Poſen M	Poſen M	Pomm. M	Pomm. M	Brand. M
Preußen	Sachſen	Schleſien	Sachſen	Poſen	Sachſen
Schleſien	Weſtphalen	Weſtph.	Poſen	Sachſen	Pommern
Pommern	Preußen	Sachſen	Schleſien	Schleſien	Schleſien
Größere Wohlhabenheit. Provinzen:					
Brandenb.	Brandenb.	Preußen	Brandenb.	Preußen	Preußen
Rheinprov.	Schleſien	Rheinpr.	Preußen	Brandenb.	Poſen
Weſtphalen	Rheinprov.	Brandenb.	Weſtphal.	Weſtphal.	Weſtphal.
Sachſen M	Pommern m	Pomm. m	Rheinpr. m	Rheinpr. m	Rheinpr. m

*) Nähere tabellariſche Belege folgen in den nächſt erſcheinenden „Denkwürdigkeiten zur medicinischen Statiſtik" ꝛc. D. Red.

Hier ergibt ſich nun thatſächlich der merkwürdige Satz, daß die Wohlhabenheit keinen entſcheidenden, ja in der That nicht einmal einen irgend merkbaren Einfluß auf Mehrung oder Minderung der Verbrechen gegen Perſonen hat. Die wenig begüterte Provinz Poſen hat zwar die meiſten Morde, Todtſchläge und Kindermorde gehabt, aber — nach ihr die meiſten Fälle von Tödtung und Kindermorde in bedeutender Anzahl zählte auch die wohlhabendſte aller Provinzen, Sachſen. Weit unter dieſer ſteht die Provinz Preußen, in Beziehung auf durchſchnittlich verbreiteten Wohlſtand, dennoch hatte Preußen weniger Unterſuchungen wegen Mordes, Kindermordes und fleiſchlicher Verbrechen, als Sachſen. Die begüterte Bevölkerung Weſtphalens hatte doch erheblich mehr blutige Verbrechen der erſten beiden Rubriken zu beklagen, als das weit weniger wohlhabende Pommern. — Ebenſo wenig geht das Verhältniß der Selbſtmorde mit dem des Wohlſtandes in einer Bevölkerung gleichen Schrittes. Sachſen und Weſtphalen ſind die wohlhabendſten Provinzen des Staates, aber Erſteres zählte mehr als dreimal ſo viel Selbſtmorde als Letzteres; die drei öſtlichen Provinzen, in denen in den letztern Jahren das Zuſammentreffen von politiſchen, commerciellen und Naturereigniſſen ſo weſentlich zur Verarmung des Volkes beigetragen hat, und in denen notoriſch ganze Landestheile wirklichem Elend preisgegeben worden ſind, das ſogar Unterſtützungen vom Throne und von den Mitbürgern her, im mächtigſten Maßſtabe gereicht, nur zum geringen Theil zu heben vermochten, dieſe Provinzen haben, was tröſtend genug zu hören iſt, doch kaum halb ſo viele Selbſtmorde geliefert, als die drei mittlern Provinzen, Pommern, Brandenburg und Sachſen, die jenen an allgemeinem Wohlſtande ſo weit voranſtehen!

Wir wiederholen es: das behaglichere, wohlhäbige Leben des Volkes zieht daſſelbe ebenſo wenig von der Neigung zu ſchweren Verbrechen ab, als Unbehaglichkeit, Noth und Elend es mehr dazu disponiren. Das Herz des Menſchen ſitzt nicht in ſeinem Geldbeutel!

Endlich noch eine Zeitfrage! Gewiß iſt das Gute gut, an ſich und durch ſich ſelbſt, auch ohne weitern praktiſchen Zweck. Hat es einen ſolchen, deſto beſſer. Kann die wiſſenſchaftliche Forſchung, deren höchſtes und einziges Ziel die Wahrheit bleiben muß, denſelben nicht zugeben, ſo kann ſie damit nicht beweiſen wollen, daß das Gute nicht gut, daß das Laſter, die Sünde beſſer ſei. Dieſe Gedanken drängen ſich auf bei Erwägung der Wirkſamkeit der modernen Mäßigkeitsvereine, mit andern Worten bei Erwägung der Frage von dem Einfluſſe

Digitized by Google

der Consumtion der geistigen Getränke auf Mehrung der hier betrachteten Verbrechen. Wer, Arzt oder Nichtarzt, wollte nicht den Mäßigkeitsgesellschaften, wenn sie sich selbst bei ihrem Wirken in den Schranken des Gemäßigten halten, das Kind nicht in zelotischem Eifer mit dem Bade verschütten, und weder für ihre Personen noch für ihre Sache Hinterhaltgedanken haben, das beste Gedeihen wünschen, aber omne nimium — —. Wenn man so manche Schriften der Mäßigkeitsfreunde liest, von kleinen Zeitungsartikeln an bis zu selbstständigen Octavbändchen, so sollte man oft meinen, eine Stadt, vormals ein modernes Sodom, in dem Diebstahl, Brandstiftung, Zank, Mißhandlung, Selbstmord, Mord und Todtschlag in grausigem Gemisch gewüthet, sei, seitdem die Pest der geistigen Getränke daraus getilgt, zu einem paradiesischen Eden umgeschaffen worden. Wenn in solchen Schilderungen eine Uebertreibung ist, so schadet dieselbe unstreitig der guten (der sehr guten!) Sache, und wir unsererseits glauben ihr zu nützen, wenn wir eine solche Uebertreibung, falls sie vorhanden, aufdecken, weil dann das unumstößlich Wahre nur um so sicherer wirken muß. Die Materialien zu diesem Theile der Untersuchung waren nicht schwer zu beschaffen, nachdem der Eine Factor, das Verhältniß der Verbrechen zur Bevölkerung in den verschiedenen Provinzen des Staates, oben bereits festgestellt worden. In Betreff des andern Factors aber gab es wohl keinen bessern Maßstab als die Zahl der Schankwirthschaften, da die Verhältnisse der Production der geistigen Getränke in den verschiedenen Landestheilen, auch wenn sie uns bekannt wären, ganz unsichere Ergebnisse liefern müssen, da nicht sicher zu ermitteln, wie viel von den Producten aus der Nähe des Fabricationsortes weggeführt, wie viel von andern Ländern und Orten her eingeführt wird. Die Zahl der Localien aber, in denen geistige Getränke feil geboten werden, ist genau bekannt, und sie scheint für die Frage vom Mehr- oder Minderverbrauch der Spirituosa entscheidend, da nicht anzunehmen ist, daß polizeiliche Concessionen zur Eröffnung von dergleichen Wirthschaften verweigert werden dürften, wenn deren bereits irgendwo vorhandene Anzahl dem wirklichen Bedürfniß nicht genügt, oder andererseits die Neigung zur Anlage derselben unter den Handeltreibenden da aufkommen sollte, wo das Bedürfniß der Consumenten durch bereits reichlich vorhandene Schänken hinreichend befriedigt ist. Ursachen, die hierbei in Etwas mitwirken mögen, wie z. B. dünner gesäete oder dichtere Bevölkerung, dürften wesentlich nicht sehr in Betracht kommen.

Digitized by Google

In folgender Tabelle sind nun nach Regierungsbezirken und Provinzen die oftgenannten Verbrechen (nach der obigen Verhältnißzahl von **100,000** Einwohnern) der Anzahl der Schankwirthschaften in denselben bezüglichen Landestheilen, gleichfalls auf **100,000** Einwohner, gegenübergestellt, in welcher letztern Hinsicht die verschiedenen Provinzen wieder sehr verschieden betheiligt erscheinen:

Auf **100,000** Einwohner kamen Verbrechen und Schankwirthschaften:

Regierungsbezirk und Provinz.	Morde und Todtschlag	Kindermorde	Fleischl. Verbrech.	Summa	Selbstmorde	Schankwirthschaften.
Königsberg					13,7	302
Gumbinnen					7,7	196
Danzig					8,9	400
Marienwerder					5,7	357
1. Preußen	2,00	0,47	3,47	5,94	9,0	313
Posen					7,3	393
Bromberg					4,5	411
2. Posen	2,60	0,75	4,10	7,45	5,9	402
Potsdam m. Berlin					27,2	328
Frankfurt					15,1	324
2. Brandenburg	1,84	0,30	3,50	5,64	21,1	326
Stettin					16,3	172
Cöslin					6,9	220
Stralsund					16,9	198
4. Pommern.	1,20	0,27	6,20	7,67	13,4	147
Breslau					12,7	376
Oppeln					4,9	241
Liegnitz					13,3	361
5. Schlesien.	1,83	0,73	3,86	6,43	10,3	326
Magdeburg					18,5	238
Merseburg					15,2	357
Erfurt					13,8	370

Digitized by Google

Regierungsbezirk und Provinz	Morde und Todtschlag	Kindermorde	Fleischl. Verbrech.	Summa	Selbstmorde	Schankwirthschaften
6. Sachsen	2,02	0,50	4,45	6,97	15,8	321
Münster					3,1	510
Minden					4,4	258
Arnsberg					5,9	649
7. Westphalen	2,02	0,52	2,72	5,27	4,5	472
Cöln					3,8	653
Düsseldorf					4,4	758
Coblenz					5,7	653
Trier					2,8	581
Aachen					2,3	729
8. Rheinprovinz	1,30	0,40	2,50	4,20	3,8	675

Wenn sich hier Erfahrungen, wie man sie nach den pathetischen Schilderungen in Volksschriften erwarten sollte, keineswegs ergeben, so war ein solches negatives Resultat doch allerdings vorauszusetzen. Daß der Trunk zur Verarmung, zum Elend, Ruin, Diebstahl u. dgl. führt, bedarf nämlich allerdings keines Beweises, und was für den Einzelnen gilt, muß sich auch bei Betrachtung ganzer Landesstrecken bestätigen, in denen, vergleichungsweise zu andern, eine starke Consumtion geistiger Getränke stattfindet. Aber der Säufer, wie die psychologische Beobachtung zeigt, disponirt, körperlich und geistig erschlafft, wie er es je länger, desto mehr wird, keineswegs zu blutigen Thaten noch zu fleischlichen Verbrechen, und selbst was den Selbstmord betrifft, so zeigen sich doch, was weniger hätte erwartet werden sollen, andere Ursachen und Einflüsse überwiegender für dessen Mehrung und Minderung, als die Trunkliebe. Stellen wir, der leichten Uebersicht wegen, die Provinzen nach obigen Datis einander gegenüber, so treten die merkwürdigen Verhältnisse recht klar heraus:

Summe der Verbrechen.	Verbrauch der Spirituosa.	Summe der Selbstmorde
Pommern M	Rheinprovinz M	Brandenburg M
Posen	Westphalen	Sachsen

Digitized by Google

Summe der Verbrechen	Verbrauch der Spirituosa	Summe der Selbstmorde
Sachsen	Posen	Pommern
Schlesien	Schlesien	Schlesien
Preußen	Brandenburg	Preußen
Brandenburg	Sachsen	Posen
Westphalen	Preußen	Westphalen
Rheinprovinz m	Pommern m	Rheinprovinz m

Wenn die Rheinprovinz, als die am reichsten unter allen andern mit Schankwirthschaften ausgestattete, also, wie wir annehmen zu müssen glaubten, als die am meisten trinkende, doch zugleich das Minimum der Verbrecher der hier beleuchteten Art vor Gericht gestellt hat, so ist freilich zu erwägen, daß hier das Getränk vorzugsweise der leichte Landwein, ein wenig Alkohol reiches, ist. Wie auffallend aber jedenfalls Pommern, wo so viele, namentlich die meisten fleischlichen Verbrechen vorkommen, und das am wenigsten Schankwirthschaften ernährt! Westphalen zählt deren mehr als das dreifache, und hatte doch weit weniger Verbrechen der Art. Sachsen hat fast die gleiche, indeß doch eine etwas geringere Anzahl von Schankwirthschaften, als Schlesien und Brandenburg, aber doch mehr Verbrecher. — Eben solche Verhältnisse ergibt die Vergleichung der Selbstmorde. Der Regierungsbezirk Aachen unterhält mehr als viermal so viel Wirthschaften als der Regierungsbezirk Stettin, welcher doch fast achtmal so viel Selbstmorde zählte! Düsseldorf mit mehr als der dreifachen Zahl von Schanklocalen, als (R.-B.) Magdeburg sie aufweist, hat zu Letzterm dennoch nur ein Verhältniß von Selbstmördern wie 4 : 18! Bei diesen Beispielen wird man mit Recht geneigt sein, nach dem, was im vorigen Artikel ausgeführt worden, an den Gegensatz des verschiedenen Glaubensbekenntnisses bei den verglichenen Bevölkerungen zu denken. Wie erklärt es sich aber, daß, bei gleicher Anzahl von Schankwirthschaften in den beiden evangelischen Bezirken Gumbinnen und Stralsund, Letzterer mehr als noch einmal soviel Selbstmorde zählt? Daß die katholischen Bezirke Bromberg und Posen, Ersterer mit sogar etwas mehr Branntweinwirthschaften als Letzterer, sich mit ihren Selbstmorden verhalten wie 4 : 7? Es kann hiernach nun wohl nicht geleugnet werden, daß, wie oft auch in Einzelfällen der Trunk zum Selbstmord führen, zu tödtlichen Mißhandlungen (Todtschlägen) Veranlassung geben mag

Digitized by Google

u. ſ. w., doch im großen Ganzen dieſer Einfluß nicht wirkſamer hervortritt, als andere hier in Betracht kommende Urſachen, die wir im Vorſtehenden zu ergründen verſucht haben.

Als Abſchluß und Anhang dieſer Abhandlung erſcheint es nicht unpaſſend, aus den ſeit langen Jahren dazu von mir geſammelten amtlichen Materialien eine kleine Gallerie der merkwürdigſten Fälle von hierher gehörigen Verbrechen mitzutheilen, deren jeder Einzelne ein großes pſychologiſches Intereſſe in Anſpruch zu nehmen geeignet iſt. Gleichzeitig wird endlich auch aus der Vergleichung dieſer Fälle ſich ergeben, wie verſchieden in dieſen Beziehungen die verſchiedenen Provinzen des Staates ſich verhalten. Verbrechen aus finſterſtem Aberglauben z. B., wie ſogleich die beiden erſten zu berichtenden aus der öſtlichſten Provinz, werden ſchwerlich in einem andern Landestheile vorkommen. Die ausgeſuchteſten Rohheiten und Verruchtheiten habe ich conſtant und Jahrelang in den Berichten aus Oberſchleſien, aber auch aus dem frankfurter Regierungsbezirk gefunden u. ſ. w.

1. Provinz Preußen. Im Rgsbez. Danzig, und zwar auf der Halbinſel Hela, kam im Auguſt 1836 der traurige Fall einer abſichtlichen, durch mehrere Menſchen verübten Tödtung durch Mißhandlungen einer Frau vor, die auf der Halbinſel für — eine Hexe gehalten wurde. — Ein noch ſcheußlicheres Verbrechen aus Aberglauben ereignete ſich im Februar deſſelben Jahres im Rgsbez. Gumbinnen, wo ein Menſch einen Mord beging, um — ſich Menſchentalg zu verſchaffen, woraus er ſich Lichte machen wollte, weil er gehört und geglaubt hatte, daß man ſich durch ſolche Lichte unſichtbar machen könne!

2. Provinz Sachſen. Die Kinderſelbſtmorde ſind überall in der Monarchie in den neuern Zeiten in ſo ſteigender Häufigkeit vorgekommen, daß es ermüdend wäre, auch nur einen Theil ſolcher Fälle hier bekannt zu machen. Ein nur achtjähriger Selbſtmörder aber gehört noch glücklicherweiſe zu den Seltenheiten; ein Knabe dieſes Alters ſetzte im Jahre 1833 im Rgsbez. Merſeburg ſeinem jungen Leben ein Ziel durch Ertränken. — Zu eben dieſer Zeit gab ſich in dieſer Gegend ein junger Menſch freiwillig den Tod durch — Erfrieren, mit dem freiwilligen Verbrennen der ſeltenſten unter allen Selbſtmordsarten. In eben dieſem Regierungsbezirk fand man im Auguſt 1834 eine geſchwängerte Perſon im Waſſer, mit abgeſchnittenem Kopfe aufgeſchnittenem Leibe, und es waren dem Kinde im Uterus außerdem Bruſt und Leib aufgeſchnitten, und Herz und Lungen herausgenommen! Was mögen wohl die Motive von dieſer gräßlichen That geweſen

Digitized by Google

ſein? — In ſeiner Art ebenſo ſeltſam iſt ein Doppelſelbſtmord, der im September 1833 aus dem Rgsbez. Magdeburg berichtet wurde, wo (und zwar in der Stadt Magdeburg ſelbſt) ein Unteroffizier der Feſtungsgarniſon und eine Luſtdirne ſich mit — einer Kanone erſchoſſen. (Ein ähnlicher Selbſtmord hat ſich Anfangs vorigen Jahres [1845] in der Stadt Poſen, unter noch weit ungewöhnlichern Verhältniſſen zugetragen, wo der ſehr reiche, ſehr angeſehene, ſehr einflußreiche, in den glücklichſten äußern Verhältniſſen lebende Graf R. in hypochondriſcher Verſtimmung gleichfalls ſeinem Leben ein Ziel ſetzte, indem er ſich vor einen kleinen Luſtböller in ſeinem Park legte, und dieſen losgehen ließ.)

3. Provinz Brandenburg. Ein 17jähriger Burſche im Regierungsbezirk Potsdam ſchnitt im September 1836 einem vierjährigen Kinde, aus Rache wegen der Schimpfreden des Kindes gegen ihn, den Leib auf! In demſelben Rgsbez. erhängte (im Februar 1836) eine Wittwe ihre vierjährige Tochter, wurde eine Nothzucht an einer 51 Jahre alten Frau verübt.

4. Rheinprovinz. Ein im Juli 1838 im Rgsbez. Trier vorgekommener Selbſtmord durch Kriechen in einen geheizten Backofen verdient gewiß gleichfalls hier angeführt zu werden, nicht weniger als die (1839 Juli) gegen einen 17jährigen Menſchen eröffnete Unterſuchung wegen Verdachts unzüchtiger Gewaltthat gegen eine 75jährige Frau! — Höchſt ſelten ſind die Selbſtmorde der Weiber durch Feuergewehre. Im Juni 1835 verſuchte ein Frauenzimmer (im Rgsbez. Aachen) die freiwillige Tödtung durch einen Piſtolenſchuß. Pſychologiſches Intereſſe, wegen der merkwürdigen Uebereinſtimmung in der trüben Lebensanſicht unter mehrern Menſchen, bietet auch ein in der Stadt Düſſeldorf im März 1825 vorgekommener dreifacher Selbſtmord. Ein 65jähriger Beamter erhängte ſich mit ſeinen beiden, gleichfalls ſchon bejahrten Schweſtern, nachdem ſeine Penſionirung erfolgt war, aus Beſorgniß vor häuslichem Elend. Die Unglücklichen hatten die Stricke ſich ſelbſt aus dünnem Bindfaden zuſammengedreht, und höchſt wahrſcheinlich hatte der Bruder, neben deſſen Leiche allein man einen Stuhl fand, erſt beide Schweſtern aufgehängt, denn dieſelben hingen frei, und höher, als ſie ſelbſt zu reichen vermocht hätten.

5. Provinz Weſtphalen. Als hier aufzeichnungswerth finde ich in den Acten nur den einzigen Fall (Rgsbez. Minden, Juni 1838) von Blutſchande und Mord. Ein Bruder hatte ſeine Schweſter „unglücklich gemacht“ und der Großvater erdroſſelte das „Kind“ — es iſt

nicht berichtet, ob damit Eines von beiden Geſchwiſtern oder ein gebornes Kind gemeint iſt.

6. Provinz Sachſen. Auch hier ein kindliches Scheuſal! In Nordhauſen vergiftete im Juni 1832 ein zehnjähriger Knabe ſeinen drei Monate alten Bruder vorſätzlich, indem er dem Kinde Schwefelſäure in den Hals goß. Was ihn dazu bewogen haben kann, iſt leider nicht mitberichtet worden. In demſelben Rgsbez. (Erfurt) fand man im Mai 1834 im Waſſer die Leichen eines Buchdruckers und eines Dienſtmädchens, mit umſchlungenen Armen, und die Körper feſt mit einem Strick zuſammengebunden. — Fünf Monate ſpäter erdroſſelte ſich in derſelben Gegend ein Mann mit einem, um den Hals gewundenen und mit einem Stock feſtgedrehten Strick. Wer denkt hierbei nicht an den ganz ähnlichen Befund an der Leiche des Generals Pichegru, und an die politiſch-forenſiſchen Streitigkeiten, die ſein Tod und die Frage von einem, auf Buonaparte's Geheiß vollbrachten Morde, oder dem freiwilligen Tode des Gefangenen hervorrief?

7. Provinz Schleſien. Mit einigen merkwürdigen Fällen aus den Regierungsberichten dieſer Provinz will ich dieſe Gallerie von ſchwarzen Schattenbildern des menſchlichen Geiſtes beſchließen. Wir haben oben ſchon zweier Fälle von unzüchtiger Gewaltthat gegen alte Frauen erwähnt. Daß ſolche Ereigniſſe nicht zu den ſeltenſten gehören, beweiſt noch ein dritter Fall von Stuprum an einer 58jährigen Wittwe auf der Landſtraße durch einen 18jährigen Burſchen! (Rgsbez. Liegnitz, 1834 November). — Ein Menſch (ebdaſ. März 1836), der ſeine Geliebte durch Halsſchnitte ermordet hatte, tödtete ſich darauf ſelbſt auf die unerhörte Weiſe, daß er ſeinen Kopf in einem Hammerwerke auf den Ambos legte, und ſich ſo den Kopf zerſchmettern ließ! — Ein im April 1839 im Rgsbez. Oppeln vorgekommenes Doppelverbrechen: Nothzucht mit darauf bewirkter Tödtung des Mädchens, erinnert mich an einen ganz ähnlichen, gräßlichen Fall, den wir vor einigen Jahren bei der oberſten Medicinalbehörde zu begutachten hatten, in welchem ebenfalls der Thäter das junge Mädchen, deſſen er, nach langem Auflauern, endlich habhaft geworden war, durch Würgen aſphyktiſch machte, die Ohnmächtige entehrte, und gleich darauf mit dem Fuße vollends tödtete, damit ſie ihn nicht gerichtlich belangen könne! Die That wurde in der Rheinprovinz an der holländiſchen Grenze verübt, der ſpäter hingerichtete Verbrecher aber war kein Eingeborner der Provinz, ſondern ein Holländer. — Im Rgsbez. Breslau erſchoß ſich (im April 1834) ein Gymnaſiaſt, weil — — er nicht

nach Prima gekommen war! Ganz ähnlich war der Selbſtmord eines Gymnaſiaſten zu S. (Rgsbez. Liegnitz) im Mai 1829, über welches ich folgendes merkwürdige Document mittheilen kann. Benno P., Secundaner auf dem Gymnaſio zu S., erſchoß ſich in dem Augenblick, als er wegen einer, ohne Erlaubniß unternommenen Reiſe zur Unterſuchung gezogen werden ſollte. Seine Mutter hatte ſich im Wahnſinn erſäuft, der Vater litt periodiſch an Geiſteszerrüttung. Seine Erziehung war ſchlecht geweſen, und er als ein roher Jüngling bekannt. Seine Entfernung hatte den Zweck gehabt, einer Kunſtreiter-Geſellſchaft ſich anzuſchließen. Außer dem nachfolgenden Schreiben fand man auf ſeinem Tiſche einen Zettel, worauf er geſchrieben hatte, man möge ihn mit Kanonenſtiefeln und Sporen in den Sarg legen, eine geſtopfte Pfeife ihm in den Mund geben und zu jeder Seite eine Flaſche Bier legen!! Der hinterlaſſene Brief aber lautet wörtlich, wie folgt:

„Guten Morgen, ihr Philiſtergeſindel!"

„Habe ich es Euch nicht oft geſagt, ein forſcher Kerl läßt ſich keine Wippchen anmachen; das zeige ich Euch jetzt, ihr Knoten, Seebäre, ihr Philiſter. Ihr ſollt Alle den Krampf kriegen. Toujours fidèle et sans souci, c'est l'ordre du Crambambuli. Denkt aber nicht etwa, daß es Furcht war, weswegen ich mich erſchoß. Keineswegs, ſondern weil ich wußte, daß der alte Klaſſenphiliſter mir mit ſeinem Beſen wer weiß was zugedacht hatte. Da dacht' ich ſo in meinem Sinn, da mag wohl was los ſein, und ſterb' ich nun heut oder morgen, ſo iſt mein Teſtament gemacht. Doch dem Schandrachen, dem Adler, ſoll es auch kommen. Hätte ich zwei Piſtolen, ſo drehte ich ihm eine Pille ein. Ihr könnt glauben, ich fürchtete mich nicht vor der Unterſuchung, denn ich konnte jedem, wie ein braver Deutſcher, in's Geſicht ſehen; aber die Schande, welche blos unter Euch Philiſtergeſindel, nicht etwa unter forſchen Kerlen blieb, deren es nicht viele gibt, das weiß ich wohl, dieſe konnte ich nicht ertragen.

Alter, nimm Dich in Acht.

Benno P.
Candidat. relegat."

— — — Iſt dies gleich Wahnſinn, hat es doch Methode, ſagt Shakeſpeare!

Digitized by Google

Briefe aus einer kleinen Stadt.

I.

Welcher böſe Dämon es geweſen, der mich hierher verſchlagen, weiß ich nicht; aber gewiß, es war ein böſer Dämon. Da ſoll ich nun noch Monate weilen, wo der Aufenthalt eines Tages am geſammten Menſchengeſchlechte verzweifeln macht. Denke Dir ein Neſt, wo ſich die Nachtwächter mit zu den Gebildeten zählen, wo, mit Einſchluß dieſer, etwa zwanzig Perſonen an die Anrede Sie gewöhnt ſind. Ich habe ſolche Zuſtände, wie die hieſigen, für unmöglich inmitten des gebildeten preußiſchen Deutſchlands gehalten, und nun dieſe miſerable Wirklichkeit, die alle Erwartung überſteigt. Es ſind hier etwa zweitauſend Seelen, was man ſo Seelen nennt, die ihre Aecker gehörig mit Dünger verſorgen, Jahr aus, Jahr ein dieſelben langweiligen Geſellen und bei dem Allen ſo entſetzlich vergnügt ſind, daß man ſich todt ärgern könnte. Ueber die Grenzmarken der Stadt iſt wohl ſeit Menſchengedenken Keiner hinausgekommen, den Paſtor und zwei oder drei Beamten ausgenommen, die in ihrer Jugend eine Univerſität beſucht. Darf man einer Familienchronik und der öffentlichen Meinung — sit venia verbo — trauen, ſo iſt in grauer Vorzeit einmal einer der Ahnen eines hieſigen Geſchlechtes in Hamburg geweſen. Aber Du glaubſt auch nicht, welch' unermeßliche Bedeutung dieſem „Ereigniß" beigemeſſen wird, welchen Zoll der Verehrung noch heute die Nachkommen jenes Weitgereiſten genießen. In allen Streitfragen haben ſie das unbeſtreitbare und unverjährbare Vorrecht der letzt entſcheidenden Stimme. Nimmer iſt noch der Schatten jenes großen Mannes angerufen, nimmer noch die Erinnerung jener denk-

würdigen Begebenheit aufgefrischt worden, ohne daß nicht Jeder still sich seiner widersprechenden Meinung begeben. — In den meisten kleinen Städten, deren ich noch grade eine ziemliche Anzahl kennen gelernt, existirt ein sogenanntes Genie, welches der Witzler, poeta laureatus und maitre de plaisir des Städtchens in einer Person ist, der das Privileg hat, jedem Mädchen eine Zweideutigkeit zu sagen, die ihr die Schamröthe in's Gesicht treibt, und was dergleichen dem Geiste gern gestatteten Licenzen mehr sind. Gewöhnlich ist es der Barbier — bisweilen wohl auch der Schulmeister, „ein wahrer Teufels- und Allerweltskerl." Hier in R. aber hat ein solcher bisher nicht aufkommen können; seine historische Erinnerung hat das Genie geächtet. Ein neues Beispiel gegen allen Adel. Das Slimmste ist, daß auch noch der geringste Zweifel an solcher Autorität und Monopolwirthschaft selbst bei der Jugend nicht lebendig geworden. Andre Bewegungen, als die peristaltischen, scheinen geradezu etwas Unerhörtes.

II.

Vorigen Sonntag bin ich in der Kirche gewesen. Ich habe von jeher mein ganz absonderliches Vergnügen daran gehabt, die bunte Menge zu schauen, und Du wirst einsehen müssen, daß dazu nirgends mehr Gelegenheit geboten, als in den Kirchen. Du magst sonst hingehen, wohin Du immer willst, nach den öffentlichen Gärten, in Tanzsäle u. dergl., Du findest immer nur die einzelnen Stände zusammen. Nun hat das freilich auch seinen großen Reiz, die Menschen in ihren eigenthümlichen Kreisen, oder „unter sich" zu sehen — sie sind da weit freier und ungenirter, aber pikanter und mannichfaltiger ist jedenfalls das Bild des Ganzen. Gleichwohl sollte für diesmal sein Eindruck nicht verloren gehen — oder ein stärkerer ihn überwiegen. Und nunmehr, welcher? Die Augen eines Mädchens? Ei für so ausnehmend fade wirst Du mich doch wohl nicht halten, daß ich Dir den abgeschmackten Helden eines eben nicht neu erfundenen Romans abgeben sollte. Ein Mädchen war es so wenig, als die vielen Holzengel, die mit gar kunstreichen Schnörkeln am Altare angebracht sind. — Um Dich nicht länger rathen zu lassen, was Du doch nimmer räthst, es war die Predigt selber. Text war: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er euch seinen eingeborenen Sohn gegeben hat ꝛc. Hatte ich anfangs wenig darauf geachtet, so nahm doch bald der anschwellende Ton der Rede meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Redner hatte ziemlich tief begonnen, mit jedem Satze steigerte sich der Ton

Digitized by Google

ſeiner Stimme. Den erſten Theil hatte er mit den nachdrücklichen Worten des Textes geſchloſſen — mit denſelben endete er den ſchon in fiſtelartigen Lauten vorgetragenen zweiten, und nun ging es zum Schluß. Es war erſichtlich, daß dieſer, um nicht hinter Anfang und Mitte zurückzubleiben, bedeutender werden ſollte. Schon der ſchreiende Sopran der Stimme deutete darauf hin. Noch etwa drei Minuten, dann hielt er Erwartung erregend inne und „alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er euch ſeinen eingebornen Sohn gegeben, ja, andächtige Zuhörer! — alſo hat Gott die Welt geliebt, daß, wenn er mehr Söhne gehabt, er in ſeiner unerſchöpflichen Gnade ſie euch alle gegeben hätte. Amen! ſchallt es von der Kanzel herunter. Mich übergoß es blutroth. Ich hätte vor Lachen aufſchreien mögen, aber eine unerklärliche Scham und Verlegenheit drängte es zurück. Kaum wagte ich, aufzublicken, um nicht durch den Anblick der Mienen Anderer dennoch dazu veranlaßt zu werden, — aber meine Beſorgniß war unnöthig. Die andächtige Gemeinde ſaß grade noch ebenſo unbewegt und ſtand glotzend da, wie vor dem. Ich ſchien der Einzige zu ſein, der die coloſſale Dummheit gemerkt hatte. Seitdem bin ich im Voraus mit Allem ausgeſöhnt, was mir hier noch etwa begegnen mag.

III.

Mit jedem Tage wird es mir klarer, daß es eine ganz irrige Anſicht iſt, welche die kleinen Städte für Sitze der Gemüthlichkeit und Natürlichkeit hält. Es iſt nirgends mehr Gemachtes, nirgends mehr Unwahres, als grade da zu finden. In den Hauptſtädten hat die Civiliſation gar manches Uebel im Gefolge — aber das Gute überwiegt doch bei weitem. Eine gewiſſe Sentimentalität meint freilich auch darüber noch klagen zu dürfen, daß das Licht wieder Schatten bedinge, oder die Idylle, in welche ſie das Epos des Lebens umwandeln möchte, trägt gar zu ſehr das Gepräge ihrer eigenen langen Weile und Dürftigkeit, als daß ſie nicht anwidern ſollte. Mag ſein, daß die ſteigende Cultur viel Verſchrobenes und Gekünſteltes zu Tage fördert, ſo erhöht und verklärt ſie doch auch viel mehr die wahre Natürlichkeit, veredelt die Empfindungen, erweitert und vergeiſtigt die Genüſſe. Man muß in einem Neſte wie R. leben, um das gehörig zu würdigen. Hier iſt Alles organiſirt, weil ſklaviſch nachgeahmt. Um jeden Preis will man Bildung zeigen — aber dieſe iſt ein Gewächs einer fremden Zone, das hier nur verkrüppelt fortkommt. Es iſt am Ende nicht mehr als natürlich, daß ein ſo ſtagnirendes Leben, als das hie-

Digitized by Google

ſige, nichts Eignes erzeugt, — wenn nur die Leute ſo beſcheiden wären, dies anzuerkennen; aber nein — man iſt kein Bauer, man hat eine Reſſource, einen Tümpel, der Markt heißt und natürlich macht man dann ganz andere und weit höhere Anſprüche an das Leben, als ein Dorfbewohner. Es geht nichts über die Eitelkeit ſolcher Anmaßung. Die Unfähigkeit, durch eine gediegene Bildung und geiſtige Vorzüge Geltung zu gewinnen, wird zu der wahnſinnigen Anforderung, unter jeder Bedingung eine Rolle zu ſpielen. — Du ſollteſt ſie nur von ihrer Geſelligkeit reden hören, von der Nothwendigkeit, nur mit den gebildetſten Familien Umgang zu pflegen — die Verachtung ſollteſt Du in ihren Mienen leſen, mit welcher ſie auf den „Pöbel" herabſehen. — Der Reſſourcegeſellſchaft gehört ein Adliger an, der Beſitzer eines benachbarten kleinen Gütchens, ein Umſtand, der an und für ſich doch wohl durchaus gleichgiltig iſt, nur nicht für die hieſige beau monde. Wohl an die zehn Mal iſt es mir ſchon erzählt worden und jedes Mal mit einem Tone der Wohlgefälligkeit und geſchmeichelter Eitelkeit, wie er gar nicht zu beſchreiben iſt. Vorgeſtern hatte ich die Ehre, jenen Gefeierten von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen. Man ſaß im Freien je nach Familien an einzelnen Tiſchen, da trat er in den Garten. Die zwei jungen Leute der Stadt ſtiegen mit ziemlich lauten und, wie ich meine, abſichtlich lauten Begrüßungen auf ihn zu. Er empfing ihr Willkommen mit der Miene eines Mannes, welcher dergleichen Achtungsbezeugungen längſt gewohnt iſt und becomplimentirte ſie darauf mit den verſchiedenen Tiſchen. Welche plötzliche, merkwürdige Veränderung in den Geſichtern. Alles wurde lebendig und erregt, die Meiſten zeigten eine affectirte Vertraulichkeit, welche doch wieder eine gewiſſe vornehme Gleichgiltigkeit durchſcheinen laſſen ſollte, oder eine wahrhaft himmliſche Freundlichkeit, mit der eine recht geſuchte Miene des Stolzes wunderſam und ziemlich lächerlich contraſtirte. Andre wurden ganz und gar verlegen, wie Leute, die beim Unrechtthun ertappt werden und ließen die verſtohlener Weiſe vom Hauſe mitgebrachten Butterbrode in den Sand fallen. Das Spaßhafteſte bei dem Allen iſt, daß Jeder dieſe Komödie wie für ſich ſelber nur ſpielt, denn da iſt Keiner, der nicht des Andern geſellige, heimliche und wirthliche Verhältniſſe grade ſo gut, wie dieſer ſelbſt kennte und in vielen, wo nicht den meiſten Fällen, gar noch beſſer. — Nichtsdeſtoweniger will Jeder den Andern glauben machen, und zwar mit jedem neuen Jahre von Neuem, daß grade er mit dem ganz beſondern Vertrauen des adligen Herrn Gutsbeſitzers

Digitized by

beehrt, daß er aus Princip und nicht etwa aus Sparſamkeit für ſeine ganze zahlreiche Familie nur eine Portion Kaffee conſumire und daß er nirgends das Brod ſo gut finde, als bei ſich zu Hauſe, weswegen er ſolches nach der Reſſource ſich immer mitbringe und was dergleichen unſchuldige Täuſchungen mehr ſind, die keinen Andern mehr betrügen, denn den Täuſchenden ſelber. Wenn ich nur wenigſtens einmal ein wahrhaft fröhliches und erheitertes Geſicht geſehen hätte. Aber das Vergnügen iſt ihnen eine Arbeit. Sie ſind in ihren alten Adam ſo verſeſſen und befangen, daß ſie ihn auch keinen Augenblick lang an den Nagel hängen können und einen neuen Menſchen anziehen. Ich begreife eine ſolche Exiſtenz nicht. —

IV.

Seit einer Woche haben wir Theater hier. Eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft hat uns mit ihrem Talente beglückt und verſpricht uns, wie es auch ſei, einige langweilige Abende wegzuwiſchen. R. ſieht zum erſten Mal innerhalb ſeiner Thore eine Bühne, die beiläufig in einer alten, nicht mehr benutzten Brauerei aufgeſchlagen worden. Wie tief ein ſolches Ereigniß in das hieſige Leben eingreifen muß, wirſt Du Dir ſelber ſagen. Für ein halbes Jahrhundert wenigſtens iſt ein neuer Unterhaltungsſtoff erobert. Ich war bei der erſten Aufführung zugegen, die grade ſo viel leiſtete, als man erwarten durfte, nicht ſo viel, um auch nur mäßigen Anforderungen zu genügen, aber doch auch nicht ſo wenig, um als unfreiwillige Caricatur Intereſſe zu erregen. Aber das war auch das Geringſte: die wahre Schaubühne war vor dem Vorhang. Ich hätte ein Maler ſein mögen, um Dir dieſes einzige Gemiſch von kindiſchem Staunen und ſpießbürgerlichem nil mirari auf den Geſichtern darzuſtellen. Ein luſtigerer Gegenſatz iſt mir noch kaum vor die Augen gekommen. Wie ſie anfangs ſo ſtumm daſaßen und ſich dann wieder darüber ſchämten und neue Verſuche machten, geiſtreiche Reflexionen anzuſtellen, die das traurige Schickſal hatten, über alle Maßen dumm zu ſein, und dann wieder verſtummten, es war mehr als lächerlich, es war wahrhaft rührend. Hätte ich mir es hier nicht abgewöhnt, verlegen zu werden, die ziemliche Schwüle, die dem Aufziehen des Vorhangs voranging und als er dann endlich in die Höhe ſtieg, in einem unwillkürlichen allgemeinen Ach ſich erklärte, hätte mich zu Boden drücken müſſen. Nachher wollte man freilich auf dem vorderſten Range jenes Ach nicht zugeben und ſchob es auf den zweiten,

Digitized by Google

der gegen die bitterböſe Verläumdung weiter nicht appelliren konnte. — Nach dem erſten Acte nahm der jugendliche Nachkomme des „Weitgereiſten" die Ohren des Publicums in Beſchlag und erzählte mit unvergleichlicher Zungenfertigkeit und in gebührend epiſcher Breite vom ehemaligen hamburger Theater. Es war natürlich, als er darauf den Uebergang zum heutigen Spiele machte, daß ihn ſolches nicht in allen Stücken „contentirt"; er hätte die Stellung der Couliſſen ein wenig anders gewünſcht, — der Vorhang hätte präciſer aufgezogen werden müſſen und der Held die wattirten Waden nicht ſo dick auftragen ſollen. Kein Prophet iſt je gläubiger gehört worden. Jeder war nun überzeugt, daß Manches mangelhaft geweſen. Als Alles zu Ende war, gingen die jungen Leute und einige unordentliche Ehemänner noch nach der Reſſource. Hatte die Gegenwart der Frauen manche Unzierlichkeit im Theater zurückgehalten, ſo war jetzt kein Damm mehr und bald wälzte man ſich ganz eigentlich im Kothe. Der Hamburger — wie ich ihn der Kürze wegen nennen will — führte auch da mit ſeiner Zunge das große Wort. Sein glücklicher Ahne mußte ein arger Schalk geweſen ſein, verſteht ſich mit Zopf und Perrücke, — denn mit welcher Geſchicklichkeit der es verſtanden, ſich in die Herzen ſämmtlicher Statiſtinnen, ja ſogar in das einer redenden Rolle, damals in Hamburg einzuſchleichen, war auch den jetzigen Zuhörern wunderbar. Da hatte er einer ein Paar Schuhe mit einer wohlduftenden Liebeserklärung zugeſchickt und manche Reſultate dadurch errungen, bei einer andern hatten ein Paar Strümpfe mit dito Liebeserklärung gleiches Wohlgefallen an dem ſchmachtenden Jüngling hervorgebracht u. ſ. w. „Es hat ihm manchen harten Thaler gekoſtet, klagt der erzählende Enkel, war aber dafür ein luſtiger und geſcheidter Burſche mein Großvater — wußte, wo Barthel Moſt holt." Es war ſpät in der Nacht, als man ſich mit dem ſtillen Wunſche trennte, gleiche Erfolge bei den neu angekommenen Schauſpielerinnen zu erringen. Und das waren keine Statiſtinnen! —

V.

Als eine Lichtſeite der Kleinſtädterei wird gewöhnlich das Familienleben hervorgehoben. Ei, nun ja, die Leute haben meiſt nur legitime Kinder, ſind auch, was man ſo nennt, gute Gatten und Väter und die Weiber ebenſo gute Gattinnen und Mütter, aber damit iſt's auch ſchon am Ende. Von einer ſittlichen Bedeutung der Ehe haben ſie gradezu keine Ahnung. Von Kindheit an ſind die zukünftigen

Digitized by Google

Paare für einander bestimmt und in dem eingeengten geselligen Leben, wie es durch die Verhältnisse bedingt ist, gewöhnen sie sich hinlänglich aneinander, um sich später in der Ehe grade dulden zu können. Versuchung ist denn auch, wie erklärlich, nur in den allerseltensten Fällen geboten und so wäre es denn nichts weniger als ein blaues Meerwunder, wenn das eheliche Leben nicht in gottseliger Friedfertigkeit hinginge. Außerdem heirathet man hier sehr früh. Ein Schwein, ein Fuder Mist und ein Stückchen Feld, reichen zur Ausstattung hin. Und nun muß man sie renommiren hören, sich brüsten und spreizen mit ihrer Anhänglichkeit an Weib und Kind, mit ihren schweren Sorgen um das Gedeihen der Familie. Man muß sie hören, wie jedes dritte Wort ihres Gesprächs „Erfahrung" ist, die sie auch nur an ihren meist listigen Schlingeln und dem lieben Vieh gesammelt haben können. Stundenlang sitzen sie da mit ihren ellenlangen Kleidern und wissen von weiter nichts zu schwatzen, als von ihren Kindern. Jeder Ruthenstreich wird da als Muster pädagogischer Weisheit sämmtlicher Herren Gevattern und Frauen Muhmen noch ein Mal applicirt, die nur kein so gar dickes Fell haben sollten, jede Dummheit der werthen Sprossen mit juridischer Genauigkeit referirt und daraus seine Befähigung zum spätern einsichtsvollen Bürger und Rathmanne ermessen. So ist denn die Familie Alles in Allem, — das ἓν καὶ πᾶν das nie genug zur Schau getragen werden kann. Was in die stillen vier Wände gehört, das wird auf den offenen Markt übertragen, die Innerlichkeit des Gefühles und der Pietät auf's Schamloseste unbefugten aber gewünschten Geistern Preis gegeben. Wenn ein russischer Kaiser mit seiner allerhöchsten Gemahlin öffentlich Beweise ehelicher Liebe zum Besten gibt und vor der ganzen Welt sie zärtlich umarmend küßt, ei so ist das eben der russische Kaiser und seine allerhöchste Gemahlin, und vermöge des göttlichen Rechtes der Gewalthaber hat Niemand die Befugniß, dies anders als erhebend zu finden; aber wenn unser ehrlicher Kanzleiinspector Kerzl den ihn nach dem Mittagsschläfchen zum Rathhaus begleitenden Sohn erst inbrünstig im Angesicht des ganzen Marktes abküßt, ehe er ihn wieder nach Hause entläßt — und der Bube ist beiläufig an die siebenzehn Jahre — so ist das mehr als abgeschmackt. Um mit dem Lateiner zu reden: Si duo faciunt idem, non est idem. —

VI.

Was man hier nicht Alles zu hören bekommt! Da hätte ein Anderer sich tausend Jahre abquälen können, um einen ähnlichen genia-

Digitized by Google

len Einfall zu haben und es wäre ihm dennoch nicht gelungen. Unſerm ehrenwerthen Paſtor aber geht derlei ſo leicht von Statten, wie etwa ſeine neuliche Predigt. So höre denn! Es war bei einem Kindtaufsſchmauſe, als nach der Suppe Seine Ehrwürden aufſtanden und mit dem Glaſe in der Hand ſich räusperten und ſprachen: Ich bringe dieſes Glas dem da oben, dem, der da über uns donnert. Der allwaltende gnädige Gott, der dieſen neuen Menſchen gegeben, zu deſſen Ehren wir hier in Freude verſammelt ſind, der himmliſche Vater, er lebe hoch!" Was ſagſt Du dazu?

VII.

Der Reſſourcenwirth hat zur Unterhaltung ſeiner Gäſte die Abendzeitung angeſchafft, d. h. einen nicht mehr ganz vollſtändigen Jahrgang von 1836. Bei Gelegenheit einer Verſteigerung von Makulatur erſtanden, iſt er ſeit geraumer Zeit die einzige Quelle der modernen ſchöngeiſtigen Literatur für die hieſige gebildete Welt. Meine früheren Zweifel an dem Reichthum dieſes Blattes mußten vor der Thatſache weichen, daß es noch heute, ſage noch heute, mit einer Gier verſchlungen wird, die ſonſt faſt ganz außergewöhnliche Erſcheinungen zu erregen nicht im Stande ſind. Jeden Sonntag Morgen nämlich verſammelten ſich die leſeluſtigen oder leſeverſtändigen Mitglieder der Reſſource, um von Neuem darüber in's Klare zu kommen, wie vor grade 9 Jahren dieſe oder jene Bürgerin in dieſem oder jenem Winter brillirt und nicht brillirt habe, oder in Erfahrung zu bringen, daß die nunmehr ſchon zum fünften Male geleſene Novelle, wirklich noch damit endet, daß Er und Sie einander heirathen, oder mit einem Worte — um nicht ganz hinter dem raſch enteilenden Zeitgeiſt zurückzubleiben. Da denn die Abendzeitung auch hin und wieder einen ſchlechten Witz bringt, ſo iſt man eifrig dahinter her, ſolchen ſich anzueignen und die Suade wird und muß kommen, da es gelingt, damit der weniger beleſenen Damenwelt daſſelbe Lächeln von Neuem abzulocken, das ihm früher ein Mal zu Theil geworden. — Für die ſociale Literatur, die bekanntlich in unſern Tagen viel von ſich reden macht, iſt das Intelligenzblatt der drei Meilen entfernten Hauptſtadt M. vorhanden. Dieſes verſorgt mit ganz authentiſchen Nachrichten darüber, wo daſelbſt neue Heringe zu haben, — wer zu den billigſten Preiſen Gelegenheitsgedichte verfertigt, daß ein weiblicher Dienſtbote mit guten Atteſten geſucht werde, daß X und Y mit einander verlobt ſind und in der vergangenen Woche fünf uneheliche Kinder geboren

Digitized by Google

worden. — Ueber das Wissenswürdigste der vaterländischen Kritik endlich gibt den Eingeweihten das Amtsblatt genügende Auskunft. Und man kann denn in der That, wenn man dieses nur hat, gar gern jede andere politische Zeitung entbehren, die im Grunde doch gar zu viel unverdautes Zeug schwatzen, um Leuten nicht widerlich zu sein, die sich nur um gelegte Eier bekümmern. Das Amtsblatt dagegen enthält nur ganz positive und unwidersprechliche politische Wahrheiten, die sein Leserkreis — er geht natürlich nicht über den geheimnißvollen Dunstkreis der Rathsstube hinaus — in gebührender Ehrfurcht hinnimmt.

VIII.

Daß da, wo das Familieninteresse das einzig herrschende und über Alles sich hinbreitende ist, ein Fortschritt unter die Dinge gehört, die selbst im Traume sich nicht ereignen können, hat sich nun hier auf's Glänzendste bewährt. Die Geschichte hat das auch schon zu tausend Malen nachgewiesen, aber hier ist mehr denn Geschichte, hier ist die trostlose Gegenwart, die unmittelbar empfundene brutale Thatsache, an der sich nicht deuten und drehen läßt. Der Einzelne kommt nicht eher zum Genuß seiner Freiheit, tritt nicht eher aus dem beengten und beengenden Kreise der Familie heraus, ehe es nicht zu spät ist. Die Jugend und grade die des Jünglings gilt für ein Alter der Thorheit und der Verführung, das man nicht sich selber überlassen dürfe, sondern vielmehr an dem Probirstein der Ansichten und Neigungen der Väter erst zurecht strecken müsse. Je spröder der Stahl, desto hartnäckiger das Bemühen. Der Vater ist eine Macht, der sich keiner entziehen kann, wenn er nicht für lebelang aus allen hiesigen Kreisen verbannt sein will, — aber merke wohl, diese Macht ist keine geistige, die in der freien Liebe der Kinder beruht; es ist eine chinesische Zwangsmacht, eine gewalthaberische Oberhoheit mit Ruthe und Stock, die grade um dieser ihrer Attribute willen Verehrung und Unterwerfung heischt, da darf denn auch der Sohn nie klüger werden, als der Vater, weil dies mit dem gebührenden Respecte nicht wohl verträglich scheint. Was jeder weiß und kann, hat er im Wege der Erbschaft überkommen und wird es in demselben Maße seinen Kinder und Kindeskindern wieder hinterlassen. — Die Bewegungen der neuern Zeit, die die Lebensadern der Völker durchpulst, sind für R. spurlos dahin gegangen. Wohl erzählen sie sich hier noch von den Franzosen und den Freiheitskriegen, welche zwei hiesigen Einwohnern das Leben geko-

Digitized by Google

ſtet, aber Du magſt auch überzeugt ſein, ohne dieſen Umſtand wären ſie längſt vergeſſen. Während der Revolution, die den Luftkreis der Welt wie ein donnernder Orkan dahinfuhr, haben ſich die R . . . er in ihre Häuſern verkrochen und geſchlafen, bis er vorüber war, dann haben ſie ihr altes Leben von Neuem begonnen. „Schere ſich wer da will um Kritik!“ ſagte mir neulich unſer guter Kerzl, „wozu bezahlen wir unſere Steuern, als um derlei Laſten von uns abzuhalten. Wer dafür bezahlt wird, mag's treiben, dann iſt's einmal ſein Beruf, aber wir, die wir zahlen, mögen damit verſchont bleiben!“

. . . . . g.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

Zur Charakteriſtik des Herrn von Nagler. — Fremde Gäſte. — Herr von Hormayr. — Aufſchlüſſe über die Revue de deux mondes. — Deutſche Revuen. — Taillandier und Thomas. — Zuſtände der Oper.

Der Generalpoſtmeiſter und geheimer Staatsminiſter Herr von Nagler iſt endlich dieſer Tage ſelbſt mit der allerletzten Poſt abgegangen: in den Himmel — oder vielleicht auch nicht in den Himmel. Das ganze Poſtweſen athmet auf, denn der alte Mann lag wie ein Bleigewicht darauf und erdrückte alle Reformen in der Art, daß ſogar Oeſterreich, namentlich in Bezug auf die Briefpoſt, in letzterer Zeit Preußen überflügelt hatte. Vor zehn oder fünfzehn Jahren führte er bekanntermaßen ſelbſt wichtige Reformen und Verbeſſerungen im Poſtweſen ein. Aber eben deshalb ſträubte er ſich jetzt gegen alle Neuerungen und war namentlich ein fanatiſcher Gegner der Eiſenbahnen, die allerdings ſeine Verdienſte als Poſt-Luther allmälig antiquirten und beſeitigten. Die Charakteriſtik und Biographie dieſes Mannes wäre eine der dankbarſten Stoffe für eine publiciſtiſche Feder und würde einen piquanten und lehrreichen Beitrag zur Charakteriſtik preußiſcher Verhältniſſe liefern. Herr von Nagler, in Anſpach geboren, der Sohn einer bürgerlichen Familie, verdankte ſeine glänzende Carriere namentlich drei Dingen: einer ſchönen Geſtalt, einem gewandten und gegen Hochſtehende ſehr demüthigen Weſen und — einer kalligraphiſchen Handſchrift! Durch ſein intereſſantes Aeußere lenkte er bereits als Aſſeſſor im Baireuthiſchen die Aufmerkſamkeit und Gunſt der Frauen auf ſich und wurde in die Zirkel des Fürſten Hardenberg (damals noch Baron), der als dirigirender Miniſter die Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth verwaltete, gezogen. Durch ſeine Gewandtheit und Demüthigkeit erwarb er ſich deſſen Gunſt und wurde, mit wunderbar ſchnellem Glücke, erſter vortragender Rath beim Miniſter, ein Poſten, der namentlich für einen Bürgerlichen in jener Zeit faſt unerreichbar, beſonders in noch ſo jugendlichem Alter, war. Als Hardenberg Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wurde, begleitete ihn Herr von Nagler nach Berlin und erhielt ſpäter den wichtigen Auftrag, die fränkiſchen Fürſtenthümer an die franzöſiſche Verwaltung, dem Marſchall Bernadotte, zu übergeben. Dieſer politiſche Act gab ihm eine Art von Nimbus bei Hofe und als Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1806 Berlin

Digitized by Google

verließ und nach Königsberg ging, wurde er dessen Cabinetssecretär und so geringfügig es scheint, so wahr ist es doch, daß seine schöne Handschrift ihm hier einen besondern Dienst erwies, indem er die geheime Correspondenz der Königin Louise leitete. Die Gunst, die er in jener Zeit in der Mitte der königlichen Familie sich erwarb, ward fortan die Quelle seines Glückes. Nach dem tilsiter Frieden wurde Nagler geheimer Staatsrath und Director im Cabinetsministerium. Zwar mußte Hardenberg aus dem Cabinete austreten, aber Herr von Nagler fühlte keine Lust die Ungnade und die Zurückgezogenheit seines Wohlthäters zu theilen und seinen guten Posten aufzugeben, wie dieser es von seinem Schützling und Schüler erwartet hatte, eine Undankbarkeit, die ihm der Fürst nie vergab und die für immer sein Vertrauen zu dessen Charakter zerstörte. In der That wurde Herr von Nagler im Jahre 1810, als Fürst Hardenberg wieder seine frühere Stellung einnahm, sogleich entlassen und blieb bis zum Jahre 1821 vom Staatsdienst entfernt. Erst kurz vor dem Tode des Fürsten Staatskanzler gelang es ihm, den Greis halb und halb zu versöhnen, er erhielt den Posten eines Generalpostmeisters und wußte die öffentliche und geheime Macht, die er dadurch erhielt, sowohl durch einige öffentliche Einrichtungen als wie durch mehrere heimliche Gefälligkeiten, so gut zu nutzen, daß er in den Adelstand erhoben und 1824 zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt wurde. Für eine solche Aufgabe war jedoch das Talent des Generalpostmeisters keineswegs gewachsen. Ein geschmeidiger Hofmann gibt noch keinen gewichtigen Staatsmann und eine gute Maschine macht noch keinen geschickten Werkführer. Herr von Nagler reiste über Wien nach seinem neuen Berufsorte und Fürst Metternich durchschaute den Mann und seine, trotz aller äußern Begabung, innerliche Uebedeutendheit so rasch, daß er mit der Wahl, welche die nebenbuhlerische deutsche Bundesmacht getroffen hatte, sehr zufrieden war. „Ce bon Monsieur de Nagler il sera bien nos affaires“ sagte er lächelnd und Kaiser Franz verlieh dem neuen preußischen Bundestagsgesandten das Großkreuz des Leopoldordens. In der That hatte Oesterreich Ursache, mit dem Wirken dieses preußischen Staatsmannes recht zufrieden zu sein. An der Unpopularität, die Preußen in den zwanziger Jahren in Deutschland genoß, hat das 11jährige Wirken des Herrn von Nagler in Frankfurt nicht wenig Schuld, man lese doch darüber, was „Kombst“ und das „Neueste Portfolio“ veröffentlicht. Die Kunst in versiegelten Postbriefen zu lesen, welche voriges Jahr dem Minister Graham so theuer zu stehen kam, war nicht nur eine amtliche, sondern eine Privatpassion des postmeisterlichen Bundestagsgesandten, der amtlich für die politischen Geheimnisse, privatlich aber besonders für Liebesgeheimnisse in Briefen eine ganz apparte Neugier hatte, und seine Collegen oft mit einer Ausbeute pikanter Anekdoten zu regaliren wußte. Von Frankfurt endlich zurückberufen, zeichnete sich der Verstorbene durch die bekannten rühmenswerthen Postreformen aus, die aber, wie gesagt, jetzt einer vollständigen Aenderung bedürfen. Namentlich ist die unverhältnißmäßige Theuerung des Briefportos so rasch als möglich abzustellen nöthig. Ein Brief von Leipzig hierher, eine Strecke von wenigen Stun-

Digitized by Google

den, iſt nur um die Hälfte wohlfeiler, als ein Brief von dem weit entfernten Mailand und Trieſt.

Berlin wimmelt in dieſem Augenblicke von fremden Gäſten: der Kronprinz von Baiern, die Großfürſtin Helena. Erſterer hält ſich bereits mehrere Wochen hier auf und die Politik ſoll nicht ganz ohne Antheil dabei ſein. Auch Herrn von Hormayr, den bekannten Gegner Oeſterreichs, bairiſcher Geſandte bei den Hanſeſtadten, ſahen wir hier; er hatte mehrere lange Unterredungen mit dem bairiſchen Kronprinzen, dem er in frühern Jahren Vorleſungen über Geſchichte gab. Der 65jährige Greis hat hier durch ſeine noch immer rüſtige Beweglichkeit und ſprudelnden Einfälle in allen Kreiſen Theilnahme erregt. Herr von Hormayr proteſtirt gegen die Kritik, die man an ſeinen Schriften legt. Er will nicht Geſchichtſchreiber ſich genannt ſehen, ſondern nur Geſchichtsforſcher. Von den „Anemonen" ſoll bald eine zweite Auflage nöthig ſein. Ein anderer, halb literariſcher Gaſt, war Herr Victor de Mars aus Paris, der Gérant der „Revue des deux mondes". Er bereiſt Deutſchland, um bei den Redactionen unſerer Zeitungen mehr Intereſſe für die allerdings treffliche Revue zu wecken, deren Abſatz in Deutſchland ein verhältnißmäßig allzu geringer ſein ſoll. Nichts deſto weniger werden 3- bis 400 Exemplare in Deutſchland abgeſetzt, was nach unſern Begriffen ein ſehr bedeutender genannt werden muß, zumal bei dem hohen Preiſe deſſelben (16 Rthlr. jährlich) und bei der Concurrenz, welche der brüſſeler Nachdruck ihr macht, von dem ſicherlich auch an 200 Exemplare abgeſetzt werden, was alſo zuſammen ein Publicum von 600 Abonnenten bildet, eine Zahl, deren wenige unſerer Revuen ſich erfreuen und welche die cotta'ſche Vierteljahrſchrift kaum überſteigt. Im Ganzen zählt die Revue des deux mondes (d. h. die pariſer Originalrevue) etwas über 3000 Abonnenten, was, das Exemplar zu 50 Frcs., ein jährliches Budget von 150,000 Frcs. gibt; dafür liefert ſie alle 14 Tage ein Heft von 10—11 Bogen. Die Honorare an die Mitarbeiter variiren zwiſchen 100—150 Frcs. per Bogen und wir überlaſſen es nun den Verlegern und Zeitungsunternehmern, zu berechnen, wieviel die Revue ihrem Director jährlich abwirft. Doch warum Menſchenquälerei treiben und ihnen den Mund wäſſerig machen. Eine deutſche Revue kann nie und nimmermehr eine ſolche Verbreitung erzielen, nicht blos, weil die Sprache ihr Grenzen ſetzt und ſie in Nachtheil ſtellt gegen die in ganz Europa verſtandene franzöſiſche, ſondern auch, weil ſie von den beſten Männern ihrer eigenen Nation verlaſſen wird. Man ſchlage die Revue des deux mondes auf und man wird darin Aufſätze von Miniſtern und Pairs, von Profeſſoren und Generalen finden, die ſich keineswegs durch die Nähe eines amüſanten Novellenſchreibers oder eines gefälligen Touriſten abgeſchreckt fühlen. Unſere deutſchen Miniſter und Pairs können in der Regel nicht ſchreiben und wenn ſie ſchreiben können, ſo hüten ſie ſich wohl, um dem Beamten kein böſes Beiſpiel zu geben. Unſere Profeſſoren und Fachmänner ſehen ariſtokratiſch auf die ſchöne Literatur herab und meiden jede Gemeinſchaft mit ihr. Jeder flüchtet ſich in ſein gelehrtes Coterieblättchen, wo ihn das große Publicum, das nicht Luſt hat, ihm in die langweiligen Winkel zu folgen,

Digitized by Google

unbeachtet ſtehen läßt. Um wieder auf die Revue des deux mondes zurückzukommen, ſo will ſie von Neujahr an ihre Berichte über deutſche Literatur noch erweitern. Ihre Hauptmitarbeiter für dieſes Fach ſind: René Taillandier, Profeſſor in Montpellier und Thomas, der in den letzten Heften die Briefe an den Fürſten Metternich geſchrieben hat und der früher einige Zeit in Berlin und Heidelberg lebte. Er iſt gegenwärtig ſupplirender Profeſſor an der Sorbonne.

Theaterneuigkeiten ſind wenige zu melden. Emil Devrient hat ſein Luſtſpiel beendet. Döring iſt wieder zurückgekommen und in einem unbedeutenden Stücke „der alte Magiſter von Benedix" aufgetreten. Als nächſter Gaſt wird Madame Rettich von Wien erwartet. Im Opernhauſe gab Fräulein Hellwig aus Wien drei Gaſtrollen, und gefiel namentlich als Page in Figaro's Hochzeit, eine Rolle, die ſie wiederholen mußte. Sie iſt eine graciöſe liebliche Erſcheinung mit ſehr ſchönen Mitteltönen, die höhere Stimmlage iſt ihr jedoch verſagt, obgleich ſie durch gute Methode manchen ſtiefmütterlichen Ton zu verkleiden weiß. Das Engagementsanerbieten, das der jungen Sängerin gemacht wurde, mußte ſie wegen ihres Contractes am Kärnthnerthortheater ablehnen und doch iſt es nöthig, daß die berliner Oper einige neue Sängerinnen rekrutirt, die Tuczeck iſt jetzt der einzige Stern der berliner Oper; die Marr ſoll in Stuttgart engagirt ſein; Madame Faßmann iſt völlig ausgeſungen. So fehlt nicht nur eine Sängerin für die Oper im großen Styl, es fehlt nicht nur eine alternirende große Sängerin, ſondern auch die Sängerinnen zweiten Ranges, zur anſtändigen Beſetzung kleinerer Partien und zur Aushilfe in der Noth, fehlen gänzlich.

II.

Aus Wien.

Der Akademieplan, ſeine Abenteuer und Schickſale. — Macht der Bureaukratie. — Fürſt Metternich und Hammer-Purgſtall. — Oeſterreichiſche Widerſprüche. — Aufſchlüſſe über die Geſandtſchaftsangelegenheit in Hamburg zur Vertheidigung der hanſeatiſchen Preſſe. — Herr von Hormayr. — Unkenntniß deutſcher Preſſe. — Leichtſinn der Cenſur.

Der Plan zur Begründung einer Akademie der Wiſſenſchaft und die Schickſale, die dieſer Plan erlitten, ſind ſehr lehrreiche Beiträge zur Beurtheilung unſerer Zuſtände. Zwölf Gelehrte erſten Ranges, worunter einflußreiche und beliebte Männer, wie Hammer (der damals beim Fürſten Metternich noch nicht in Ungnade gefallen war), Jaquin und Ettingshauſen haben bereits vor zehn Jahren den Plan entworfen und dem Erzherzog Ludwig überreicht. Der Erzherzog, Stellvertreter des Kaiſers, iſt ganz geneigt dem Plane und verweiſt ihn an den oberſten Kanzler; dieſer iſt bereit, Alles zu unterſtützen. Der Finanzminiſter bietet ſich an, die Mittel herbeizuſchaffen, und woran ſcheitert die Sache, wer hält durch Jahre das in's Lebentreten eines Inſtituts auf, für welche ein kaiſerlicher Prinz, ein Miniſter, der oberſte Kanzler und zwölf der erſten Gelehrten Oeſterreichs ſich intereſſiren? — Ein verhältnißmäßig ganz unter-

Digitized by Google

geordneter Beamter, ein Herr Schenaich, Secretär bei der Hofstudien-Commission! Vor den Augen des Herrn Schenaich findet der Plan zur Akademie keine Gnade und er schlägt dem Erzherzog, dem Minister, dem obersten Kanzler und allen Uebrigen ein Schnippchen; ich will Euch zeigen, denkt er sich, was ein Beamter in Oesterreich für Macht hat und so verweist er die Bittschrift an Behörden, die gar nichts damit zu schaffen haben und unter andern sogar an die Direction der Bankalgefälle! Unter diesem Hin- und Herschicken vergehen vier Jahre; endlich aber, als die meisten Gutachten günstig für den Plan ausfallen, sieht er sich genöthigt, seiner Macht zu entsagen und überschickte die Acten der Polizeihofstelle. Ist diese kleine Episode österreichischer Beamtenwirthschaft nicht lehrreich? Ist es schon in einer Angelegenheit, für welche sich so viele mächtige und einflußreiche Personen bemühen, einem einzelnen Beamten möglich, durch ein Sandkorn den ganzen Kanal auf eine Zeitlang zu verstopfen, wie erst da, wo ein Einzelner einen Verbesserungsplan vorbringt, oder ein Gesuch einleitet; wie erst da, wo eine große Verwaltungsmaßregel durchgeführt werden soll und ein ganzes Schock Schenaiche Gelegenheit für ihre Wichtigkeit haben. Wundert man sich noch, wenn die nöthigsten Reformen in Oesterreich, trotz allen Drängens von unten, trotz der Einsicht, daß sie nöthig seien, von oben, in der Mitte stecken bleiben und verjähren und verschlammen?

Doch um nun wieder auf die Akademie zu kommen. Bei der Polizeihofstelle blieben die Acten gemüthlich ein halbes Jahr liegen. Ordnungsmäßig hatten sie von da, begutachtet oder beschlechtachtet, an den Staatsrath abgehen müssen. Statt dessen übergab Graf Sedlinitzky sämmtliche Papiere dem Fürsten Metternich. Hier blieb die ganze Angelegenheit fünf Jahre liegen. Eine wahre Bagatelle! Wenn man bedenkt, daß ein so untergeordneter Beamter, wie Herr Schenaich, die Sache vier Jahre verzögern konnte, so ist es eine erstaunliche Anspruchslosigkeit von Seiten Sr. Durchlaucht des Fürsten Staatskanzlers, nur ein einziges Jahr mehr vorauszuhaben. — Rührend, aber zugleich halbkomisch, war es, während dieser langen Jahre Hammer-Purgstall, den Geburtshelfer und Taufpathen des Akademieplanes, zu beobachten. Sein erster Gedanke beim Erwachen war die Akademie, sein letzter Gedanke beim Einschlafen war die Akademie. Wie ein Arzt beim gefährlichen Kranken jeden Tag sich ängstlich nach dessen Befinden erkundigt, so konnte man Herrn von Hammer unermüdlich nach dem Befinden seines Lieblings sich erkundigen sehen. Wo sind die Acten in diesem Augenblick? was hat Der gesagt? wie hat Jener sich ausgesprochen? Wie ein eifriger Christ jeden Sonntag die Kirche besucht, so konnte man Herrn von Hammer jeden Sonntag bei irgend einem Erzherzog, einem Minister, Staatsrath in Audienz oder in Besuch sehen, um ein Wort der Erinnerung für seine geliebte Akademie zu sprechen, um Beschleunigung zu sollicitiren und um die Nothwendigkeit dieser Schöpfung zum tausendsten Male zu motiviren. Am rührendsten und am traurigsten war es, Herrn von Hammer zu beobachten, wenn er einmal (was seit der Ungnade, in die er gefallen, der Fall war) mit dem Fürsten

Metternich bei einem Diner oder sonst irgend wo zusammentraf: der Fürst wußte nämlich ganz genau, daß Hammer's erstes Wort die Akademie sein werde und Hammer wußte seinerseits ebenso genau, daß der Fürst jeder Erwähnung derselben ausweichen werde, und nun mußte man die beiden alten Herren sehen, der eine ruhig und halb ironisch, der andere rasch beweglich und nach einem Uebergangspunkte suchend, um auf seinen Lieblingsgegenstand kommen zu dürfen: Wie geht es Ihnen, Herr Baron, immer rüstig und heiter? — Zu Ihrem Befehl, Durchlaucht; heiter besonders in diesem Momente, wo ich so glücklich bin, Ew. Durchlaucht zu sehen; ich habe längst gewünscht, einen günstigen Augenblick zu finden, um Ew. Durchlaucht im Namen der Wissenschaft.... Apropos, was sagen Sie zu den neuen Einrichtungen unserer Staatsdruckerei? Die orientalischen Lettern sind vortrefflich; man hat mir dieser Tage wieder einige wunderschöne Abdrücke vorgelegt... — Gewiß, Ew. Durchlaucht, Oesterreich vor Allem ist berufen für die Kenntniß orientalischer Sprachen Großes zu leisten; aber nicht nur für diesen Zweig der Wissenschaft allein ist unsere Position so glücklich, wenn Ew. Durchlaucht Ihren Schutz der Begründung einer Akademie der Wissenschaften angedeihen lassen wollten, so würde Oesterreich dem Auslande bald beweisen, was es auch auf andern Gebieten zu leisten vermag.... Die Naturwissenschaft namentlich! Haben Sie den Baron Hügel gesprochen? ich interessire mich sehr für den neuen Heizapparat und bin neugierig, welche Resultate sich definitiv herausstellen. Ich selbst sinne schon seit mehreren Jahren hin und her, wie ich in meinen eigenen Zimmern ein besseres Heizsystem einrichten lassen könnte. Die Meißnersche Luftheizung hat unbestreitbare Vortheile, aber sie hat auch große Mängel und wir alten Herren bedürfen der Wärme und vor Allem der Gleichmäßigkeit.... Der Wagen Sr. Durchlaucht ist vorgefahren.... Adieu, lieber Baron, wir sprechen gelegentlich noch ein Weiteres. — Derlei Anläufe und Abläufe wiederholten sich seit mehreren Jahren. Mehrere Mal versuchte Hammer seine, bei dem Plane betheiligten Collegen zu einem solennen Schritte bei dem Fürsten zu bewegen. Aber diese wagten einen solchen nicht. Herr von Ettinghausen sagte einmal bei einer solchen Gelegenheit zu Hammer: Voriges Jahr hätte ich mich noch zu einem solchen Schritte entschließen können, aber seitdem ich auf dem Johannisberge Zeuge war, wie alle Großen Europa's, und darunter souveraine Fürsten, diesem Greise sich gewissermaßen zu Füßen legten, hat mich ein blinder Glaube überwältigt — ich dachte mir, es muß eine übersinnliche Gewalt über diesem Manne schweben; seitdem habe ich keinen Muth mehr, seinem Willen auch nur im Mindesten entgegen zu treten.

Um so mehr überrascht jetzt die unerwartete Realisirung des fast aufgegebenen Planes. Daß sie der Vorbote eines neuen Systems in Bezug auf die geistige Erlösung Oesterreichs sein soll, wie einige Correspondenten in deutschen Blättern es darzustellen sich bemühen, kann ich nicht glauben. Es gibt vielleicht nirgends so viele atomistische, unzusammenhängende Elemente, als in Oesterreich. Fortschritte und Rückschritte gehen oft nebeneinander her und man wundert sich über die einen, wenn

Digitized by Google

man die anderen betrachtet. Oesterreich hat im Ganzen und Großen allerdings ein ausgebildetes System, aber im Einzelnen sind die Maßregeln im häufigen Widerspruch, nicht blos nach der Verschiedenheit der einzelnen Provinzen, sondern selbst nach der Verschiedenheit der einzelnen Hofstellen und dem Einwirken einzelner Persönlichkeiten. Während man z. B. in diesem Augenblicke der ungarischen Presse, die im Vergleich zu der unsrigen fast Preßfreiheit besitzt, officielle Lobsprüche in der allgemeinen Zeitung ertheilt und zwar auch der Oppositionspresse Mäßigung und Klugheit nachrühmt, läßt man die deutsche Presse nach wie vor in den unwürdigsten Fesseln schmachten, verbietet man Zeitungen so schuldloser Art, wie die Vossische und Spenersche, die notorisch kein Dutzend Exemplare in Oesterreich absetzten. Was die hanseatische Presse betrifft und die Abberufung unseres Gesandten in Hamburg, des Herrn von Kaisersfeld, so muß ich allerdings einen Irrthum berichtigen, in welchem die deutschen Zeitungen in diesem Augenblicke befangen scheinen. Herr von Kaisersfeld ist keineswegs in Folge einer Erbitterung Oesterreichs gegen die Hansestädte abberufen worden, vielmehr ist er schon seit längerer Zeit zu seinem neuen Posten avancirt. Allerdings ist der interimistische Geschäftsträger, Herr von Ph... gleichfalls von Hamburg abgereist; dies hat jedoch keinen politischen Grund, sondern ist blos die zufällige Bewilligung eines Urlaubs, welchen Herr von Ph... schon drei Jahre nachsucht. Daß noch kein anderer Gesandte nach Hamburg designirt wurde, ist eine in Oesterreich, namentlich in den letzten Jahren, gewöhnliche Erscheinung; auch in Turin, in Stockholm, ja sogar in London blieb der Gesandtschaftsposten eine Zeitlang unbesetzt und in Karlsruhe ist er's, wenn ich nicht irre, noch in diesem Augenblicke. Bei den verschiedenen Intriguen, Sollicitationen und Protectoraten, die bei der Erledigung einer solchen Stelle von den vielen Prätendenten in's Spiel gebracht werden, wobei die ersten adeligen Familien und die einflußreichsten Personen gegen einander Schach spielen und für einen oder den andern ihrer Schützlinge interveniren, ist die Besetzung eines solchen Postens, wie ein langes Kreisen durch längere Zeit ungewiß, zumal in den letzten Jahren, bei dem vorgerückten Alter des Fürsten Staatskanzlers, die Bedenklichkeiten immer zahlreicher werden und seine Entschließungen viel länger sich verzögern. Daß jedoch das zufällige Interimisticum bei den Hansestädten zu gleicher Zeit auch benutzt werden dürfte, um in Bezug auf die dortige Presse strengere Maßregeln zu erlangen, ist allerdings ziemlich wahrscheinlich; abgerufen hätte man deshalb unsere Gesandtschaft nicht, da sie aber einmal durch zufällige Verhältnisse aufgelöst ist, so wird man die Gelegenheit benutzen, bevor man sie wieder organisirt. Uebrigens ist es mehr noch die bremer Presse als die hamburger, welche man im Auge hat und zwar beruht auch dies auf halben und mißverstandenen Nachrichten. Es heißt nämlich, Herr von Hormayr soll auf die Redaction der Weserzeitung einen großen Einfluß üben und man will hieraus auf einen feindseligern Ton dieses Blattes schließen. Allein, soviel ich mich persönlich aus dieser Zeitung im Vergleiche zu den übrigen überzeugt habe, herrscht darin eine auch nicht ein Haar breit feindseligere Gesinnung ge-

Digitized by Google

gen Oesterreich, als in andern deutschen Blättern. Daß die bremer Blätter in der Polenfrage radicaler auftreten als z. B. die preußischen, hat nicht in einem speciellen Haß gegen Oesterreich, sondern offenbar darin allein seinen Grund, daß Preußen, als selbst bei der Polensache betheiligt, seinen Blättern nicht so viel Freiheit gestattet, als die unbetheiligten Hanseaten. In Bezug auf Oesterreich haben preußische Blätter im Ganzen viel Schärferes und Heftigeres enthalten, als die hanseatischen; aber, wie gesagt, Herr von Hormayr ist in Bremen, die Weserzeitung erwähnt seiner fleißig und die Unterhaltungsblätter, die sie alle Sonntage als Beilage gibt, haben in der That einige Aufsätze aus Hormayr's Feder enthalten; Ursache genug, um Gespenster zu sehen. Es ist ein großes Unglück für uns Oesterreicher, daß man weder in der Staatskanzlei, noch bei der Polizeihofstelle, auch nur eine halbweg genaue Kenntniß der deutschen Preßzustände und ihres innern Zusammenhangs hat. Da wird Alles sogleich im schwärzesten Lichte gesehen, weil man eine Zeitung meist nach Einzelheiten und nicht im Zusammenhange beurtheilt und weil diese Beurtheilungen meist von einem kleinlichen Localstandpunkte ausgehen und weil diese Beurtheiler meist aus engbrüstigen Pedanten und halbgebildeten Beamten bestehen, weil von unsern sämmtlichen Censoren keine zehn den Fuß über die österreichische Grenze gesetzt haben und weil kein Einziger, dies getraue ich mich zu behaupten, Deutschland und seine wahrhaften Bewegungen kennt. Auf diese Weise gibt sich Oesterreich oft die lächerlichsten Blößen, wie z. B. die überspannte Heftigkeit gegen den reclam'schen Verlag, und das komische Verbot der vossischen und spener'schen Zeitung. Heißt das nicht mit Kanonen auf eine Fliege schießen und einen Floh mit der Guillotine köpfen? Wäre Oesterreich über deutsche Preßzustände unterrichtet, so könnten ihm derlei Don-Quixoterien nicht passiren. Ueberhaupt sollte man meinen, daß, bevor unsere Behörde zu einem solchen Spectakel machenden, von einem Ende zum andern Ende Deutschlands wiederhallenden Schritte, sich entschließt, erst die allereinfachsten Vorlagen einholt. Dieses aber thut sie nicht, denn jeder Buchhändler hätte ihr sagen können, daß die reclam'schen Schriften über Oesterreich ihre Zugkraft so vollständig eingebüßt haben, daß der Verleger diesen Zweig seines Verlags im letzten Jahre weit weniger cultivirt hat. Jedes Postamt würde ihr gesagt haben, daß es für die vossische und spener'sche Zeitung höchstens einen oder zwei Abonnenten hat, was in Summa die bekannten zehn Exemplare gegeben hätte. Würde man gegen zehn Exemplare ein Verbot geschleudert haben? Sicherlich hätte man es nicht der Mühe werth gehalten. Daß man sich die Mühe gab, beweist nur, daß man ohne Sachkenntniß in's Blaue hineinschießt. Und man klagt über leichtsinnige Schriftsteller, während die Censur selbst, mehr als leichtsinnig, durch einen einzigen Schritt die Ehre Oesterreichs mehr compromittirt, als ein halbes Dutzend Schriftsteller thun konnten.

Digitized by Google

III.

Ein ſpeculativer Schauſpieler.

Aus Berlin. —

Es iſt ſchon oft und viel über die Vor- und Nachtheile des Hauſirerhandels geſchrieben worden. Man hat erörtert, für welche Zweige der Induſtrie dieſe Kleinkrämerei eine Nothwendigkeit iſt und für welche nicht. Einen Zweig des Hauſirerthums hat man bis jetzt überſehen und dieſer iſt — die Gaſtſpielerei, mit welcher die Schauſpieler von einer Bühne zur andern ihre Kunſtſtücke colportiren. Einer der unermüdlichſten Hauſirer dieſer Art iſt Herr Emil Devrient; kein Weinreiſender, kein tyroler Handſchuhverkäufer iſt ſo fleißig, kennt ſo genau die Gänge und den Abſatz in dieſer oder jener Stadt, in dieſem oder jenem Hauſe. Nachdem Herr Emil Devrient ein Dutzend Rollen an das königliche Hoftheater verhandelt hat, trägt er ſein Bündel hinüber in das Königſtädtertheater und bietet hier einige, ihm auf dem Lager gebliebene „Parthiechens" aus. Nachdem der Jahrmarkt an der Königsſtadt zu Ende ſein wird, geht Herr Devrient über Hals und Kopf — auf die wiener Meſſe und wiederholt vielleicht dort (wie im vorigen Jahre) dieſelbe Procedur, erſt am Burgtheater einen Theil ſeiner Artikel auszubieten und dann an einem Vorſtadttheater den Reſt loszuſchlagen. Es fehlte nur noch, daß Herr Devrient bei ſolcher Gelegenheit auf den Zettel ſetzen laſſe: Ausverkauf, wegen dringender Abreiſe! Fort mit Schaden!

Schon gegen das ewige Gaſtſpielen, das bei einigen Schauſpielvirtuoſen immer mehr und mehr Mode wird, iſt Gewichtiges einzuwenden. Sie üben immer nachtheiligen Einfluß auf die Bühne aus, bei der ſie engagirt ſind und die während ihrer Abweſenheit in ihrem Repertoire geſtört bleibt, ſo wie auf die Bühne, an welcher ſie gaſtiren, weil ſie das Publicum gewöhnen, mehr auf die Virtuoſität des Einzelnen, als auf die Harmonie des Ganzen, auf das Zuſammenſpiel Aller, Aufmerkſamkeit zu richten. Und doch iſt das harmoniſche und raſche Enſemble das Weſentlichſte zur Geltendmachung eines dramatiſchen Werkes. Dieſe fliegende Gaſtſpielerei löſt die Darſtellung eines Dramas in einzelne Bravourarien auf. Es lohnt ſich kaum mehr der Mühe, ein Stück mit ausgebildeten Einzelncharakteren zu ſchreiben; wer ein loſes Machwerk mit einer oder zweien Virtuoſitätsrollen ſchreibt, wird ſich beſſer belohnt finden, als ſchriebe er ein ſhakeſpeare'ſches Meiſterwerk. Was das wiener Burgtheater, trotz ſeiner vielen Mängel, noch immer im Range der erſten deutſchen Bühnen erhält, das iſt ſein ſchönes, wohl ineinander gefügtes Enſemble. Was die berliner Hofbühne, trotz ihrer mannichfachen brillanten Einzelkräfte, nicht zum vollen Leben kommen läßt, das iſt die Zerriſſenheit, die bisher durch die fortwährenden Urlaube und ſtete Zulaſſung fremder Gäſte ſich geltend machte.

Doch dieſes Kapitel hat noch viele Seiten, die bei einer andern Gelegenheit erörtert werden ſollen. Was Herr Emil Devrient in's Beſondere betrifft, ſo iſt es nicht blos das ewige Herumgaſtiren, was bei

Digitized by Google

ihm auffällt, sondern die unverdeckte Weise, in welcher der Geldzweck seiner Pilgerfahrten sichtbar wird. Daß ein Künstler seine Ferienzeit zur Erhöhung seiner Einkünfte benutzt, ist nichts als billig. Daß ein Schauspieler seine Kunstleistungen, seine eigenthümliche Auffassung und Darstellungsweise einem fremden Publicum vorführen will, ist ein rühmlicher Ehrgeiz. Bei ächten und edlern Künstlernaturen überwiegt in der Regel das letztere Motiv und selbst Solchen, denen im Stillen der Gelderwerb Hauptzweck ist, dient öffentlich der Ehrgeiz als Deckmantel, unter welchem sie mit Decenz ihren andern Zweck verhüllen. Diese Decenz steht dem Künstler wohl an und einem Schauspieler gegenüber, hat man sogar ein Recht, sie zu fordern, damit die Illusion nicht zu handgreiflich gestört werde. Herr Emil Devrient aber ist der erste Schauspieler, der die bisher ungewohnte Methode ausübt, in einer und derselben Stadt von einer Bühne zur andern zu ziehen und es ist daher nothwendig, nicht blos auf das Unschickliche, sondern auch auf die üblen Folgen dieser Procedur hinzuweisen. Das deutsche Bühnenwesen leidet an einem Hauptübelstand, der auf den Geschmack des Publicums, wie auf die Richtung der dramatischen Bühnen einen bedeutenden Einfluß übt. Es ist dies der Gebrauch oder die Nothwendigkeit an einem und demselben Theater alle Genres von Stücken aufzuführen. Possen, die man in Paris, London, ja sogar in Wien nur an den untersten Vorstadt- und Boulevardtheatern gibt, werden bei uns in Stadt- und Hoftheatern der Crême der Bildung vorgeführt; Spectakelstücke, die man in Paris blos an der Porte St. Martin sich erlauben darf, bilden eine Hauptrubrik unserer Hofbühne. Die Folgen davon sind, daß die Brutalität tonangebend in unsern Schauspielhäusern wird. Dies Stück hat gefallen — weil es die Majorität beklatschte, jenes hat mißfallen — weil es die Majorität auszischte. Aber wer ist diese Majorität? Ist es die urtheilsfähige Elite? nein! die brutale Masse ist's. Ein Drama, das Sammlung, aufmerksames Hinhorchen und tieferes Eingehen auf Gedankenfülle und Charakteristik verlangt, kann kaum mehr Weg sich bahnen, weil die Masse des Publicums verwöhnt ist durch die trivialen Späße aberwitziger Localpossen und liederlicher Vaudevilles, durch die plumpen Effecte sogenannter Sonntagsstücke, die aber jetzt auch am Montage und am Dienstage und an jedem andern Wochentage als Leibspeise aufgetischt werden. In jenen wenigen Städten, wo es noch zwei Bühnen gibt und wo die Traditionen einer bessern Kunstepoche noch einigermaßen im Publicum leben und eine Scheidung des niedern von dem höhern Drama noch Sitte ist, da ist es eine doppelte Pflicht der Theaterleitung, der Dichter, der Schauspieler und der Kritik, diese ohnehin bereits dünnen Scheidewände vor völligem Durchbruch zu retten. Was würde man sagen, wenn man am wiener Burgtheater, oder an der königlichen Bühne in Berlin, plötzlich den Lumpaci Vagabundus oder Hinko den Freiknecht zur Aufführung brächte? Was würde man sagen, wenn Halm, Grillparzer, Gutzkow, Bauernfeld, Laube, Mosen, die Wege des höherstrebenden Drama's verlassen würden, um den bequemern, pecuniärer lohnenden und von dem Haufen viel stärker beklatschten Thaten Nestroy's, Mad. Birchpfeiffers (mit Ausnahme

Digitized by Google

der beſſern La Valette) ſich anzuſchließen, wenn ſie es vorzögen, ihr Publicum im Königſtädter-, im Leopoldſtädter-, im Iſarthortheater aufzuſuchen? Und hat der höhere Schauſpieler nicht ähnliche Pflicht? Iſt es nicht ein ſchnöder Handel, wenn ein berühmter, im höhern Drama ſich bewegender Schauſpieler, Regiſſeur einer großen deutſchen Hofbühne, auf deren Leitung er einen wichtigen Einfluß übt, ein Mann, dem es alſo doppelt Pflicht iſt, ein gutes Beiſpiel zu geben, plötzlich, um einige Säcke voll Thaler mehr zu gewinnen, hinauszieht an eine Bühne, deren Repertoir, deren Schauſpieler, deren Geſchmacksrichtung den Anſprüchen der höhern Bildung zuwider laufen? Wir würden Herrn Emil Devrient es nicht verargen, wenn er auf dem Theater von Bückeburg oder Schöppenſtädt gaſtiren würde, denn dort gibt es keine Wahl und warum ſoll Herr Devrient auf die Bückeburger und Schöppenſtädter Verzicht leiſten? Aber in einer Stadt, wo es zwei Bühnen gibt, muß der Schauſpieler ſich entſcheiden, ob er das Handwerk eines Komödianten oder eines Künſtlers ausüben will. Er muß, je höher er ſteht, je entſchiedener das Beiſpiel geben, welcher Richtung er angehört. Auch ein Schauſpieler ſoll Geſinnung haben, wenigſtens in ſeiner Kunſtrichtung und ſo wie den Schriftſteller, der ſich verkauft, der Bannſtrahl der öffentlichen Meinung trifft, ſo treffe er auch jenen. Zwar gibt Herr Emil Devrient vor, er ſpiele hauptſächlich deshalb an der königſtädter Bühne, weil er an der Hofbühne in ſeinen beſten Rollen ſich nicht zeigen könnte. Schlimm genug für ſein Talent, wenn es ſich am behaglichſten in ſolchen Rollen entwickelt, welche dem höhern Geſchmack und den ſtrengeren Anforderungen an das Drama ſo wenig genügen, daß ſie ſogar von der wahrlich nicht durch beſonders ſtrenge und geſchmackvolle glänzende Hofbühne ausgeſchloſſen ſind. Wir haben nie gehört, daß die Rachel, um die Mannichfaltigkeit ihres Talentes zu documentiren, an einem Boulevardtheater in Don Cäſar de Bazan oder als „Weib aus dem Volke" gaſtirt hätte. Ebenſo wenig iſt es Iffland, Seidelmann oder dem großen Devrient nöthig erſchienen, von einem Hühnerſteig zum andern zu fliegen, Behufs der Probeablegung ihrer Vielſeitigkeit. Ich muß Herrn Emil um Entſchuldigung bitten, daß ich ihn mit dieſen Männern vergleiche und bemerke gleichzeitig, daß ich keineswegs geſagt haben will, er ſei ein Iffland, ein Seidelmann oder ein großer Devrient. Denn grade daß er es nicht iſt, entſchuldigt ihn einigermaßen. Nur der wahrhaft große Schauſpieler, deſſen Genie ein weſentliches Element in der Entwickelungsgeſchichte des Theaters bildet und deſſen tieferer Geiſt mit dem Geiſt der Poeſie und der dramatiſchen Production in innigem Zuſammenhange ſteht, nur der hat Pflichten der geſammten Nationalbühne gegenüber, nur von ihm darf man fordern, daß er unwürdige theatraliſche Machwerke durch das Gewicht ſeines Talentes nicht unterſtütze, daß er eine Bühne, welche nur Handwerk treibt und um die höhern Intereſſen der Kunſt ſich nicht kümmert, den Rücken wende und ſo den jüngern nachſtrebenden Schauſpielern, den Directoren, ja dem Publicum ſelbſt ein Beiſpiel gebe, daß zwiſchen Kunſt und Handwerk, zwiſchen Schauſpieler und Komödianten, zwiſchen dramatiſchen Beſtrebungen und trivialem Jux ein ſcharfer Strich zu machen

Digitized by Google

sei. Diese Aufgabe des höhern Künstlers erkannte sich Herr Emil Devrient nicht zu. Herr Emil Devrient spielte an der königsstädter Bühne — aus Bescheidenheit!

IV.

Notizen.

Der einsamste Mann. — Zeit und Lyrik.

Der einsamste Mann der Christenheit ist gestorben. Es liegt etwas Furchtbares und tief Tragisches in dem Schicksale eines Papstes. Schon bei seiner Wahl! In einem Alter, wo andere Greise unter grünem friedlichen Laubdach von den Stürmen des Lebens endlich behaglich ausruhen, wo die weißen Locken wie leichte Silberwölkchen den stillen Abend ankündigen, muß er erst hinaus in die weite stürmische Arena, muß er das gebeugte Haupt mit dem Kampfeshelm der Tiara decken. Wenn Andere ihre Thaten beschließen, beginnen die seinigen erst. Als ein gebrechlicher Greis besteigt er die Höhe, welche die Wachsamkeit und die Seelenkraft des stärksten Mannes aufzehrte. Er muß die Verantwortlichkeit für Vorfahren übernehmen, die nicht seine Väter waren und für Nachkommen sorgen, die nicht seine Kinder sind. Und ängstlicher als Jeder muß er seine Schritte abwiegen, seine Thaten messen und für seine Macht sorgen. Denn nicht ein liebender Sohn, ein ehrfurchtsvoller Enkel wird ihm folgen, der für seine Schwächen Nachsicht hat. Ein fremdes Vermögen ist es, das er verwaltet und Fremde sind es, die seine Erben und Beurtheiler werden. Und naht endlich sein letzter Augenblick, wer umsteht ihn? Der Vater der Christenheit liegt kinderlos auf dem Sterbebette, keine treue Sohneshand rückt ihm das Kissen zurecht, keine zitternde Tochterhand wischt ihm den Schweiß von der Stirne. Sein brechendes Auge begegnet rings umher nur berechnenden Gesichtern, die ehrgeizig oder geldgierig die Vortheile grübelnd nachzählen, die sein letzter Seufzer ihnen bringen wird. Das Haupt des größten Vereins auf dem Erdboden stirbt verlassen, das Oberhaupt von hundert Millionen Christen stirbt einsamer, als mancher Verbannte, und mancher arme Hindu findet an seinem Todtenbett ein lauteres Schluchzen als der Hohepriester der „Religion der Liebe."

— Von Karl Becks Gedichten erscheint zu Michaelis die fünfte Ausgabe, von Freiligrath's die siebente. In dieser trocknen Zeit der Differentialzölle und der Synoden, der Actienvereine und der Kirchenzeitungen flüchtet sich das poetische Gemüth eifriger und häufiger als je auf die kleinen, immergrünen Inselgruppen, wo der melodische Wellenschlag des Reims und das traumhafte Rauschen blätterreicher Gedankenbäume die dürstende Seele anfrischt vor dem Staub der großen Heeresstraße. Nie sind in Deutschland mehr Gedichte gelesen und gekauft worden, als eben in dieser Zeit der höchsten Nüchternheit. Vielleicht decretirt man in Berlin auch eine Nachtigallensteuer auf das Lesen lyrischer Poeten, damit die verirrte Leselust bessere Wege finde und dem Gesangbuch sich zuwende.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich André.

Digitized by Google

Briefe von Goethe an Frau von Grotthuß.

Schon vor neun Jahren gab ich einen Aufſatz, welcher die Ueberſchrift hat „Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg," und der eine kurze Schilderung dieſer beiden, durch geſellſchaftliche und literariſche Verbindungen vormals einem großen Kreiſe bekannten und bedeutenden Schweſtern darbietet. Dieſer Schilderung waren acht Briefe von Goethe an Frau von Grotthuß beigefügt, ausgewählte aus einer Anzahl geretteter, denn der Empfängerin ſelber waren viele ſchon damals abhanden gekommen, als ſie die noch übrigen mir zum Abſchriftnehmen mittheilte. Nach dem Tode der Frau von Grotthuß (1828) haben ſich die Urſchriften jener geretteten Anzahl durch ein ſeltſames Mißgeſchick verloren, wie uns vor Kurzem ein Aufſatz aus Deſſau im „Geſellſchafter" berichtete; ihr Text iſt einſtweilen nur in meinen Abſchriften noch erhalten. Jetzt wird der deutſche Leſer abermals zu dieſen Perſonen und Verhältniſſen hingeleitet, da die geſchätzte Zeitſchrift: Wiener Sonntagsblätter von Frankl uns auf das angenehmſte mit Briefen von Goethe und Gentz überraſcht, welche dieſe Beiden an Frau von Eybenberg geſchrieben haben. Die für die eine der Schweſtern jetzt wiedererweckte Erinnerung ſcheint uns ein vollgiltiger Anlaß, auch der andern auf's Neue zu gedenken, beſonders da unſer größter literariſcher Name ſich damit verknüpft. Und ſo glauben wir den Zeitpunkt jetzt ganz gelegen, die Reihe der noch vorhandenen Briefe Goethe's an Frau von Gotthuß hier vollſtändig mitzutheilen.

Berlin am 18. Juni 1846.

Varnhagen von Enſe.

Digitized by Google

Goethe an Frau von Grotthuß.

1.

Weimar, den 9. Februar 1797.

Was werden Sie sagen? wertheste Frau, wenn ich Ihnen erzähle, daß zu eben der Zeit, als Ihr freundliches Röllchen auf dem Wege zu mir war, ich ihm entgegenreiste und mich Ihnen näherte. In Leipzig und Dessau hielt ich mich einige Zeit auf und, wäre nicht die traurige Nachricht von dem Tode des, auch mir so theuern, Königlichen Prinzen eben erschollen, so hätte ich mich wohl verleiten lassen, weiter zu gehen, Berlin zu besuchen, mich an den kunstreichen Darstellungen des Carnevals zu ergötzen und aus der großen Masse interessanter Menschen, die sich dort befinden, zu den wenigen Freunden, deren ich mir daselbst schmeicheln kann, vielleicht noch einige zu erwerben. Bei meiner Rückkunft empfing ich Ihre Arbeit doppelt freundlich, sowohl als ein Beweis Ihres in der Ferne fortdauernden Andenkens, als auch als ein Zeugniß Ihrer völlig wieder hergestellten Gesundheit, denn wie wollte man ohne eine glückliche Harmonie seiner Kräfte ein so angenehmes Werk hervorbringen, als dasjenige ist, das Sie freundschaftlich für mich gearbeitet haben. Verzeihen Sie, wenn ich Sie nicht sogleich über dessen Ankunft beruhigte, denn ich wollte nicht einen bloßen Empfangschein überschicken, sondern zugleich noch etwas mehr sagen, und dazu erwartet man denn lange eine Stimmung, die nicht kommt, wenn man sie nicht zu erschaffen weiß. Ihr zweiter Brief bestimmt meine Unentschlossenheit, und ich eile, Ihnen für das schöne Geschenk zu danken, das mich so oft an Ihr Andenken, Ihre gute Meinung und Ihr Talent erinnern wird. Wie sehr danke ich Ihnen zugleich für den Antheil, den Sie an meinen Arbeiten nehmen. Da ein Schriftsteller sich muß gefallen lassen, daß so manches wunderlich genug genommen und beurtheilt wird, so findet er sich freilich sehr getröstet, wenn seine Arbeit einmal bei einem gebildeten Individuo als Naturproduct wirkt, und zwar in seiner ganzen Breite und Tiefe. Bald sehen Sie wieder ein episches Gedicht von mir, dem ich eine so gute Aufnahme auch in Ihrem Zirkel wünsche, als die Neigung stark ist, womit ich es angegriffen habe und nun bald zu vollenden hoffe. Grüßen Sie Ihre Freundin Rahel Robert, deren ich mich noch recht gut erinnere, und gedenken meiner bei guten

Digitized by

und trüben Tagen, in der lebhaften Stadt sowie auf dem stillen Lande.

Goethe.

2.

Weimar, den 18. März 1801.

Durch die glückliche Ankunft Durchl. des Herzogs werde ich auf's Neue an den Dank erinnert, den ich Ihnen für Ihren freundschaftlichen Brief und für die angenehme Gabe noch schuldig bin*). Sie haben mir durch Beides eine recht große Freude gemacht, und mir einen schätzbaren Beweis Ihres Andenkens gegeben.

Da ich kein fleißiger Correspondent bin, und meine alte Untugend, des Schweigens gegen Abwesende, mit den Jahren immer zuzunehmen scheint; so bleibt mir nichts übrig, als desto fleißiger an einigen Arbeiten zu sein, welche, früher oder später, denen, die mir wohlwollen, einiges Vergnügen machen können.

Erhalten Sie mir Ihren Antheil an meinem Dasein, das sich wieder befestigt, und an meinen Productionen, durch die ich am eigentlichsten mit der Welt zusammenhänge. Leben Sie recht wohl und glücklich und gedenken mein unter den Ihrigen.

Goethe.

(Nach Berlin).

3.

Weimar, den 1. Februar 1806.

Ihr lieber Brief mit der zugefügten Gabe hat mich auf das angenehmste überrascht und zugleich erinnert, daß ich der guten Schwester auch noch eine Antwort schuldig bin, die mir ihren glücklichen Eintritt in Italien notificirte. Wie sehr freut mich's, daß Sie noch an mich denken, und jetzt nicht verschmähen, als Marianens Stellvertreterin, mir die gewohnten fremden Leckerbissen zuzusenden. Was ich von Ihren Zuständen bisher erfragte, hat mir immer viel Vergnügen gemacht, denn ich vernahm, daß Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl manches gelungen ist, worüber Sie sich zu erfreuen haben, wovon mir denn auch Ihr Brief das beste Zeugniß gibt. Ich schreibe in diesen Tagen an Herrn von Humboldt nach Rom und werde ein Blatt an

*) Sie hatte ihm eine Tasse gesandt, geschmückt mit Bildern aus seinem Tasso. Anmerk. d. Eins.

unſre liebe Mariane mit beilegen. Ich wünſche, daß ſie ſich nach ihrer Art geſund, d. h. leidlich befinde, um das manche lange erſehnte Gute genießen zu können, in deſſen Nähe ſie ſich jetzt befindet. Fahren Sie fort meiner zu gedenken, und bleiben Sie überzeugt, daß ich mich ſehr oft der guten Tage erinnere, wo wir zuſammen an der Töpel manches nicht wieder zu erlebenden Vergnügens genoſſen. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl und bleiben mir gewogen.

Goethe.

(Nach Berlin).

4.

Weimar, den 28. October 1810.

Sie ſollen, theuerſte Freundin, recht herzlichen Dank haben, daß Sie uns durch Ihren lieben Brief, dem wir lange hätten zuvorkommen ſollen, auf eine ſo freundliche Weiſe beſchämen. Wir freuen uns zu hören, daß Sie mit dem Erfolg Ihrer Badecur nicht ganz unzufrieden ſind. Nachdem wir in Freiberg, Chemnitz und Löbichau Bergwerke, Fabriken und ſchöne Damen beſucht, ſind wir in Weimar angelangt, und wurden daſelbſt von Hof-, Theater- und Geſellſchaftsangelegenheiten ſogleich umfangen, ſo daß unſer Blick nach außen für die erſte Zeit ganz umnebelt war. Selbſt jetzt geht es noch ein bischen bunt her. Verzeihen Sie alſo dieſem eiligen Schreiben.

Das mitgetheilte höchſt merkwürdige Blatt werde ich wohl verwahren, es ſoll nicht aus meinen Händen kommen. Laſſen Sie von Zeit zu Zeit etwas von ſich hören und geben uns einige Nachricht, beſonders auch, wie es mit dem akademiſchen Weſen in Berlin ausſieht.

Nach der Ankündigung iſt dieſer ehrwürdige Körper ſehr disproportionirt. Nimmt die mediciniſche Facultät, wie billig, den untern Theil des Rumpfes ein; ſo muß man ſagen, daß es ein wohlbeleibter Körper iſt. Anderer Bemerkungen enthalte ich mich. Doctor Riemer empfiehlt ſich zum allerbeſten, dankt für das Andenken, und wünſcht auch ſeine Freunde Ihnen immer empfohlen.

Nun aber empfehle ich Ihnen meine Küche, und meine Tafel, für welche Sie mir zu rechter Zeit einige Leckerbiſſen zu ſenden verſprochen haben, als da ſind: Kaviar, Sander und Dorſche. Mögen Sie mir eine förmliche Rechnung Ihrer Auslagen ſenden; ſo verbinden Sie

Digitized by Google

mich ungemein und geben mir Muth, Sie um Fortsetzung solcher Gefälligkeiten zu bitten. Aus unsern mittelländischen Gegenden können wir kaum etwas Andres als papierne Aequivalente anbieten. Leben Sie recht wohl und bleiben Sie unserer aufrichtigen dankbaren Anhänglichkeit überzeugt.

Goethe.

Dem Herrn Gemahl die besten Empfehlungen.

G.

(Nach Berlin).

5.

Weimar, den 7. December 1810.

Die schöne Tasse zum Andenken der verehrten Königin, welche als ein Kenotaphium bei mir stehen soll, und der überschöne Beutel, welcher gleichfalls als Kenotaphium in meinem Schatze liegt, weil des Goldes nicht hinreichend übrig ist, ihn zu füllen, sollen mir liebe Erinnerungspunkte bleiben an das Wohlwollen meiner Freundin.

Sie empfangen heute nur diese wenigen Worte des Danks, welcher sich auch auf Ihren liebenswürdigen Brief erstreckt. Die Tochter Jephta*) wird diesem Blatt bald folgen; das Stück ist vielleicht aufführbar, wenn der Verfasser noch einiges daran thun will, warum ich ihn ersuche. Nächstens erhalten Sie eine Abschrift eines sehr artigen Elogiums, das der Prince de Ligne meinen Wahlverwandtschaften gegönnt hat, von welchen die französische Uebersetzung zu ihm gelangt ist. Für heute leben Sie recht wohl.

G.

(Nach Berlin).

6.

Weimar den 6. December 1810.

Heute soll, theuerste Freundin, nicht von Leckerbissen, am wenigsten von den Spickgänsen, die Sie uns so appetitlich in der Ferne zeigen, die Rede sein; auch nicht von allem andern Freundlichen und Guten, das Ihr lieber Brief enthält; sondern, wie Sie schon aus der Inlage sehen, von dem Schicksal der Tochter Jephthä. Auf Ihre Anregung habe ich sogleich das empfohlene Trauerspiel aus den Flözschichten poetischer, theatralischer und literarischer Anhäufungen, die sich

*) Trauerspiel von Ludwig Robert. D. H.

um mich herum aufbauen, hervorgesucht, habe solches mit Vergnügen gelesen, und halte die Aufführung nicht ganz unmöglich; doch wünschte ich, der Verfasser thäte vorher noch Folgendes daran:

1) Könnte er eine Anzahl Verse herausnehmen, oder, wie man sagt, streichen; so würde es dem Stück günstig sein, weil es etwas zu lang spielte. Ich fühle zwar selbst, daß es schwer halten wird, weil die Scenen gut gearbeitet sind, und sich nichts Ueberflüssiges findet; allein hier und da läßt sich doch wohl eine kleine Amplification und mehrere Ausführlichkeit wegnehmen, ohne daß das Ganze Schaden leidet.

2) Wären die vier Krieger in zwei Personen zusammen zu ziehen, und diesen bestimmte Namen zu geben. Kein guter Acteur mag gern als bloßer Statist erscheinen, und das, was die Krieger zu sagen und zu thun haben, ist zu bedeutend, als daß man es wagen sollte, durch vier Personen es ausrichten zu lassen, wo gewöhnlich einer oder der andere schwach bleibt oder gar sich lächerlich macht.

3) Nun noch ein Hauptpunkt. Der Verfasser hat wohl gefühlt, daß er bei dem Gelübde Jephtha's sich besonders angreifen müsse, und hat es auch deshalb, damit es sich vom Andren gleichsam absondere, in gereimte Verse gebracht; allein aufrichtig zu sagen, so hat mir diese Stelle zu wenig Gehalt und die gereimten Trochäen zu wenig Würde. Die Achse, um die sich das ganze Stück dreht, sollte etwas derber sein. — Dieses legen Sie dem Verfasser an's Herz, und er wird leicht fühlen und einsehen, wie es gemeint ist.

Soviel für heute. Ich füge weiter nichts hinzu, damit diese Sendung nicht aufgehalten werde. G.

7.

Weimar, den 15. Februar 1811.

Es ist nichts billiger, als daß ich mit der Recension der vortrefflichen Gaben anfange, die uns nach und nach durch Ihre Güte geworden sind. Den kostbarsten Spickgänsen folgten die trefflichsten Sander, und diesen nunmehr der beste Kaviar, welcher jemals gefischt und eingesalzen worden. Durch Ihre Nachricht von dem Einweichen des getrockneten habe mich wirklich auf einen hohen Grad der Geschmackkritik erhoben gesehen, so daß ich einen, ehe der Ihrige ankam, hier an Tafel genossenen wenigstens für mich im Stillen für aufgefrischt erklären konnte. Haben Sie für diese Gaben den besten Dank, und

Digitized by Google

lieben uns nicht weniger, wenn wir Ihnen etwas gourmand erſcheinen ſollten.

Für alle mir gegebenen Nachrichten ſoll gleichfalls meine aufrichtige Dankbarkeit hiermit ausgeſprochen ſein. Auf die Tochter Jephtha's warten wir mit Verlangen und hoffen ſie gut zu geben. Von unſern bisherigen Unternehmungen ſoll nachher die Rede ſein.

Wegen des Anliegens der Madame Crayen *) habe ich ſondirt. Aber Spanien iſt jetzt ein ſehr wunder Fleck auf der Landcharte, und ich traute mir nicht weiter zu gehen. Läßt ſich etwas bewirken, ſo erfahren Sie es gleich.

An die gute Schweſter habe ich ſchon lange einen luſtigen Brief geſchrieben, und darin Ihre Gaben detaillirt und gerühmt. Ich entbehre jedoch ſeit langer Zeit ein Lebenszeichen von ihr: nun, da ich höre, daß ſie krank geweſen, erkläre ich mir's eher, und bin deswegen nicht weniger in Sorgen. Sagen Sie ihr das Allerſchönſte und empfehlen mich ihr, auch Herrn von Grotthuß. Das Beſte wünſchend

Goethe.

(Nach Berlin.)

8.

Weimar, den 4. April 1811.

Schon lange wäre es meine Schuldigkeit geweſen, Ihnen, liebe treffliche Freundin, zu ſchreiben; ich wollte es aber nicht eher thun, als bis ich von unſerem Jephtha etwas ſagen könnte. Nun läßt ſich wenigſtens vermelden, daß in der nächſten Woche Leſeprobe ſein wird, und das Uebrige wird ſich denn auch machen. Die Wünſche, welche der Verfaſſer geäußert hat, habe ich vor Augen.

Heute Abend geht ein Käſtchen an Sie ab, welches Ihnen, wie ich wünſche, zur Freude gereichen möge. Es ſind zwar meiſt alte Bekannte; aber auch dieſe werden Sie nicht unfreundlich aufnehmen **). Wie ſehr wir Ihnen für die Wiederſendungen dankbar geweſen, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Wenn ich nicht wüßte, wie thätig Sie für Ihre Freunde im Großen und Kleinen ſind, ſo würde mich Ihre Gefälligkeit beſchämt haben. Sagen Sie mir auch einmal wieder ein

*) Ein Sohn der Frau von Crayen diente in den weimariſchen Truppen, die mit den Franzoſen nach Spanien hatten ziehen müſſen.

Anmerk. d. Einſ.

**) Er ſchickte ein Exemplar ſeiner Werke an ſie.

Anmerk. d. Einſ.

Digitized by Google

gutes Wort von sich und Ihrer lieben Schwester, von der ich so lange nichts gehört habe; erzählen Sie mir etwas von Berlin, vor allem Andern aber lassen Sie mich wissen, was Ihre Pläne für den Sommer sind. Leben Sie recht wohl und gedenken Sie meiner.

Goethe.

9.

Weimar, den 17. April 1811.

Meine Sendung vom 4. April wird nunmehr wohl, theuerste Freundin, in Ihren Händen sein. Möchten Sie darin den Wunsch, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern, und wenigstens den Willen einer Dankbarkeit für so manches Gute und Freundliche, gewahr werden.

Das Gegenwärtige hat die Absicht, Ihnen ein paar Personen bekannt zu machen, die Ihre Aufmerksamkeit verdienen. Es ist Herr und Madame Wolff, beides Mitglieder unseres Hoftheaters, welche nach Berlin kommen, um Gastrollen zu geben: Ich wünsche, daß sie auf einem fremden Schauplatz, und ohne ihre gewohnte Umgebung, den Beifall finden mögen, den sie so oft bei uns verdienen.

Herr Robert hat gewiß auch einige Gefälligkeit gegen sie. Beide haben Rollen in seinem neuen Stücke. Die Leseprobe ist noch vor ihrer Abreise gehalten worden, damit die Vorstellung gleich nach ihrer Rückkunft, vor sich gehen könne. Unser Capellmeister Müller componirt die Chöre.

Den guten Grafen, der Sie interessirt, scheint der Herzog auf alle Weise zu begünstigen; wenigstens sendet er ihn nach Teplitz voraus, damit er, wegen seines verwundeten Arms, der Cur desto länger genießen könne.

Was für Absichten haben Sie für dieses Jahr? Die schöne Frühlingsluft macht schon einige Reiselust in mir rege.

Zum Schlusse will ich nicht vergessen, Sie auf eine kleine Arbeit von mir, Pandora, aufmerksam zu machen. Es ist ein etwas abstruses Werkchen, welches durch mündlichen Vortrag gehoben werden muß. Herr Wolff und seine Frau werden sich ein Vergnügen daraus machen, Sie einen Abend damit zu unterhalten.

Leben Sie recht wohl, und gedenken Sie mein.

Goethe.

(Nach Berlin.)

Digitized by Google

10.

Weimar, den 6. Auguſt 1811.

Nur mit Wenigem beantworte ich, wertheſte Freundin, Ihren lieben Brief von Teplitz. Er beruhigt mich zwar nicht über den Zuſtand Ihrer trefflichen Schweſter; aber doch war mir ein Lebenszeichen von Ihnen höchſt erwünſcht. Mein Sommer iſt mir froh und glücklich genug vergangen; hätte ich nur von Freunden, denen ich ſo innig verbunden bin, beſſere Nachrichten vernehmen können; ja, damit das Schlimmere zum Schlimmen komme, waren auch die trüben Berichte nur unbeſtimmte, wodurch ſich das Zweifelhafte meines Zuſtandes nur vermehrte.

Die Haupturſache, warum ich nicht nach Teplitz ging, war die, daß mir das Baden in Karlsbad dieſes Jahr außerordentlich wohlgethan, und ich eine Reiſe, die mich weiter von Hauſe führte, für unräthlich finden mußte. Daß ich Sie in Teplitz zu ſehen hoffte und mir mancherlei Luſt und Gutes davon verſprach, davon iſt ein kleiner Stier von Erz Zeuge, den ich ſchon hatte hinſchaffen laſſen, in der Abſicht, durch Ihre Vermittlung dasjenige dies Jahr in Dux tauſchweiſe zu erlangen, was voriges Jahr ſich durch Schenkung nicht wollte erhalten laſſen. Wie viel Andres wäre noch wünſchenswerth geweſen, theils in der Wirklichkeit, theils in der Erinnerung zu wiederholen.

Wir empfehlen uns Ihrem freundſchaftlichen Andenken auf's angelegentlichſte, laſſen Sie bald etwas von ſich und Ihrer theuern Schweſter vernehmen und bleiben meiner aufrichtigen Anhänglichkeit verſichert. G.

Ich lege das Neueſte vom Jahr bei, einen Prolog, der heute in Halle bei dem Antritt unſerer Schauſpielergeſellſchaft daſelbſt gehalten wird. Möge es Ihnen in Teplitz nicht an guter geſelliger Würze fehlen. Sie führen ſie zwar immer bei ſich, aber es iſt doch auch wünſchenswerth, daß uns einiges erwiedert werde.

(Eigenhändig.)

Ihrem Herrn Gemahl meine beſten Empfehlungen.

(Nach Dresden.)

11.

Weimar, den 8. Januar 1812.

Vor Zeiten beſtand bei mir die löbliche Einrichtung, daß ich wenigſtens vor Ende des Jahres meine dringendſten Briefſchulden ab-

Digitized by Google

zuthun ſuchte; gegenwärtig aber ziehen ſie ſich immer mehr in's Neue hinein. Am meiſten drückt mich ſchon einige Zeit, Ihr Schuldner zu ſein, und das will ich denn auch nicht länger tragen. Zwar könnte ich zu meiner Rechtfertigung aufrichtig verſichern, daß ich gerade, weil Sie und Ihre theure Schweſter mir immer gegenwärtig waren, am wenigſten dazu gelangen konnte, Ihnen zu ſchreiben. Ich brauche Ihnen nicht zu verſichern, wie nahe es mir geht, die verehrte Kranke in einem ſolchen peinlichen Zuſtand zu wiſſen, und wie ich von einer doppelten Empfindung hin und wieder gezogen werde, indem ich einmal zu erfahren wünſche, wie ſie ſich befindet, und ſodann wieder befürchten muß, von einem ſchlimmern und gefährlichern Zuſtand unterrichtet zu werden. Auf dieſe Weiſe, darf ich wohl ſagen, bin ich immer um Sie beide beſchäftigt, und wenn mir der Ort anſchaulich wäre, wo Sie ſich befinden, ſo würde an der wirklichen Gegenwart wenig fehlen. Laſſen Sie jedoch, beſte Freundin, mich es nicht entgelten, und geben Sie mir bald Nachricht von einem Zuſtande, der mich ſo ſehr intereſſirt. Empfehlen Sie mich der theuren Leidenden auf das beſte, und haben Sie tauſend Dank, daß Sie ſo treulich die Stelle ſo vieler abweſend Theilnehmenden vertreten.

Von mir habe ich wenig zu ſagen, wenn ich auch wollte. Das tägliche äußere Leben verſchlingt das innere dauernde, und keins von beiden will ſeine Rechte fahren laſſen; worüber denn beinahe alle beide verloren gehen.

Sie fragen, meine Beſte, nach dem Trauerſpiel Jephtha. Es iſt damit eine eigene Sache. Wir haben es mit großer Sorgfalt vorgeſtellt, aber es nicht über die zweite Repräſentation gebracht, und ich glaube nicht, daß es ſich auf dem Repertorium halten wird. Die Urſache davon liegt darin, daß ein gebildetes Publicum wie das unſere, das alle bedeutenden Stücke ſehr genau kennt, dem Verfaſſer des Jephtha gar zu leicht nachkommen kann, wo er ſeine Geſtalten, ſeine Situationen und Geſinnungen herhat; und doch geht es mit den drei erſten Acten noch ſo ziemlich. Da man aber in dem vierten auf eine unangenehme Weiſe an Lear erinnert wird, und im fünften ein vergeblicher Pomp nur zerſtreuend wirkt; ſo will das Stück niemals bis an's Ende die Zuſchauer feſthalten, obgleich die Verſe ganz gut ſind, und eigentlich nichts Ueberflüſſiges ſich in der Ausführung befindet; weshalb es mir auch im Leſen ganz wohl gefiel.

Soll ich aufrichtig ſein, ſo hat das Stück noch einen Fehler, der tiefer liegt, nicht leicht erkannt, aber durchaus empfunden wird: es iſt

dieſer. Wenn die hier behandelte Fabel einigen Werth haben ſoll, ſo mußte die Tochter Jephtha's ein häusliches Mädchen ſein, es ſei nun aus öffentlicher oder Privatſitte; der Vater muß ſie gar nicht als aus- und eingehend denken können, indem er das Gelübde thut, und ihr erſter durch kindliche Liebe erregter Schritt muß ihr den Tod bringen. Dieſe gute Dina aber läuft vor wie nach im Lande herum, und erinnert an ihre Namensgenoſſin, welche auch beſſer gethan hätte zu Hauſe zu bleiben, als nach Sichem zu gehen und die Töchter des Landes zu beſuchen; wobei ſie denn ganz natürlich den Söhnen des Landes in die Hände fiel.

Vielleicht macht dieſes Stück bei einem Publicum, das weniger mit unſern theatraliſchen Productionen bekannt iſt, eine gute Wirkung: denn ob ich gleich, beim erſten Durchleſen, die Parallelfiguren und Stellen recht wohl bemerkte, ſo waren ſie mir doch nicht zuwider, weil ich nicht einſehe, warum man nicht das Gute auf eine andere Weiſe verknüpft und bearbeitet wiederbringen ſoll. Verzeihen Sie meiner Aufrichtigkeit; ich wollte aber nichts verſchweigen, was ich bei den mehreren Proben und einer zweimaligen Aufführung bemerkt hatte. Ich ſchließe mit den beſten Wünſchen und Hoffnungen.

Im Vertrauen auf Ihre thätige Freundſchaft lege ich ein Verzeichniß bei von Perſonen, deren eigene Handſchrift ich beſitze. Sie ſehen daraus, daß mir noch manche verſtorbene und lebende Wiener abgehen. Fällt Ihnen irgend ein ſolches Blättchen in die Hände, ſo heben Sie mir's auf, bis ich es gelegentlich aus Ihren lieben Händen, oder durch einen Reiſenden erhalten kann. Nochmals das beſte Lebewohl.

Goethe.

(Nach Dresden.)

12.

Karlsbad, den 22. Juni 1812.

Wie ſehr danke ich Ihnen, meine theuerſte Freundin, für das Vertrauen, das Sie hegen, daß ich an Ihnen und an Allem, was Ihnen lieb und werth iſt, Theil zu nehmen niemals aufhören werde. Ich will nur bekennen, daß ich längſt auf Nachricht von Ihnen gehofft habe. Aber auch das erkenne ich dankbar, daß Sie meinen Wunſch gegenwärtig erfüllen. Die Nachricht von Ihrer geliebten Schweſter Befinden iſt mir um ſo erfreulicher, als ich bisher darüber in einer peinlichen Ungewißheit bleiben mußte. Möchte doch Ihre

Digitized by Google

Gegenwart auch Ihrem fürtrefflichen Gemahl eben so heilbringend sein. Sie gehorchen auch diesmal Ihrer zwar schweren, aber eben so edlen Bestimmung, mehr für Andre als für sich zu leben, dafür Sie aber auch mit Liebe und Achtung reichlich belohnt werden.

Ihre Güte, unter so vielen und dringenden Sorgen, auch meiner kleinen Wünsche zu gedenken, muß mir unschätzbar sein. Mögen Sie mir den gehaltvollen Beitrag zu meiner handschriftlichen Sammlung, da diese Blätter wohl nur ein klein Volum haben, mit der reitenden Post schicken, wenn nicht irgend bald eine Gelegenheit ist, sie vielleicht durch einen dresdener Badegast an mich gelangen zu lassen.

Die Einladung des Grafen Palffy beschämt mich; wie gerne möchte ich ihr gehorchen! Aber die Fähigkeit zu solchen Entschlüssen vermindert sich bei mir von Jahr zu Jahr, und ich kann es nicht mehr weiter bringen, als meine Zeit unter Weimar, Jena und Karlsbad zu theilen. Lassen Sie es aber ja gelegentlich an dem schönsten Danke nicht fehlen.

Was meine Stücke betrifft, so hat Herr Generaldirector Iffland das Geschäft gefällig übernommen, solche den Theatern, welche sie wünschen, zukommen zu lassen. Da er mit allen Bühnen in Connexion steht, so wird die Sache dadurch sehr erleichtert. Entschuldigen Sie mich also bestens, daß ich durch diese getroffene Verpflichtung mich an der unmittelbaren Erfüllung jener Wünsche gehindert sehe.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl angelegentlichst, und lassen mich hier noch etwas von sich vernehmen; bis zu Ende Juli trifft mich ein Brief noch immer bei den drei Mohren.

(Eigenhändig.)

Riemer ist in Weimar angestellt, und wird sich Ihres Andenkens herzlich freuen. An dem Schreiber des Gegenwärtigen habe ich abermals einen unterrichteten, thätigen Freund gewonnen.

Für immer der Ihrige

Goethe.

(Nach Dresden.)

13.

(Eigenhändig.)

Teplitz, den 2. August 1812.

Schon geraume Zeit bin ich in Ihrer Nähe, theuerste Freundin, und habe noch nicht den Muth fassen können Ihnen zu schreiben. Als

Digitized by

ich Ihren lieben Brief, für deſſen koſtbare Beilage ich zum allerverbindlichſten danke, in Karlsbad erhielt, war mir leider ſchon der unerſetzliche Verluſt bekannt, von dem Sie noch nicht als Sie ſchrieben unterrichtet waren. Frühere Nachrichten, durch Curgäſte von Wien, ließen mir wenig Hoffnung, wie traurig iſt es aber zu vernehmen, daß keine mehr ſei. Sie kennen meine Liebe und Verehrung für Ihre unvergeßliche Schweſter, ich kenne Ihre Anhänglichkeit. Laſſen Sie ſich das, was Sie noch gegen das Ende für ſie gethan, bei dieſem Verluſte zu einem Troſtgrunde dienen, den die entfernten Freunde entbehren, und wenden mir um ſo mehr Ihr Wohlwollen und Ihr Vertrauen zu, als ich es von jener Seite zu entbehren lernen muß. Die beſten Wünſche für das Wohl Ihres Hrn. Gemahls, dem ich mich angelegentlich zu empfehlen bitte, und noch tauſend Dank für das Ueberſendete. Goethe.

(Nach Tharant.)

14.

Weimar, den 1. December 1813.

Was ich für Sie ſeit mehreren Monaten gefürchtet, was ich bei vielfachen Erkundigungen theilweiſe vernommen, davon gibt mir nun Ihr lieber Brief leider eine vollſtändige Gewißheit. Wären Sie nicht, verehrte Freundin, mit dieſer ſeltſamen Miſchung von Stärke und Zartheit, von Ueberſicht und Gefühl begabt, ſo würden Sie ſo große Uebel nicht ertragen können. Möge, wie ſich die dresdener Luft wieder reinigt, auch um Sie der Himmel heiterer werden und in beſſern Tagen die Geſundheit Ihres werthen Gatten ſich glücklich herſtellen.

Die ungeheuern Schickſale ſind, verhältnißmäßig, gelind an uns vorübergegangen, und ich war, mit allen denen mir zunächſt Verbundenen, durch dieſe unruhigen Wochen wenigſtens geſund, und man half ſich wechſelsweiſe ſelbſt die ſchlimmſten Stunden ertragen.

Wo man hin ſieht und hört, woher auch Briefe zu uns gelangen, Alles klingt wieder von Jammer und Noth, und nur die Hoffnung, daß aus dieſem Chaos eine neue Ordnung der Dinge hervortreten werde und müſſe, erhält noch die Jüngeren aufrecht, indem die Älteren es wahrſcheinlich finden, daß ſie erſt aus glücklicheren Regionen auf dieſes neue Glück herabſehen werden.

Sagen Sie mir von Zeit zu Zeit, wie Sie ſich mit Ihrem theuren Gemahl, dem ich mich beſtens empfehle, befinden.

Digitized by Google

Möchte ich, wie von dem lieben Dresden, ſo auch von Ihnen Beiden eine wachſende Wiederherſtellung vernehmen. G.

(Eigenhändig.)

Und nun noch eine aufrichtige Verſicherung wahrhafter Anhänglichkeit. Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, das ſind die einzigen Schätze, an denen wir uns erfreuen dürfen, da alles Andre ein ungünſtiger Augenblick zu verſchlingen droht. Von Dr. Weigel hörte ich, er ſei in Erfurt, aber in der Stadt. Man habe ihn diesſeits verlangt, der Commandant ihn aber verweigert, jedoch zugeſagt, daß er ſelbſt im äußerſten Falle ihn nicht mit in die Citadelle nehmen wolle. Möge auch er gerettet werden!

(Nach Dresden.)

15.

(Eigenhändig.)

Teplitz, den 24. Juni 1813.

Sie erhielten, meine treffliche Freundin, auf Ihren lieben Brief keine Antwort, weil der ſchätzbare Inhalt durch die Ereigniſſe vereitelt worden, und ich in jenen Tagen nichts zu erwiedern wußte. Daß Sie aber bei dem allgemeinen Leiden noch mit dem beſonderſten und ſchmerzlichſten belegt ſein ſollten, wie hätte ich mir das denken dürfen. Es gehört Ihre grundgute und dauerhafte Natur dazu um das zu überſtehen, möge der Geneſende ſich neben und mit Ihnen bald freudig wiederherſtellen. Laſſen Sie mich Ihnen beiderſeits empfohlen ſein. Das Bildchen Laudons iſt wirklich allerliebſt, und ſoll meine Sammlung, friſch eingefaßt, nächſtens zieren. Der Brief nach Wien iſt beſorgt. Wir erwarten den Herzog. Wie ſehr wünſche ich Sie auch hier zu ſehen.

Gedenke ich des 24. Aprils, ſo weiß ich nicht was ich denken ſoll, und doch denke ich gern an den erleuchteten Punſchabend. Er bleibt mir ein lichter Punkt. Das beſte Lebewohl!

Goethe.

(Nach Dresden. Sie hatte ihm vor der Schlacht von Lützen wegen Theilnahme der Erbprinzeſſin von Weimar an den Frauenvereinen geſchrieben.)

16.

Weimar, den 7. Februar 1814.

Als ein zwar nicht gieriger, aber doch ſeit geraumer Zeit von ausländiſchen Leckerbiſſen nicht heimgeſuchter Tiſchfreund, wollte ich

die, durch den buntgefiederten Courier angekündigten, nordiſchen Wohlthaten erſt abwarten; allein da dieſe bis jetzt noch nicht angelangt, ſo will ich nicht länger ſäumen, Ihnen, vortreffliche Freundin, für das gütige und erquickliche Andenken meinen beſten Gruß und die Anerkennung Ihres theuern Wohlwollens zu erwiedern.

Man enthielte ſich gern jetzt alles Blickes in die Ferne, da man mit dem Nächſten auf mancherlei Weiſe bedrängt iſt, wenn nicht das Glück der Sieger in Südweſten und das Schickſal der Freunde in Nordoſten unſere Theilnahme und Aufmerkſamkeit gewaltſam an ſich zöge. Jene machen unſerm Herzen täglich mehr Luft, da ſie unſern Hoffnungen immer voreilen; hingegen fühlen wir uns beengt und betrübt, wenn wir an dieſe gedenken, und ihnen im Geiſte nur leere Wünſche, und in Briefen nur gehaltloſe Worte zuſenden können. Und ſo hält die Freude den Schmerz im Gleichgewicht, und wiegt ihn zuletzt denn doch auf, weil ſich Erwartungen hervorthun, die vielleicht nie gegründeter und von mehr nachhaltiger Kraft unterſtützt waren.

Laſſen Sie uns alſo, theure Freundin, dieſe letzten Wintertage als frühlingweiſſagend betrachten. Es müßte ſeltſam zugehen, wenn nicht bald das Beſſere von allen Seiten hervortreten ſollte. Iſt indeß dem Beobachter nicht ganz erfreulich, wie ſich die befreiten Deutſchen ſchon wieder literariſch gegen einander benehmen, ſo muß man denken, daß dies nun einmal die Art der Nation iſt, ſobald ſie von fremdem Drucke ſich befreit fühlt, unter ſich zu zerfallen. Was mich betrifft, ſo erlauben mir glückliche Umſtände und Ereigniſſe, einen ganz engen Zauberkreis um mich her zu ziehen, in welchem ich, nach alter Gewohnheit, meinen ſtillen Beſchäftigungen nachhänge, das was ich zeitlebens vorgenommen wieder aufnehme, um das Brauchbare davon meinen zwar wunderlichen, jedoch immer geliebten Landsleuten aufzubewahren.

Möge ich von Ihnen und Ihrem theuren Gemahl bald recht viel Wünſchenswerthes vernehmen.

(Eigenhändig.)

Niemer, deſſen Hand Sie wohl in dieſem Blatte erkennen, grüßt zum ſchönſten. Möge ich Ihnen immer empfohlen ſein.

Goethe.

(Nach Berlin.)

Digitized by Google

17.

Weimar, den 17. Februar 1814.

Schon mehrmal iſt es mir ſo ergangen, daß, wenn ich mich, nach langem Zaudern, endlich entſchloß lieben Freunden zu melden, daß eine zugedachte Gabe nicht angekommen, ſogleich nach abgeſendetem Briefe das Erwartete glücklich eintraf; und ſo ging es auch jetzt mit den fünf köſtlichen Gänſebrüſten, die in einem Körbchen glücklich anlangten, und vortrefflicher ſchmecken, oder zu ſchmecken ſcheinen, als alle ſonſt genoſſene. Seit den letzten von Ihnen erhaltenen ſind keine wieder in meine Speiſekammer gekommen, und die Köſtlichkeit derſelben bezeugt vorzüglich Riemer, der ſich die Abende wieder fleißig bei mir einfindet, und mir mancherlei vorbereiten hilft, was Ihnen dereinſt auch Vergnügen machen ſoll, zugleich mit mir dankt, und ſich Ihrem theuern Andenken beſtens empfiehlt.

Laſſen Sie mich, nach einer ſo ſchmackhaften leiblichen Speiſe, ohne geſuchten Uebergang, von einer gleichfalls wohlbereiteten geiſtigen Speiſe reden! Ich meine das Werk de l'Allemagne, von Frau von Staël; Sie haben es ſelbſt geleſen, und es bedarf alſo meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil deſſelben im Manuſcript, leſe es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmſte Weiſe denken, und man ſteht mit der Verfaſſerin niemals in Widerſpruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung iſt. Alles was ſie von der Pariſer Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werke ſagen.

Man kann das wunderbare Geſchick dieſes Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereigniſſe dieſer Zeit rechnen. Die franzöſiſche Polizei, einſichtig genug, daß ein Werk wie dieſes das Zutrauen der Deutſchen auf ſich ſelbſt erhöhen müſſe, läßt es weislich einſtampfen; gerettete Exemplare ſchlafen, während die Deutſchen aufwachen, und ſich, ohne ſolch eine geiſtige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wunderſamen Effect. Wäre es früher da geweſen, ſo hätte man ihm einen Einfluß auf die nächſten großen Ereigniſſe zugeſchrieben, nun liegt es da wie eine ſpätentdeckte Weiſſagung und Anforderung an das Schickſal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geſchrieben wäre. Die Deutſchen werden ſich darin kaum wiedererkennen, aber ſie finden daran den ſicherſten Maßſtab des ungeheuern Schrittes, den ſie gethan haben. Möchten ſie, bei dieſem Anlaß, ihre Selbſterkenntniß erweitern, und den zweiten

großen Schritt thun, ihre Verdienſte wechſelſeitig anzuerkennen, in Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht, wie bisher, einander ewig widerſtrebend, endlich auch gemeinſam wirken, und, wie jetzt die ausländiſche Sclaverei, ſo auch den inneren Parteiſinn ihrer neidiſchen Apprehenſionen unter einander beſiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren, in wiefern dieſes möglich ſei, wollen wir die erſten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten.

Dem freundſchaftlichſten Lebewohl füge ich einen wiederholten aufrichtigen Dank hinzu. Goethe.

(Nach Dresden.)

18.

Weimar, den 23. April 1814.

Sie haben mir, verehrte Freundin, erſtlich durch Ihren herzlichen und geiſtvollen Brief, ſehr frohe Stunden gemacht: denn ſelbſt wenn man mit Freunden Leiden und Sorgen theilt, ſo wird dadurch die köſtliche Empfindung genährt, daß eigentlich nur in der Theilnahme das wahre Glück beſteht.

Nun ſenden Sie mir auch etwas leiblich Genießbares, das ich ſo lange entbehrte: denn außerdem daß ich mir ſolche Dinge zu verſchaffen etwas unbeholfen bin, ſo liegen die öſterreichiſchen Staaten mir in der Einbildungskraft ſehr viel weiter, als andere Länder und Städte von derſelben Entfernung. Gegen dieſe Täfelchen ſende ich Ihnen ein anderes*), das ich im Stillen zu genießen und zu verheimlichen bitte, das Ganze wird erſt in drei, vier Wochen an den Tag kommen. Möge mich das Alles in Ihre Nähe verſetzen und die Kürze des gegenwärtigen Schreibens beſtens entſchuldigen.

Goethe.

19.

Weimar, den 7. Juli 1814.

Ihr lieber theilnehmender Brief, verehrte Freundin, iſt mir kurz nach Herrn Liebich's zutraulichem Schreiben übergeben worden. Auch Ihnen danke ich für das Vertrauen, das Sie zu mir hegen. Um Ihnen nun die Lage, in der ich mich befinde, bekannt zu machen, folgt hier eine Abſchrift der Antwort an Herrn Liebich, worüber ich mir,

*) Er ſandte einen Theil von Dichtung und Wahrheit.

wenn das Stück, wie zu hoffen, anfangs Auguſts in Ihren Händen iſt, Ihre freundſchaftlichen Gedanken erbitte.

(Folgt die Abſchrift).

Hier, verehrte Freundin, was ich in Erwiederung Ihres theilnehmenden Schreibens geſchwind abſenden will. Daß ich ſo lange geſchwiegen und nicht für den gefühlvollen und einſichtigen Brief über meinen dritten Theil geantwortet, werden Sie mir gewiß verzeihen, wenn Sie bedenken, daß Vorgemeldetes alles in ſechs Wochen, unter mancher äußern Unruhe, fertig werden mußte. Möchten Sie das Werklein bei ſeiner Erſcheinung mit Gunſt aufnehmen. Tauſend Lebewohl. Goethe.

(Nach Dresden).

20.

Weimar, den 16. November 1814.

Ihr lieber Brief, meine theure Freundin, langt eben ſo freundlich bei mir an, als Beiliegendes abgeſchrieben iſt, welches meinen theilnehmenden Freunden, nach ſo langer Pauſe, einige Nachricht von mir geben ſoll; nehmen Sie es günſtig auf, und begleiten mich auf meinen Irrfahrten mit günſtigen Geſinnungen. Daß Sie wohl ſind, und immer lebhaft an allem Guten und Edeln Theil nehmen, haben mir einige Freunde vertraut, die das Glück hatten, Ihnen in Tharant zu begegnen. Von Riemer kann ich Ihnen ſagen, daß er glücklich verheirathet iſt, und daß ihm Ihre Grüße und Gaben in dieſem Augenblicke doppelt werth ſind. Nun aber leben Sie wohl. Empfehlen Sie mich Ihrem theuern Gemahl und gedenken mein wie immer.

Goethe.

(Folgt das Reiſeblatt geichlautend mit dem einen Briefe vom 8. November an Friedr. Aug. Wolf beigelegten).

(Nach Wien).

21.

Weimar, den 2. Februar 1815.

Auf ein wenig Hypochondrie deutet es, meine theure Freundin, wenn man glaubt, es wolle etwas Beſonderes bedeuten, wenn unſere Vertrauteſten manchmal ſchweigen. Ich habe mich vierzehn Tage in Jena aufgehalten, und an dem Orte, den ich in zwei Jahren nicht geſehen, manches zu beobachten und zu thun gefunden. Nach den rol-

Digitized by Google

lenden Kriegsgefahren und der unabläſſigen Einquartierung, die über genannten Ort weggegangen, war es wirklich, als wenn man nach der Auferſtehung wieder zu den Seinigen käme. Riemer hat vielleicht eine noch giltigere Entſchuldigung, wenn auch er ſchwieg, wenigſtens hielt man ſie im Evangelium ſchon für hinreichend. Er hat nämlich ein Weib genommen, und zwar ein ſehr hübſches, niedliches, das einen wackern Mann ſchon einige Zeit beſchäftigen darf. Das erſte Küchengeſchenk, welches die junge Frau erhielt, waren denn die Gänſe, welche, ſo wie die unſrigen, auf Ihre Geſundheit haushälteriſch nach und nach verzehrt werden.

Mögen Sie von Ihren Empfindungen und Gedanken irgend etwas ſchriftlich mittheilen, ſo ſenden Sie es nur gerade an mich, damit in dem Kreiſe unſerer Weimariſchen Natur-, Kunſt-, und Sittenfreunde wir uns an dieſen noch immer langen Abenden erbauen.

Erlauben Sie, daß ich für diesmal mit den herzlichſten Wünſchen ſchließe. Vielleicht kann ich, wenn der Schnee ſchmilzt, mit etwas friſchem Grünen wieder aufwarten. Ihrem Herrn Gemahl mich angelegentlichſt empfehlend.

(Eigenhändig.)

Geſundheit und Heiterkeit!

Goethe.

Digitized by Google

Polk und die Oregonfrage.

New-York*) im Mai.

Ja, ja, meine guten Herren, wenn nur die Oregonfrage nicht wäre, so wollten wir mit bloßen Hopfenstangen den Mexicanern den Pelz schon durchklopfen, aber die verwünschten Rothröcke John Bull's verstehen keinen Spaß; da kaufen sie in London Pulver und Soldaten ein, und wollen uns hier in New-York an dem gesunden Geplärre ihrer vielgeschwätzigen Kanonen zu verstehen geben, daß sie von ihrem Keuchhusten von 1814 sich curirt; daß kein Symptom von altersschwacher Schwindsucht vorhanden und daß, falls sie sich auf der Ueberfahrt ein wenig erkältet, an dem Feuer von Boston, New-York, Charlestown und New-Orleans sich wieder erwärmen würden. Und uns, die wir in der Nacht und dem Dunkel Polk'scher Politik wandeln, uns drückt der Alp und wir sehen Alles schon in lichten Flammen, und wünschen Polk im Takte der schnellsten Polka zum Teufel und möchten Ruhe und Muße. Denn unsere Kartoffeln haben den verfaulten Brüdern in England und Irland einen zahlreichen Besuch zu machen; unsere Munitionsfässer, die voll von Mehl und Reis sind, die zünden höchstens in einem brennenden Plumpudding, vertragen aber kein Pulver; unsere Baumwolle hat sich nicht bei New-Orleans wacker genug geschlagen, ist heute Invalide und taugt höchstens dazu, die Fabrikherren in Manchester und Liverpool prompt zu bedienen; was soll uns da die Orgie der englischen Mörser und Haubitzen, die uns ei-

*) Wir bitten den geehrten Herrn Einsender, in Zukunft nicht nach Brüssel, sondern nach Leipzig zu adressiren. Uebrigens bemerken wir zu seiner Privatnotiz, daß der Brief uns nicht über Havre, sondern über Liverpool zukam.

D. Red.

Digitized by Google

nen Tanz aufſpielen möchte, in dem Alles Kopf über, Kopf unter ging? Nein, guter Herr, da Sie in der Nachbarſchaft des kartoffel- und adelsfaulen Albion ſitzen, ſo thun Sie mir doch folgenden Gefallen. Wenn Sie die lange Naſe des rothjäckigen Feldherrn bei der Naſe bekommen ſollten, ſo ſagen Sie ihr, wir freuten uns recht herzlich, daß ihr Eigenthümer ſo ruhig auf dem kalten Piedeſtal und dem bronzenen Roſſe ſitze, er möge ſich unſertwegen ja keine Mühe machen. Wenn der miniſterliche König von England mit der großen, weiten Weſte, dem blauen Rocke und dem verrückten Hute ſich über Bruder Jonathan's demokratiſche Tölpelhaftigkeiten ärgern wollte, ſo berichten Sie ihm, er möge ſeine Galle und ſeine Lunge für den Spleen ſeiner reformsunluſtigen Tories ſparen; wir würden, ſobald wir in die politiſche Temperance-Society uns eingeſchrieben, und was in aller Bälde geſchehen ſoll, wir würden, ſage ich, dann ſchon mäßiger werden und mit halb Oregon zufrieden ſein. Aber den — nein dem Herrn mit den Argusaugen in der ganzen Welt, den Spionenohren an allen Cabinetten, welchen Gruß bringen ſie dieſem Herrn? Sagen Sie ihm: daß wir eben keine Argusaugen, keine Spionenohren, keine diplomatiſch-zarten Fühlhörner, aber deſto mehr Galle haben; daß ſein Herr Pakenham, der auch das ganze Oregon will, uns die Galle aufgeregt; daß der Gedanke von 200 Millionen Dollars Kriegskoſten dieſelbe aber diätetiſch zur Ruhe gebracht; und daß wir „quoique on parceque" — den Frieden um jeden Preis wollen.

Da haben Sie Bruder Jonathan's offenes Geſtändniß! Ohne Yankeeliſt, ohne Yankeetrug, wir wollen den Frieden! Die ſchneeweißen Häupter des Senats, die merkwürdiger Weiſe im Alter ein beſſeres Geſicht in die Ferne, als in der Jugend haben, die haben das auch unſerm teneſſeeiſchen Pflanzer im weißen Hauſe zu Waſhington auf ziemlich verſtändliche Weiſe und zu ſeinem ziemlich großen Aerger zu verſtehen gegeben. Dieſer ſagte: Unſer Rechtsanſpruch auf das ganze Oregongebiet iſt klar und unzweifelhaft. „Mit nichten," antworteten die ſalbevollen Herren, „Bruder John Bull gehört ſein guter Theil daran. Ich habe Herrn Pakenham die Hälfte angeboten, er will ſie nicht." — „Wie konnten Sie das," unterbrachen ihn Jene, Sie erklärten unſern Rechtsanſpruch zu klar und unzweifelhaft; allerdemokratiſcheſter Herr Polk, Sie widerſprechen ſich ja." — Der Pflanzer ſchluckt die Pille, wie ſeine Kartoffeln in Teneſſee hinab, und fährt ganz ruhig fort: „Genug, Herr Pakenham hat meinen Vorſchlag zurückgewieſen, und die Unterhandlungen ſind zu Ende."

Digitized by Google

„Oho!“ rufen die Herren, verſammelt im Congreſſe, Sie ſind einmal ſehr geſchwinde, guter Herr; wer ſchon vierzig Jahre lang herauf- und herunter gedreht wird, worüber ſich Männer, die auch keine Narren waren, die Köpfe lange zerbrachen und doch nicht zum Beſchluſſe kommen konnten, das wollten Sie, ſo mir nichts, Dir nichts über die Kniee abbrechen; nein, allervorſchnellſter Herr Präſident, die Unterhandlungen ſind noch lange nicht zu Ende, und Sie wollen allerrepublikaniſch'ſt geruhen, dieſelben in aller Bälde wieder aufzunehmen. Aber wozu ſollen ſie denn führen? der Krieg iſt ja unvermeidlich.“— „Ach, allerborluſtigſter Herr Executive, wer hat Ihnen das in den Kopf geſetzt; Sie ſind ja auf gräulichen Irrwegen; der Friede iſt unvermeidlich, der Krieg iſt aber ſehr vermeidlich!“ — „Aber, mein Gott, Sie machen mich ja vor der ganzen Welt zu Schanden, laſſen Sie mich wenigſtens die Notiz der Kündigung der gemeinſchaftlichen Beſitznahme Oregons geben; was werden ſonſt die europäiſchen Chief-Magiſtrate von den Ihrigen denken?“ — „Das, guter Herr Volk, kümmert uns ſehr wenig; wir ſind nicht geneigt, uns für die „Gerechtigkeit und Beharrlichkeit“ zu ſchlagen; aber damit Ihnen die Thränen kindiſchen Trotzes nicht kommen, geben Sie in Gottes Namen die Notiz; aber fein ſachte und ſtille, die Notiz ſoll zum Frieden zwiſchen den Gebrüdern John Bull und John Jonathan führen.“

Da haben Sie der langen Rede kurzen Sinn; der fünfmonatlichen Debatte endliches Reſultat; und frei herausgeſtanden: Mit den Blitzen in des ruſſiſchen Adlers Krallen ſieht es weit gefährlicher für Europa aus, als mit den Gasfünkchen des nordamerikaniſchen Aares, dagegen iſt dem Oelzweige, den der unſrige trägt, weit mehr zu trauen, als dem mit Feuerkügelchen durchſäeten des Herrn Nikolaus. Denn womit ſollten wir denn den Krieg beginnen? Soldaten haben wir ſo viele, als der allermildeſte Juden und Polen, Katholiken und Proteſtanten, allergnädigſt gewogenſte moskauiſche Herr tagtäglich in der Newaſtadt auf die Wache ziehen läßt; Kriegsſchiffe etwas mehr, als König Ludwig auf dem Donau-Maincanal, wenn wir nicht, wie der Herr Allen gutherzig meinte, mit 500 Wallfiſchfangſchiffen 40,000 Meilen blokiren wollten; ja, wenn die Engländer alle, wie einſt der ſelige Prophet Jona, in Wallfiſchen ſich einquartieren wollten, dann würde unſere mit Harpunen, ſtatt Kanonen ausgerüſtete Flotte noch fertig werden können; aber da die Herren trotz aller katholiſch-murmelnden Orthodoxie auf Wunder heut' zu Tage nicht mehr viel geben, und ſtatt in Wallfiſchen in eiſernen Dampfleviathans ſich quar-

Digitized by Google

tieren, ſo bleiben wir ſchön ruhig, und ſagen: Guter Herr Pakenham, da haben Sie Ihr Stück Oregon und ſeien Sie nun auch brav vernünftig und nachgiebig."

Und dabei ſchmunzeln wir auf allen Seiten und Ecken. Da iſt Vetter Yankee vom Norden und Oſten; er geht eben ſpeculirend und ſinnend über ſeine Korn- und Kartoffelfelder; die Oregonfrage verdreht ihm den Kopf, während er Doublonen in beiden Händen dreht und kehrt. Der gute Pfifficus raiſonnirt ſo: „Oregon wäre ein ganz guter Biſſen, das beſte Gegengift gegen das verwünſchte Texas; aber Oregon ſchickt mir Demokraten in's Haus und in den Senat, und das verdirbt mir den ganzen Spaß." Dabei klingeln ihm die Doublonen durch die Finger und rufen ihm zu: Und wie, guter Vetter, wir müßten ſcheiden; die Herren in Waſhington wollen uns für Schiffe vertauſchen, und die Schiffe werden die Engländer kapern und mit Deinen Schiffen Deinen Handel unmöglich machen und zuſammen mit Deinem Handel Dich und Deine Korn- und Deine Kartoffelfelder ruiniren. — Und Vetter Yankee wird ſchön kriegsunluſtig, ſteckt die Doublonen in die Taſche und knöpft dieſe doppelt und dreifach zu, und ſchmunzelt: die Oregonnotice bedeutet nur Friede. —

Und auch Onkel Sam im Süden ſchmunzelt. Der gute, wohlbeleibte Herr liegt bei 176° Fahrenheit im kühlenden Schatten ſeiner Goldorangenlaube; er iſt zu träge, ſich die Goldfrucht zu brechen, und winkt einem aus ſeiner nackten Negerheerde, ihm die Orange zu ſchälen, zu ſchneiden, und Stück für Stück zum Hinunterſchlucken hinzureichen. Dabei denkt er im wollüſtigen Gefühle ſeiner einwiegenden Gehäbigkeit: Texas iſt unſer, und ſichert mir noch lange die Peitſche über meine menſchhaften Orangoutangs; der Tarif kommt auch herunter und mit geringeren Koſten werde ich dann den Lüſten und Vergnügungen der Welt fröhnen; meine Wolle gedeiht und mein Reis auch, und meine Pfirſiche und Orangen auch, und glänzen am Baume ſchon ſo golden ſchön, wie die Doublonen, die ſie mir bringen werden. Da bedarf es denn bei der großen Hitze keines ermüdenden Kopfanſtrengens, um herauszubringen, daß es Thorheit wäre, mit den Rothröcken John Bull's ſich zu boxen, um einen hohen Tarif beizubehalten, um Wolle und Reis nicht zu verkaufen, und um an Oregon eine neue, leidige Abolitioniſtenchimäre zu haben. Nein, ſchmunzelt er in einer Wolke von Tabaks- ſtatt Pulverdampf, guter Herr Calhoun, geben Sie ſich in der kühlern Stadt Waſhington doch allerſüdlichſt die Mühe, daß Herr Polk keine dummen Streiche macht, und daß wir

ſchön Ruhe im Hauſe haben. Sie wiſſen ja, wir haben ohnedies den ſchwarzen Feind — Gott ſei uns gnädig — im Hauſe; und da wollen wir mit dem außer dem Hauſe nichts zu ſchaffen haben.

Die Herren von den weſtlichen Urwäldern, an deren wilde Küſten das ſtille Meer ſchlägt, die möchten, der Veränderung halber, zwar etwas Stürmiſches, und ein gewiſſer Quincy Adams ſchägt die Bibel auf, die die Geſchichte der Urwälder am beſten kennt und beweiſt, daß Adam ſeinem frommen Seth und dieſer dem Herrn Noah, und dieſer dem ganzen Geſchlechtsregiſter herunter, und endlich den Urgroßenkeln Laß, Allen und Hannegan das ganze Oregongebiet in dem von Gott gegenzeichneten Teſtamente feierlichſt verſchrieben habe; und aus kindlicher Pietät beweiſt er weiter, daß wir aus gleichen, kindlichfrommen Gefühlen uns für Oregon zu ſchlagen, zu balgen, zu boxen ꝛc. hätten, und bemerkt, daß der Weſten dies der Union dictatoriſch gebiete. Allein mit nicht homöopathiſcher, ſondern alläopathiſcher Majorität raunt man dem Herrn in's Ohr: „Wir gehorchen hier zu Lande nicht den dictatoriſchen Befehlen eines Autokraten; wir fügen uns nicht den Conſtitutions-verletzenden Edicten eines Miniſters, ſelbſt wenn er der fromme Sohn Abel des urwäldlichen Adams wäre; wir folgen nicht dem Geſchrei präſidentſüchtiger Hitzköpfe. Und die Herren Laß und Allen müſſen ſich's laſſen gefallen, daß der Majorität heiliger Wille trotz ihres handfeſten Geſchreis ſich erfülle. Und die Herren rufen mit dem guten Nante: Nur keine Feindſchaft nicht; in Gottes Namen, habt Friede, ihr frommen Seelen."

Und ſo hätte es denn ſchon lange keine Gefahr mehr, wenn es nur keine Diplomaten gäbe. Die ſitzen nun über ihren Griesgramsbüchereien und deuteln und düpfeln über Ehre, erſtes Entgegenkommen, verbrauchen die Zeit mit völkerrechtlichen Kritzeleien und verkümmern uns ſo noch einige Monate lang das Leben. Am Ende ſind ſie auch nicht klüger als Andre, und bringen auch nichts Beſſeres heraus, als Andre, und die Geſchichte endet, wie ſo Vieles heut zu Tage, mit dem bekannten Worte: Beſſer ein magerer Vergleich, als ein fetter Prozeß. Der Unterſchied am Ende iſt nur der, daß wir Herrn Pakenham keinen Orden zu geben haben und MLane in London keinen annehmen darf.

Bis die wenigen Monate noch in Geduld herumgebracht ſind, beſchäftigen wir uns damit, die ganze Affaire in den urwäldlichen Text der Bibel und des Herrn Adams überzutragen. Ein guter Freund

hat das im Engliſchen gethan; hier haben Sie die deutſche Uebertragung.

Kap. 49.

1. Und es geſchah im erſten Jahre der Regierung Polk's, deſſen Beiname der junge Hickori war, im zehnten Monate deſſelben Jahres,

2. Daß er eine Botſchaft ſandte an das große Sanhedrin der 27 Stämme der Söhne Jonathan's, das in der Hauptſtadt ſich verſammelt hatte.

3. Und in derſelben ſagte er, der Oberrichter, daß die Philiſter einen Botſchafter geſendet hätten, deß Name Richard wäre, und der mit ſeinem erſten Rathe ſich über die Theilung des Berglandes Oregon benehmen ſollte, welches Land am großen Meere gen Weſten liegt.

4. Darauf hätte die Regierung Kundſchafter wie die Söhne Iſraels ausgeſandt, um das Land ihrer Verheißung auszukundſchaften.

5. Und dieſe wären zurückgekehrt, nachdem ſie hohe Berge, große Felſen und einen mächtigen Fluß gefunden hätten, der da fließt gegen den Untergang der Sonne.

6. Allein die Gegend für ſich wäre nicht ſehr fruchtbar, alldieweil die Kundſchafter nur mit Hundeſuppe und Wurzeln ſich hätten ernähren können, und zuletzt ihre Mauleſel hätten braten müſſen.

7. Doch weil das Land reich an Häfen für Schiffe und reich an Steinbrüchen von Felſen ſei, und einen großen Fluß habe, ſo hätten die Kundſchafter es für ein großes Land erklärt.

8. Doch Manche von ihnen möchten nicht noch ein Mal hinaufziehen in jenes Land, weil die Haare der Hundshaut ihrer Geſundheit geſchadet hätten.

9. Der Capitän aber, deß Name Fremont iſt, ein Mann von kleinem Wuchſe, aber großer Tüchtigkeit,

10. Hätte das Land von den Bergen bis zum Meere ausgekundſchaftet, es für ein großes Land erklärt, und die Fleiſchtöpfe Oregons, die da ſind die Hundeſuppen der plattköpfigen Indianer,

11. Deren Köpfe von dem großen Regen in der Regenzeit platt gedrückt werden, da der Regen die Haare der Köpfe wegſchwemmt, und der Hagel die Köpfe platt ſchlägt.

12. Und Polk in der Botſchaft an das große Sanhedrin berichtete, daß er dem Richard von den Philiſtern die eine Hälfte von Ore-

gon, die gen Norden gelegen ist, angeboten habe, weil die Oberrichter der Söhne Jonathan's sie schon vorher angeboten hätten,

13. Daß dieser Richard in arger Bosheit aber sie ausgeschlagen habe; und daß er (Volk) nun verkündige, daß ein Anspruch auf das ganze Land gut und gerecht wäre.

14. Und er schickte dem großen Sanhedrin allerlei Schriften, um das zu beweisen.

15. Das große Sanhedrin war aber zusammengesetzt aus zwei Häusern, von denen das eine zahlreich und lärmend war und genannt wurde das Haus der Reps, oder in der Sprache des Volkes das Haus der Rips; und von denen das andere aus allen Hohepriestern der Stämme bestand und Senat genannt wurde.

16. Und in beiden dieser Häuser waren gewaltige Männer, die den Krieg wollten; denn sie redeten im Gelüste ihrer Herzen sich ein, das Volk höre gern den Donner der großen Kanonen und den Hufschlag der Schlachtrosse auf seinen Kornfeldern;

17. Und diese gewaltigen Männer brachten vor in den beiden Häusern, daß die Philister, die bisher gemeinschaftlich das Oregonland besetzt hatten, dasselbe verlassen sollten,

18. Obwohl sie wußten, daß die Philister eher den Krieg erklären würden, ehe sie ohne ihren Willen jene Wüstenei räumen würden.

19. Und alle die Stämme, die bei einem Kriege nichts zu verlieren haben, und alle ihre Männer im Congresse, die sprachen mit lauter Stimme, die Ehre Jonathan's erfordere, daß er den Krieg erkläre, und daß er reiche Beute haben werde.

20. Und ein alter Rath war in dem einen Hause, deß Name war Adams, der schon einmal Oberrichter gewesen und den Philistern die eine Hälfte der Wüstenei angeboten habe, der erklärte, daß Jonathan das ganze Land gehöre, und daß er dem Feinde keinen Zoll davon geben könne.

21. Und die Kriegsmänner im Hause jauchzten ihm großen Beifall zu; und die Friedensmänner waren sehr traurig.

22. Und dort in dem Senat war ein junger Abgesandte von dem Stamme Ohio, mit Namens Allen — ein Mann, gewaltig im Krieg auf dem Papiere, der einhertrat, wie Goliath von Gath, und die Philister, und Galiläer und alle Königreiche der ganzen Welt lästerte.

23. Und der hätte der ganzen Welt den Krieg erklärt, wenn der Senat nicht gegen ihn gewesen wäre —

24. Und nach vielen Wochen nahm das Haus die Note an, daß

Digitized by Google

die Philister das Land räumen sollten, und die Kriegsmänner waren in argem Uebermuth.

25. Unterdessen hatte der Senat aber noch zu sprechen „Ja oder Nein" zu dem Beschlusse des Hauses.

26. Und die Kriegsmänner, die da waren im Senat, beschimpften am Anfange die Friedensmänner als Feiglinge und Verräther; und das Volk, eifersüchtig auf seine Rechte, war zweifelhaft geworden, und die Friedensmänner senkten die Köpfe, schweigend und in Unruhe des Geistes.

27. Aber der oberste Rathsherr vom Stamme Südcarolina, deß Name ist Calhoun, war gesendet worden, um zu sprechen für Fried' und Ruh; und er trat seinen Feinden keck unter's Gesicht, und erklärte den Auftrag, der ihm geworden.

28. Und Colquitt, von dem Stamme in Georgia; und Haywood, ein wackerer Mann unter den Theerbrennern in Nordcarolina; und Mangum, deß Beiname ist Willie, traten zusammen in dem Streite;

29. Und ein großer Streit entstand zwischen den Kriegs- und Friedensmännern, und dauerte einige Tage lang an;

30. Und Colquitt begrüßte den Breehe von Illinois ohne Handschuh, und zeigte ihm, daß, obwohl ein Friedensmann, ein Georgier nicht duldet, daß irgend einer ihm Nervenschwäche vorwerfe;

31. Und Breehe wurde, nachdem dies geschehen, so sanftmüthig, wie die Sommerwinde unter den Beeten von Saron;

32. Aber Allen stand weiter auf und sprach, daß die Herzen des Volkes sollten bereitet werden zum Kriege, und daß die Philister so schwach wären, wie ein Kind in den Windeln, und daß alle diejenigen Feiglinge wären und Memmen, die nicht stimmen wollten für das „Ganze oder Nichts."

33. Und Calhoun ging ihm zu Leibe, und Colquitt ging ihm zu Leibe, und Mangum ging ihm zu Leibe, und er wich Schritt vor Schritt vor den Friedensmännern; aber noch immer stand er in großem Ansehen, nicht viel weniger, als ein König;

34. Und Haywood, ein Mann von Ruhe und Friedensliebe stand auf, um zu sprechen über die Streitfrage; und alle Frauen kamen, und erwarteten, er werde sprechen in Versen.

35. Aber zwei Tage lang hielt er die Kriegsmänner in Furcht und Schrecken; und gegen das Ende des zweiten Tages fielen Allen und Hannegan (ein Krieger vom Stamme Indiana) ihn an zur Rechten und zur Linken;

Digitized by Google

36. Aber er ſchlug ſie mit großer Geſchicklichkeit, und ſagte endlich zu Allen, daß der Platz, als Vorſitzender für die auswärtigen Angelegenheiten im Senate zu viel für ſeine Fähigkeiten wäre. Und Allen blieb ruhig eine Zeit lang.

37. Und wie der Streit immer fortſchritt, fiel Daniel, mit dem Beinamen Dickinſon, von Newyork, über Daniel, mit dem Beinamen der Gottgleiche, von Maſſachuſets her; und brachte eine Rede herbei von Charles Jard aus dem Hauſe, um den alten Dan vor Gott und der Welt anzuklagen. Worauf dieſer erklärte, daß er den Senator dafür zur Zeit zur Rechenſchaft ziehen werde, was, auf chaldäiſch, heißt: Du jubelſt zu früh.

38. Ja während der Zeit trat auch Benton, mit dem Beinamen Old Bullion, wegen ſeiner Liebe zu Gold und Silber — für die Theilung des Landes Oregon und für Friede, in die Reihe der Streitenden.

39. Und Laß, ein bona fide General, gerieth mit ihm in Hader und Streit, wobei der Keſſel des Generals zerſprang, und groß war die Exploſion.

40. Und Hannegan kam ihm zu Hilfe; aber Benton ſah ihn an, wie ein alter Löwe einen jungen Löwen anſieht, der noch keine Mähnen hat.

41. Und die Kriegsmänner ſtanden grauſerlich; denn ſie hatten gerechnet auf die Hilfe Benton's, der ein großer Hoheprieſter unter den Stämmen Jonathan's war.

42. Worauf Meduffie, die rechte Hand des Calhoun, das ſtreitige Land als ein Land beſchrieb, verwüſtet von Gott, der es gebildet; und die Anſprüche der Philiſter auf einen Theil des Landes rechtfertigte, weil ihre Hudſons-Bai-Männer ſchon lange dort angeſiedelt wären;

43. Männer, die fett werden von Fichten-Borken, Fiſchöl und Branntwein,

44. Ein zäher Schlag von Menſchen, die ſich kleiden in Felle von Bibern, und das Fleiſch derſelben für ſchmackhaft finden.

45. Und darauf berichtete Daniel, mit dem Namen der Gottgleiche, daß er ſprechen werde über den kleinern Daniel und über Charles Jard, der da iſt von dem andern Theile des großen Sanhedrin.

46. Und die Woche darauf ſprach der genannte Daniel, zwei Tage lang, immer wärmer und wärmer, bis er zuletzt Charles Jard

Digitized by Google

einen Lügner, und den kleinern Daniel den Helfershelfer eines Lügners ſchalt.

47. Und Daniel von Newyork verſuchte zu antworten, und that es ſo gut, als man von ihm es erwartete, und ſchaffte ſich ſelbſt wenigſtens die Genugthuung, Daniel, den Gottgleichen,

48. Einen abgenutzten Erklärer der Conſtitution zu nennen.

49. Und endlich ward der Streit zu Ende gebracht, und man ſah, daß der Senat den Frieden wolle; denn die Friedensmänner waren immer ſtärker und ſtärker, und die Kriegsmänner immer ſchwächer und ſchwächer geworden, wie einſt der Saul in ſeinen alten Tagen.

50. Und als Allen ſah, daß die Note an die Philiſter zum friedlichen Vergleiche führen werde,

51. Schalt und ſchimpfte er den Senat, und erklärte, daß er für den Krieg ſtimmen werde.

52. Und Crittenden, von den Weidmännern von Kentucky, nahm den großen Kriegsoberſten vor, und brachte ihn zur Ruhe.

53. Und die Friedensmänner nahmen die Note aus den Händen der Kriegsmänner, und machten aus ihr ein Mittel des Friedens.

54. Aber weil das Haus damit unzufrieden war, wurden Schiedsrichter gewählt, und Allen durfte nicht Schiedsrichter werden; und der Senat verbrachte einen Tag mit den Schiedsrichtern des Hauſes; und als ſie berichtet, wurde die Note als Mittel des Friedens angenommen.

55. Und die Kriegsmänner waren gezwungen, zu ſchweigen vor dem gemeinſamen Urtheile des großen Sanhedrin.

56. Und Jeruſalem war gerettet, und die Griechen zerſtreut; und der Friede breitete, wie ein Engel des Lichtes, ſeine ſchönen und glänzenden Schwingen über die vier Ecken der Erde.

57. Und es geſchah, daß ein Vertrag geſchloſſen wurde zwiſchen den Philiſtern und den Stämmen Jonathan's; und das Land ruhte und ſein Volk ward groß.

L.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Ein Wort über unsere Bühnenzerrissenheit.

Von Gh....n.

Mehr als früher sind in letzterer Zeit die Blicke und Bestrebungen dem deutschen Theater zugewendet, man erwartet jeden Tag, jeden Abend, wo ein neues Stück in Scene geht: Jetzt kommt's, jetzt muß der entscheidende Schlag geschehen! Um die Stimmung gehörig vorzubereiten und die etwas erregte in der gehörigen Temperatur zu halten, hat man sogar angefangen, von dem Theater als von einem „neuen Nationalinstitut" zu sprechen, sowie von den großen Einflüssen, welche dasselbe auf Gesellschaft und Civilisation auszuüben, allerdings berufen sei. Allein wir Deutschen sind einmal das merkwürdige Volk, welches mehr den Reden und Redensarten als Thaten lebt, reicher an Behauptungen als an Beweisen, und so ist man uns denn bisher auch für das „Nationalinstitut" und für die großen socialen Einflüsse alle und jede Beweise schuldig geblieben, da sich im Gegentheil eher Beweise für die Einwirkung der Gesellschaft auf das Theater beibringen und durchführen ließen. Der Schade liegt tiefer, als daß er durch theoretische Palliative gehoben werden könnte und charakteristisch ist es, daß wir auch hier durch die Theorie das Gute erringen wollen. Der Franzose hat in den letzten fruchtbaren Jahren seiner Bühne nichts von einem eigentlichen Dramaturgen und von einer Dramaturgie als Canon und Codex wissen wollen, und doch gedieh sein Theater an sich immer viel besser als das unsrige. Die ganze französische Dramaturgie der letztern zwanzig Jahre bestand in den Gegensätzen und Reibungen der Classik und Romantik, der orthodoxen und rationalen Aesthetik. Die überlieferten Bühnenregeln collidirten mit den Lebensregeln, und wie das Leben in neuen Formen aus dem Volke sich hervorrang, so gleichzeitig auch das Theater und die dramatische Poesie.

Und dennoch stehen auch wir Deutschen jetzt am Vorabende neuer Ereignisse, und dennoch hat man Grund und Recht, bedeutende Intendanzen und Dramaturgen anzustellen, nur zu andern Zwecken als den erläuterten, nur zu andern Pflichten, als zu denen, die die Tradition ihnen zugetheilt hat. Sie werden nämlich dazu berufen sein, zu erdichten, was zu erdichten ist, wenn die Explosion vor sich geht, wenn der Dampfkessel dieser gegenwärtigen Bühnenmaschine zerspringt und die Folgen des bisherigen Systems augenscheinlich den materiellen Fall oder „Bankerott" herbeiführen.

Digitized by Google

Alles Unglück, alle Halbheit unſerer Bühnenzerriſſenheit liegt in dem falſchen Beſtreben, in jeder Gattung und Species, in Oper und Ballet, in Trauerſpiel und Luſtſpiel Alles und das Höchſte, das Brillanteſte leiſten zu wollen. Hierdurch wird dem alten, wahren Spruch: non multa sed multum ſchnurſtracks entgegen gehandelt und in keinem Zweige etwas Harmoniſches, in ſich Vollendetes geleiſtet. Dieſe Bühnenzerriſſenheit hat den theatraliſchen Weltſchmerz erweckt, hat die allgemeine Sehnſucht hervorgerufen.

Was das Schauſpiel insbeſondere betrifft, ſo iſt dabei eine anſcheinende Kleinigkeit, die aber ſehr wichtig iſt, nicht zu überſehen. Man hat in der letztern Zeit den Schriftſtellern hier und da mit Recht vorgeworfen, daß ſie immer nur große Stücke ſchreiben wollten, daß ſie es unter ihrer Würde hielten, kleinere Stücke, ein- und zweiactige Luſtſpiele, zu ſchreiben, daß es im Grunde verdienſtlicher ſei, kleine Stücke gut, als große ſchlecht zu ſchreiben. Ohne mich hier auf die Colliſion mit den Ueberſetzungsfabrikanten weiter einzulaſſen, will ich nur bemerken, daß die Schuld hier eigentlich weniger an den ſich überſchätzenden Schriftſtellern, als an der abergläubiſchen Gewohnheit und dem Schlendrian, an den maß- und tonangebenden Directoren liegt, die ihr Inſtitut immer noch als eine Zeittödtungsmaſchine, als eine Quarantaine gegen die Langeweile betrachten. Sie fordern nämlich (mit wenigen Ausnahmen) von Stücken, welche ſie im Manuſcript zur Aufführung annehmen ſollten, daß ſie einen ganzen Abend füllen ſollen; kleinere, einactige deutſche Stücke werden in der Regel nicht berückſichtigt. Eine Thorheit, welche dies moderne franzöſiſche Repertoire auf jeder Seite, mit jedem kleinen Luſtſpiel in der ganzen Traurigkeit darſtellt. Und wozu zwingt dies den deutſchen Schriftſteller? Er dehnt ſeinen Stoff, der ein gutes, kleines Stück gegeben hätte, über die Stoffgrenzen zu fünf Acten aus, um das Publicum zu langweilen und nachher von der Kritik vernünftiger Weiſe hören zu müſſen, daß ſein Stück zu ausgedehnt, zu inhaltslos und mit zu vielen Wiederholungen verſehen ſei. Wie lange ſoll ſich dieſe unſinnige Komödie noch wiederholen? Wann werden die Directoren zu Verſtand und die Schriftſteller zur Charakterfeſtigkeit kommen? Durch dieſe verſchiedenen Motive gewinnt denn auch die alte Fabel immer von Neuem Glauben und Bedeutung: der Deutſche könne einmal keine Luſtſpiele ſchreiben, und für die kleinere, leichte Gattung habe allein der Franzoſe das Talent.

Doch kommen wir zu jener Bühnenzerriſſenheit zurück, deren wir zuerſt erwähnten, zu jenem Denken und Trachten der Directionen, auf ihren Bretern Alles leiſten zu wollen, von der großen Oper zur Poſſe, vom Trauerſpiel zum Ballet, vom Luſtſpiel zu — den Luftſpringern, Taſchenſpielern und allen möglichen ähnlichen Künſten hinüberzufliegen und ſo nie zu Athem zu kommen, unſelige Haſt, alle Schauſtellungen zuſammenzuraffen, die hier und da von ſich reden machen, das Geſchrei der Blätter veranlaſſen, während immer wohl zu bemerken, Paris wohlweislich für jedes Einzelne ſein beſonderes Theater hat und daher auch, trotz aller fabrikmäßigen Betriebſamkeit, jedem Tage ſein Neues zu bie-

ten, eine gewiſſe Entwicklung und natürliche Fortbildung dem Ganzen wie dem Individuum gewährt. — Jene Bühnenzerriſſenheit iſt es denn auch, welche namentlich auf das Repertoir des recitirenden Schauſpiels ſo nachtheilig einwirkt und keine beſtimmte Haltung, keinen rein äſthetiſchen Charakter zuläßt. Früher, als die theatraliſche Windroſe noch nicht ſo ausgebildet war, als man noch nicht das Verſchiedenſte, in der Mannichfaltigkeit Unerhörte, verſucht und gewagt hatte, als für jede Gattung noch das Geſetz der einfachen Kraft galt, da war das anders. Man konnte eine dramatiſche Weltliteratur auf der Bühne repräſentiren, weil man die Oper noch nicht mit den Augen des Drama's, das Drama nicht mit den Augen der Oper anſah, und man konnte daher von einem „Geſchmack" reden. Das Wort Weltliteratur iſt in neuerer Zeit, wo man durchaus „national" und nichts als national ſein will, etwas in Verruf gekommen; aber die Aufgabe der Bühne ſcheint mir durchaus darin zu liegen, daß ſie die Blüthe der dramatiſchen Literatur aller Nationen, der Deutſchen, Engländer, Franzoſen, Spanier, Italiener, ſelbſt der Ungarn und Dänen uns vorführt und möglicher Weiſe zu einem Strauß vereinigt, daß die verſchiedenen Nationalcharakteriſtiken mit einander in Conflict treten, und ſo theils Reiz, Intereſſe und Bildung erwecken, theils Ideen entwickeln hilft, die dem Geſchmack ein feſtes Bewußtſein geben. Von vielen Seiten zwar fürchtet man ſolche Confrontation der Muſter, man wehrt ſich mit Händen und Füßen gegen das Möglichmachen von Vergleichungen, doch, wie ich feſt überzeugt bin, zum eigenen Schaden. Manches unſerer neuen Stücke würde nicht ſo leer an Ideen, oder wenigſtens nicht ſo einſeitig daran ſein, die Form würde nicht ſo ſehr in eine triviale, monotone Fläche ausarten, wenn eine größere Reibung der verſchiedenen Richtungen ſtattfände. Es iſt dieſer Furcht und Scheu vor Vergleichungen und Muſtern nur zu leicht nachzuweiſen, daß ſie durchaus mit dem Dilettantismus gemeinſchaftliche Sache macht. Auf einer öden, einſamen Inſel mag jeder Strauch ſich leicht für eine Königseiche halten; dort iſt es leicht, ſich geltend zu machen, weil höhere Beiſpiele und Vergleiche fehlen. Die allgemeine Bühnenzerriſſenheit begünſtigt dieſe ſtolze Selbſtgenügſamkeit, und die letztere kann auf Modernität pochen, weil ſie allerdings eine andere Färbung trägt, als die wenigen Muſter, welche ſchon als Tradition Gleichgiltigkeit erregt haben und doch in kalter, nackter, zuſammenhangloſer Form wiederholt werden. Aber vermögen denn die den „Geſchmack" des Publicums in ihrer ewigen Einerleiheit zu erhalten, vermögen denn die das Bewußtſein aus der Lethargie zu erwecken?

II.

Aus Berlin.

1.

Nachtigallen und Raben. — Arme Leute! — Die Oper. — Voſſiſche Zeitung. — Ein in's Ausland flüchtender „Einſender."

Mit den heutigen berliner Zeitungen vom 16. Juni iſt als Beilage das „Reglement über die Erhebung der Nachtigallenſteuer in Berlin"

veröffentlicht worden. Der erste §. lautet: „Auf Grund der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 13. Mai 1845, wird für das Halten einer Nachtigall oder eines sogenannten Sprossers, in einem Käfige oder in einem sonst verschließbaren Raum, innerhalb des Weichbildes der Stadt Berlin, eine jährliche pränumerando zu entrichtende Steuer von Zehn Thalern festgesetzt, welche in jährl. auf einmal zu leistender Zahlung vom 1. Juli ab von demjenigen erhoben wird, in dessen Besitz ꝛc."

Unterzeichnet ist dies neue Steuerreglement vom Oberbürgermeister der Residenz. Gründe für dieses Steuergesetz sind natürlich in keinem Paragraph des Reglements angeführt, doch nimmt man an, es sei erlassen worden, um die Gebüsche des Thiergartens — (einen andern Park in der Nähe Berlins kennen wir nicht) — durch Nachtigallenschlag zu beleben. Wie fast alle Steuern, mit Ausnahme der Vermögens- und Gesindebesteuerung, die wir aber hier zu Lande nicht kennen, wird auch diese Nachtigallensteuer vorzugsweise dem Armen beschwerlich fallen.

Wer hält denn Nachtigallen in Berlin? Der hohe Adel? Der hohe Beamte! Der reiche Jude? Nein! Der arme Handwerker, der die ganze Woche und selbst am Sonntage nicht in's Freie kommt, der Tag und Nacht an die Arbeit gefesselt ist, um Weib und Kind kümmerlich zu ernähren, er ist es, der sich den Sänger der Frühlingsnächte hält, und ihn vor dem Fenster seines armseligen Dachstübchens aufhängt. Wenn er nach schwerer Tagesarbeit sich auf das harte Lager streckt, um an die Sorgen und die Noth des nächsten Tages zu denken, und nun der kleine Frühlingsmusikant am Fenster seine Lieder anstimmt, so denkt er wohl an seine Jugend, an die Wanderjahre, da er mit lustigen Gesellen durch die Welt zog, da der muntere Sang der Vögel sein Herz erfrischte, und er die traurigen Stimmen der Familiennoth noch nicht kannte. In solche liebliche Träumereien singt den Armen der kleine Vogel am Fenster, er vergißt der Sorgen, schläft ein und hört den Sänger noch im Traum. Und diesen Trost, diesen lieblichen Tröster nimmt man dem Armen und überläßt ihn der abgerungenen, schweißbetrieften Qual der Arbeit, denn wie soll er die „Zehn Thaler" Steuer und „auf einmal" (das ist noch das Herbste) auftreiben! Zehn Thaler Pr. Cour. beträgt kaum der Nettoverdienst eines ganzen Monates. Und hat man auch daran gedacht, daß man den Kindern eines solchen Armen mit der Nachtigall gradezu den Frühling stiehlt! — Man muß sie kennen, diese bleichen, in Lumpen gehüllten Kinder, die die dumpfe Wohnung der Eltern nur verlassen, um auf den stinkenden Hof zu gehen, höchstens um vor der Thür im Staube an dem stinkenden Rinnsteine zu spielen. Die Nachtigall vor dem Fenster des Vaters ersetzte ihnen den Frühling, dessen Kommen sie gewahrten, wenn die Fensterscheiben des Dachkämmerchens nicht mehr mit eisigen Blumen überzogen, eine freie Aussicht auf die nächsten Dächer und die weißen Frühlingswölkchen, die hoch oben vorbeizogen, zuließen. In den Liedern des Frühlingsvogels ahnten sie knospende Büsche, blühende Bäume, grüne Wälder und Felder, den ganzen Brautschmuck der Natur, den mit Augen zu sehen, zu erleben, ihnen nicht vergönnt war. Warum, fragen wir nochmals, den armen Leuten die Nachtigall und mit ihr den Früh-

ling und mit ihm ein blühendes Stück Andacht rauben! Ja Andacht, Bewunderung der Allmacht Gottes, erweckten ſchon in mancher Bruſt die Lieder des Sängers der Frühlingsnächte; oder was war es etwas anders, das einen Dichter alter Zeit zu dem wundervollen Liede begeiſterte, das alſo anhebt:

„Komm Troſt, der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenſchall
Auf's Lieblichſte erklingen!
Komm, komm und lob' den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel ſchlafen fein
Und nicht mehr mögen ſingen.
Laß dein Stimmlein laut erſchallen,
Denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben."

Wollt ihr beſteuern, ſo beſteuert doch die Reichen mit ihren Luxuscreaturen: dumme Krähen aus Indien, Papagaien genannt, Affen, nutzloſe und gefährliche Hunde, engliſche Reitpferde und überflüſſige Lakaien; aber laßt dem Armen ſeine Nachtigall, ſeine Lerche, ſeine Grasemücke und was der harmloſen Freuden mehr ſind, denn er kann die Steuer nicht bezahlen.

Die Opernferien ſind abgelaufen und die kgl. Oper hat zu Anfang dieſes Monates ihre Vorſtellungen wieder begonnen und zwar ächt deutſch mit: „Les diamants de la couronne" (Text von Scribe Muſik von Auber); die nächſte Oper war: „L'elisire d'amore" vom Maeſtro Donizetti, und die erſte neue Oper in dieſem Jahr wird von Mr. Halévy ſein, nämlich: „Les trois mousquetaires de la reine". Das ſind die Thaten der erſten deutſchen Oper Preußens; allein es iſt nirgends anders, nirgends beſſer, und in der allgemeinen Calamität findet die beſondere einige Entſchuldigung. An dem Tage, wo Fräul. Tuczek wieder auftrat, nachdem ſie in Danzig, Stettin, Magdeburg und Dresden mit glücklichem Erfolge geſungen, ſtanden in der voſſiſchen Zeitung nicht weniger als drei Stück Gedichte an dieſe Sängerin, und eines (Akroſtichon) an Herrn Coulembier, den Beſitzer einer hölzernen Bude auf dem Dönhofsplatz und eines Sonnenmikroſkops in der Bude. Daß dieſe Poeſien mehr im Magen, als im Kopfe, d. h. aus Hunger, nicht aus Begeiſterung ſtammen, iſt begreiflich; ſie ſind gewiß ſehr billig zu haben und die Inſertionskoſten wahrſcheinlich das Theuerſte dabei.

Die Haupttendenz unſerer beiden privilegirten Zeitungen nämlich, ſcheint vorzugsweiſe das Geldmachen zu ſein; und namentlich hat die Voſſiſche, die einem reichen Juſtizrath, Namens Leſſing, gehört, die Politik der Inſertionsgebühren auf das Erſprießlichſte ausgebildet. Was ſonſt von Politik in dieſem Blatte vorkommt, will nicht viel Großes bedeuten; aber jedenfalls iſt es von Hrn. Leſſing ſehr politiſch, eingeſandte Artikel, die vom größten Intereſſe für ganze Provinzen und Regierungsbezirke des Staates ſind, nicht nur nicht zu honoriren, ſondern ſich dieſelben noch obendrein vom Verfaſſer und Einſender mit baarem Gelde, gleich Annoncen, bezahlen zu laſſen, wo denn ein ſolcher Artikel, von etwa zwei

Digitized by Google

Spalten, 10—15 preuß. Thaler koſtet. So iſt eben jetzt ein Gutsbeſitzer auf Schloß Tuetz im deutſch-kroner Kreiſe (Weſtpreußen), Herr Carl Gersdorf, mit der kgl. Regierung zu Marienwerder in einen öffentlichen Meinungskampf verwickelt, der in der voſſiſchen Zeitung geführt wird. Die kgl. Regierung bezahlt ihre Erwiderungen ſchwerlich, aber Herr Gersdorf muß ſeine Erklärungen, obwohl ſie für preuß. Kreisverhältniſſe vom größten Intereſſe ſind, theuer bezahlen und machte bekannt, daß er ſeine fernern Mittheilungen wegen dieſer koſtſpieligen Inſertionsgebühren nicht mehr in der voſſiſchen Zeitung, ſondern in der deutſch. Allgem. des Hrn. Brockhaus (alſo im „Auslande") würde drucken laſſen.

H.

2.

Schelling.

Der Kampf der religiöſen Parteiintereſſen hat auch den philoſophiſchen Einſiedler unſerer Hauptſtadt, hat auch den ſchweigſamen Schelling veranlaßt, zu reden. „Die Verhältniſſe ſind ernſt genug; aus wiſſenſchaftlichen Fragen ſind kirchliche, und damit unvermeidlich zugleich politiſche geworden und die Sachen auf einen Punkt gelangt, wo der Fall des bekannten ſoloniſchen Geſetzes eingetreten und es keinem gegen ſeine Mitbürger Wohlgeſinnten, der mit ſeiner Zeit leben und in ihr wirken will, erlaubt iſt, gleichgiltig zu bleiben, wo er zwar nicht gerade Partei ergreifen (denn er könnte ja hoffen, aus allen Parteien zu bleiben) aber doch ſeinen Standpunkt nehmen und mit ausdrücklichen, unzweideutigen Worten erklären muß." So ſpricht ſich Schelling an der beſcheidenen Stelle eines Vorwortes zu den nachgelaſſenen Schriften von Steffens aus. Daß es unſerem alten Philoſophen keineswegs darum zu thun war, auf die Leidenſchaft des Tages, auf das Publicum der Brochuren und der Zeitungsartikel zu wirken, das ſieht man deutlich darin, daß er „ſeinen Standpunkt," ſeine „ausdrücklichen, unzweideutigen Worte" vor dieſem Publicum geradewegs verſteckt und dieſelben an einem Orte niederlegt, wo man dieſelben am allerwenigſten erwartet. Zu welcher Wichtigkeit nun die kirchliche Bewegung in Preußen fortgeſchritten, das beweiſet jedenfalls, daß ſelbſt ein Schelling gezwungen wird zu reden. Schelling iſt zu philoſophiſch, als daß er nicht den Kern des Kampfes, den Streit um die freie Fortbewegung des menſchlichen Geiſtes erkennen und anerkennen ſollte, aber er iſt andererſeits auch wieder zu ſehr mit dem Beſtehenden zuſammengewachſen, als daß er die Berechtigung deſſelben ganz und gar aufgeben möchte, zwiſchen dieſen beiden Elementen hin- und her ſchwankt ſein Standpunkt: „Wenn die deutſche proteſtantiſche Kirche die Umſtände, in denen ſie ſich befindet und in denen jetzt ſo Viele ſich ärgern, im Zuſammenhang mit dem Ziele betrachtet, ſo wird ſie die gegenwärtige Schmach als die Schmach Chriſti ſelbſt „höher achten, denn die Schätze Egypti," als die glänzendſte äußere Verfaſſung, welche ſie an der Erreichung jenes Zieles, daß die Kirche vom Staate frei werde, welches Freiwerden nur ein Zeichen ihrer eigenen inneren Vollendung ſein wird, verhindert hätte." Was die proteſtantiſche

Digitized by Google

Kirche ſei, darüber erklärt ſich Schelling folgendermaßen: „Mit Aufſtellung der Lehren, durch die der Proteſtantismus ſich von der beſtehenden Kirche ſchied, war ſeine Miſſion noch nicht vollendet. Er ſuchte mit ihnen, die wohl der Grund, aber nicht der Zweck der Trennung ſein konnten, die unſichtbare Kirche, an deren Stelle, ſie verdrängend, die äußere und ſichtbare ſich geſetzt hatte. Der Proteſtantismus hat das una et catholica für die ecclesia invisibilis feſtgehalten. Er ſuchte die wahre Kirche; die Allgemeinheit als blos äußere würde immer nur eine zufällige und daher nicht die wahre ſein können.“ Sich mit dem beſtehenden Zuſtande vermittelnd, ſagt er: „wir dürfen zu der Geſinnung unſerer Fürſten und am gewiſſeſten zu der des mächtigſten unter ihnen vertrauen, daß ſie die ihnen gewordene Macht als ein heiliges Vermächtniß anſehen und ſie nicht aus den Händen laſſen, ſo lange das Ziel unerreicht iſt.“ Es ſoll ſich alſo, nach Schelling, der Proteſtantismus unter der fürſtlichen Bevormundung zur vollkommenſten Freiheit entwickeln können. Ueber das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche wird geſagt: „So lange die Kirche nur im Werden iſt, kann auch die Verfaſſung nur eine vorläufige, einſtweilige ſein und anders haben die Reformatoren es ſelbſt nicht gemeint mit den Einrichtungen, die ſie im Drang der Umſtände ihrer Kirche gaben. Nicht die Kirche, ſondern nur eine Kirche und daher in unvermeidlichen Kämpfen mehr und mehr, ſelbſt als bloße Partei angeſehen, war ſie in der Lage, wo nur das Dazwiſchentreten einer unbetheiligten, wenn nicht über, doch außer den Parteien ſtehenden Macht, das Aeußerſte verhindern konnte. Dem Fürſten wurde die oberſte Aufſicht über eine Kirche belaſſen, welche außer dem Gegenſatz, den ſie in der römiſchen außer ſich gelaſſen hatte, in ihr ſelbſt auftauchende, bei Weitem drohendere zu erwarten hatte, Gegenſätze, die ſie weder wie die äußere Kirche mit eiſerner Fauſt unterdrücken, noch mit der Macht einer vollkommenen, auseinander weichende Meinungen zu beherrſchen vermögenden Erkenntniß niederhalten konnte.“ Ferner: „Der Staat hat Recht, die Kirche unter ſich zu halten und demgemäß zu behandeln, die ſich nur in der Abſchließung vom allgemeinen Bewußtſein und in Widerſpruch mit demſelben behauptet. Oder wäre dem Staate zuzumuthen, daß er eigenmächtigen und unbefugten Abänderungen der beſtehenden Ordnung oder — (denkt man hier nicht an die Lichtfreunde?) — Aufreizungen, die kein andere Abſicht haben können, als die wichtigſten und innerlichſten Fragen zur Entſcheidung durch die Zahl und die Menge zu bringen, nicht mit aller ihm zuſtehenden Kraft entgegentrete? Zuzumuthen, daß er die von frommen Vorfahren in der Abſicht, gewiſſe Wahrheiten, die ihnen heilbringende und ſeligmachende waren, nicht untergehen zu laſſen und auch für die nachkommenden Geſchlechter zu erhalten, mit der Ankündigung derſelben Ehren, Vortheile und Einkünfte denjenigen zuwende, welche die erlangte Stellung benutzen würden, eben dieſe Wahrheiten zu untergraben oder ihnen öffentlich den Krieg zu erklären? Zuzumuthen, dem Werk der Zerſtörung gleichgiltig zuzuſehen und die Kirche im wilden Zuſammenſtoß der Meinungen ſich vollends aufreiben zu laſſen? Nicht der Staat kann die Kirche frei machen, ſie ſelbſt muß

ſich befreien, nicht durch Auflehnung, ſondern durch Erwachen der innern Selbſtſtändigkeit, welcher von ſelbſt die äußere folgt. Und auch nicht frei laſſen wird ſie der Staat, ſondern ſie wird frei ſein von dem Augenblick, wo ſie den Inhalt ihres Glaubens nicht mehr als einen beſondern, ſondern als den wahrhaften und durch ſie ſelbſt allgemeinen hat.“ Alsdann „kann der Staat die Kirche nur ſich gleich achten, d. h. ſie als freiere ſich erkennen, wenn ſie innerlich dieſelbe allgemeine Macht geworden, die er äußerlich iſt.“ Dem ruhigen Beobachter kann es nicht entgehen, daß Schelling nach beiden Seiten unſeres kirchlichen Kampfes Conceſſionen macht; aber ſtärker hängt er doch noch mit dem beſtehenden Zuſtande zuſammen, als mit der freien philoſophiſchen Bewegung. Die Gegenwart der Kirche läßt er der ſtaatlichen Bevormundung nothwendig angehören und ihre Freiheit weiſet er nur auf ein ganz fernes zukünftiges Utopien hinaus. Mit den gegenwärtigen Kämpfen für die Freiheit der gegenwärtigen Kirche ſteht er in directem Widerſpruche. Am „ausdrücklichſten“ und „unzweideutigſten“ ſind ſeine Worte noch über die Bekenntnißfrage. Aber auch hier hat er nicht den Muth, vorwärts zu dringen, ſondern nur die diplomatiſche Abſicht, den Bruch des modernen Bewußtſeins mit den todten Formen der Vergangenheit zu vermitteln. So bedeutſam Schelling's Worte in der kirchlichen Angelegenheit immerhin ſein mögen, geht man ihnen auf den Grund, ſo ſehen ſie doch mehr rückwärts als vorwärts und ſie wollen nicht die wahre, die wirkliche Freiheit, ſondern ſie wiſſen nur von einem Scheine der Freiheit ſchöne Worte zu machen. —

III.

Aus Wien.

I.

Das Franzensdenkmal.

Die für den 16. Juni anberaumte feierliche Enthüllung des Franzensmonuments hat nun wirklich geſtern ſtattgefunden, ohne daß der Hofraum, in dem die Ceremonie vor ſich ging, ſo gefüllt geweſen wäre, als Viele befürchteten und Alle erwarteten. Das geſammte Bürgermilitär und die Truppen der Garniſon ſtanden unter Waffen und wurden nach Beendigung der Feier unter klingendem Spiel und mit fliegenden Fahnen von dem commandirenden General Erzherzog Albrecht an dem Denkmal vorübergeführt, wobei der Bürgermiliz der Vorrang eingeräumt ward. Der Fürſt Staatskanzler hielt eine kurze Rede über die Bedeutung des verſtorbenen Monarchen, „der nie um den vergänglichen Beifall der Tagesmeinung gebuhlt“, welche Sie im Beobachter nachleſen können, und S. M. der Kaiſer erwiderte mit wenigen Worten. Bei dem Enthüllungsact entſtand eine unliebſame Verzögerung, indem die Leinwand ſich an den Fingern der ausgeſtreckten Hand ſpießte und nicht völlig abgezogen werden konnte, ſo daß ein Arbeiter auf einer Leiter hinanſteigen und die Verhüllung gewaltſam ablöſen mußte. Vielleicht war dies die Urſache, daß der Jubelruf in dieſem Augenblicke ziemlich ſchwach

blieb und überhaupt in der ganzen Verſammlung von mehrern tauſend Perſonen wenig Spuren einer feierlichen Stimmung, einer geiſtigen Sammlung ſich bildeten. Nur die Kaiſerin-Mutter brach in Thränen aus und Se. Majeſtät der Kaiſer ſtürzte im Moment des Te Deums, trotz der militäriſchen Uniform, die er trug, allein unter allen anweſenden Herren auf beide Kniee nieder und blieb einige Augenblicke in andächtige Erinnerung verſunken.

Was nun das Denkmal als Kunſtwerk betrifft, ſo wird es allenthalben ſcharf kritiſirt. Der Faltenwurf der römiſchen Toga, iſt ſo maſſiv, daß dieſe Drapperie der Figur eine ängſtliche Unſicherheit verleiht, und ſtatt den Eindruck zu erhöhen, ihn blos verwirrt. Das rechte Bein hebt ſich ſo hoch aus den Hüften, und gewinnt dadurch eine unverhältnißmäßige Länge, daß es auf unkünſtleriſche Weiſe angedeutet erſcheint. Um eine Vorſtellung von den Dimenſionen des Monuments zu geben, ſei nur erwähnt, daß die vier Seitenfiguren, die Gerechtigkeit, den Frieden, die Religion und die Stärke darſtellend, 10½ Fuß hoch ſind, die Basreliefs 9 Fuß und die Statue ſelbſt 17½ Schuh. Die Bildſäule mit den Nebenfiguren, den Ornamenten und 8 Basreliefs wiegt 888 Centr. Marcheſi erhält 100,000 fl. Honorar und — einen Orden. Um dieſen hat ſich der Künſtler ſchon lange Zeit beworben, da aber hier der Gebrauch herrſcht, daß, wer nicht den Rathstitel beſitzt, auch keinen öſterreichiſchen Orden erhalten kann, ſo konnte ſeinem Wunſche nicht entſprochen und ihm blos die goldene Medaille angeboten werden. Doch iſt ihm durch die außergewöhnliche Verleihung des Titels eines Hofſtatuarius der Titel eines k. k. Raths in Ausſicht geſtellt worden, mit dem ſeinem Verlangen nach Ordenskreuzleins auch kein Hinderniß mehr im Wege ſtünde.

Einen theatraliſchen Anſtrich hatte es, als im Augenblick der Enthüllung, wo alle Glocken der Stadt erklangen und 101 Kanonenſchüſſe die Luft erſchütterten, plötzlich die im Hofraum an der Mauer befindliche Aufſchrift: „Burgplatz" verſchwand und eine neue Tafel mit dem Worte: „Franzensplatz" zum Vorſchein kam. Ernſten Tadel jedoch verdient der Mißgriff, den man beging, als man durch öffentliche Placate die Einladung an Jedermann ergehen ließ, wer eine Eintrittskarte zur Enthüllungsfeier wünſche, möge ſich beim Hofmarſchallamte melden. Iſt auch die gute Abſicht nicht zu verkennen, mit welcher man jede Standesbevorzugung vermeiden und auch eine Repräſentation der niedern Volksklaſſe, die dem Kaiſer Franz beſonders anhänglich war, erzwecken wollte, ſo hätte die mehrfache Erfahrung von der Unbändigkeit des hieſigen Pöbels bei derlei Anläſſen, wo er in Maſſe auftritt, gleichwohl davon abhalten und zu dem zweckmäßigern Auskunftsmittel greifen laſſen ſollen, durch Vertheilung an die Gemeindebehörde jeder einzelnen Vorſtadt die weitere Verbreitung der Karten der Localautorität zu überlaſſen. Der Verſuch einer unmittelbaren Kartenvertheilung wurde auch bald wieder eingeſtellt, denn das Gedränge des Pöbels, der Billets verlangte, um ſie dann mit Vortheil an die begüterte Klaſſe zu verkaufen, war ſo groß, daß 800 Mann Soldaten Mühe hatten, den Schwarm zu zügeln, der zahlloſe Fenſterſcheiben desjenigen Flügels der Hofburg zertrümmerte, in dem ſich das

Digitized by Google

Hofmarschallamt befindet. Sowohl von Seiten des Militärs als des Volkes zählte man Verwundete und zwei davon sind bereits gestorben.

2.

(Von einem andern Berichterstatter.)

Heute, den 16. Juni, war die Enthüllung des Standbildes Sr. M. Kaisers Franz I. Daß bei einer solchen Festlichkeit das Arrangement immer die Hauptsache ist, versteht sich von selbst und da fehlte es wohl an der nöthigen Umsicht. — Wir sind der Meinung, daß bei einer Feierlichkeit dieser Art jede Lächerlichkeit und Alles, was das öffentliche Gefühl beleidigen könnte, strenge vermieden werden müsse. Wir haben schon seit einigen Tagen an dem Schicklichkeits- und Schönheitsgefühle Jener, denen die Aufstellung übertragen war, zu zweifeln Ursache gehabt und wir haben leider im Momente der Enthüllung unsere Ansicht bestätigt gefunden. Gestern wurde das Gerüste, welches das Standbild deckte, entfernt, bei dieser Gelegenheit war das Standbild mit verschiedenen Fetzen bedeckt, der Kopf mit einer Strohdecke — Tausende von Menschen strömten bei dieser Gelegenheit über den Burgplatz und machten sich über diese Unziemlichkeit lustig, mancher schlechte Witz wurde dabei gemacht — mich erfüllte diese Herabwürdigung mit Indignation. Aehnliches müssen wir heute rügen, der Moment der Enthüllung, jener Punkt der höchsten Spannung, wo die heute reich drappirte Umhüllung fallen sollte, gab zu einer neuen Lächerlichkeit Anlaß, indem zwar das äußere Zelt zur Erde fiel, die Statue allein aber verhüllt blieb. — Die Stricke, wodurch diese Umhüllung weggezogen werden sollte, thaten ihre Schuldigkeit nicht, es mußte nach einigen vergeblichen Versuchen eine Leiter angelegt und von einem Hausknechte die eigentliche Enthüllung vorgenommen werden. Auch in der Austheilung der Eintrittskarten hatte man viele Unzukömmlichkeiten begangen. Ein Haufe gemeiner Menschen, welcher sich durch Andrang zum Ausgabeorte eine Masse von Karten verschafft hatte, verkaufte diese zu 5, 10 bis 20 fl. C.-M. heute, gestern konnte man aller Orten, noch kurz vor der Enthüllung, derlei Billette in jeder beliebigen Anzahl zu 20 Xr. bis zu 1½ fl. C.-M. kaufen, während anständige Personen derlei Billette auf ihr Ansuchen nicht erhielten, es mag dies auch die Ursache sein, daß die Tribüne nicht überfüllt, auf dem Burgplatz (jetzt Franzensplatz), gegen den Amalienhof zu, für einige Tausend Personen noch Platz war.

Ueber die Aehnlichkeit des Standbildes glaubte ich zu bemerken, daß das Profil von der rechten Seite einige Aehnlichkeit zeigt, im Profil der linken Seite sind aber sehr viele fremde Muskeln. Außer der angezeigten Störung ging die Feierlichkeit angemessen vor sich. X.

IV.

Ein Gauner am Rhein.

Wer sollte glauben, daß in Deutschland trotz der heiligen Hermandad unserer Polizei, trotz Gensdarmerie und Paßzwang doch noch so viel

Digitized by Google

Luſtſpielromantik auf den Straßen herumläuft? Da treibt in verſchiedenen Rheinſtädten ein Betrüger ſein Weſen, der, mit falſchen Päſſen verſehen, ſich bald für den Novellendichter Baron von Sternberg, bald für einen Herrn von Alvensleben ausgibt und Literaten und Literatenfreunde durch kunſtfertige Geldanleihen in Contribution ſetzt! Iſt dies nicht ein gefundenes Eſſen für unſere dramatiſchen Dichter, die immer über Mangel an Luſtſpielſtoffen klagen? Ein hochnäſiger Vater, der durchaus einen Adeligen zum Schwiegerſohn, eine pathetiſche Tochter, die durchaus einen Dichter zum Mann haben will, die proſaiſche Polizei, die auf einen Betrüger Jagd macht, der pfiffige Betrüger, der ſich als Märtyrer ſeiner politiſchen Dichtungen ausgibt und von der zärtlichen Tochter verſteckt, vom entſetzten Vater mit Geld verſehen zur Flucht ausgerüſtet wird; dazu ein unglücklicher, verſchmähter und verkannter Liebhaber, der heimlicher Weiſe ein Poet vom reinſten Waſſer iſt, als komiſche Nebenfigur ein Gensdarm mit rother Naſe, ein geprellter Buchhändler, der den Verfaſſer eines ihm verkauften Manuſcripts ſucht, das längſt unter Goethe's geſammelten Schriften zu finden iſt, endlich die Entwickelung in finſterer Nacht von fackelnden Gensdarmen und blitzenden Helmen erleuchtet, das Laſter erbricht ſich, die Tugend ſetzt ſich zu Tiſch, nicht zu vergeſſen einiger Düten politiſcher Anſpielungen, die durch den Dialog geſchüttet werden, dies Alles in drei, vier Acten abgegoſſen, dem Publicum ſervirt — und die Tantiéme iſt fertig! Von dieſer Tantiéme könnten dann die Dichter, welche dieſen Stoff benutzen, ein Theil an die Geprellten abgeben, welche ihnen zu ihrem Stoff verholfen haben, und ſo würde ſich Alles auf's Schönſte ausgleichen. Was die Literatur auf der einen Seite verloren hat, könnte ſie auf der andern Seite wieder erhalten. Einſtweilen aber, bevor dieſe Tantiéme vertheilt wird, ſollte man trachten, dieſen intereſſanten, räthſelhaften Unbekannten beim Kragen zu erwiſchen, damit bis zur Fertigung des Luſtſpiels die Zahl der Geprellten nicht ſo hoch angewachſen iſt, daß die Tantiéme zur Entſchädigung nicht ausreicht. Wie? Mehrere Monate dauert dieſer Spuk, und man hat das Geſpenſt noch nicht erwiſcht? Dies kann nur ſo unpraktiſchen Menſchen, wie die Schriftſteller ſind, begegnen. Als vor einigen Jahren jene bekannte feine Gaunerаſſociation die erſten Bankhäuſer Europa's durch falſche Wechſel ausbeutete, war die Intrigue viel delicater und doch hatte ſie die Times bald durch einen ihrer Correſpondenten entdeckt. Es iſt ſehr ſchmeichelhaft für uns Schriftſteller, daß die Gauner, ſtatt auf große Bankhäuſer, jetzt auf uns ſpeculiren. Aber wir müſſen uns auch würdig dieſes Vertrauens zeigen. Sollen wir erſt warten, bis die Times uns unſere lieben Gauner entdeckt? Dieſes wäre eine Blamage für die deutſche Preſſe, und man könnte glauben, wir ſind über andere deutſche Angelegenheiten, über die geheime Politik unſerer Regierungen, über die geheimen Beſchlüſſe des frankfurter Bundestags gleichfalls nicht genau unterrichtet. Nicht blos der Vortheil, ſondern die Ehre deutſcher Preſſe fordert es, daß wir dieſe Myſtère ſobald als möglich an's Tageslicht bringen. Es braucht nur Jedermann zu ſignaliſi-

ren, wo ihm die große Seeschlange begegnet ist, und man wird ihre Spur bald entdecken.

Was mich betrifft, so sah ich die Seeschlange vorigen August in Leipzig. Ich hatte grade einige Freunde zum Frühstück eingeladen und da es kurz nach den bekannten traurigen Ereignissen vor dem Hotel de Prusse war, so hatte die politische Discussion uns etwas erhitzt und länger beisammen gehalten. Als die Freunde sich entfernt hatten, meldete mir ein dienstbarer Geist, daß auf der Hausflur ein fremder Herr bereits seit dreiviertel Stunden warte, ohne eintreten zu wollen, da er mich durchaus allein sprechen müßte. Ich öffnete rasch die Thüre und es trat ein elegant gekleideter Mann herein, der sich mir als Herrn von Alvensleben, Redacteur en chef des Journal de la Haye aus Holland vorstellte. Es war ein delicat gebauter, blonder Mann, von mittlerer Statur, mit dünnen Lippen, die von einem leisen Schnurrbärtchen kaum beschattet wurden. Sein Gesicht, das, wie bei vielen unbärtigen Personen, sein eigentliches Alter nicht genau verrieth, hatte einen Ausdruck von Schüchternheit und sein ganzes Wesen zeigte eine fast an's Furchtsame grenzende Höflichkeit. Was mir bei näherer Musterung auffiel, war die etwas prahlerische, goldne Uhrkette, die im vollen Widerspruch mit dem nicht sehr reinlichen und halb zerrissenen Hemde stand, das unter der Weste hervorschielte. Auch straften seine dickschmuzigen Handschuhe und formlose Fußbekleidung die bekannte Regel Lügen: un homme bien chaussé, bien ganté, c'est un homme comme il faut! Indessen die Reise motivirt und entschuldigt mancherlei. Ich bat ihn um Verzeihung, daß ich ohne mein Wissen ihn so lange warten ließ und entkorkte rasch eine der noch auf dem Tische stehenden Weinflaschen, indem ich ihm ein Glas anbot. Er trank es mit einer schweigsamen Verbeugung rasch aus, und indem er es niederstellte, sagte er mit fast lispelnder Stimme: „Ich halte immer viel darauf, daß ich interessante Personen unter vier Augen kennen lerne, da hat man seinen Mann ganz und kann sich gegenseitig aussprechen zumal wenn man nur auf der Reise ist und vielleicht nur ein Mal sich sieht, da will man wenigstens sehen so viel man kann!" — Ich dankte für seine Verbindlichkeit und äußerte meine Verwunderung, daß er so geläufig deutsch spreche. — „Ich bin ja ein Deutscher, ich war Lieutenant in preußischen Diensten. — Und Sie redigiren jetzt das französisch geschriebene Journal de la Haye, das officielle Regierungsblatt? sagte ich verwundert. — „Ich schreibe sehr geläufig französisch." — Und wer besorgt in Ihrer Abwesenheit die Redaction? — „Ein Secretär aus dem Ministerium," antwortete er und verschluckte die letzten Worte in einem Glase Wein. — „Sie haben da einen vortrefflichen Rothwein, ich habe auf der ganzen Reise hierher Rheinwein trinken müssen, den ich nicht mehr gewohnt bin, da man bei uns meist französische Weine genießt." — Wie ist denn das Zollverhältniß in Holland? Sind die deutschen Weine im holländischen Tarif höher besteuert, als die französischen? — „Ach, reden wir nicht von Zöllen," sagte er ausweichend — „man muß das ganze Jahr so viel darüber schreiben." — Dieses Ausweichen war ziemlich ungeschickt. Auch kam es mir son-

derbar vor, daß ein preußiſcher Lieutenant Hauptredacteur des holländiſchen Hofjournals ſein ſoll, während ein Secretär im Miniſterium blos eine untergeordnete Rolle dabei ſpielt. Er mochte meine Gedanken wohl errathen und ſuchte ſie zu entwaffnen. „Iſt es wohl nöthig," begann er — „daß ich hier in Leipzig meinen Paß viſiren laſſe? — Wohin gedenken Sie zu reiſen? — In's Anhaltiſche, auf die Güter meiner Verwandten — warf er leicht hin — ich habe ſchon in Brüſſel einige Schwierigkeiten mit dem Paß gehabt. — Dabei zog er wie zufällig den Paß hervor und öffnete ihn. Richtig, ein Paß vom holländiſchen Miniſterium für Herrn von Alvensleben, ehemaliger Lieutenant in preußiſchen Dienſten. Aber vom Redacteur des Journals de la Haye ſtund nichts drin. — Sie waren in Brüſſel? — Ich komme von dort, ſagte er raſch, als wäre er froh, ein Thema, auf welchem er ſicherer iſt, einſchlagen zu können. — Ich bringe Ihnen viele Grüße von Herrn Muquart (ein deutſcher Buchhändler in Brüſſel), er ſagte mir, daß Sie und Freiligrath ſehr oft die Abende bei ihm zubrachten. — Entſchuldigen Sie, da herrſcht ein Irrthum. Ich war nie mit Freiligrath bei Herrn Muquart. — Richtig, richtig, ich glaube er hat mir blos geſagt, daß Sie Beide ein Mal zuſammen bei ihm ſpeiſten. — Entſchuldigen Sie, auch dies iſt unrichtig, wir haben nie zuſammen bei ihm geſpeiſt — Der Fremde ſchlug ziemlich verlegen die Augen nieder und ein Argwohn begann ſich in mir zu regen. Herr Muquart iſt der einzige deutſche Buchhändler in Brüſſel und es iſt natürlich vorauszuſetzen, daß deutſche Schriftſteller dort ein- und ausgehen; daß ich mit Freiligrath, als er in Brüſſel war, zuſammentraf, war gleichfalls leicht vorauszuſetzen. Auch war anzunehmen, daß Herr Muquart, als ein artiger Mann, wahrſcheinlich den liebenswürdigen Dichter ein Mal zu Tiſche geladen habe und was iſt natürlicher, als daß er einen andern dort anſäſſigen deutſchen Schriftſteller zugleich einlud. Dies iſt ſo logiſch, daß mein ehemaliger Lieutenant gewiß keinen falſchen Schluß zu fürchten ſchien. Da er ſich jedoch zufällig doch geſtrandet ſah, warf er ſchnell ein anderes Nothſeil aus. — Ich kenne noch mehrere Ihrer Bekannten in Brüſſel, namentlich den Profeſſor ... ſein Name iſt mir entfallen. — Was für ein Profeſſor? — An der Univerſität, ein Deutſcher ... helfen Sie mir gefälligſt den Namen finden. — Es gibt mehrere deutſche Profeſſoren an der brüſſeler Univerſität — ſagte ich feſt entſchloſſen, ihn ſelbſt ankommen zu laſſen. Wieder eine ziemliche Pauſe. — Ach, ſagte er endlich, ich habe ein ſehr unglückliches Gedächtniß; ich hätte gern einen Ihrer Freunde als Schutzpatron für eine Angelegenheit angerufen, in der ich mich an Sie wenden muß und bin nun genöthigt, mich blos als Ehrenmann zum Ehrenmann, direct an Sie zu wenden. — Sprechen Sie, ſagte ich geſpannt. — Ich bin in Verlegenheit, lispelte er mit faſt weiblicher Schüchternheit, es iſt das erſte Mal daß mir im Leben ſo was paſſirt. Ich habe mich unterwegs länger aufgehalten, als ich im Voraus dachte, meine Caſſe iſt faſt zu Ende, wenn Sie mir den collegialiſchen Dienſt erweiſen wollten, 10 Louisdor auf mein Ehrenwort vorzuſtrecken, ſo würde ich ſie Ihnen, ſobald ich auf dem Gute meines Schwagers angelangt bin, ſogleich zurückſchicken. —

Digitized by Google

Zehn Louisdor, dachte ich, das iſt auf dem Sclavenmarkt deutſcher Manuſcripte, das Honorar von faſt drei Druckbogen! Drei Druckbogen Unſterblichkeit! Drei Druckbogen. Weltgeſchichte! Drei Druckbogen, für die man 10 Jahre auf der Feſtung ſitzen kann! Soll ich ſie leichtſinnig in die Schanze ſchlagen? fragte ich mich im Stillen. Ich muſterte den Fremden noch ein Mal und ich geſtehe, daß mir aus der zehn Louisdorperſpective ſein Weſen bedeutend verdächtiger vorkam. Er ſaß mit niedergeſchlagenen Augen da und dies entwaffnete mich wieder. Es ſcheint ihm wirklich ſchwer zu werden, mußte ich mir ſelber ſagen, und wenn er in der That aus dem Haag iſt und in der angedeuteten Verlegenheit ſich befindet, ſo iſt es im Grunde doch eine collegialiſche Pflicht ihm zu helfen. — Haben Sie denn ſonſt keine Bekannte hier? Ihre Anverwandten ſind ja, wie Sie mir ſagen, im nahen Anhaltiſchen begütert? — O, ich kenne hier ſehr viele Perſonen; aber ich ſchäme mich, ihnen meine Verlegenheit zu eröffnen; zu Ihnen, als zu einem Collegen, habe ich Vertrauen. — Es iſt mir ſehr ſchmeichelhaft und wenn's nicht grade zu Ende des Monats wäre, ſo daß ich ziemlich ausgeſäckelt bin, ſo würde es mir ein Vergnügen ſein, Ihnen ſogleich aus Ihrer Verlegenheit zu helfen, ſo aber muß ich Sie bitten, ſich heute Nachmittag in die Verlagshandlung der Grenzboten zu begeben, wo mein Verleger mittlerweile von mir mit dem Nöthigen beauftragt ſein wird. — Ich glaubte den beſten Ausweg gefunden zu haben; ich wollte Mittag Erkundigungen einziehen. Kennt man in Leipzig meinen holländiſch-preußiſchen Anlehenſucher, ſo ſoll dem Manne bald geholfen ſein. Kennt man ihn nicht — ſo weiß ich, woran ich bin. Dieſe Logik aber war zu durchſichtig, als daß ihr mein Reiſender nicht auf den Grund geſchaut hätte. „Sie würden mich doppelt verbinden, wenn Sie mir gleich helfen könnten," ſagte er noch immer mit niedergeſchlagenem Blick; ich bin zu ſchüchtern, um bei fremden, unbekannten Perſonen Geld abzuholen. Vielleicht, wenn Ihnen die Summe unbequem iſt, helfen Sie mir mit 6 Louisdor. — Ein Redacteur en chef eines Hofjournals, der ſchüchtern iſt, zu ſchüchtern um von einer fremden, unbekannten Perſon Geld zu holen! Bin ich denn etwa ſein Bekannter? — Wie ich bereits die Ehre hatte, Ihnen zu ſagen — antwortete ich laut, indem ich die Sitzung aufhob, wobei er raſch das letzte Glas der Flaſche austrank — heute Nachmittag ſoll mein Verleger — „Sollte es Ihnen nicht möglich ſein, mir einſtweilen vier oder auch nur drei Louisdor vorzuſtrecken?" ſagte er mit eindringlicherer Stimme. Dies war jedoch gar zu plump; entweder der Menſch iſt ein honetter Mann, dachte ich mir und dann ſoll er die 10 Louisdor vollſtändig geliehen bekommen, oder er iſt ein Lump und dann wäre ich ein Narr, mich auch nur um drei Louisdor prellen zu laſſen. — Wie geſagt, auf Nachmittag!... Ich empfehle mich Ihnen... Adieu.

Mittags erkundigte ich mich auf dem Muſeum nach meinem Mann, und erzählte einem meiner nähern Freunde unter vier Augen die ſonderbare Begegnung. Alvensleben! ſchrie dieſer auf, das iſt ja derſelbe Menſch, der vor drei Wochen dem guten Heinrich König in Hanau gleichfalls eine namhafte Summe ausgefoppt hat, ein Betrüger! König

hat es zu ſpät erfahren, daß er geprellt wurde und hat zur Warnung hierher nach Leipzig Nachricht davon gegeben. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß meine Inſtructionen an die Verlagshandlung jetzt anders lauteten. Indeſſen war die Vorſicht unnöthig. Herr von Alvensleben ließ ſich kluger Weiſe nicht weiter ſehen, wahrſcheinlich ſitzt er jetzt auf dem Rittergute ſeines Schwagers im Anhaltiſchen und redigirt dort das Journal de la Haye.

Dies iſt meine Geſchichte von der großen Seeſchlange, die jetzt wieder am Rheine auftaucht. Sollte ich etwas beigetragen haben, um das Thier kenntlich zu machen, ſo verzichte ich auf alle Belohnung. Nur die beiden Flaſchen Chateau Margot, die bei jenem Beſuche ſo unnütz aufgingen, bitte ich, mir zu erſetzen. Adreſſe: An die Redaction der Grenzboten in Leipzig.

V.

Notizen.

Dreierlei Feſte.

In den drei Nachbarſtädten Köln, Lüttich und Brüſſel wurden im Laufe dieſes Monats dreierlei Feſte gefeiert, von denen eins mit dem andern im graden Gegenſatze ſteht. Während man in Brüſſel die Vereinigung mit Frankreich feierte, an das man nun mit eiſernen Klammern gebunden iſt, ſang man in Köln von den Harmonien der Flamingen mit den Deutſchen und von der ewigen Brüderſchaft zwiſchen flamiſch Belgien und ſeinen germaniſchen Bruderſtämmen. Die Gegenſätze ſind ſehr charakteriſtiſch. Mit Frankreich ſchloß man einen poſitiven Bruderbund, mit Deutſchland einen idealen. Wie auch anders? In Frankreich iſt die Einheit in der That, bei uns iſt ſie in der Poeſie, im Geſang, in der Sprache. Aber noch charakteriſtiſcher iſt das Feſt, das ſich in beider Mitte ſtellte: Das Kirchenfeſt, welches der Biſchof van Bommel zu Lüttich, zur Jubiläumsfeier der Einſetzung des Frohnleichnamsfeſtes feiern ließ. Dieſes Feſt war eine Manifeſtation nach beiden Seiten hin. Rühmt nur Eure Stärke und Euren Reichthum, Ihr Eiſenbahnvereine von Belgien und Frankreich, rühmt nur Eure Ausdehnung Ihr Sängerbündler von Rhein- und Flamland: mir ſeid Ihr beide unterthan: Frankenland, Belgenland und Rheinland, die katholiſche Kirche hält Euch feſt: mir gehört das Volk in allen drei Ländern, inmitten Eurer ſtolzen Feſte, ſtelle ich das meinige hin, und ſeht zu, wem die Maſſen in größern Haufen zuſtrömen werden. Darum beugt Euch vor mir und erkennt meine Ueber- und Obermacht an! — Uebrigens hat ſich Herr van Bommel in ſeiner Berechnung geirrt und ſein großes Kirchenfeſt iſt ſelbſt von dem gemeinen Volke nicht halb ſo ſehr beſucht worden, wie das Belialskind, die Eiſenbahneröffnung zu Brüſſel, ja nicht ein Mal wie die Sängerfahrt am Rhein.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Das deutsch-flämische Sängerfest

in Köln.

Obgleich ich selbst Einer der lusterfüllten, hoffnungbegeisterten Sänger bin, die fröhlichen Muthes ihre Fahrt nach Köln angetreten, habe ich doch keine Lust, Ihnen den Verlauf dieses von allen Zeitungen besprochenen Festes zu beschreiben. Aus der kölnischen Zeitung kann ein Jeder das in einen Panegyricus umgewandelte Programm entnehmen; Artikel, von denen ein satyrischer Beurtheiler ihrer heißen Begeisterung wegen voraussetzen könnte, daß sie vor dem Feste selbst angefertigt sind, und vielmehr enthalten, was dies hätte werden sollen, als was es war. Im Ganzen kann es auch den Grenzboten viel weniger darauf ankommen, zu berichten, was für Musikstücke und wie diese aufgeführt wurden, welche Vergnügungen und Partien angeordnet worden sind, als vielmehr, welcher Geist bei diesem Feste herrschte, und ob eine Idee dabei zu Grunde lag und wie diese Idee ausgeführt wurde. Hierüber einige Bemerkungen.

Wer einigermaßen darüber nachgedacht, was ein Sängerfest zu bedeuten hat, dem ist es wohl nicht schwer begreiflich zu machen, daß es sich hierbei nicht blos um einige, von Tausenden von Sängern aufzuführende musikalische Productionen handelt. Solches ist in Köln redlich erreicht worden und wohl haben vielleicht ebenso Viele und auch wohl Mehrere diese Musikstücke mit Erhebung gehört, als von allen Theilen Deutschlands und Flanderns zusammengekommen sind, sie aufzuführen.

Indessen wäre es kindisch, Männer (und die, von denen ich rede, sind Männer) von Freiburg im Breisgau und Magdeburg, von Lübeck und Schweinfurt, von Garding in Schleswig und Trier an der Mo-

ſel, von Halberſtadt und St. Wendel nach Köln zu ſprengen, um einigen Bewohnern Kölns und der Umgegend ein großartiges Concert vorzuführen, gar nicht davon zu reden, daß es im concreten Falle ſich darum handelte, den mittelmäßigen Compoſitionen eines kölner Muſikdirectors auf die Beine zu helfen. Nein, etwas Andres iſt der Zweck eines Sängerfeſtes als ein, wenn noch ſo großartiges Concert! Freilich liegt es in der Natur der Sache, daß ein ſolches ohne muſikaliſche Productionen nicht abgehalten werden kann; das Concert aber iſt das Gelegentliche, der Zweck des Sängerfeſtes iſt ein Feſt der Sänger, ein Feſt, das den Sängern gegeben wird. Die Sänger ſind der Mittelpunkt, um den ſich Alles drehen muß; ſie, die als Eingeladene kommen, müſſen als Gäſte behandelt werden, mit einem Worte, ihnen muß ein Feſt gegeben werden, bei dem ſie durch die aufzuführenden Productionen das Ihrige beitragen, um dem Feſte ſeinen Charakter zu erhalten. Es iſt das eine Sache, die auf der flachen Hand liegt, die aber das Comité des kölner Feſtes, obſchon bedeutende Intelligenzen und Mitglieder der höhern Stände, die doch den guten Ton kennen ſollten, ſich darunter befanden, gänzlich überſehen zu haben ſcheint, indem aus den von allen Seiten her laut werdenden Stimmen und aus unſrer eignen Erfahrung ſich ergibt, daß die Sänger auf der einen Seite als muſikaliſche Werkzeuge zur Unterſtützung des Dombaus, auf der andern Seite als eine willkommene Gelegenheit zur Bereicherung der Wirthe angeſehen worden ſind, ohne daß ihnen dafür nur Ehre und Dank zu Theil geworden wäre.

Uebrigens müſſen an ein Sängerfeſt noch höhere Anſprüche gemacht werden, als in dem eben Ausgeſprochenen ausgedrückt liegt. Je nach dem Kreiſe, den ein ſolches Sängerfeſt einſchließt, handelt es ſich um die Vereinigung, wie in der Harmonie des Geſanges, ſo im Zuſammenklange des Lebens. Bekanntſchaften ſollen in den entlegenſten Gauen angeknüpft und ein Band geſchlungen werden, welches die verſchiedenſten Intereſſen vereinigt in gemeinſamer Geſinnung. In dieſer Beziehung hat das ſchon vor 8 Jahren zu Frankfurt a. M. ſtattgefundene Sängerfeſt der Mozartſtiftung, noch mehr aber das im vorigen Jahre in Würzburg abgehaltene erſte deutſche Sängerfeſt ſeine Aufgabe würdig gelöſt, und hoffentlich werden die von vier zu vier Jahren ſich wiederholenden deutſchen Sängerfeſte das damals vielleicht noch Mangelhafte mehr und mehr zu entfernen wiſſen.

Wir müſſen es geſtehen, es ſchien uns eine kühne Idee von den

Digitized by Google

Kölnern, jetzt, nachdem kaum das erste deutsche Sängerfest als ein Anfang gelungen zu nennen war, eine solche deutsch-flämische Vereinigung in's Werk zu setzen. So wie Deutschland zuerst selbst sich mehr consolidiren und vereinigen muß, ehe an ein engeres Anschließen an die Nachbaren gedacht werden kann, ebenso schien es in der Natur der Sache zu liegen, daß der deutsche Sängerbund sich zuerst als solcher befestigen müsse, ehe er mit den Flamingern gemeinschaftliche Sache zu machen habe. Indessen müßte die Idee nur als eine um so großartigere bezeichnet werden, wenn wirklich eine solche Idee vorgelegen hätte. Dies ist aber sehr zu bestreiten. Denn hätte eine solche Idee der Vereinigung vorgewaltet, so müßte doch irgend eine Bestrebung, dieselbe in's Werk zu setzen, sich gezeigt haben. Und wer möchte behaupten, daß es genug sei, eine ungeheure Menschenmenge an einen Ort zusammen zu treiben, um alsbald ihre Vereinigung und Verschmelzung zu bewirken? Hätten die Kölner die Flaminger allein eingeladen, ich glaube es hätte sich unter allen Verhältnissen eine innigere Verbindung herausgestellt, als nun selbst bei den besten Anordnungen möglich gewesen wäre. Hörte ich doch einen der bedeutendsten Köpfe Belgiens bei der begeisterten Rede eines Holsteiners, der über innere Zustände sprach, sich mißbilligend äußern, daß hier nur von Kunst die Rede sein könne, ein Zeichen, wie wenig es in die Bedeutung des Festes eingedrungen war, wie wenig Sympathie für Deutschland überhaupt in ihm lebte. Aber abgesehen von dieser beabsichtigten Vereinigung Flanderns mit Deutschland, wie wenig war dafür gesorgt, Anknüpfungspunkte für sich bildende Freundschaften darzubieten und eine Vereinigung der mannichfachen Elemente herbeizuführen! Man glaubte Alles gethan zu haben, indem man die Gäste in verschiedene Wirthsgärten schickte, wo sie durch die Prellereien der Wirthe und die schlechte Bedienung von vorne herein in schlimmen Humor versetzt wurde, wo aber das Comité, wenn es ja anwesend war, unsichtbar blieb.

Indessen möchten wir nicht gern allzuharte Vorwürfe aussprechen und uns lieber auf die selbst eingestandene Unerfahrenheit verweisen lassen, hätten wir nicht auf der einen Seite die genannten Sängerfeste von Frankfurt a. M. und Würzburg, sowie die von Würtemberg und der Schweiz, auf der andern einen Umstand, der arge Bedenken einflößen muß.

Es ist nämlich durchaus kein Geheimniß geblieben, daß dem Sängerfeste, also der vielgerühmten Vereinigung des kölner Männergesangvereins mit auswärtigen Vereinen jeder Art, die heftigsten Reibungen

Digitized by Google

mit einem andern Vereine vorangegangen sind, so daß Viele dieses Gesangsfest blos als eine Demonstration gegen jenen Verein betrachteten und ein Freund von mir eine Caricatur entworfen, wo der personificirte „Männerverein von K." den sogenannten Brüdervereinen liebend die Arme öffnet, während er seinen nächsten Bruder mit dem Fuße von sich stößt. In dieser heillosen Zwietracht im Innern von Köln, ist der Grund alles übeln Erfolges des Sängerfestes zu suchen. Nicht die Stadt Köln war es nun, die das Sängerfest gab, sondern eine Gesellschaft, die an und für sich ohne bedeutenden Einfluß auf die Bürgerschaft die Gegenwirkung einer andern Gesellschaft zu bekämpfen hatte. Dadurch wurden die Hindernisse von Anfang an fast unübersteiglich. Um sich einen festern Halt zu geben, wurden Leute aus der aristokratischen Gesellschaftsklasse (?) in das Comité gewählt. Indessen war es sehr natürlich, daß diese sich der Sache nur in soweit annahmen, als sie ihr eine gewisse Wendung geben konnten; bei der liberalen Bürgerschaft wurde die Sache aber um Nichts gebessert, obschon man den Dombau (der indessen schon etwas abgebraucht ist) als Panier aufsteckte. So mußte die ungeheure Last das Comité mit seinen im Ganzen geringen Kräften, trotz des Eifers, mit dem Einzelne sich der Sache annahmen, zu Boden drücken und zermalmen, während das Sängerfest, die einmal gelöste Lawine auf eigener Spur, in eigenem Wege zerstörend einherzog, von keiner höhern Hand mehr geleitet.

Daher die Wirkungslosigkeit des Comité's, daher die, allen Begriff übersteigende Kälte der Einwohner Kölns, die die aussteigenden Sänger begafften, statt sie zu begrüßen, daher die Prellereien der Wirthe, die hier nicht die Sache ihrer Vaterstadt zu vertreten hatten, sondern im Trüben der allgemeinen Verwirrung fischen wollten, daher der Mangel irgend einer hervortretenden Idee, die nur durch gehörig geleitetes Zusammenwirken lebendig erhalten werden kann, daher endlich das gänzliche Auseinanderfallen des ganzen Festes und die allgemeine Unzufriedenheit aller Gäste, trotz mancher schönen Elemente, trotz mancher Aufopferung, trotz manches das Uebermenschliche erstrebenden, aber durch Vereinzelung unmächtigen Eifers.

Frankfurt a. M. im Juni.

Leo Att.

Digitized by Google

Ein Abend auf einem Balle.

Theurer Carl. — Endlich! wirst Du ausrufen, wenn Du diesen Brief erbrichst, endlich hat er mir geantwortet, der säumige Correspondent! aber wie lang ist auch sein Brief, er schickt mir fast ein ganzes Tagebuch! Zuerst einige Worte, um mich wegen meines langen Schweigens zu entschuldigen.

Du weißt, daß ich vor zwei Monaten eine Reise nach der Residenz machte, um eine kleine Erbschaft zu erheben. Seit einem vollen Jahre war ich ein stillschweigender Bräutigam und es drängte mich endlich, mein Bräutchen als Gattin heim zu führen, aber die Mittel, meine Wünsche zu verwirklichen, fehlten, da mein armseliges Aemtchen kaum hinreichte, mein eigenes Leben zu fristen. Ich reiste also in die Residenz, um gleichzeitig nebst Empfangnahme der kleinen Erbschaft mich dem Herrn Justizminister vorzustellen, und bei ihm um eine kleine Beförderung nachzusuchen. Meine Ansprüche waren durch eine sechsjährige Dienstzeit gehörig gerechtfertigt, ich hoffte auch, mein persönliches Erscheinen würde Sr. Excellenz stark imponiren, und er würde es mit mir nicht verderben wollen, da ich bedeutenden Einfluß in einer Bürgervereinigung unsres Städtchens besitze. Ich begab mich dreimal in die Amtswohnung, merke Dir es wohl, in die Amtswohnung Sr. Excellenz. Einmal geruhte diese, nicht gegenwärtig zu sein, ein ander Mal genoß sie eben ein Mittagsschläfchen, und das dritte Mal erhielt ich die Weisung, mein Gesuch schriftlich einzureichen. Dies geschah, und ich erhalte richtig und in Bälde eine Antwort von dem — Secretär Sr. Excellenz, der mir auf die allerhöflichste und angenehmste Weise auseinandersetzte, daß, wollte man meinem Gesuche willfahren, bald Jeder kommen würde, um ähnliche Ansprüche geltend zu

Digitized by Google

machen. Arme Liſe! ſeufzte ich, ſo iſt unſer Luftſchloß eingefallen, 's ſoll einmal nicht geheirathet werden!

Meine Erbſchaftsangelegenheiten waren indeſſen günſtiger ausgefallen, als ich urſprünglich gedacht. Unverhofftes Glück macht den Menſchen gewöhnlich üppig, ich machte keine Ausnahme. Mein Wirth beredete mich, ein Billet zu einem Maskenballe für denſelben Abend zu kaufen, und ich ließ mich endlich dazu bewegen. Du mußt Dich recht fein machen, dachte ich, und beſtimmte mich endlich für einen ganz ſchwarzen Anzug, ich glaube der Maskenjude nannte es einen Verrina. Meine „reizende, jugendliche" Geſtalt umfloß ein langer, ſchwarzſeidener Mantel, ein Barret, mit Flor umwunden und ſchwarzer, weitnickender Straußfeder geziert, bedeckte meine Locken. Als ich mich nun vor dem Spiegel bewunderte, ward ich ſo heiter, daß ich beſchloß, mein glänzendes Auftreten mit dem Genuß einer Flaſche Weins zu eröffnen. Der Wein war ſehr gut und mundete vortrefflich, allein er hatte meine Lebensgeiſter dermaßen verwirrt, daß ich eine falſche Richtung nach dem mir bezeichneten Hotel einſchlug. Nachdem ich mich in den vielen, mir unbekannten Straßen glücklich verwickelt und noch obendrein den Namen jenes Hotels vergeſſen hatte, kam ich plötzlich auf den ſchlauen Gedanken, mich in eine der vorüberfahrenden Droſchken zu ſetzen. Aber der Kutſcher wollte von einem Maskenballe nichts wiſſen, und ich war nahe daran, vor Wuth und Verzweiflung wieder nüchtern zu werden, da ſehe ich zum Glück oder Unglück einen dicken, freundlichen Herrn auf ein ſpaniſches Rohr gelehnt müßig an einer Straßenecke ſtehen, legte mich aus dem Wagen hervor und frug ihn, ob er vielleicht den Ort des heutigen Maskenballes wiſſe; er nannte mir richtig den vergeſſenen Namen des Hotels und ſuchte mir durch die Bewegungen ſeines Rohrſtockes die Windungen der Straßen anſchaulich zu machen, als plötzlich eine elegante Chaiſe an uns vorübereilt.

„Folgen Sie nur dieſer Portechaiſe, ſie wird Sie richtig in das Hotel bringen," ruft mir der dicke Herr mit dem Rohrſtocke zu; ich greife dankend an den Hut und meine Droſchke eilt den keuchenden Laſtträgern nach. Dieſe verfolgen die mir beſchriebene Richtung und wir kommen vor einem ſtattlichen Gebäude an, deſſen lange Fenſterreihen einen hellen Glanz in die Straße werfen. Die Chaiſe hält in der Hausflur, ein fein gekleideter, junger Mann ſteigt aus, ich bezahle meinen Kutſcher und folge jenem die Treppe aufwärts. Ein geſchmackvoll decorirter Vorſaal wird erreicht, es warten dort eine An-

Digitized by Google

zahl dienſtbarer Geiſter, alle ganz einfach mit ſchwarzer Hoſe und Frack, weißer Weſte und weißem Halstuch bekleidet. Mein Vorgänger übergibt ſeinen Mantel und Hut einem derſelben, ich thue ein Gleiches und folge beſtändig dem mir voraneilenden Wandelſtern. Der Herr iſt nicht maskirt, ich bemerkte es kaum. Wir treten in eine Gallerie, ſie iſt ſpärlich beleuchtet und kein Menſch zu ſehen. Ich maskire mich und folge wieder in gemeſſener Entfernung meinem Mentor. Dieſer bleibt jedoch an einem Pfeilertiſch ſtehen, wühlt in den darauf liegenden Büchern und Kupferſtichen und fängt zu leſen an. Ich warte und warte. Der Fremde ſcheint durch die Lectüre immer geſpannter zu werden, ich erlaube mir daher, ihm meine Gegenwart durch ein vernehmbares Huſten anzuzeigen. Er dreht ſich und erſchrickt ſichtlich. In meinem damaligen Zuſtande fiel mir dieſes Erſchrecken weniger auf, ich ſchrieb es meiner imponirenden Geſtalt und meiner düſtern Maske zu.

„Sie entſchuldigen, wenn ich Sie ſtören muß," begann ich mit einer tiefen Verbeugung, „aber ich bin zum erſten Male in dieſem Hotel, und kann den Weg zum Ballſaal nicht finden."

Der Fremde drehte ſogleich ſeinen Rücken zur Wand, als ob er einen Angriff von mir befürchtete und griff nach einer auf dem Tiſch liegenden Handklingel. Ich erinnere mich dieſer Umſtände jetzt genau, obgleich ſie mir damals nicht im Mindeſten auffielen.

„Ehe ich Ihnen Antwort gebe, mein Herr," erwiederte der Unbekannte, „bitte ich, daß Sie Ihre Maske ablegen, ich liebe es, dem in's Geſicht zu ſehen, mit dem ich ſpreche."

Schleunigſt entfernte ich alſo meine Maske und zeigte dem Fremden den edlen Typus meiner Phyſiognomie. Jener lächelt — wahrſcheinlich aus Wohlgefallen, denn man ſieht ſo ſelten ein ſchönes Geſicht — und greift nach ſeiner Uhr.

„Erſt ſieben Uhr," ſpricht er hierauf, „Sie werden noch Niemanden finden, der Ball beginnt erſt in einer Stunde."

„Was ſoll man in der Zwiſchenzeit anfangen?" fragte ich.

„Wir können die paar Minuten noch verplaudern, laſſen Sie uns in's Nebenzimmer treten, und um 8 Uhr will ich Sie in den Ballſaal führen."

Von ſo viel Zuvorkommenheit gerührt willige ich ein, wir treten in das Nebenzimmer, eine einfenſtrige Stube mit grüner Tapete und von einem ſchönen Lüſtre hinreichend erleuchtet. Der Fremde hatte bereits geklingelt, einer der oben beſchriebenen Schwarz und Weißen tritt ein

Digitized by Google

und empfängt heimlich eine Weiſung von Seiten meines artigen Protectors. Wir gerathen hierauf bald in ein lebhaftes Geſpräch, der Fremde erfährt den Glückszufall, der mich auf den richtigen Weg geführt, und weiß um Alles, was mir am Herzen lag. Man denke ſich meine freudige Ueberraſchung, als jener dienſtbare Geiſt mit einigen Flaſchen Wein hereinkommt, der Fremde ihn abſeits nimmt, mit ihm unterhandelt, ihm Geld in die Hand drückt und mich dann mit Bitten beſtürmt, ſein Gaſt zu ſein und einige Flaſchen mit ihm zu leeren. Man läßt ſich ſo etwas nicht zweimal ſagen, wir ſetzen uns und der Fremde erſucht mich höflich, ihm meinen Namen zu nennen.

„Wie?“ ruft er aus, als ich ihm gewillfahrtet, „Sie ſind Dr. juris? Ei, da müſſen wir anſtoßen, wir ſind ja Commilitonen. Das iſt herrlich!“

Der Wein war ausgezeichnet, es bedurfte kaum der Ermunterung des Amtsbruders aus der Reſidenz, ich trank und trank, ohne zu merken, wie viel ich eigentlich getrunken. Wir werden immer bekannter; ich erzähle dem Doctor von meinen fehlgeſchlagenen Hoffnungen, er wird ſehr geheimnißvoll, ſpricht leiſe und verſichert mir, daß es ihm ebenſo gegangen, daß der Miniſter ein ſchlechter Kerl wäre, daß er ſich nicht lange mehr halten würde und dergleichen mehr. Nun verlor ich alle Vorſicht, ich machte den Fremden mit unſrer Bürgervereinigung und ihren Tendenzen bekannt, ich erzählte ihm wie man allgemein im Lande von dem Miniſter dächte, was man ihm nachſagte, und plauderte bald Alles heraus, was mir in Betreff jener Perſon bekannt war. Der Fremde beſtätigte Alles, ja wußte meine Ausſagen womöglich durch andre noch zu überbieten. Endlich rieth er mir, ich ſollte mich mit meinem Geſuch an den König, oder noch beſſer an den Kronprinzen wenden. Als ich meine Schüchternheit vorſchützte, ließ der Doctor aus der Reſidenz ſogleich den Gegenſtand des Geſprächs fallen, und fing nun an, von der Perſon des Königs und des Kronprinzen zu ſprechen. Auch ihnen wußte er ſo viel Schlechtes nachzuſagen, daß ich erſtaunt auffuhr und fragte:

„Aber, mein beſter Herr Doctor, woher wiſſen Sie denn das Alles? In unſerm Städtchen und in unſern Kränzchen ſpricht man nur die lobenswertheſten Sachen von den beiden Herrn. Der alte König wird zwar ſchwach, er kann den Herrn Miniſtern die Zügel nicht mehr ſo recht halten, aber der Kronprinz! der iſt der Mann, den ſie fürchten, und ſo lange der König noch mit ihm in Eintracht lebt, wird's nie zum Aeußerſten kommen.“

Digitized by Google

Mein neuer Bekannter belächelte die gute Zuverſicht des Provinzialen, mußte aber zuletzt meiner überzeugenden Beredtſamkeit nachgeben, und wir kamen zuletzt noch ein Mal auf das alte Thema, den verunglückten Verſuch, mir die Gunſt Sr. Excellenz zu erringen. Der Dr. juris bat ſich den Brief aus, den mir der Miniſter hatte ſchreiben laſſen und den ich zufällig in meiner Brieftaſche trug. Er las ihn und warf das Papier dann mit Indignation auf den Tiſch, indem er mich tröſtete:

„Glauben Sie mir, Herr Commilitone," ſagte er, ſich meinem Ohre nähernd und faſt unverſtändlich flüſternd, „glauben Sie mir, der Prinz haßt den Miniſter, Se. Excellenz hält ſich nicht vier Wochen mehr, und dann muß Alles anders werden!"

In demſelben Augenblicke drang aus dem Innern des Hauſes der ferne Schall von Tanzmuſik an unſer Ohr, mein Freund ſprang auf und ſagte mir, er wolle nur ſeinen Domino anlegen, der in der Garderobe in Bereitſchaft ſei, dann werde er wiederkommen und mich abholen. Als er zur Thüre hinaus war, kam es mir vor, wenigſtens erinnerte ich mich ſpäter daran, als ob ein Riegel von außen vorgeſchoben würde, ich achtete aber nicht im Mindeſten darauf, wie mir überhaupt vieles Beachtenswerthe an jenem Abende entging, und hörte ruhig zu, wie die Schritte des abgehenden Dr. juris in der Gallerie verhallten, eine Thür aufgemacht und wieder zugeworfen wurde.

Jetzt, mir ſelbſt überlaſſen, betrachtete ich mit Wißbegierde die Etiquetten an den Weinflaſchen:

„Donnerwetter!" rief ich aus. „Schloß Johannisberger 1811er! So etwas kommt allerdings ſelten einem Provinzialen vor den Mund; ei! wenn ich das in unſerm Verein erzählen werde, da ſollen die Herren gar wohl die Mäuler ſpitzen und das Waſſer ſoll Ihnen in dem Munde zuſammenlaufen, wie bei der großen Eisfahrt im vergangenen Frühjahr." Plötzlich unterbrach ich mich aber und rief mit Fauſt:

„Doch warum heftet ſich mein Blick auf jene Stelle?
Iſt jenes Fläſchchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht?"

Die Sache war nämlich einfach dieſe, ich entdeckte hinter den leeren, ſchmächtigen Geſtalten der Johannisberger noch eine volle, und zwar, wie mir die Etiquette verrieth, eine Flaſche echten alten Tokayers.

„Der Wein iſt, oder wird bezahlt," dachte ich, „er war Dir beſtimmt, alſo friſch daran."

Das alte Gewächs perlte in das ſchöne Kelchglas und von da in meinen noch ſchönern Mund. Erſt nach geraumer Zeit fiel es mir ein, daß mein Herr Commilitone recht lange auf ſich warten laſſe, ich tröſtete mich aber ſehr gut darüber, indem ich ihn dadurch ſtrafte, daß ich den alten Tokayer nach und nach auf fremden Boden verpflanzte. Als aber der letzte Tropfen aus der Flaſche geſchwunden, ward ich über das Außenbleiben des Doctors etwas ärgerlich, indeſſen konnte ihm irgend ein Unglück an ſeinem Coſtüme begegnet ſein, ich wartete alſo ruhig. Die Ballmuſik rauſchte vernehmlich in mein Cabinet herein, ich vertrieb mir die Langeweile durch Aufführung eines Solocontretanzes. Da mir ein Beifall zollendes Publicum fehlte, belachte ich ſelber meine tollen Sprünge und kühnen Pas. Doch als auch dieſer Scherz endlich ſeinen Reiz verloren, beſchloß ich, nicht länger zu warten, ich ſetzte gravitätiſch mein Barret auf die Stirne, legte die Maske an und ſchritt der Thüre zu, ich konnte ſie nicht öffnen. Anfangs glaubte ich, der Herr Commilitone wollte ſich ein Späßchen machen, und halte von außen zu, ich rief daher beſtändig: „Herr Dr. juris, wenn Sie mich nicht herauslaſſen, trinke ich Ihren Tokayer aus!“ Aber kein Dr. juris antwortete, die Thüre öffnete ſich nicht, trotzdem, daß ich mit Händen und Fäuſten daran ſchlug.

„Eingeſchloſſen alſo?“ rief ich wüthend, „und von wem? Von dieſem Doctor aus der Reſidenz! Himmeldonnerwetter! Wenn das in unſerm Vereine bekannt würde, ich glaube ſie lachten mich aus.“

Mittlerweile hatte ich meine Beſinnung in ſoweit wieder erlangt, daß ich mir klar bewußt wurde, ich ſei mit vier leeren Weinflaſchen in einem Cabinet eingeſperrt worden, und daß ich auf alle mögliche Weiſe aus meinem Gefängniß zu entwiſchen ſuchen müſſe. Das einzige Fenſter des Gemaches war ein ſogenanntes blindes und ſeine hellen Spiegelſcheiben zeigten mir nur das Bild einer ſchwarzen Geſtalt, die taumelnd im Zimmer umher ſchwankte.

Während ich nun an den düſtern Schatten im Spiegel einige philoſophiſche Betrachtungen knüpfte, ſehe ich neben mir eine ähnliche Geſtalt dürr und lang, mit finſterm, dräuendem Blick. Es war nämlich ein großes Gemälde an der Wand, welches in Lebensgröße irgend einen berühmten Mann des 17. Jahrhunderts darſtellte. Das Bild ſchien mir keinen künſtleriſchen Werth zu haben, an manchen Stellen war ſogar die Farbe bereits abgerieben und die nackte Leinwand ſichtbar. Was ſoll das Bild hier, fragte ich mich ſelbſt, hier in der dunkeln Kammer, wo kein Tageslicht hereindringt? Sollte vielleicht hinter

Digitized by Google

dieſem Bilde etwas verborgen ſein? Ich ſuche am Rahmen umher, nirgends iſt etwas zu ſehen, ich rüttle am Bilde, es iſt wie eingemauert. Noch gab ich jedoch nicht alle Hoffnung auf; ich hatte ſchon viel von verborgenen Thüren geleſen, ich war in der Reſidenz in einem alterthümlichen, weiten Hauſe, das Bild hatte als Bild keinen Zweck, es mußte alſo eine andere Beſtimmung haben. Ich faßte jetzt den Rahmen von unten, er gibt nach und plötzlich klappt das Bild auf. Es dient als Thüre und ich gelange in einen ſchmalen Corridor, nur ſpärlich von einer ſchon verglimmenden Oellampe erleuchtet, aber die Tanzmuſik trifft mein Ohr ſo deutlich, daß ich zu dem Schluß komme, ich müſſe dem Saale ganz nahe ſein. Zwei niedrige Thüren befinden ſich auf der rechten Seite des Ganges, ich verſuche die eine zu öffnen, ſie iſt verſchloſſen. Leicht trete ich an die nächſte, und höre eine Stimme drinnen:

„Aber, meine Gnädigſte, wollen Sie mich denn nicht erhören, wollen Sie mir immer noch hartnäckig kein Wort der Erwiederung ſchenken, ſoll ich eine Ewigkeit vor Ihnen auf dem Knie liegen.“

Ich rückte meinen Anzug zurecht, der etwas in Unordnung gerathen war, band meine Maske feſt und öffnete leiſe die Thür, heimlich erfreut, vielleicht irgend ein ſentimentales Pärchen auf einem höchſt unſentimentalen Abenteuer zu ertappen. Ich trete in ein matt erleuchtetes Zimmer, der Fußboden iſt mit Teppichen belegt, man hört meine Schritte nicht. Denke Dir, theuerſter Carl, welcher Anblick ſich mir darbot, auf einer Ottomanne hingeſtreckt lag eine junge Dame. Ich bin jetzt Ehemann, ich bin über die Schwächen der Jugend hinweg, und Du biſt es auch, nämlich Ehemann, ich kann Dir alſo ganz haarklein erzählen, wie jene Dame ausſah, ohne befürchten zu müſſen, daß Du vor Liebe närriſch werden würdeſt. Denke Dir alſo ein feines, rundes Geſicht, zarte gewölbte Augenbrauen, eine etwas gebogene Naſe, einen Roſenmund und dunkelbraunes glänzendes Haar, ſehr zierlich à la chinoise zurückgeſtrichen und in breiten Flechten am Hinterkopf zuſammengerollt. Denke Dir ferner die reinſten Formen einer Cytherea, hervorgehoben durch ein dünnes, feines Ballkleid und einen alabaſterweißen Teint hinzu, ſo wirſt Du Dich nicht wundern, daß ich bei dem Anblick wie angewurzelt ſtand. Vielleicht fragſt Du, weshalb ich bei der Beſchreibung dieſer Göttin das Wichtigſte vergeſſen, ihr Auge. Das ſah ich aber nicht, denn die himmliſche Schöne lag in Ohnmacht, wie es ſchien, und hatte die Augenlider geſchloſſen, was allerdings die Ohnmächtigen in der Regel nicht zu thun pflegen. Ich will Dir aber

Digitized by Google

im Voraus verrathen, daß sie zwei große, dunkle Augen mir gezeigt hat, deren Farbe ich freilich nicht genau unterscheiden konnte. Zu den Füßen dieser bezaubernden Fee aber knieete ein Mann mit rothem aufgedunsenen Gesicht und starkem Backenbarte, er trug eine schwarze Hose, einen Frack von derselben Farbe, eine weiße Weste und ein weißes Halstuch. Verzeihe mir diese Details, sie sind aber von zu großer Wichtigkeit, als daß ich sie übergehen könnte. Am Boden lag ein Fächer halb aufgeschlagen, auf einem Tische, der die Mitte der Stube einnahm, stand eine Caraffe mit Wasser, ein Glas und mehrere Fläschchen mit Odeurs. Der knieende Amadis hatte mein Eintreten nicht bemerkt, er setzte also seine Anrede an die scheintodte Schöne unverdrossen fort.

„Theuerste Magdalena, Ihr hartnäckiges Schweigen zwingt mich, das äußerste Mittel zu ergreifen, da Sie meine Worte nicht verstehen wollen, müssen Sie meine Küsse belehren, wie tief, wie innig ich für Sie fühle!"

Der genossene Wein wirkte schon bedeutend in mir, ich war, wollte ich meiner Maske treu bleiben, ein Cavalier, ja selbst wenn ich bei gesunden Sinnen gewesen wäre, hätte ich nicht mit ansehen dürfen, wie indiscret ein Mann den hilflosen Zustand einer jungen, schönen Dame zu benutzen im Begriff war. Seiner Kleidung nach schien er mir ein Kellner des Hotels zu sein, ja sein Gesicht hatte sogar eine frappante Aehnlichkeit mit der Physiognomie des Individuums, das meinen saubern Dr. juris aus der Residenz bedient hatte. Sobald ich also sah, daß jener Kellner, oder wer es sein mochte, Anstalt machte, seine Drohung zu erfüllen und sich bereits in verführerischer Nähe dem schönen Munde befand, sprang ich auf ihn zu, packte ihn am Kragen und schleuderte ihn zu Boden. In demselben Augenblicke erwachte die Schöne auf der Ottomanne und stürzte mit dem Geschrei: „Zu Hilfe! Mörder! Mörder!" durch eine andere Thüre, als durch welche ich gekommen, zum Zimmer hinaus. Ich befand mich jetzt mit dem zu Boden Geworfenen allein. Dieser war aber augenblicklich wieder aufgesprungen, die Röthe seines Gesichtes war gewichen, seine Glieder zitterten.

„Mein Herr," rief er mit bebender Stimme, „was wollen Sie? wen suchen Sie hier?"

„Ich will Dich lehren, schändlicher Bube," rief ich wild stampfend und indem ich von Neuem auf den Erschrockenen eindrang, „ich will

Digitized by Google

Dich lehren, daß man ein Weib achten muß und daß es eine Büberei war, die Ohnmächtige küſſen zu wollen!"

Von Neuem faßte ich meinen Mann beim Kragen und ſchüttelte ihn mit der ganzen Kraft eines Trunkenen. Indeß füllte ſich die Stube mit Herren, die aus dem Ballſaal kamen, man eilte dem Angegriffenen zu Hilfe, riß mir den Degen, deſſen Klinge an der Scheide aber feſtgenagelt war, von der Seite, warf mich zu Boden, knebelte mich mit Taſchentüchern und zog mir die Maske vom Geſicht. Unter den Anweſenden bemerkte ich auch meinen guten Freund, den Dr. juris, er wollte ſich bald todtlachen, während die Andern mich mit ihren Blicken durchbohrten, oder ſich um den Gemißhandelten drängten und ihn mit der Frage, was geſchehen ſei, beſtürmten.

„Wie heißt denn der Menſch?" frug man ſich überall. Keiner antwortete. Endlich hatte ſich der überraſchte Liebhaber ſoweit von ſeinem Schrecken erholt, daß er das Räthſel löſen konnte.

„Ich bin angefallen worden!" rief er. „Man hat mich erwürgen wollen, es iſt irgend ein Fanatiker hier eingedrungen, ſeiner Wuth ſollte ich zum Opfer fallen. Hildemann," fuhr er fort, ſich an einen der Kellner oder Dienſtboten wendend, die mich gepackt hielten, „Hildemann, ſchafft den Menſchen fort."

Ich glaubte, mein Beſchützer, der Doctor aus der Reſidenz, würde ein aufklärendes Wort für mich ſprechen, da er es doch eigentlich geweſen, der mir die ganze Suppe eingebrockt, aber ſein Lachkrampf währte noch immer fort und er ließ es ruhig geſchehen, daß man mich den Weg, den ich gekommen, zurückſchleppte, eine kleine Holztreppe die ich vorher nicht bemerkt hatte, hinunterführte und in einen Wagen ſteigen ließ. Hier verließen mich meine Sinne, ich fiel in einen todtenähnlichen Schlaf, und was ſie weiter mit mir angefangen, weiß ich nicht.

Als ich erwachte, ſtand die Sonne ſchon im Mittag. Ich befand mich in einem engen Raume auf einer harten Streu. Das Gemach war kaum ſo groß, daß ich drei Schritte gehen konnte und enthielt nichts als beſagte Streu, vier kahle Wände und einen einzigen Holzſchemmel. Eine ſchwere, eiſerne Thüre verſchloß den Eingang, dicke roſtige Eiſenſtangen das einzige Fenſter, ich ſaß alſo gefangen. Ich glaubte geträumt zu haben oder noch zu träumen, nur mein ſchwarzer Maskenanzug erinnerte mich noch an das Vergangene. Als ich allmälig mir meine Abenteuer wieder vergegenwärtigt hatte, fragte ich mich ſelbſt, warum man mich denn eigentlich einſchlöſſe, da ich doch

Digitized by Google

weiter nichts begangen, als einen frechen Kellner geschüttelt hatte. Es schlug 12 Uhr. Kaum waren die Glockentöne verhallt, so öffnete sich ein Schieber an der Wand, und man reichte mir ein Stück Brod und einen Krug Wasser herein.

„He, guter Freund," rief ich meinem Kerkermeister zu, „wißt Ihr nicht, weshalb man mich hier gefangen hält?"

Der einsylbige Mann schüttelte den Kopf, schloß die Oeffnung in der Wand und entfernte sich. In dieser Lage, theuerster Carl, habe ich mich drei Tage befunden, Du kannst Dir nicht vorstellen, wie mich die Langeweile quälte, und wie ich Alles verwünschte, die Heirathslust, die Erbschaft, die Maskenbälle und alle doctores und doctissimi aus der Residenz. Endlich am vierten Tage knarrte die schwere eiserne Thüre und ich erstaunte nicht wenig, meinen Protector, den Herrn Commilitonen eintreten zu sehen.

„Nun," fragte er mich scherzend, „haben Sie sich in Ihrer neuen Wohnung eingerichtet?"

Würde man nicht durch Schaden klug, lieber Carl, ich glaube, ich hätte den geehrten Doctor juris an die eiserne Kerkerthüre gerannt, so aber begnügte ich mich zu erwiedern:

„Wenn Sie ein Mann von Ehre wären, Herr Doctor, so würden Sie nicht kommen, einen Unglücklichen zu verspotten, an dessen traurige Lage Sie die meiste Schuld haben."

„Ich, Herr Doctor?"

„Allerdings; denn hätten Sie mich damals nicht in jenem grünen Cabinette eingesperrt, so säße ich auch wahrscheinlich jetzt nicht hier."

„Wissen Sie denn," fragte mich der Herr Commilitone, „weshalb Sie eigentlich hier sitzen? Man hat Sie wegen Mordanfall und Hochverrath angeklagt. Vielleicht wissen Sie noch gar nicht, wen Sie an jenem Abend so übel tractirten?"

„Nun, einen erbärmlichen Kellner des Hotels," erwiederte ich, nicht wenig überrascht von den übeln Nachrichten. Der Doctor brach von Neuem in lautes Lachen aus.

„Nein, nein!" rief er lustig, „Sie haben Se. Excellenz den Herrn Minister der Justiz angefallen. Freilich muß ich Ihren Witz bewundern, der ihn mit einem jener Kellner vergleicht, aber jetzt will ich mich wegen Ihrer obigen Beschuldigungen rechtfertigen. Wissen Sie zuerst, daß Sie nicht in einem Gasthof, sondern im Hause Sr. Excellenz gewesen. Ein Zufall führte Sie herein und mir in die Hände. Der Minister gab zufällig an jenem Abende auch einen Ball, die Diener-

Digitized by Google

ſchaft hielt Sie für einen Gaſt, da Sie mit mir kamen und ich dort oft aus- und eingehe. Wir tranken zuſammen, ich ſah, wie der Wein Ihr Gehirn ſchon umnebelt hatte, Sie plauderten mehr, als man mit einem Fremden plaudern ſoll, deshalb ſperrte ich Sie gar weiſe ein und wollte Sie wieder mit mir nehmen, wenn ich mich verabſchiedete. Doch halt! es fällt mir eben ein, führten Sie nicht eine Brieftaſche mit wichtigen Papieren bei ſich?"

„Allerdings, ſie enthielt einige Papiere von Bedeutung, Briefe von einigen Mitgliedern unſeres Bürgervereins, die mich und jene leicht in Unannehmlichkeiten verwickeln könnten. Ich finde die Brieftaſche nirgends und weiß doch genau, daß ich ſie an jenem Abend bei mir getragen, meine einzige Hoffnung iſt, daß ich ſie zu Hauſe gelaſſen."

„Auch die bleibt Ihnen nicht mehr," entgegnete mir der Doctor, „Ihr Zimmer iſt durchſucht und Alles verſiegelt, jener Brieftaſche hat man ſich wahrſcheinlich gleich nach Ihrer Verhaftung bemächtigt."

„Großer Gott!" rief ich in Verzweiflung die Hände ringend, „So iſt es wirklich wahr, daß man darauf ſinnt, mich in eine Criminalſache zu verwickeln, ſprechen Sie, mein beſter Doctor, Sie haben vielleicht mehr Erfahrung in ſolchen Angelegenheiten, was ſoll ich thun, um dieſen mir höchſt verderblichen Prozeß zu vermeiden?"

Der befragte Rechtsbeiſtand zuckte die Achſeln.

„Der Miniſter klagte Sie wegen abſichtlichen Anfalls an, er nennt die Verweigerung Ihres Geſuches um Beförderung als Beweggrund des Verbrechens, der Schein iſt gegen Sie. Man klagt Sie ferner geheimer Verbindungen gegen die Regierung an, man hat Documente wider Sie in den Händen, Ihre Sache ſteht wahrlich nicht gut, Herr Commilitone, deshalb habe ich Sie auch aufgeſucht. Mit Mühe gelang es mir, Ihre Wächter zu beſtechen, denn ſie haben die ſtrengſte Weiſung, keine menſchliche Seele zu Ihnen zu laſſen. Es bleibt nur noch ein Weg, nur noch eine Hoffnung zur Rettung übrig."

„Nennen Sie ſie, mein beſter Doctor, Sie ſind ein Engel, den mir der Himmel zur Tröſtung in den Kerker geſandt."

„Sie müſſen ſich an den König wenden und bei ihm um Niederſchlagung des Prozeſſes nachſuchen, er iſt ein trefflicher Mann, er wird es Ihnen nicht verweigern, wenn er mit den Umſtänden genau bekannt wird. Ich habe mich mit Ihrem Gefängnißwärter verſtändigt, man wird Ihnen Schreibmaterialien bringen. Setzen Sie alſo eine Supplik auf und übergeben Sie ſie an den Schließer, er iſt unterrichtet, wie er ſie weiter befördern ſoll."

Digitized by Google

„Laſſen Sie ſich umarmen, Herzensdoctor, Sie ſind ein trefflicher Mann!“ rief ich mit Enthuſiasmus.

„Noch ſind Sie nicht frei, mein Herr Commilitone, Alles hängt davon ab, wie Sie die Supplik abfaſſen. Erzählen Sie darin Alles, verſchweigen Sie ſelbſt nicht die kleinſten Umſtände, nur nennen Sie meine Perſon nicht, ich bin ein „unbekannter Herr“, verſtehen Sie wohl? Der alte König iſt ein ſchnurriger Herr, Ihr Abenteuer iſt ein göttlicher Spaß, vielleicht muß er über die ganze Sache lachen und dann iſt Ihr Spiel gewonnen. Aber jetzt muß ich fort, Herr Commilitone, ich hoffe Sie bald wieder auf freiem Fuß zu ſehen und dann wollen wir wieder eins miteinander trinken.“

Mein Protector aus der Reſidenz entfernte ſich, der Gefängnißwärter brachte die verſprochenen Schreibmaterialien und vor meinem Schemmel knieend entwarf ich ein Bild meiner ſonderbaren Fahrten. Am andern Mittag nahm der Wärter die Supplik in Empfang und nichts ſtörte wieder eine halbe Woche lang mein einſames Gefängnißleben, als die jedesmalige Frage beim Oeffnen des Schiebers: „Iſt noch keine Hoffnung auf Erlöſung vorhanden?“ und jedes Mal ſchüttelte der Schließer den Kopf und ſchob die Klappe wieder zu.

Nach drei langen Tagen endlich öffnete ſich zum zweiten Mal die Kerkerthür und ein Polizeibeamter trat ein. Er brachte mir meine gewöhnlichen Kleidungsſtücke, nebſt der verhängnißvollen Brieftaſche und hielt ein gewichtiges, langes, verſiegeltes Schreiben in der Hand.

„Man hat Ihrem Geſuch willfahrtet,“ ſprach er zu mir, „Sie ſind jetzt völlig frei. Ich habe Ihre Kleidungsſtücke kommen laſſen, damit Sie Ihre Maske ablegen können. Hier iſt ein Schreiben aus dem Miniſterium, es ſoll aber nicht eher eröffnet werden, als bis Sie in Ihre Stadt wieder zurückgekehrt ſind. Doch merken Sie wohl auf, man knüpft an dieſe Gnade zwei Bedingungen, erſtens daß Sie binnen zwei Stunden ſich aus der Reſidenz entfernen und zweitens über die ganze Sache ſo lange ſtreng ſchweigen, bis man Ihnen eine Weiſung zukommen läßt, daß es nicht mehr nöthig ſei. Sollte man Sie mit neugierigen Fragen beſtürmen, wo Sie geweſen, ſo ſagen Sie nur ganz geheimnißvoll, daß man Sie in einer dringenden Sache als Courier an den Botſchafter am B.ſchen Hof geſendet hätte. Das nämliche ſagen Sie Ihrem Gaſtwirthe, Sie können aus demſelben Grunde erklären, daß man auf Ihre Sachen das Siegel gelegt, weil es Ihnen unmöglich geweſen, ſie vor jener Reiſe in Gewahrſam zu bringen.“

Der Polizeibeamte verließ mich hierauf, ich kleidete mich um und

froh, endlich aus einer unangenehmen Lage befreit zu ſein, begab ich mich in meinen Gaſthof, half mir mit der angegebenen Lüge durch alle neugierigen Fragen und hatte ſchon binnen einer Stunde die Reſidenz im Rücken.

Du kannſt Dir, lieber Carl, leicht die Unruhe denken, mit welcher ich, in meinem Neſte angekommen, dem Befehle treu, zur Eröffnung des verſiegelten Schreibens ſchritt. Meine Angſt verwandelte ſich aber ſogleich in das freudigſte Staunen, als ich aus der Schrift erſah, daß man die ſeit geraumer Zeit offene Bürgermeiſterſtelle des Städtchens mit meiner Perſon zu beſetzen gedachte. Indeſſen empfahl man mir in einem zweiten Schreiben dringend, nicht allein jene bürgerlichen Conföderationen zu meiden, ſondern auch, wo ich wüßte und könnte, ihnen zu ſteuern und die Mitglieder der Regierung anzuzeigen.

Die Fama war mir indeſſen ſchon vorausgeeilt, man wußte allgemein, daß ich Bürgermeiſter geworden und die Leute zerbrachen ſich faſt die Köpfe, welchen Glücksfällen ich meine Amtserhebung zu verdanken hätte. Ich ſchwieg gerne, das myſtiſche Licht, was über meinen Fahrten ſchwebte, verbreitete einen wahren Wunderſchein um meine Locken und neugierig gafften mich alle Bekannte und Unbekannte an. Ich will Dir nicht alles das alberne Zeug ſchreiben, was die guten Kleinſtädter über mich ſchwatzten, ich will Dir nur mittheilen, daß der Bürgermeiſter durch eine dritte Perſon von mir den Rath erhielt, ſie möchten ihre Sache ſo betreiben, daß ein kurzſichtiger Bürgermeiſter ſie überſehen könnte, ſonſt möchten ſie ſich ganz in Betreff meiner beruhigen, meine Handlungsweiſe würde zwar durch die Pflichten meines Amtes geregelt werden, meine Denkungsweiſe ſei dieſelbe geblieben.

Das nächſte, was mir nun zu thun oblag, war, daß ich mein Bräutchen hübſch galant am Arme führte und ſchleunig die üblichen Aufgebote beſtellte. Und ſo bin ich denn ſeit vorgeſtern ein glücklicher Ehemann und die Frau Bürgermeiſterin läßt mir kaum Ruhe, den Brief zu vollenden und jetzt kommt doch das Wichtigſte, nämlich — Licht.

Am Tage meiner Vermählung bringt mir der Poſtbote einen platten, viereckigen Kaſten. Ich wittere ein Hochzeitsgeſchenk und öffne ſogleich die hölzerne Hülle. Das erſte, was mir in die Hand fällt, iſt ein Zeitungsblatt, auf dem man einen Artikel angeſtrichen hat, ich leſe ſogleich und erfahre, daß mein Widerſacher und Ankläger, Se. Excellenz, ihr Portefeuille niedergelegt habe und es einem Andern über-

Digitized by Google

geben worden ſei. Am Ende des Blattes ſtanden noch mit rother Kreide folgende Worte geſchrieben:

„Jetzt, Herr Commilitone, ſind Sie Ihres Stillſchweigens entbunden. Jene Gefangenſchaft war nur die Sühne für die grobe Beleidigung des Miniſters und laſſen Sie ſich gewarnt ſein, hübſch vorſichtig in einer Reſidenz aufzutreten.“

Ich fahre nun fort, mein Packet auszupacken und nehme ein Bild mit prachtvollem Goldrahmen heraus, es iſt ein Porträt und beim erſten Anblick, rufe ich aus:

„Wahrhaftig der Herr Commilitone, wie er leibt und lebt!“

Bald wäre mir aber das Bild mit dem ſchönen Rahmen aus der Hand gefallen, als ich die Unterſchrift leſe:

„Se. königliche Hoheit, Prinz Reinhold, Thronfolger.“

Male Dir ſelbſt meine Ueberraſchung! Als der erſte Schreck vorüber, mußte ich lachen und lache noch jetzt über jenes tolle Zuſammentreffen.

Doch nun leb' wohl. Viele Grüße an Dich von der Frau Bürgermeiſterin und antworte mir bald.

Nochmals Adieu!

D. P...e.

Digitized by Google

Ulrich von Hutten.

August Bürck hat es übernommen, den Todten von der Insel Ufnau als Ritter, als Gelehrten, als Dichter, endlich als Kämpfer für die deutsche Freiheit darzustellen — fürwahr ein glücklich ergriffener Stoff, doppelt glücklich durch die Zeit, in welcher zu dessen Bearbeitung geschritten worden ist. Ulrich von Hutten hat von der Zeit an, wo er die Waffen seines Geistes gegen Rom erhob und selbstständig den reformatorischen Bestrebungen seiner Gesinnungsgleichen sich anschloß, eine so entschieden wichtige Stellung innerhalb der deutschen Verhältnisse eingenommen, daß namentlich die letzte der oben aufgestellten Rubriken ein weites und reiches Feld für politische Betrachtung, für die Vergleichung der damaligen Zeit mit der Gegenwart darbietet. Unerschrocken kühn tritt der Mann des cäsarischen Wahlspruches: Alea jacta est dem kirchlichen Unwesen entgegen; frei, rückhaltslos enthüllt er in Schrift und lebendiger Rede den Fürsten und Gewaltigen im Reiche Das, was für das gemeine Wesen noththut; unbemittelt und nur mühsam ein sorgenvolles Dasein fristend entsagt er dennoch einem bedeutenden, väterlichen Erbtheile, um nicht durch die Sorgen für die Verwaltung eines Vermögens auf seiner Bahn nach dem vorgesteckten Ziele gehemmt zu werden; ein muthiger Parteigänger auf dem Felde des geistigen Streitens schließt er den engsten Freundschaftsbund mit dem ersten Feldherrn seiner Zeit, dem letzten deutschen Ritter, Franz von Sickingen, und überlebt dessen Ende nur um ein Kurzes. Und gerade, daß er den Anfängen der Reformationsperiode angehört, daß er sein scharfes Schwert unter den Vorkämpfern für die Geistesentknechtung blitzen läßt, macht die Betrachtung seines Wirkens so bedeutungsvoll für eine Zeit, in welcher

Digitized by Google

wenn auch nicht gleiche Verhältniſſe des Staates und der Kirche, wie damals, vorliegen, doch aber ähnliche Symptome eines Auflöſungskampfes im Schooße der römiſchen Kirche ihre Pulsſchläge haben fühlen laſſen (???). In dieſer politiſchen Stellung Huttens boten ſich nun ebenſo mannichfache als handgreifliche Anknüpfungspunkte mit unſrer Zeitgeſchichte dar, krumme und gerade Linien, Licht und Schatten genug, um daraus ein Spiegelbild für die Gegenwart zuſammenzuſtellen; allein der Verfaſſer hat hier, wie überhaupt, zwar das hiſtoriſche Material ebenſo ſorgfältig als glücklich aus Huttens eigenen Schriften belegt, zuſammengeſtellt, allein von der eigenen Reflexion, von der Hervorhebung jener Vergleichungspunkte, von den Folgerungen — kurz von dem Raiſonnement — hat er abgeſehen. Wenn er hierüber in der Vorrede ſagt: „Meine Abſicht iſt, Ulrich von Hutten in ſeiner Zeit einfach und treu vorzuführen Durch ſeine Handlungen und Schriften laß' ich ihn ſelbſt ſprechen, ohne dem Urtheil des Leſers durch lange Betrachtungen und Reflexionen vorgreifen zu wollen und daſſelbe vielleicht gar dadurch zu verdunkeln," ſo hat er ſich damit zwar ſelbſt auf den rein hiſtoriſchen Standpunkt confinirt, aber damit iſt die Frage, ob er mit dieſer Beſchränkung recht gethan, oder ob er nicht vielleicht dadurch der zeitgemäßen Bedeutſamkeit ſeines Werkes die treffende Spitze abgebrochen, die einſchneidende Schärfe abgeſtumpft habe, noch keineswegs zu ſeinen Gunſten beantwortet. Es mag wohl wahr ſein, daß ein allzu tendenziöſes Hervorheben derartiger Zeitbeziehungen oftmals zu einer Verſtimmung des Leſers führen kann, wenn dieſer ſieht, daß der Autor ihm eine eigne geiſtige Mitwirkung bei dem allſeitigen Verſtändniſſe ſeines Werkes durchaus nicht hat zugeſtehen und übrig laſſen wollen; allein zwiſchen einem indiscreten Fingerdeuten und dem ſtarren, ſchweigenden Geſchloſſenſein der Fauſt liegt noch die goldne Mittelſtraße der leichten, freien Handbewegung. Oftmals wird uns eine Illuſion zerſtört, wenn ein ferner Waldrücken, der mit blauem Dufte unſern nach dem Horizonte ſchweifenden Blick hemmt, durch das Objectivglas eines Fernrohrs dicht vor unſer Auge geſtellt wird, und wir nun ſtatt einer ſanft geſchlungenen Wellenlinie plötzlich einige Tannenwipfel vor uns ſehen; wandeln wir aber auf jenem waldigen Bergrücken ſelbſt, jetzt immer nur mitten unter Stämmen, dann freuen wir uns, wenn die leitende Hand des ortskundigen Führers uns plötzlich zu einer Lichtung führt, wo ſich uns eine Ausſicht eröffnet, und dann wieder zu einer andern, wo wir wieder Neues erblicken und ſo fort und fort, daß wir Bild an

Digitized by Google

Bild reihen können zu einem Ganzen. Dieſes „Ausſichteröffnen," um mich ſo auszudrücken, iſt es, was die vorliegende Biographie Huttens, hinſichtlich ſeines politiſchen Charakters vermiſſen läßt. Der Verfaſſer hätte uns in der hiſtoriſchen Wirklichkeit, die wir mit ihm durchwandern, zu Punkten führen ſollen, von denen uns ein Blick in die Zukunft, unſre Gegenwart, ſich eröffnen mußte. Und wäre es nur ein kurzer Gedanke, eine umgedrehte Reminiſcenz, ein Wort, eine Jahrzahl geweſen — dieſe Streiflichter würden die effectreichſten Licht- und Schattenwirkungen über ſein Gemälde gezaubert haben. Im Intereſſe des Verfaſſers iſt es nur zu bedauern, daß er dieſe Vortheile für ſein Werk nicht hat aufgreifen wollen; es erſcheint von dieſer Seite wie ein Oelbild, dem der Firniß fehlt.

Von welchen Beweggründen der Verfaſſer ſich hierbei hat leiten und beſtimmen laſſen, iſt an dieſem Orte nicht weiter zu erörtern, da wir es nur mit dem Buche zu thun haben, wie es fertig vor uns liegt.

In dieſer objectiven Geſtalt iſt es aber in jeder Beziehung eine ſehr verdienſtvolle Monographie zu nennen. Das Bild des Ritters, welches ſich theils aus der ſchlichten Erzählung ſeiner Lebensbegebniſſe, theils aber und hauptſächlich aus den vielfachen Bruchſtücken ſeiner Schriften dem Leſer componirt, tritt in einer klaren und leichtfaßlichen Totalität aus dem Rahmen des Buches. Ueber ſeine Raſtloſigkeit im Handeln, Bewegen und Schaffen reflectirt der Verfaſſer ſehr treffend.

„Es gibt gewiſſe Geiſter, die in ruhigen und geordneten Verhältniſſen nicht aushalten können; ſie finden auf die Dauer keine Nahrung und Befriedigung darin und würden in ihrer Wirkſamkeit gelähmt werden, ſie müſſen immer neue Zuſtände und Menſchen vorſuchen und durch ihr Erſcheinen und manche neue anregende Mittheilung Leben und Bewegung unter dieſelben bringen; ſo wächſt ihr Einfluß, ihre Bedeutung. Sie ſind friſche, fortſtrömende Quellen, die ſich nicht in ſtehende Teiche verlaufen, ſondern als Bäche und Flüſſe in eigner, fortdrängender Gewalt in die Ferne eilen, den Gegenden, die ſie durchlaufen, Leben und Erfriſchung bringen und viel gemeine und viel koſtbare Laſten tragend, ohne ſich ſelbſt zu ſchaden, Schmuz und Unrath in ihrer wachſenden Gewalt mit ſich fortführen."

Für den zeitgeſchichtlichen Hintergrund iſt namentlich Ranke's Geſchichte der Reformation, für die rein biographiſchen Partien aber theils die Lebensbeſchreibung Hutten's von Meiners, theils Hagen's

Digitized by Google

Schrift „Ulrich von Hutten in politiſcher Beziehung" benutzt worden. So wie der Verfaſſer nicht nur treffende Stellen aus dieſen Schriften ſeinem Texte eingewebt, ſondern auch, wo es zu thun war, den Ritter ſelbſt durch ſeine Schriften ſprechend eingeführt hat, zeigt das Buch von dem umfaſſenden Quellenſtudium, welches dafür gemacht worden iſt, von dem ſichern Takte, womit der Verfaſſer das ihm gebotene reichhaltige Material zu überblicken, zu ſichten und zu ordnen gewußt hat. Grade von dieſer Seite iſt das Werk eine rühmliche Ausnahme von manchen gleichzeitigen, hiſtoriſchen Schriften, deren Verfaſſer, im gänzlichen Verkennen der nächſten und hauptſächlichſten Aufgabe des Hiſtorikers, der Baſis einer gründlichen Forſchung ſich überhoben achtend, ein leichtes, luſtiges Gebäu kühner Hypotheſen aufgethürmt und mit dem blendenden Kitte tendenziöſer Phraſen zuſammengeklebt haben. Nichts aber iſt mehr geeignet, dem Leſer ein klares Bild einer Perſönlichkeit oder einer Zeit zu ſchaffen, als die überlieferte Geſinnungsäußerung des zu Schildernden in unverfälſchter Unmittelbarkeit: dies zeigte ſich neuerdings an dem in Raumer's hiſtoriſchen Taſchenbuche für das Jahr 1846 abgedruckten Aufſatze Carl Hagen's: Die Geſchichte der öffentlichen Meinung in Deutſchland, ſeit dem Jahre 1813. Auch hier läßt der Verfaſſer die Zeitſtimmen in Auszügen aus Zeitungsartikeln, Flugſchriften unmittelbar und ungetrübt zu dem Leſer ſprechen.

Für die Form, in welche das uns vorliegende Werk gekleidet erſcheint, hat dem Verfaſſer ſeine Abſicht, eine volksthümliche Schilderung ſeines Helden zu geben, als leitendes Princip vorgeſchwebt. Man erkennt dies namentlich in dem erſten Drittel des Buches an der einfachen, ungeſchmückten Rede, der mitunter breiten Deutlichkeit, welche den Leuten vom Fach gegenüber entbehrlich geweſen wäre. Doch muß ich offen bekennen, daß mir grade in dieſe Partie des Buches ein zu großer Werth auf jene bezweckte, äußere Form gelegt worden zu ſein ſcheint, ſo daß ſie hin und wieder an einzelnen Ausdrücken als etwas Erſtrebtes, nicht natürlich ſich Ergebenes heraustritt. Wäre es ein Irrthum, wenn ich behaupte, daß dem Verfaſſer hierbei das Beiſpiel eines jetzt in Aller Munde lebenden Volksſchriftſtellers, Berthold Auerbach's, vorgeleuchtet hat? Weit entfernt nun, ihm einen Vorwurf damit zu machen, daß er auf dieſer Bahn mit ſeinem für das deutſche Volk ſo bedeutſamen Manne, unmittelbar in das Volk hat eindringen wollen, hätten wir doch gewünſcht, daß er mit vorſichtiger Feile alle jene verrätheriſchen Kleinigkeiten beſeitigt hätte, welche wie Spuren

zed by Google

des Baugerüſtes an einem fertigen Bauwerk zurückgeblieben ſind: ein vollendetes Bild darf ſich nicht die Studien nachweiſen laſſen, welche der Künſtler im Einzelnen dafür gemacht hat. Wie aber der Verf. in den ſpätern Theilen des Buches mitten in ſeinen Stoff hineingekommen iſt, da iſt auch der Fluß der Rede freier, fertiger, hinreißender; der Leſer wird hier erwarmen an Dem, was mit unverkennbar begeiſterter, inniger Durchdrungenheit vor ihm entfaltet wird. Vorzüglich ſind Hutten's freundſchaftliche Beziehungen zu Franz von Sickingen, ſein Aufenthalt auf der Ebernburg und dann ſeine letzten Kämpfe gegen Erasmus von Rotterdam auf das Anſprechendſte geſchildert.

Jedenfalls erſchienen aber auch grade die letzten ſechs Jahre aus des Ritters Leben, von der Zeit an, wo er im Jahre **1518** in die Dienſte des geiſtlichen Kurfürſten Albrecht von Mainz trat, als die hiſtoriſch bei Weitem wichtigſten. Denn nachdem er noch in einem Schreiben an den Grafen Ruenar zu Köln die erſten Reformationsbeſtrebungen Martin Luther's nur als ein „Schreien, Heulen und Klagen von Mönchen" bezeichnet, nachdem er in Bezug auf die wittenberger Vorfälle zu einem Bettelmönche geſagt hatte: Vernichtet nur, damit auch ihr vernichtet werdet! wurde er endlich durch die widrige Erſcheinung des Ablaßkrames ſelbſt zur Reaction gegen die pfäffiſchen Uebergriffe aufgeſtachelt und ſchloß ſich ſeitdem mit dem eigenthümlichen Feuereifer der Sache Luther's an. Auf dem augsburger Reichstage, zu welchem er im Jahre **1518** ſeinen geiſtlichen Herrn begleitet hatte, war es, wo er in begeiſterter Rede über den auf Leo's X. Betrieb von Maximilian, dem greiſen, deutſchen Könige zu veranſtaltenden Türkenkrieg den deutſchen Fürſten wahre, noch immer wahre Worte entgegenwarf, wo er ihnen ihre nichtigen Streitigkeiten vorhält: „Da klagt der Eine, daß Jener ſich in fremde Händel gemiſcht, ein Anderer, daß ihm ſein Bauer geſchlagen worden ſei; wieder ein Anderer klagt über die Anmaßung eines Titels, ein Dritter hadert wegen des Ranges, der ihm gebühre, wegen der Nichtanerkennung ſeines Stammbaums." Dann citirt er Volksſtimmen: „Einmal werden wir zurückgehen auf die Quellen, woraus uns jenes Verderben erwächſt: Einmal werden wir uns gegen die morſchen Häupter, woraus jene verderblichen Krankheiten entſpringen, mit Kraft und mit Gewalt erheben. Wenn man einmal zu Grunde gehen muß, ſo wird es ein Troſt ſein, zugleich mit denen, welche die Urſache des Untergangs ſind, zu Grunde zu gehen." Und darauf bricht er in die denkwürdigen Worte aus: „Die Deutſchen ſind ein Bundesvolk. Es gibt keine Nation, die ſich

Digitized by Google

ſo rein, ſo frei von fremden Elementen gehalten hätte, wie die deutſche. Sie ſollte daher die allereinigſte ſein. Aber grade ſie iſt in Zwietracht zerriſſen" u. ſ. w. So dachte, ſo ſprach man ſchon damals, und zwar in offener Reichsverſammlung. Damals freilich gab es noch keine Preßprozeſſe, noch keine Rede- und Verſammlungsverbote, noch keine Cenſur. Und dennoch iſt es ein trauriges Zeichen des Mangels ächten Nationalſinns, daß Hutten in der nämlichen Rede die Deutſchen auf das Vorbild der Römer hinweiſen zu müſſen glaubt, um ſie zu einem Unternehmen gegen die von Oſten her drohende Macht der Aſiaten anzuſpornen. „Ihr wißt die Gefährlichkeit derſelben; es iſt nothwendig, es iſt die höchſte Zeit. Was zaudert Ihr ſo lange? Erinnert Euch, daß Ihr die Nachfolger der Römer ſeid, indem Ihr das römiſche Reich an Euch gebracht habt. Wahrhaftig! dieſe waren nicht gewohnt, ſich erſt ſo lange vom Feinde reizen, von den Ihrigen bitten zu laſſen, ehe ſie den Krieg unternahmen; gleich geſchah's; gleich nach dem Empfange der Beleidigung, oft ehe dem Volke der Name des Feindes bekannt war" u. ſ. w. Weiter dann: „Und was geſchieht in den Reichsverſammlungen? Nichts. Gaſtmähler werden gegeben, geſpielt wird und tapfer getrunken. Bei ſolchen Beſchäftigungen verhandeln wir die ernſthafteſten Dinge, wir machen keinen Scherz aus ihnen. Wenn's ſo fortgeht, ſind wir verloren. Wir ſind's durch Euch, Ihr Fürſten. Denn Ihr gebt den Ton an; Ihr geht mit dem ſchlechten Beiſpiele voran. Bei nächtlichen Trinkgelagen wagt Ihr, die aſiatiſchen Heere zu verachten und zeigt uns Eure Stammbäume, freilich eine große Zierde, aber nur für Eure Ahnen; denn die Tugend wird niemals erblich. Vergebens bewahren diejenigen ihren Stammbaum, die ſich durch keine rühmliche That den Adel erworben" u. ſ. w.

Bekanntlich iſt gegen Hutten der Verdacht ausgeſprochen worden, daß er bei den ſchwäbiſchen Bauernaufſtänden die Hand im Spiele gehabt habe; und als zur Zeit der Rüſtungen, die er von der Ebernburg aus zum Schutze Luther's während des wormſer Reichstages unternahm, das Looſungswort: Bundſchuh in einzelnen Drohungen wieder auftauchte, konnte gar wohl der Verdacht einer volksaufwiegelnden Thätigkeit auf den Ritter geworfen werden. Obſchon nun der Verfaſſer dieſer Verhältniſſe gedacht hat, ſo hätten wir doch über dieſen Punkt weitere Aufklärungen und die gewiß leicht zu bewirkende Reinigung des Verdächtigten erwartet.

Von hohem Intereſſe iſt übrigens die publiciſtiſche Thätigkeit, die Hutten während jener letzten Jahre ſeines Lebens entwickelt hat. Wie

Digitized by Google

bemerkenswerth, daß ſchon ſo kurze Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt, dieſes Mittel der raſchen Gedankenverbreitung in einem ſo ausgedehnten Maße zur Ausfechtung der kirchlichen und politiſchen Streitigkeiten benutzt ward? Aus Hutten's eigenem, in dieſer Polemik ſich bewegenden, literariſchen Wirken können wir abnehmen, welche Maſſe von Streit- und Flugſchriften damals in Deutſchland publicirt wurden. Sie ſind als der Keim des Zeitungsweſens zu betrachten und deshalb hat auch Deutſchland, wie von Prutz in ſeiner Geſchichte jenes Inſtituts ſo treffend nachgewieſen worden iſt, das Verdienſt, die Wiege der Journaliſtik geworden zu ſein, wenn auch dies deutſche Kind die Erziehung und Ausbildung, welche es auf ſeine gegenwärtige, impoſante Höhe erhob, in England und Frankreich erhalten hat. So ſehen wir ſchon an Hutten's Beiſpiel, wie durch das unerſchrokkene, öffentliche Auftreten eines Mannes in Schrift und Wort das Werk einer aufſtrebenden Geiſtesbefreiung ſichtlich gefördert und unterſtützt worden iſt. Freilich konnte er auf dieſem Wege noch nicht unmittelbar an das Volk ſprechen; denn als Gelehrter hatte er von früh an ſeine Mutterſprache über der lateiniſchen vernachläſſigt und ſchrieb daher größtentheils nur in der letztern, aber ſpäter, als er an Luther's Beiſpiele abnahm, wie ausgiebig die von deutſchen Gelehrten ſo wenig angebaute deutſche Sprache war, überſetzte er theils einige ſeiner frühern Streitſchriften aus dem Lateiniſchen, theils verſuchte er ſich in urſprünglichem Deutſch. So ſchrieb er namentlich ſeine „Klage und Vermahnung gegen die übermäßige Gewalt des Papſtes zu Rom und der ungeiſtlichen Geiſtlichen" und ſeine „Vermahnung an die freien und Reichsſtädte deutſcher Nation" in gereimten Verſen, an denen die kernige Friſche des Ausdrucks und der Gedanken zu bewundern iſt.

Drum haben die Obſcuren
Und Argen ihn gehaßt.
Sie folgten ſeinen Spuren,
Verhetzten ihm die Raſt.
Sie hätten ihn gern geknechtet,
Den freiſten Mann im Land;
Er aber floh, geächtet,
Und grollte noch verbannt:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

E. P.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Das neue Monument. — Franz und Joseph. — Wofür Marchesi nicht kann. — Deutsch und lateinisch.

— — Gestern habe ich das Standbild des Kaisers Franz gesehen. Daß ich nicht bei der Enthüllung gewesen, können Sie mir auf mein Wort glauben, denn, abgesehen davon, daß mich das Gemachte an allen solchen Feierlichkeiten kalt läßt, hätte mich in diesem Falle auch die durch und durch gehende Unwahrheit gestört. Ohne dabei gewesen zu sein, kann ich Sie aber doch auf mein Gewissen versichern, daß die Thränen, die nach dem amtlichen Bericht in der wiener Zeitung in „Aller" Augen geglänzt haben sollen, nichts als eine stehende Redensart sind, der Abfasser des Berichts müßte denn Schweißtropfen dafür angesehen haben. Ich bin nicht Künstler, kann also über das rein Technische nicht urtheilen, die Verstöße müßten denn so grob sein, daß sie auch dem ungeübtesten Auge auffallen. Das ist aber hier der Fall; die Verzeichnungen und die Mißverhältnisse sind so arg, daß sie auch mir aufgefallen sind. An eine Berücksichtigung des Aufstellungsplatzes, des verschiedenen Sehwinkels für die oberen und unteren Theile der Hauptgestalt ist gar nicht zu denken, es müßten denn nur die kaiserlichen Gemächer bedacht worden sein. Doch will ich nicht dabei verweilen, sondern allein bei dem Gedanken des Ganzen, sowohl dem anregenden der Errichtung, als dem leitenden des Künstlers. Was ich über die Errichtung selbst denke, läßt sich in wenig Worte fassen: Wenn der Kaiser Franz ein Denkmal verdiente, so mußte man Joseph's II. Standbild niederreißen, denn größere und schneidendere Gegensätze gibt es nicht, als zwischen Joseph II. und seinem Neffen; nur der Gegensatz zwischen beiden Denkmälern kommt jenem zwischen den beiden Männern gleich, nicht nur in der Ausführung, sondern auch im Gedanken der Errichtung. Das ist nicht blos meine, das ist die allgemeine Stimme; das beweisen die zahllosen guten und schlechten Witze, die nach der Weise der Wiener darüber gemacht werden. Was die Leute zu dem Schauspiele der Enthüllung trieb, war eben nur Schaulust, doch auch diese muß nicht so groß gewesen sein, als man sie ausgibt, denn

Digitized by Google

Viele von Jenen, die mit den Einlaßkarten Handel trieben, haben mehr oder weniger bedeutend verloren, und es ſind ſelbſt an anſtändige Perſonen vertheilte Karten unbenutzt geblieben. In den letzten Stunden, vor dem Beginne des Schauſpiels, ſollen die mit Lebensgefahr erkämpften Karten um 20 Xr. zu haben geweſen und unverkauft geblieben ſein. Die Urſache des Vorfalls am Sonnabend, der unter dem Gelächter des von der Gallerie zuſehenden Hofgeſindes ſtattfand, war blos die Gewinnſucht; die Anſtalten waren aber auch darnach, daß nach früheren Erfahrungen, z. B. bei der Zeichnung zur gloggnitzer Bahn, dergleichen zu erwarten war und wirklich befürchtet wurde. — Was die künſtleriſchen Gedanken betrifft, ſo hat Jemand die richtige Bemerkung gemacht, daß hier gar nicht in's Einzelne zu gehen, indem Alles verfehlt ſei. Man wird dies für Uebertreibung, für Hyperbel halten; es iſt aber buchſtäblich wahr. Es wird wenig Kunſtwerke geben, die ſo ſehr und ſo durchaus verunglückt ſind. Freilich ſchadet dem neuen Bildwerke die Vergleichung mit dem nahen Ehrenmale Joſeph's, das durch ſeine edle Einfachheit großartig und geiſtig wirkt, während Marcheſi's anmaßliche Arbeit ſtatt des Geiſtes nur die Maſſe erſcheinen läßt; allerdings iſt aber auch der Gegenſtand weniger dankbar! — Eine Beſchreibung erlaſſen Sie mir, denn Abbildungen werden Ihnen wahrſcheinlich ſchon zugekommen ſein, oder jedenfalls bald zukommen; aber einige Gedanken noch beizufügen, mögen Sie mir erlauben. Das erſte Erforderniß eines Ehrendenkmals iſt ein großer Menſch — eine hohe Stellung reicht nicht hin. Der Hauptfehler des gegenwärtigen Werkes, die Ueberladung, fließt aus dieſem Mangel des Stoffes. Was der Künſtler nicht in ſeinem Helden fand, mußte er um ihn herum verkörpern. Daher die Kunſt aller geſunkenen Zeiten und Länder, die nicht große Menſchen liefern, an Ueberladung krankt; daher in ſolchen Fällen an Denkmalen, die ſich für geſchichtlich ausgeben, jene ſinnloſe Miſchung von Geſchichte und Allegorie, eben weil es an eigenen Handlungen des Helden fehlt. Noch eines Mißgriffs muß ich erwähnen, der aber nicht dem Künſtler zur Laſt fällt. Sie werden ſich erinnern, daß nach dem Tode des Kaiſers ein Satz ſeines letzten Willens veröffentlicht wurde, der alſo lauten ſollte: „Meine Liebe vermach' ich meinen Unterthanen." Dieſen Satz, der damals die Zielſcheibe bitterer Commentare war, hat man in lateiniſcher Sprache auf der Vorderſeite angebracht, aber nicht einmal in treuer Ueberſetzung. Denn das in Amorem meum populis meis, wie die Inſchrift lautet, ausgelaſſene Zeitwort läßt ſich an dieſer Stelle nicht ergänzen durch „vermachen," ſondern nur durch „widmen," zwiſchen welchen Wörtern ein Unterſchied iſt, wie zwiſchen Leben und Tod. Auch die „Unterthanen" ſuchte man milder zu geben durch „Völker," da das lateiniſche subditi doch gar zu hart geklungen hätte. Man iſt alſo auch hierin unwahr verfahren. Wäre die Inſchrift nicht lateiniſch, ſo würde ſie noch mehr üble Nachrede hervorbringen, als ſie ohnedies verurſacht; ſo aber wird ſie von den Wenigſten verſtanden, ungeachtet Alle das Recht hatten zu fordern, daß man im deutſchen Lande deutſch, d. h. Allen verſtändlich, ſpreche und ſchreibe.

Ch. —

Digitized by Google

II.

Aus Berlin.

1.

Volksliteratur. — Eckensteherwitze. — Skizzen von Fränkel und Köppen. — Das Standbild Friedrich's Wilhelm III. —

Den Umschwung, welchen Berlin in seinen innern Verhältnissen nimmt, bemerkt man auch an der ihm eigenthümlichen, specifisch-berlinischen Literatur. Die Literatur wird aber auch hier der Ausdruck und der Gradmesser des Lebens. Es gab eine Zeit, als die specifisch-berlinische Literatur aus sogenannten Eckensteherwitzen bestand und als Glasbrenner der Held dieser Literatur war. Der Weinhändler Duncker repräsentirte diese berlinische Richtung auf den Bierbänken und in den Kneipen. Auswärts war durch Glasbrenner u. s. w. der berliner „Eckensteher" zu einem ungeheuern, bewunderungswürdigen Mythos emporgewachsen, man riß sich um die kleinen fliegenden Blätter, in denen Fritze und Lude mit einander witzelten, man glaubte durch sie einen richtigen Blick in das eigenthümliche Berlin zu thun. Diese ganze Richtung ist aber allmälig zerfallen. Wenn nicht Pückler erklärte, daß er verstohlener Weise auch einmal in die glasbrenner'schen Bilder hineingeguckt habe, so interessiren sich jetzt doch höchstens noch zurückgebliebene Landbewohner und Kleinstädter, sowie unsere Ladendiener dafür. Diese ganze Richtung hatte durchaus keinen wahren, menschlichen Inhalt, sie war die frivole Richtung einer abstracten, sich selbst befriedigenden Witzelei. Der berliner Proletarier wurde in ihr nicht als berechtigter Mensch betrachtet, er galt nur als Harlequin. Dem Volksnaturell, seiner Bedeutung, seiner Entwickelung wurde nicht auf den Grund gegangen, man hing es eben nur als einen bunten Lappen in einem Puppentheater auf. Je mehr sich nun die sociale Richtung ausbildete, je entschiedener sie die Berechtigung des Menschen forderte und je umfassender sie auch die berlinischen Socialzustände in den Kreis ihrer Beobachtungen und Prüfungen zog, um so schneller mußte die inhaltslose berliner Eckensteherliteratur zusammenstürzen und einer bei Weitem tiefern, nicht einen leeren Wortwitz, sondern einen großen, allgemeinen Zweck anstrebenden literarischen Richtung Platz machen. Das ist denn auch vollständig geschehen. Wie das berlinische Volk in den letzten Jahren ernster geworden ist, so hat auch die specifisch-berlinische Literatur einen ernstern Charakter angenommen. Als specifisch-berlinisch erscheint uns aber diejenige Literatur, welche eben die Erforschung, die Prüfung und die Darstellung der Socialzustände, wie sie sich in Berlin nach allgemeinen und localen Bedingungen ausgebildet haben, zu ihrem Zwecke gemacht hat. Unter diesen Literaturerscheinungen darf ganz besonders auf die berliner Skizzen, Bilder und Charakteristiken aus dem Leben der Gesellschaft von Albert Fränkel und Ludwig Köppen (Berlin bei Ries)" aufmerksam gemacht werden. In diesen Skizzen, von denen uns gegenwärtig zwei Bände vorliegen, tritt uns die entschie-

Digitized by Google

den ſocialiſtiſche Richtung unſerer Zeit in dem Kreiſe einer geſtaltungsvollen, recht lebendigen Productivität entgegen. Es ſucht ſich in ihnen die Kunſtform der Erzählung, der Novelle mit dem neuen Stoff auszugleichen, es ſucht ſich der alte Schlauch an den neuen Wein zu gewöhnen. Die Form wird nicht vernachläſſigt über dem neuen Inhalt, aber der Inhalt wird auch nicht beeinträchtigt durch den Zwang einer kalten, kunſtgerechten, äſthetiſchen Form. Indem dieſe berliner Skizzen in den bewegten Lebenskrater unſerer großen Stadt greifen und die Verworrenheit der menſchlichen Exiſtenzen, den unterwühlten Zuſtand, die Schwächen und die ſelbſtſüchtigen Motive der Geſellſchaft in künſtleriſcher Form nachzuweiſen ſuchen, hüten ſie ſich wohl vor der rohen Manier, welche eben blos erzählt, phantaſirt, darſtellt, um zu erzählen, es iſt ein ſicheres Moment, es iſt ein geſchichtlicher Hintergrund in ihnen und es iſt dieſes das Moment des Socialismus. Die Verfaſſer dieſer Skizzen — eigentlich kann nur von Fränkel die Rede ſein, denn Köppen hat nur ein einziges Bild geliefert — ſind aber nicht mit einer abſtracten, ſocialiſtiſchen Tendenz, wonach die Perſonen und die Zuſtände zurecht gemacht werden, an ihre Arbeit gegangen, es ſpringen vielmehr durch ihre Schilderungen ſelbſt und durch die naturgetreue Zeichnung der Figuren die Verworrenheiten und die Verderbniſſe unſeres geſellſchaftlichen Zuſtandes in die Augen; es bedarf dann nur eines leichten Hinweiſes, einer fein eingeſtreuten Bemerkung, um die Dauer dieſes Zuſtandes auch principiell als unmöglich hinzuſtellen und ſich dem Syſteme des Socialismus direct hinzuneigen. Die Verfaſſer haben ein neues Gebiet betreten, ſie befinden ſich in den Anfängen einer für Deutſchland noch ziemlich neuen productiven Literatur und, wenn ſie auch nichts Vollkommenes geleiſtet, ſo ſcheinen ſie doch mit Glück und Bewußtſein den vielen Irrwegen auszuweichen, welche dieſer neuen Productionsweiſe ſehr gefährlich werden können und zum Theil ſchon z. B. in Dronke's „Aus dem Volke" gefährlich geworden ſind.

In dem Kiß'ſchen Atelier iſt gegenwärtig das Modell zu der Reiterſtatue des verſtorbenen Königs, welche für Königsberg beſtimmt iſt, zur Anſicht ausgeſtellt worden. Das Haupt des Königs wird von einem ſchweren Lorbeerkranze bedeckt, ſein Hermelin fällt auf das Hintertheil des Pferdes dick und voll herab und verkürzt daſſelbe auf eine beinahe unſchöne Weiſe. Der König hat eine ruhige Haltung, ſein Angeſicht iſt zwar hiſtoriſch-getreu, aber es fehlt ein erhabener, idealiſirter Ausdruck, der auf jene Periode des preußiſchen Staates hindeuten könnte, als Königsberg der Zufluchtsort der Monarchie war. Man wird unwillkürlich an die preußiſchen Thalerſtücke erinnert, übrigens liefert Kiß an dem Pferde, namentlich an dem Vordertheile deſſelben, wieder einen vollen Beweis ſeines großartigen Bildnertalentes. F.

2.

Ein Prophet.

In einigen Kreiſen macht hier ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebenes fratzenhaftes, komiſch wirkendes und doch ernſthaft gemeintes Büch-

lein Aufſehen, welches in vielen Exemplaren von Belgien hierher geſendet wurde und den Titel führt: Prophétie du frère Hermann de Lehnin, avec des notes explicatives par Louis de Bouverot *). Dieſe ſonderbare in unſerer Zeit kaum glaubliche Schrift beginnt folgender Geſtalt: „Avertiſſement!! Gleich nach Beendigung des Druckes werden von „dieſer Schrift an den Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten Sr. Maj. „des Königs v. Preußen 50 Exemplare überſendet werden; den Miniſtern „der geiſtlichen Angelegenheiten der Königreiche England, Holland, Dänemark, Schweden und der Republik Bern, jedem Miniſter 10 Exemplare; „an einen der Geiſtlichen des proteſtantiſchen Cultus in Paris 10 Exemplare und an einen der Geiſtlichen des reformirten Cultus gleichfalls „10 Exemplare. Der Zweck dieſer Zuſendungen iſt, die Frage herauszuſtellen, ob, in Folge der Prophezeihung des Kloſterbruders „Hermann von Lehnin und der Erläuterungen zu derſelben, welche „die gegenwärtige Schrift liefert, die religiöſe Klugheit nicht allen proteſtantiſchen, reformirten und evangeliſchen Bewohnern des Univerſums „anräth und vorſchreibt, in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzukehren, und ob dieſe Frage nicht allenthalben, wo die Mehrzahl der „Einwohner zu der proteſtantiſchen, reformirten oder evangeliſchen Religion ſich bekennen, von den evangeliſchen Theologen, welche in dieſen „Gegenden wegen ihrer Wiſſenſchaftlichkeit und hohen Erleuchtung ſowie „wegen ihrer weiſen Anſichten und ihrer höchſt ehrlichen Abſichten bekannt „ſind, mit großer Sorgfalt unterſucht werden ſoll. Die Zuſendung von „fünfzig Exemplaren an das Miniſterium Sr. Majeſtät des Königs von „Preußen, ſoll, abgeſehen von dem ſo eben Geſagten, noch den beſondern „Zweck haben, die Erörterung zu veranlaſſen, ob nicht in Folge dieſer „Prophezeihung die Weltklugheit Sr. Maj. dem König anräth oder „vorſchreibt, zur katholiſchen Religion überzutreten.... Der dritte Zweck

*) Der vollſtändige Titel dieſer Schrift lautet in deutſcher Ueberſetzung folgender Geſtalt: Wunderbare Prophezeihung des Fraters Hermann von Lehnin, enthaltend die Schickſale des Kloſters von Lehnin, des Hauſes Brandenburg, der katholiſchen Kirche, das Schickſal ſämmtlicher proteſtantiſcher, evangeliſcher und reformirter Kirchen des Univerſums des deutſchen Bundes und des heiligen Stuhles, von Seiten Gottes, unter Androhung unheilvoller Strafen für die Zukunft aller proteſtantiſchen, reformirten und evangeliſchen Chriſten der Welt und dieſer Epoche den Befehl ankündigend, in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzukehren; dieſen Befehl noch insbeſondere dem gegenwärtigen König von Preußen auferlegend, mit Androhung ſchrecklicher zeitlicher Strafen (avec menace de terribles rigueurs temporelles) und mit dem Verſprechen glänzender Vortheile, gleichfalls zeitlicher Art (avec promesse de magnifiques avantages pareillement temporels) und endlich allen Souverainen, die in Deutſchland heute regieren, den Befehl ankündigend, beſagte Majeſtät, den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., zum Haupt des deutſchen Bundes unter dem Titel eines Königs von Germanien zu proclamiren, alſobald wie er katholiſch geworden (et enfin intimant à tous les souverains de l'Allemagne aujourd'hui régnants l'ordre de proclamer sa susdite Majesté le Roi de Prusse Fréderic-Guillaume IV., chef de la Confédération germanique, sous le titre de Roi de Germanie aussitôt après qu'il serait fait catholique).

Digitized by Google

„dieſer fünfzig Exemplare ſei endlich, das Miniſterium in den Stand zu „ſetzen, in die Hände eines jeden der hohen Prinzen der königlichen Fa„milie ein Exemplar zu legen, für den Fall, daß das Miniſterium es „rathſam findet, dies zu thun. — Eben ſo werden Exemplare dieſer „Schrift allen Mitgliedern des diplomatiſchen Corps zu Brüſſel und „Paris, ſo wie auch dem päpſtlichen Nuntius in Paris und dem Herrn „Bundestagspräſidenten in Frankfurt a. M zugeſendet werden."

Die Prophezeihung des Hermann von Lehnin iſt keine Neuigkeit und tauchte ſchon in frühern Jahren zu wiederholten Malen auf. Der Verfaſſer der gegenwärtigen Schrift ſagt darüber: Bruder Hermann lebte, nach den Mittheilungen, die man über ihn hat, gegen 1270 im Rufe der Heiligkeit. Er war Mitglied des Ciſtercienſerordens im Kloſter Lehnin an der Havel, zwei Meilen von Potsdam. Die Handſchrift ſeiner Prophezeihungen wurde bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in einem preuß. Regimentsarchiv aufbewahrt. Eine Perſon, die der allerhöchſten Klaſſe der Geſellſchaft angehört und deshalb zu dem Archiv Zugang hatte, nahm davon eine Abſchrift und gab dieſe dem Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Königsberg, Michel Lilienthal. Dieſer ließ den Inhalt im zweiten Band ſeines „Gelehrten Preußens (1723)" abdrucken; es machte jedoch wenig Aufſehen. Aber als Friedrich II. den Thron beſtieg, erſtaunte man allmälig über die Genauigkeit, mit welcher die erſten Ereigniſſe ſeiner Regierung in jener Prophezeihung angezeigt waren. Seit dieſem Momente erſchienen nicht weniger als zehn Auflagen von dieſer Weiſſagung; 1741 die erſte, 1745 drei hintereinander in Frankfurt, in Leipzig und in Wien, 1746 in Berlin, 1758 in Bremen, zwei Auflagen in Düſſeldorf, die letztere 1808, zwei Auflagen in Paris 1827 und 1830. Die vorliegende in Brüſſel erſchienene iſt ſomit die eilfte.

Was nun die Prophezeihung ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie in lateiniſchen Verſen und beſteht aus 100 Zeilen, die in jenem myſteriöſen, vieldeutigen Styl gehalten ſind, der faſt allen Hinterlaſſenſchaften dieſer Art eigen iſt. Allerdings paßt Manches. So z. B. Einiges was auf die vier letzten preußiſchen Monarchen gedeutet wird. Auf Friedrich Wilhelm II. Vers 85—88:

Non robur menti, non adsunt Numina genti.
Cujus omen petit, contrarius hic sibi stetit;
Et perit in undis, dum miscet summa profundis.

Um den letzten Satz, der nicht paßt (Friedrich Wilhelm II. ſtarb in ſeinem Bette und nicht im Waſſer), doch paſſend zu machen, nimmt der Commentator ſeine Zuflucht zu dem Umſtande, daß der erwähnte Monarch an der Waſſerſucht geſtorben iſt (!). Auch erzählt er, daß im Jahre 1810 eine Unterſuchungscommiſſion ernannt wurde, um die Thatſachen beim Abſterben Friedr. Wilh. II. zu erörtern und es zeigte ſich, er habe ſeinen letzten Athemzug im Bade ausgehaucht. Viel paſſender iſt dagegen die folgende auf Friedrich Wilhelm III. bezogene Prophezeihung:

Natus florebit, quod non sperasset, habebit;
Sed populus tristis flebit temporibus istis,

Digitized by Google

Nam sortis mirae videntur fata venire,
Et princeps nescit, quod nova potentia crescit!

Nun folgen die Verſe, die auf heute Bezug haben ſollen:

Tandem sceptra gerit, qui stemmatis ultimus erit:
Israel infandum scelus audet, morte piandum; (Czech?)
Et pastor gregem recipit, Germania regem.
Marchia (Brandenburg) cunctorum penitus oblita malorum,
Ipsa duos audet fovere (Repräſentativſyſtem?) nec advena gaudet (Rußland?)
Priusque Lehnini surgunt, et tecta Chorini,
Et veteri more clerus splendescit honore (Synode!?)
Nec lupus nobili plus insidiatur ovili.

Die ſcherzhaften deutſchen Einſchiebſel, die wir uns hier erlaubten, ſind keineswegs im Sinne des ſo eben erſchienenen franzöſiſchen Büchleins. Denn darin iſt die Auslegung eine ganz andere. Dieſe ſämmtlichen ſieben Verſe werden auf die Rückkehr Preußens zur katholiſchen Kirche gedeutet. Die Worte: qui stemmatis ultimus erit, erhalten nicht die ſo nahe liegende Deutung in Bezug auf die Kinderloſigkeit Sr. Majeſtät, ſondern werden ſo gedeutet: derjenige, der jetzt das Scepter führt, wird der letzte proteſtantiſche König ſeines Stammes ſein. Das große Verbrechen, welches Iſrael begehen wird und das nur der Tod ſühnt, wird komiſcher Weiſe direct auf die Juden und den Pater Thomas in Damaskus bezogen, wodurch der Commentator ſich in der Verlegenheit befindet, den Widerſpruch zu erklären, daß der Tod des Pater Thomas in Damaskus im Februar 1840 ſtattfand, während der gegenwärtige König von Preußen erſt im Juni deſſelben Jahres den Thron beſtieg. Durch drei lange Seiten ſucht der Commentator dieſen Widerſpruch zu heben, indem er von Ninive und dem Propheten Jonas viel Myſteriöſes erzählt. Das Büchlein iſt offenbar bereits vor drei Jahren geſchrieben, ſo daß das Attentat Czech's nicht zur Unterſtützung der Wahrheit jener Prophetie benutzt werden konnte. Auch von den neuen Kirchenbewegungen wußte man damals noch wenig. Auch hätten dieſe gar nicht in den Kram des Büchleins gepaßt, denn dieſes will ja eben nur beweiſen, daß „Et pastor gregem recipit“ und daß „Et veteri more clerus splendescit honore“ ſammt der Wiederherſtellung des Kloſters Lehnin, ſich auf die Rückkehr zur katholiſchen Religion bezieht.

So närriſch nun dieſe Schrift im Ganzen iſt, ſo ſcheint man doch vor dem ſo oft ſich wiederholenden Wiederauftauchen der lehniniſchen Prophezeihung, die allerdings viel geiſtreichere Commentatoren finden könnte, endlich Ruhe haben zu wollen und wie ich mit Beſtimmtheit höre, ſo iſt höhern Orts der Befehl ergangen, eine Arbeit des verſtorbenen Oberbibliothekars Wilken, die bisher im Manuſcript geblieben iſt, und worin die Unächtheit jener lehniniſchen Handſchrift auf das Schlagendſte nachgewieſen und als ein Product des vorigen Jahrhunderts erklärt wird, zu veröffentlichen.

0—0

III.

Aus Breslau.

Polnische Nachklänge. — Ueberflüssiger Denuntiationseifer. — Ein Fest in Fürstenstein. — Volksversammlung. — Dampf und Preßfreiheit.

Noch immer ruft sich uns die unglückselige polnische Erhebung durch keineswegs erfreuliche Einzelnheiten in's Gedächtniß zurück. Wenn man zu all' diesem unsäglichen Jammer, den die preußischen Festungen beherbergen, die Verzweiflung und das bleiche Elend legte, das in den krakauer Gefängnissen wohnt, und wenn man die zähneknirschende Wuth, welche unter der russischen Knute ihren letzten Athemzug mit dem letzten Fluche ausstöhnt, als Drittes hinzu sich denkt, so sollte man glauben, daß ein Herz, das noch halbweg des Mitleids fähig, Angesichts dieses dreieinigen Jammers, zu leben und zu lieben aufhören müßte. Die Zeitungen berichten so kalt: Heute wurden wiederum **30** Insurgenten ausgeliefert. Wiederum vor die Schlachtbank geführt — sollten sie sagen. Aber unser Gefühl hat nicht Zeit und nicht Lust zu solcher anpreisenden Beschäftigung, es lauscht lieber dem Nachtigallengesang und kokettirt mit rothangehauchten Mädchengesichtern, oder gießt noch sogar einen Tropfen Öl in den großen Scheiterhaufen, wie die lederne Seele jenes magdeburger Wirthes, welcher selber den flüchtigen Masaraki der Polizei übergibt. Letzterer sitzt noch in Cosel und soll in diesen Tagen an Rußland ausgeliefert werden. Es steht factisch fest, und es kann auch nicht anders sein, daß die höhern preußischen Beamten und Offiziere *gegen* dieses Jagdmachen auf flüchtige Insurgenten sind. Ein hoher Staatsbeamter in Berlin hat es gegen einen Breslauer gradezu ausgesprochen, daß man an dem Viertel der Gefangenen genug habe. Der „Diensteifer" der Unterbeamten sei ihnen gar nicht angenehm, sie wüßten jedoch nicht, wie sie diesen das Unliebsame solcher Thätigkeit beizubringen im Stande wären. Hierdurch kommt eine große Wahrheit wiederum einmal an den Tag. Es darf eine Maßregel der obern Region gar nicht als Consequenz eines Princips an's Licht treten, es kann sogar die Absicht vorwalten, jeder Consequenzmacherei den Weg zu versperren, dort unten, wo die Staatsweisheit in dem bornirtesten Bureaukraten Fleisch geworden, wird man das Princip schon auffinden. Der Faden, den man von oben her erhält, verzweigt sich in tausend und aber tausend Fädchen, die auf und nieder fliegen und sich zu einem großen polizeilichen Fangsacke verweben. Die Cabinetsordre, welche in Folge der Entweichung der Polen die Untersuchung gegen den Commandanten in Neiße und überhaupt die Gefangenen in strengere Haft zu nehmen befiehlt, wird hier zwar nur als eine Demonstration für Rußland angesehen, aber auch als solche gibt sie zu vielen Bemerkungen Anlaß. Doch ich will dies Thema nicht länger mehr ausbeuten, ich will Ihnen, damit Sie zu diesem Schwarz auch das Weiß, also eine ächt *preußische* Correspondenz haben, von einem Bürgerfeste erzählen, das voraussichtlich viel von sich reden machen wird. Siebenhundert Breslauer fuhren am 14. Juni nach dem reizend gelegenen Für-

ſtenſtein und vergnügten ſich den ganzen Tag lang durch Wanderungen, Geſang, Muſik und Reden, und dies Alles ohne Polizei. Erſchrecklich — ſiebenhundert Leute ohne Polizei zu laſſen! Vielleicht kam grade deswegen nichts Polizeiwidriges vor, weil die Breslauer eine gewiſſe Averſion vor der Polizei haben. Als die Geſellſchaft in dem Wieſengrunde neben der fürſtenſteiner Schweizerei in luſtigen Gruppen lagerte und ihr Mittagsmahl verzehrte, zeigte ſich die Uniform eines Gensdarmen. Einer aus der Geſellſchaft trat ſogleich an ihn heran und erſuchte ihn ſich zu entfernen. Käme er wieder, im civilen Rock, ſo ſei er zum Glaſe Wein geladen. Es wurde manches ernſte, eindringliche Wort geſprochen; manches wird, ſo lange wir noch unter dem Rothſtift leben, nicht das Licht der Welt erblicken. Man fühlt, daß die Cenſur unter dem Einfluſſe der Eiſenbahnen, nicht lange mehr beſtehen kann. Die Gedanken, welche in Breslau vielleicht cenſurwidrig ſind, wurden in Fürſtenſtein den Schweidnitzern mitgetheilt, und was das ſchweidnitzer Localblatt nicht ſagen kann, theilte ein Schweidnitzer uns, ſowie den Freiburgern, den Briegern, den Ohlauern, allen, die aus der Ferne per Dampf dorthin geeilt waren, mündlich mit. Der Dampf iſt das Surrogat der Preßfreiheit. Ein Gaſt aus Berlin, Dr. Lasker, improviſirte nach gegebenen Themen ein Gedicht ſocialer Tendenz, Bezug nehmend auf die armen Weber, welche die Neugierde aus ihren Hütten zu dem Feſte gelockt. Er feierte einen Triumph, welcher der gedruckten Poeſie, von Leuten, wie ſie dort verſammelt waren, nie zu Theil wird. Man bekränzte ihn und trug ihn durch die Menge.

IV.

Aus Prag.

Ein Beſchluß der Stände.

Ehre wem Ehre gebührt. Böhmens Stände haben in dem Poſtulatenlandtage, welcher in den letzten Maitagen nach geſchloſſener Ständeverſammlung abgehalten worden, einen oft beklagten Uebelſtand aus eigenem Antriebe beſeitigt, haben beſchloſſen das poſtulirte Steuerquantum auf den Beſitz der Unterthanen und der Obrigkeiten gleichmäßig zu vertheilen, während früher hier der Bauer, ohnehin wehr- und lieferungspflichtig und mit Frohndienſten beſchwert, ein höheres Procent zur Steuer beizutragen hatte, als der adelige Gutsbeſitzer.

Durch dieſen großherzigen Beſchluß, welchen wir freudig willkommen heißen und als den Anfangspunkt praktiſcher Ständethätigkeit betrachten, wird der Ruſticalſtand Böhmens um beinahe 400,000 fl. C.-M. jährlich in der Steuerlaſt erleichtert, und rühmlich iſt zu erwähnen, daß Fürſt Adolph Schwarzenberg, der meiſtbegüterte Standesherr Böhmens, dem durch jenes Zugeſtändniß eine Steuerlaſt von beiläufig 20,000 fl. C.-M. jährlich zuwächſt, die Maßregel warm bevorwortet und weſentlich zu ihrer Annahme beigetragen hat.

Wir wollen nicht mäkeln mit den Herren Ständen um die Verdienſtlichkeit jenes Entſchluſſes, mögen immerhin die blutigen Ereigniſſe

Digitized by Google

im ſlaviſchen Oſten zunächſt auf die Nothwendigkeit aufmerkſam gemacht haben, den gedrückten Bauer zu erleichtern: das Bedürfniß der Zeit erkennen, traurigen Kataſtrophen durch kluge Zugeſtändniſſe entgegenkommen, bleibt immerhin verdienſtlich und warmen Dankes werth; der Weg der Conceſſion iſt gebahnt und mit Zuverſicht erwarten wir, daß man noch weiter gehe und zunächſt zur Aufhebung der Robot ſchreite gegen billige Ablöſung, um die armen Arbeitsthiere zum Menſchenthum zu emancipiren *).

V.

Notizen.

Literariſches. — Berliner Schriftſteller. — Geſchworenengerichte. — Lieder aus Rom. — Neue Bücher. — Die Franzoſen in Algier. — Die wiener Akademie. — Ein Heldengedicht. — Die k. Akademie der Wiſſenſchaften in Leipzig. — Mnemonik und Geſchichte.

Die Zeitungen bringen uns eine erfreuliche literariſche Nachricht. Die „Europa", welche unter ihrem bisherigen nach Ruhe ſich ſehnenden Redacteur, in den letzten Jahren zu gänzlicher Farbloſigkeit herabgeſunken iſt, wird in kräftigere Hände übergehen. Wie es mit Beſtimmtheit heißt, wird Dr. F. G. Kühne, deſſen Redactionstalent dem literariſchen Publicum noch aus den Zeiten der „Zeitung für die elegante Welt" in guter Erinnerung iſt, die Leitung derſelben übernehmen und zwar bereits vom erſten October an. — Kühne iſt ſeit der Zeit, wo er die Redaction der Eleganten niedergelegt hat, mit dem Publicum in fortwährender Verbindung geblieben, namentlich durch eine Reihe werthvoller Aufſätze und Kritiken, die er abwechſelnd in der „Allgem. Zeitung", den „Grenzboten", den „Blättern für literariſche Unterhaltung", den „Cotta'ſchen Monatsblättern" u. ſ. w. lieferte. Bei der eigenthümlichen Anſchauungsweiſe dieſes Kritikers mochte es manchmal ſich ereignen, daß ſeine Individualität mit dem leitenden Gedanken einer fremden Zeitſchrift, der er ſeine Arbeiten zuwendete, in Widerſpruch gerieth. Um ſo erfreulicher iſt es, daß ſeine Feder nun wieder in einem eigenen, ſelbſtſtändigen Organ vollen ungehemmten Spielraum erhält; das Publicum, wie die Literatur gewinnen dabei.

— Unter dem Titel „Gelehrtes Berlin" iſt vor Kurzem — ein Verzeichniß der im Jahre 1845 in Berlin lebenden Schriftſteller erſchienen. Eine vollſtändige Ueberſicht, heißt es in der Vorrede, iſt bei der ungemein großen Anzahl berliner Schriftſteller faſt unmöglich. Außer den vielen vergeſſenen, ſind namentlich aus dem Verzeichniß alle diejenigen Schriftſteller ausgeſchloſſen, deren literariſche Thätigkeit ſich nur auf Artikel in Tagesblättern beſchränken. Nichtsdeſtoweniger zählt das Verzeichniß vierhundert acht und vierzig Schriftſteller auf. Schlagen wir die übergangenen Tagesſchriftſteller in geringer Anzahl auf 52 an, ſo iſt die Summe von 500 complet. Nach ſeiner neueſten Zählung

*) Um den verſprochenen Aufſatz, ſowie überhaupt um fleißigere Zuſendungen, bittet freundlichſt D. Red.

hat Berlin etwas über **400,000** Einwohner. Hierunter sind weibliche und männliche in ziemlich gleicher Hälfte. Rechnen wir von den 200,000 männlichen Bewohnern die Hälfte Kinder und Jünglinge, so bleiben **100,000** Männer. Somit zeigt es sich, daß in Berlin der zweihundertste Mann ein Schriftsteller ist.

— Den Gegnern der Geschworenen-Gerichte, die kein Argument, und wäre es noch so schwindsüchtig, verschmähen, um gegen die Wünsche deutscher Nation anzukämpfen, können wir ein neues Einwendungsmittel empfehlen. Ein Missethäter, der vor einigen Tagen in Paris zu Kerkerstrafe verurtheilt wurde, schrie, als er sein Urtheil hörte, plötzlich auf: Ja, es ist wahr, ich habe gestohlen, aber die Gerechtigkeit ist ungerecht. Wer sind diejenigen, die mich verurtheilen? Schneider und Handschuhmacher, Fabrikanten und Banquiers, Aerzte und Gutsbesitzer. — Das sind die Leute, aus denen die Geschworenen zusammengesetzt sind. Leute aus allen Ständen, nur nicht aus dem meinigen. Leute, die sich vortrefflich auf Hosen und Hosenträger, auf Maschinen und Wechselbriefe, auf Ackerbau und Wassersucht verstehen. Aber was verstehen diese Leute vom Diebstahl? Die Charte sagt ausdrücklich, daß „jeder Franzose von seines Gleichen gerichtet werden soll" und die Charte wird nur dann erst eine Wahrheit werden, wenn die Geschworenen *für uns* in La Roquette oder in einem sonstigen Bagno gewählt werden. — Ist dieses Argument gegen die Schwurgerichte etwa schlechter als so manches andere? —

— Im Verlag von Alexander Dunker in Berlin ist ziemlich à propos eine Sammlung: „Lieder aus Rom" von Bernhard von *Lepel* erschienen, in der manches Gelungene sich befindet und die namentlich in diesem Augenblicke, wo der römische Stuhl eine Veränderung in der Person des Papstes erhalten, viel Leser finden wird. Unter anderm ist uns „eine römische Volkslegende" aufgefallen, die man dem Geiste der heutigen Römer kaum zutrauen sollte. Sie lautet folgender Gestalt:

Der Herr mit seiner Jünger Zahl
Lustwandelt' durch ein stilles Thal.

Sie trafen einen Esel an
Und bei dem Esel einen Mann.

Dem Mann eine Thräne vom Auge rollt',
Dieweil sein Esel nicht vorwärts wollt.

Auf dem Rücken lag das störrische Thier
Und streckte gen Himmel alle Vier.

Zerbrochen lag rings Korb und Krug,
Und was er sonst an Kram noch trug.

Da fiel der Mann auf seine Knie:
„O Himmel auf mich nieder sieh!

„Sanct Urban, Sanct Sebastian,
„Sanct Benedict und Sanct Stephan,

Digitized by Google

„Sanct Catharin', Sanct Barbara,
„Sanct Agnes, Sanct Cäcilia,

„Madonna! — Laßt es doch geſchehn,
„Daß bald mein Eſel mag aufrecht ſtehn!"

Darauf Petrus alſo ſprach zum Herrn;
So Du es willſt, Meiſter, helf' ich ihm gern.

„Mit nichten," war des Meiſters Befehl;
Deß ſtaunte Petrus in ſeiner Seel'.

Und weiter ſchritten ſie durch das Thal
Und ſah'n einen Eſel abermal;

Und einen Mann, der flucht' und grollt',
Dieweil ſein Eſel nicht weiter wollt'.

Er hieb mit dem Stecken auf das Thier,
Daß die Splitter ſtoben dort und hier.

„Vermaledeiter, fauler Knab'!
„Ich bring', beim Teufel, Dich in Trab.

„Madonna, Hölle, Peſt und Mord!
„Ich trieb' ſchon andre Eſel fort."

Er zerrt' am Zaum ihn, Hals und Ohr
Schon zog er bald ihn dran empor.

Er hieb unbändig auf ihn ein,
Doch träge lag er wie ein Stein

Da Petrus ſprach zum Herren ſo:
Wie ſündig iſt der Menſch und roh!

„Dem helfet" war des Meiſters Befehl;
Des ſtaunte Petrus in ſeiner Seel'.

Da ſprach der Meiſter: „Das wundert Dich?
Wer ſelbſt ſich hilft, dem helf' auch ich."

Wer ſollte bei der indifferenten Maſſe des römiſchen Volkes dieſes verkörperte „aide-toi et le ciel l'aidera" vermuthen? In den letzten Tagen ſcheint man im Kirchenſtaat allerdings ernſter an eine Verbeſſerung der Verhältniſſe zu denken. Da man mit dem Erdolchen einzelner Polizeiagenten nicht weiter kommt und von einem bewaffneten Aufſtand aus Hochachtung vor den nahen öſterreichiſchen Bajonnetten und Kanonen nichts hoffen kann, ſo verſucht man's im friedlichen Wege. Eine Anzahl Notablen aus der Romagna hat an das Conclave eine Bittſchrift gerichtet, um den neuen Papſt zur Einſetzung von Provinzialſtänden zu bewegen. Unter den Hauptunterzeichneten findet ſich auch Freund Roſſini, unſer berühmter, dicker und fauler Othello und Barbiermeiſter. Es muß ſchlimm zugehen, wenn ſogar die Muſiker zu Politikern wer-

Digitized by Google

den und wenn der alte Giachimo, dem die Oper in Paris vergebens Hunderttauſende für ein paar Acte zu Füßen legt, plötzlich in ſeiner Heimath in voller Action auf die politiſche Bühne tritt: „Ecco ridente il cielo!“

— Von Humboldts „Cosmos“ ſind bereits zwei Drittheile des zweiten Bandes gedruckt, und dieſer wird daher unfehlbar noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinen. — Ein anderer zweiter Band, dem wir mit Spannung entgegen ſehen, iſt der von den vortrefflichen „Vorleſungen über die Freiheitskriege“ von J. G. Droyſen. Wir kennen in deutſcher Sprache wenig Bücher, die bei ſo ernſthaftem Inhalt mit ſolcher Eleganz und liebenswürdiger Leichtigkeit geſchrieben ſind. Wir werden gleich nach dem Erſcheinen des zweiten Bandes, der als unter der Preſſe uns angekündigt iſt, auf das ganze Werk in einer ausführlichen Beſprechung zurückkommen. — Um noch einiger anderer zweiten Bände, denen theils das Publicum, theils die Verleger ſelbſt mit Ungeduld entgegen ſehen, zu erwähnen, citiren wir den zweiten Band von Köberle's „Rom unter den letzten drei Päpſten,“ ein Buch, welches, ohne große wiſſenſchaftliche Anſprüche zu machen, dennoch eine Maſſe intereſſanter Details in einem ſehr populären Style geſchickt zuſammenfaßt. Der Verfaſſer, der bekanntlich früher als Jeſuitenzögling in Rom gelebt hat, dürfte, namentlich in Bezug auf das Leben des ſo eben verſchiedenen Papſtes, manches bisher Unbekannte zu bieten wiſſen. — Von Fürſt Pückler's „Rückkehr“ ſollte der zweite Band nicht lange auf ſich warten laſſen, damit er der etwas breiten Expoſition des erſten Bandes zu Hilfe komme und die mannichfache Oppoſition, die gegen dieſen bereits laut wurde, niederſchlage. — Von Achill Vaulabette's „Geſchichte der beiden Reſtaurationen“ (überſetzt von Fink) müſſen wir gleichfalls den zweiten Band abwarten, bevor man ein Urtheil über die eigentliche Tendenz dieſes Buches, das ein zu Tode geſprochenes Thema aufnimmt, fällen kann. — Schließlich fragen wir: Was wird denn endlich aus dem ſeit Jahren verſprochenen Band des Liſt'ſchen Werkes. Die Veränderung, die mit dem „Zollvereinsblatt“ vorgenommen werden ſollen und die dem Redacteur offenbar größere Mühen aufbürden, laſſen befürchten, daß das Erſcheinen dieſes zweiten Bandes mehr als je in den Hintergrund geſchoben iſt.

— Algier iſt wieder „ruhig,“ „beſiegt,“ „erobert“ und Marſchall Bugeaud kehrt wieder heim zu ſeinen Laren. Aber Abd-el-Kader iſt noch immer nicht gefangen, trotz einer Armee von hundert zwanzig Tauſend Mann. Die Stellung der Franzoſen in Afrika iſt die eines Damenſpielers, der zwei Damen hat, während ſeinem Gegner nur eine übrig blieb. Der mit den zwei Damen iſt offenbar im Vortheil, da er aber nicht noch einen kleinen Stein dabei hat, kann es ihm nicht gelingen, die Dame ſeines Gegners zu erwiſchen, die fortwährend die große Linie des Damenbrets hinauf- und herunterzieht; er wird zwar immer im Vortheil ſein, aber er wird die Partie nicht gewinnen.

Digitized by Google

— Man schreibt uns aus Wien: Die Gründung einer Akademie der Wissenschaften, die vielleicht zur Zeit als Leibniz sie beantragte, auf die künftige Hebung der österreichischen Volksintelligenz segensreich eingewirkt hätte, ist in unsern Tagen, wo das Stabilitätsprincip in alle Zweige österreichischer Institutionen eingedrungen, nur ein Spielzeug vornehmer Herablassung zu den Bestrebungen der Gegenwart, mit dem Bewußtsein, daß dadurch dem angebornen Princip nichts vergeben wird, weil man die Macht besitzt, den vornehm begnadeten Gedanken in die engsten Schranken zurückzuweisen. Diese Schranken zeigen sich noch vor der Ausarbeitung und Bekanntmachung der Statuten in conditione sine qua non, daß die Philosophie, „die Wissenschaft der Wissenschaften", keinen Vertreter in dieser Akademie finden darf und alle Verhandlungen, die an ihr Gebiet streifen, streng ausgeschlossen bleiben werden. Wenn man bedenkt, daß der Zweck einer Akademie der Wissenschaften darin besteht dem Staat, dem sie angehört, die schönsten, duftigsten Blüthen des Menschengeistes zu vermitteln, und den seit Baron von Verulam zur Erkenntniß gebrachten innern Zusammenhang aller Wissenschaften der Intelligenz der Nation insoferne zugänglich zu machen, daß es auch in den abstractesten Gegenständen gelehrter Verhandlungen die Verbindung mit den erhabensten geistigen Zwecken der Menschheit erkenne und einen theoretischen fort und fort reifenden Samen in sich aufnehme, so kann man sich einen Begriff machen, welche Auffassung Geschichte und Literatur in einer Akademie, in einer Versammlung von Gelehrten erdulden werden, die sich vor den letzten Consequenzen aller Wissenschaft, vor den sonnigsten Resultaten menschlicher Forschung scheu die Augen verhüllen müssen. Oesterreich erkennt keinen Orzmud und Ahriman, keinen guten und bösen Geist, sondern der Geist überhaupt ist schon vom Uebel und wo man ihm denn doch den Zugang nicht versperren kann, darf er nicht in freien, erquickenden Strömen fließen, sondern von den Faßreifen des Materialismus umklammert durch ein kleines Spundloch eine spärliche Nahrung geben.

Daß die Gründung der Akademie bereits ihre falschen Enthusiasten gefunden hat, ist bei der Gedankenlosigkeit öffentlicher Organe erklärlich. So beging ein wiener Journal die Lächerlichkeit, eine ganze Seite, auf der sich die Nachricht von der Gründung der Akademie befand, roth drucken zu lassen, was, minder kostspielig als der Golddruck des Sun, sich wahrscheinlich eben so festlich ausnehmen sollte, aber ganz andere Deutungen zuläßt, wie etwa, daß einem wiener Journal auch einmal eine Farbe gestattet war. Wir erwarten nun die Statuten. Wenn sich die Akademie nicht von den bestehenden Censurgesetzen eine gewisse Unabhängigkeit in Rede und Schrift erringt, so wäre das Wenige, was sie vielleicht auf spirituellen Gebieten Ersprießliches leisten könnte, schon im ersten Keim unterdrückt.

— In den „Jahrbüchern der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten" (Berlin bei Unger, Jahrgang 1800, Bd. III.) steht ein Gedicht, das betitelt ist und anhebt wie folgt:

Digitized by Google

Patriotische Gefühle beim Geburtsfeste Friedrich Wilhelms des Dritten, des Besten der Könige.

Posen den 3. August 1800.

Suum cuique!

„Unserm braven König weihet
Heut den schönsten Bürgerkranz!
Wer ist hier, den es nicht freuet
Daß durch ächten Kronenglanz
Er sich an die Helden reihet,
Die die Menschheit beneideit?
Sieg in jedes Kampfes Hitze
Dir, der du ihm ähnlich bist,
Edler Corse! den an Frankreichs Spitze
Schon der Mund des Nachruhms küßt."

Diese Zusammenstellung Bonaparte's mit Friedrich Wilhelm dem Dritten ist wohl einzig, und konnte nur in einem einzigen, schwebenden Augenblicke den Anschein der Zulässigkeit haben. Daß dieser Einfall in Berlin unter Zustimmung der Censur gedruckt wurde, zeigt wenigstens, daß die Möglichkeit solcher Auffassung gern zugegeben und der Ausspruch in keiner Art anstößig war. Der Vergleichungspunkt lag darin, daß man den König wie Bonaparte als Hersteller und Ordner des unter der vorausgegangenen Regierung verwilderten und zerrütteten Staates ansah. — Das Gedicht ist ohne Zweifel von dem berühmten Hans von Held.

— Während in Wien, nach Verlauf zweier Jahrhunderte seit Leibnizens Geburtstag, die Idee des deutschen Aristoteles endlich realisirt wurde, ist gleichzeitig in der Geburtsstadt Leibnizens eine königliche Akademie der Wissenschaften errichtet worden. Am 1. Juli wurde die neue Akademie durch die Reden des Ministers von Wiethersheim, des Comthurs Hermann und des Prof. Drobisch eingeweiht. Hatte eine Stelle in der Rede des greisen Hermann, in der er auf sein Alter hinwies, die Zuhörer tief gerührt, so machten die geistreichen, dem Quell echter Freiheit entsprungenen Worte des Professors Drobisch einen mächtigen Eindruck. Man merkte es, daß die Wissenschaft, gepaart mit echtem Liberalismus und Kenntniß der Zeit das Wort führt — und darum mußte die Rede des Professors Drobisch nicht nur die Zuhörer fesseln, sondern sie begeistern, hinreißen.

— Herr Professor Pick, ein Böhme, hat vor den Studenten der leipziger Universität Vorträge über Mnemonik gehalten. Für Geschichte und Statistik ist die mnemonische Methode besonders von Nutzen, und es ist gar oft sehr heilsam, wenn die uneigennützige Lehrerin aus dem Gedächtnisse der Deutschen nicht schwindet.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google